Phys. m. 296 (1

AUS FEUER UND WASSER GERETTET
BEIM GROSSEN BRANDE DER
BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK
IM MÄRZ DES KRIEGSJAHRES 1943

<36632048570019

<36632048570019

Bayer. Staatsbibliothek

Schau-Platz
Vieler
Ungereimten
Meynungen
und
Erzehlungen.

Erſter Band.

Nebſt
einem Regiſter
der vornehmſten Materien.

Berlin, bey AMBROSIUS HAUDE,
1736.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem

Durchlauchtigſten

Fürſten und Herrn,

HERRN

Auguſt Ferdinand,

Königl. Printzen in Preußen,

Marggrafen zu Brandenburg,
Hertzogen in Nieder-Schleſien,
Printzen von Oranien, Neufchatel und Valengin, in Geldern, zu Magdeburg, Cleve, Jülich, Bergen, Stettin, Pommern, der Caßuben und Wenden, zu Mecklenburg, auch in Schleſien zu Croßen Hertzogen, Burggrafen zu Nürnberg, Fürſten zu Halberſtadt, Minden, Camin, Wenden, Schwerin, Ratzeburg, Oſt-Frießland und Möurs, Grafen zu Hohenzollern, Ruppin, der Marck, Ravensberg, Hohenſtein, Tecklenburg, Lingen, Schwerin, Bühren und Leerdamm, Herrn zu Ravenſtein, der Lande Roſtock, Stargard, Lauenburg, Bütow, Arlay und Breda ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Meinem gnädigſten Printzen und Herrn.

Durchlauchtigſter Printz,

Gnädigſter Herr!

Ew. Königl. Hoheit übergebe und widme hiemit unterthänigſt ein Werck, von welchem ich allemahl gewünſchet, daß es ſo nachdrücklich und überzeugend mögte ausgeführet ſeyn, als es ſeinem Inhalt nach wichtig iſt.

Der Aberglaube, welchen ich mir hierinnen zu entdecken und zu wiederlegen vorgenommen, iſt gewiß ein Ungeheuer, für dem man ſich billig entſetzet, und welches von je her unter den Menſchen unſäglichen Schaden angerichtet hat. Solte

man

man wohl glauben können, daß die Menſchen die herrliche Gabe der Vernunft, die ſie von dem höchſten Weſen empfangen haben, ſo ſchändlich mißbrauchen würden? Gleichwohl hat der Aberglaube ſie dahin gebracht, daß ſie die Vernunft, das vortrefflichſte Geſchenck ihres Schöpfers unterdrücket, und bey nahe gäntzlich geleugnet haben.

Man hat Dinge auf die Bahn gebracht, welche einem kaum im Traum wunderlicher vorkommen können, und die von einer verrückten Einbildung unverwerfliche Zeugen ſind. Wenn wir es ſonſt nicht wüſten, daß es unſern Vorfahren nicht an Vernunft gemangelt, ſo würden wir es ſchwerlich glauben, weil ihnen der Aberglaube Dinge eingebildet, die der Vernunft gäntzlich zuwieder ſind. Dieß Uebel rührete daher, weil man ſich dem unverſtändigen Pöbel gleich ſtellete, und ſich nicht getrauete, Dinge zu leugnen und zu verwerfen, die ein allgemeiner Beyfall

 gleichſam

gleichſam zu göttlichen Ausſprüchen gemacht hatte.

Das ſchlimmſte bey dem allen war, daß man den Teufel faſt überall mit ins Spiel mengte. Bald ſtellete man denſelben als einen poßirlichen Taſchen-Spieler und recht kurtzweiligen Geiſt vor, daß er ſich deßen ſelbſt zu ſchämen hatte. Bald dichtete man ihm Erſcheinungen in wunderlichen Geſtalten, ingleichen ſolche niederträchtige Verrichtungen an, die mit ſeinem überſteigenden Ehrgeitz nimmermehr beſtehen können. Man verfuhr noch unverantwortlicher, indem man den Teufel zu einem großen Wunderthäter machte, der es dem allmächtigen Schöpffer gleich thun könte: Es fehlete auch nicht viel, ſo hätte er bey den Menſchen den Zweck erhalten, welcher ihm bey ſeinem Fall für Augen ſchwebte, nemlich ſeinen Stuhl über den Thron des Allerhöchſten erhaben zu ſehen. Solchergeſtalt ſchändete man die Ehre des großen GOttes, da man ihn den

Teufel

Teufel als einen Abgott an die Seite ſetzte, und ſich aus Aberglauben mehr für dieſem als jenem fürchtete.

Da hielt es nicht ſchwer, Geldbringende Drachen, lächerliche Kobolte, fürchterliche Geſpenſter, durch die Luft fahrende, und ſonſt viel vermögende Hexen, nebſt andern unvernünftigen Dingen mehr, zu erdichten. Denn wenn man dabey nur den Teufel nennete, ſo glaubte ſchon jedermann, er müſte der Urheber dieſer und anderer erdichteten Begebenheiten ſeyn, und die Hexen könten durch ſeine Hülfe alles thun, was ſie nur wolten.

Dieß alles mögte noch hingehen, wenn nicht der mit unmenſchlicher Bosheit vermiſchte Aberglauben unſäglich viel Menſchen-Blut vergoſſen, und eine große Menge unſchuldiger Leute, die man für Zauberer hielt, zu der grauſamſten Marter und einem abſcheulichen Tod geliefert hätte. Man kan leicht erachten, wie viel unſchuldig vergoßnes Blut damahls zu dem Richter aller Welt gen Him̃el

 um

um Rache geſchrien, daß kein Wunder wäre, wenn GOtt deswegen gantze Länder und Städte umgekehret hätte.

Man muß ſich auch wundern, daß dieſer Aberglaube ſo allgemein geweſen, und eine geraume Zeit die Herrſchaft hat behaupten können. Er iſt ſchon in dem grauen Alterthum von den blinden Heiden ausgehecket, durch das finſtere Pabſtthum befördert, und auf den höchſten Gipfel erhaben worden. Selbſt die ſeelige Reformation, ſo GOtt ſeiner Kirchen aus Gnaden verliehen, konte ihn nicht gäntzlich tilgen; ſondern er hat ſeit dem ſich bey nahe noch 200 Jahr erhalten, und die Menſchen bezaubert; bis endlich unſere Zeiten ſo glücklich geweſen, daß durch Geſchicklichkeit und reifer Uberlegung einiger ruhmwürdigen Männer demſelben Einhalt gethan worden, welches hoffen läßt, daß er nunmehro bald werde gäntzlich ausgerottet ſeyn. Die gegenwärtige Arbeit hat eben den Zweck, nemlich daß der Aberglaube möge getilget, und

die

die Wahrheit in ihrem Glantze wieder hergeſtellet werden.

Daß aber **Ew. Königl. Hoheit** dieſes geringſchätzige Werck in Unterthänigkeit zuzuſchreiben mich unterſtehe, bitte in hohen Gnaden zu vermercken. Der aufgemunterte und durchdringende Verſtand, welcher ſich bey **Ew. Königl. Hoheit** ſchon in ſo zarten Jahren zeiget, und überall bewundert wird; die recht Königliche Neigungen, die **Ew. Königl. Hoheit** eigen ſind, können uns die wohlgegründete Hoffnung beſtätigen, daß wir in **Dero** höchſten Perſon ein Muſter der Tugend werden zu verehren haben, und einen **Printzen**, der die Zierde ſeines Durchlauchtigſten Hauſes iſt. Eben dieſes hat mich bewogen, **Ew. Königl. Hoheit** das gegenwärtige Werck unterthänigſt zu überreichen, und dadurch die tiefſte Ehrfurcht an den Tag zu legen, welche einem ſo Hoffnungs-vollen

Printzen

Printzen nicht allein ein jeder getreu-
er Unterthan, ſondern auch ein jeder,
der Verſtand und Tugend an Durch-
lauchtigen Perſonen, zu ſchätzen weiß,
ſchuldig iſt.

Der Allerhöchſte kröne Ew.
Königl. Hoheit mit reichem See-
gen, zu Dero zeitlichem und ewigem
Wohlergehen, welches unermüdet
von GOtt bittet, und in tiefſter Ehr-
erbietigkeit wünſchet

Durchlauchtigſter
Printz,
Gnädigſter Herr!

Ew. Königl. Hoheit

Germendorf
den 12 Febr. 1742.

unterthänigſter Knecht
und Vorbitter
Georg Wilhelm Wegner,
Prediger zu
Germendorff und Natzenheide.

Schau-Platz
Vieler
Ungereimten Meynungen und Erzehlungen:
Worauf die unter dem Titul
Der MAGIÆ NATURALIS
So hoch geprieſene
Wiſſenſchafften und Künſte,
Von dem Geſtirn und deſſen Influentz,
Von den Geiſtern, ihren Erſcheinungen und Würckungen,
Von andern natürlichen Dingen, ihren geheimen Kräfften und Eigenſchafften.
Jngleichen
Die mancherley Arten der Wahrſagerey,
Und viel andere fabelhaffte, abergläubiſche und ungegründete Dinge mehr,
Vorgeſtellet, geprüfet und entdecket werden.
Zur Beförderung der Wahrheit
Wie auch
Zum Unterricht und Warnung,
Sich für thörichten Einbildungen und Betrug zu hüten,
eröffnet Von
THARSANDERN.

I. Stück.

Berlin und Leipzig,
Zu finden bey Ambroſius Haude, 1735.

Inhalt.

1) Das groſſe Platoniſche Welt-Jahr.
2) Das groſſe Stuffen-Jahr.
3) Von der Fatelitæt gewiſſer Zahlen und Zeiten.
4) Von gewiſſen Abergläubiſchen Zeiten.
5) Die Fatalitæt gewiſſer Oerter.

Vorrede

Geneigter Leſer!

MAn legt demſelben hiemit den Anfang eines Wercks für Augen, welches künfftig in Form einer Monathlichen Schrifft ſoll fortgeſetzt werden. Jedes Stück wird ohngefehr aus 7 Bogen beſtehen. 8 Dergleichen Stücke machen einen Band, und man gedenckt in 2. Bänden die vorgenommene Arbeit zu Ende zu bringen, deren jeder mit einem tüchtigen Regiſter ſoll verſehen werden.

Damit ich aber zum Voraus etwas von der Abſicht dieſer Arbeit erinnere, ſo wird niemand in Abrede ſeyn, daß Leichtgläubigkeit und Aberglaube als zwey Ungeheuer anzuſehen, welche viel Schaden anrichten; Indem jene die Menſchen betriegt, und ihren Verſtand mit vielen falſchen und ſchädlichen Begriffen, zum Nachtheil der Warheit anfüllet; Dieſer aber ſie entweder zu allerhand thörichten und

theils gottloſen Dingen verleitet, oder in eine vergebene und unnöthige Furcht verſetzet, und dadurch das Gemüth nicht wenig beunruhiget. Es iſt auch kein Zweiffel, dieſe beyde Ungeheuer werden bey vielen noch die Herrſchafft behaupten. Denn die Warheit iſt noch heut zu Tage, da man ihr gleichwohl durch eine vernünfftige Philoſophie ein ziemlich helles Licht aufgeſtecket hat, bey vielen, auch ſo gar Gelehrten, verdunckelt, daß ſie dieſelbige entweder nicht ſehen können, oder nicht ſehen wollen. Vielmehr ſchleppet man ſich mit häufigen Erzehlungen und Meynungen, die nicht den geringſten Schein der Wahrſcheinlichkeit haben, ſondern nur deswegen für wahr gehalten werden, weil ſie alt ſind, und bey vielen Beyfall finden.

Wer jemahls einen Blick in die häufig vorhandene Wunder-Bücher gethan, die von der Natürlichen Magie, geheimen Philoſophie, von den Wahrſager Künſten, und Geiſtern, von der Zauberey / Sympathie und Antipathie, und was dergleichen mehr iſt, handeln wird, wann er vernünfftig urtheilen will, gewahr

gewahr werden, daß alle dieſe geheime Wiſſenſchafften und Künſte ſich bloß mit dem grauen Alterthum, wiewohl zum öfftern nur durch ein falſches Vorgeben ſchützen, in der That aber Leichtgläubigkeit und Aberglauben zum Grunde haben.

Dieſe beyde Ungeheuer habe ich mir in gegenwärtiger Schrifft zu beſtreiten vorgenommen, und lebe der Hoffnung, meine Bemühung werde nicht ohne Nutzen ſeyn. Die Materien, worinn ſie ſich äuſſern, ſind ſo mancherley und verſchieden, daß ich für rathſam befunden, eine jede ins beſondere vorzunehmen, welches dieſen Nutzen haben wird, daß man alles, was dabey erinnert werden kan, bey einander antrifft, und nicht hie und da zerſtreuet erſt zuſammen ſuchen darff. Wann aber gewiſſe Materien miteinander eine Verwandſchafft haben, ſo werde ſie alſo ordnen, daß ſie unmittelbar auf einander, wiewohl unter beſondern Tituln folgen, wie aus den Verzeichniß der Titul, welches ich hier mit einrücke, damit der Leſer zum voraus wiſſe, was man ihn künfftig vortragen werde, abzunehmen iſt.

1) Das groſſe Platoniſche Welt-Jahr.
2) Das groſſe Stuffen-Jahr.
3) Von Fatalitæt gewiſſer Zahlen und Zeiten.
4) Von gewiſſen Abergläubiſchen Zeiten.
5) Die Fatalitæt gewiſſer Oerter.
6) Die Fatalitæt gewiſſer Nahmen.
7) Von der Aſtrologie überhaupt.
8) Von Nativitæt ſtellen.
9) Von den Wetter Prophezeyungen und Erwehlungen.
10) Von den Prodigiis oder Wunder-Zeichen überhaupt.
11) Von den Ominibus und Ahndungen.
12) Von den Todes Vorbothen.
13) Allerhand Blut-Zeichen.
14) Von Cometen, Finſterniſſen und andern Himmliſchen Zeichen.
15) Allerhand wunderbahre Regen.
16) Vom Donner-Keil.
17) Von dem Waſſer über der Veſte.
18) Die mancherley Lufft-Reiſen.
19) Von der Magie überhaupt.

20)

20) Von den verborgenen Eigenſchafften.
21) Von den Geiſtern überhaupt.
22) Von der Hierarchia Cœleſti.
23) Von Schutz-Engeln und Geniis.
24) Von Geſpenſtern.
25) Von Erſcheinung der abgeſchiedenen Seelen und dem Aſtral-Geiſt.
26) Von Kobold und Waſſer-Nixen.
27) Das wütende Heer.
28) Von den Vampyren und ſchmatzenden Todten.
29) Von der Necromantie und bannen der Geiſter.
30) Von Schatz graben und der Spreng-Wurtzel.
31) Von Allraun.
32) Von Alpdrücken, Incubis und Succubis.
33) Von den Wichſel Zöpffen.
34) Allerhand geheime Wahrſager Künſte.
35) Von den Oraclen der Heyden.
36) Von der Chiromantie und Phyſiognomie.
37) Von der Geomantie.

38) Von dem Wahrſagen durchs Looß.
39) Von Auslegung der Träume.
40) Von den Auguriis und Auſpiciis.
41) Von der Onomantie oder Weiſſagung aus dem Nahmen.
42) Von Feuer und Waſſer Proben.
43) Von Amuletis und Anhängſeln, auch Krafft der Characteren und Zeichen.
44) Von der Krafft der Worte überhaupt.
45) Von Seegen ſprechen.
46) Gefrorne und eingeſchloſſene Worte.
47) Die Jüdiſche Cabbula.
48) Von der Zauberey.
49) Von Weer-Wölffen.
50) Von zauberiſchen Kranckheiten und derer Heilung.
51) Von der Transplantatione morborum.
52) Von Hellung der Kröpffe.
53) Von feſt-machen und Gewehr verſagen.
54) Von unſichtbar machen.
55) Von Rieſen und Zwergen."

56)

56) Von Zeugung der Thiere und Pflantzen ohne Saamen.
57) Von der Thiere Vernunfft und Sprache.
58) Von allerhand wunderbahren Thieren.
59) Wunderbahre Heuſchrecken.
60) Wunderbahre Gewächſe.
61) Monſtra und Mißgeburten.
62) Wunderbahre Hörner.
63) Wunderbahre Oerter.
64) Wunderbahre Brunnen und Seen.
65) Wunderbahre Schrifften.
66) Wunderbahre Spiegel.
67) Creaturen die im Feuer leben.
68) Von Geſchlechts Mählern.
69) Mancherley Aberglauben beym Gebet.
70) Von den Steinen, und ihren geheimen Kräfften.
71) Von der Muſic und deren wunderbahren Würckung.
72) Von Zeugung ſchöner Kinder.
73) Vom ewigen Juden.
74) Von den Zigeunern.

75) Der Sonnen Oſter-Tantz.

76) Auferſtehung der Todten bey Cairo in Egypten.

77) Ob der Menſch eine kleine Welt ſey?

78) Von der Arte memoriali artificiali.

79) Von einigen groſsſprecherichten Gelehrten.

80) Allerhand Fabelhaffte, abergläubiſche und ungereimte Dinge untereinander.

Damit man nun nicht auf die Gedancken gerathe, als wenn dieſes Verzeichniß mangelhafft wäre, indem darin nichts von der Sympathie und Antipathie, Pulvere Sympathetico, Waffen-Salbe, Signatura Plantarum, Wünſchel-Ruthe, und andern wunderbahren Dingen mehr gedacht wird, ſo iſt zu wiſſen, daß dieſe Dinge künfftig in einem beſondern Tractat von dem Magnetismo der Cörper, oder derſelben Sympathie und Antipathie, ſollen abgehandelt, und auf gleiche Art, als die übrigen unterſucht werden. Die Alchimie oder Goldmacher

Kunſt verdiente allhier auch eine Stelle, und ich würde ſie hier nicht übergangen haben, wenn nicht bereits davon einen gantzen Tractat von 32. Bogen verfertiget hätte, unter dem Titul: Adeptus Ineptus oder Entdeckung der falſch berühmten Kunſt, Alchimie genannt ꝛc. welchen der Herr Verleger eheſtens zum Druck befördern wird. Solcher geſtalt gedencke nichts vergeſſen zu haben, ſo zu meinen Vorhaben gehört, die Leichtgläubigkeit und den Aberglauben in den vorgegebenen geheimen Wiſſenſchafften und Künſten zu entdecken und zu beſtreiten. Solten mir ins künfftige noch einige Materien vorkommen, oder etwa von jemand gütigſt an die Hand gegeben werden, welche unter den obbemeldten einen Platz verdienen, ſo werde ſie mit zu nehmen unvergeſſen ſeyn. Mir iſt zur Zeit noch kein Autor bekannt, welcher alle dieſe Materien zuſammen ausgeführt hätte (wenn man Thom. Browne Pſeudodoxiam Epidemicam ausnimmt, welcher Autor aber noch lange nicht die Hälffte von den berühmten Materien unterſucht hat) in

eintzeln Stücken iſt die Bemühung vieler Gelehrten zu loben. Ich habe mich ihrer Gedancken nicht ohne Nutzen bedienet, ſie jedoch mehrentheils weiter ausgeführt, und vieles von dem Meinigen hinzugethan, wie es der Augenſchein geben wird. Hat mir ein Autor gute Dienſte gethan, ſo nenne ich ihn in den beygefügten Noten, damit es nicht das Anſehen gewinne, als wolte ich mit fremden Federn prangen. Ich führe auch allemahl die Autores an, deren Irrthümer ich mir zu wiederlegen vorgeſetzt habe. Der Titul dieſes Wercks mögte vielen großprahleriſch ſcheinen, weil ein paar mäßige Octav Bände nicht den Titul eines Schau-Platzes verdienen, als womit nur groſſe und koſtbare Wercke zu prangen pflegen. Jedoch da einige Bücher von der Natürlichen Magie auch dieſen Titul führen, deren gantzer Inhalt hier in der Kürtze geprüfet wird, ſo mag meine Schrifft mit eben dem Recht ein Schau-Platz, als jene heiſſen: Zumahl da hier noch mehr Dinge vorkommen, als man in jenen nicht antrifft. Ich habe mit ſolchem Titul nicht

auf

auf die Gröſſe des Wercks, ſondern deſſen Inhalt geſehen, welcher ſo mannigfaltig iſt, als die Vorſtellungen auf einen Schau-Platz immer ſeyn mögen. Weitläufftigkeit habe ich mit Fleiß und nach Möglichkeit vermieden, damit ein weit ausgedehnter Vortrag dem Leſer nicht verdrießlich fallen, oder gar abſchrecken möchte: Sonſt ſolte es mir gar leicht fallen, an ſtatt 2. mäßigen Octav-Bänden wohl 6. zu lieffern. Unterdeſſen werde doch nichts weglaſſen, was zu einem vollſtändigen Begriff von den fürtragenden Dingen nöthig iſt.

Die Materien, welche ich abzuhandeln fürgenommen, ſind zum Theil ſehr kützlicht, und es iſt darüber bißher viel geſtritten und geſchrieben worden. Ich werde daher in Ausführung derſelben alle Behutſamkeit anwenden, damit ich auf der einen Seite der Leichtgläubigkeit und dem Aberglauben nachdrücklich begegne, auf der andern aber auch der leyder! ſehr eingeriſſenen Frey-Geiſterey nicht das Wort rede. Meine Abſicht gehet nicht dahin, alles, wovon ich handeln werde,

ohne

ohne Unterſcheid zu verwerffen: Sondern wohl bedächtlich das wahre von dem falſchen/ und was ungewiß iſt, von dem, was als gewiß ausgemacht werden kan, zu unterſcheiden, und die Urſachen, warum man etwas vor wahr, oder falſch, gewiß, oder ungewiß zu halten hat, dem Leſer auf eine leichte und begreiffliche Art vor Augen zu legen, damit er ſelbſt ein richtiges Urtheil zu fällen im Stande ſey. Die vielfältig eingemiſchte wunderbahre Geſchichte, Erzehlungen und Meynungen können das Werck anmuthig machen; und das darüber gefällete Urtheil den Nutzen haben, daß man erkenne, wie weit ſolchen Erzehlungen und wunderlichen Meynungen zu glauben ſey, oder nicht.

Würde jemand für nöthig finden, wieder dieſe Schrifft etwas zu erinnern, ſo will ſolches, wann er dazu guten Grund hat, mit Danck erkennen, und kein Bedencken tragen, meine Meynung zu ändern. Auf ungegründete Einwürffe, wenn ſie mit gebührender Beſcheidenheit vorgetragen werden, will ich mich auch

zu

zu antworten nicht entbrechen, weil dadurch die Sachen in ein gröſſer Licht können geſetzt werden. Mit unbeſcheidenen Wiederſachern aber einen Feder Krieg anzufangen, iſt meines Wercks nicht, inſonderheit wann ſie nichts gründliches einzuwenden haben, und niemand wird mir verübeln, wenn ich dazu ſtill ſchweige, und meine Zeit beſſer anwende. An der Fortſetzung dieſes Wercks hat der Leſer nicht zu zweiffeln, weil bereits der vierte Theil deſſelben ausgearbeitet iſt, und zum Abdruck fertig liegt. So GOtt Leben und Geſundheit verleihet, werde in der Arbeit unermüdet fortfahren, damit alle 8 Wochen ein Stück heraus kommen könne. Der Leſer lebe wohl, und bleibe dieſer Arbeit gewogen.

Tharſander.

I.

Das groſſe Platoniſche Welt-Jahr.

DUrch das groſſe Platoniſche Welt-Jahr verſtehet man zuforderſt diejenige Zeit, in welcher die Fix-Sterne am Himmel dergeſtalt ihren Lauff vollenden, daß ſie wiederum an denjenigen Ort gelangen, da ſie vorher geſtanden haben; welches nach der alten, und inſonderheit Ptolomæi Meynung, in 36000. Sonnen Jahren, andere ſetzen gar 49000. Jahre nach der neuern und viel gewiſſern Meynung aber in 25920. Jahren geſchehen ſoll. Es iſt nemlich zu wiſſen, wie alle und jede Fix-Sterne zugleich, wenigſtens den Schein nach, in der Eliptic, oder Sonnen-Bahn, täglich von Abend gegen Morgen 50. Secunden fortrücken, und alſo in 72. Jahren einen gantzen Grad. Denn da zu den Zeiten Hipparchi, welcher noch vor Chriſti Geburt gelebet, die Sonne, wenn ſie im Frühling Tag und Nacht gleich machet, ſich nahe bey den Hörnern des Widders, eines himmliſchen Stern-Bildes befunden; So wird man hingegen zu unſern Zeiten gewahr, daß, wenn ſie

zu

zu ſolcher Zeit Tag und Nacht gleich macht, ſie nicht mehr an dieſem Ort ſtehn, ſondern viele Grad davon gegen Abend zu. Woraus man geſchloſſen, es müſte ſeit Hipparchi Zeiten, 158. Jahr vor Chriſti Geburt, das geſammte Heer der Fix-Sterne ſo viele Grad von Abend gegen Morgen fortgerückt ſeyn, als die Sonne gegenwärtig im Anfang des Gleichtags im Frühling von den Hörnern des Widders abſtehet. Und da die Fix-Sterne von Jahr zu Jahr immer weiter von ſolchem Gleichtags Punct abrücken, ſo müſſen endlich, nach einer geraumen Zeit, die Hörner des Widders wieder in dem Punct zu ſtehen kommen, darinn ſie zu Hipparchi Zeiten befindlich geweſen, und alsdann die Sonne im Frühlings Gleichtag wieder nahe dabey zu ſtehen kommen. Setzet man ferner, daß die Fix-Sterne ſolcher geſtalt in 72. Jahren einen Grad fortrücken, ſo werden ſie, da der gantze Umkreiß des Himmels 360. Grad hat, in 25920. Jahren dieſen ihren Lauff zu Ende bringen.

Insgemein wird ſolches Jahr das Platoniſche Welt-Jahr genennet, von dem bekannten Griechiſchen Philoſopho Platone. Gleichwohl iſt nicht vermuthlich, daß Plato durch das groſſe Welt-Jahr diejenige Zeit ſolte verſtanden haben, in welcher die Fix-Sterne ihren eigenen Lauff um den gantzen Himmel vollenden, weil die Bewegung der Fix-Sterne von Abend gegen Morgen ihm ſchwerlich kan bekannt geweſen ſeyn, als welche erſt in den folgenden Zeiten entdecket worden. So viel iſt gewiß, daß Plato gewiſſe

Revolutiones und Periodos ſtatuirt, nach welchen alles in der Welt zu ſeinem vorigen Stand und Weſen kommen ſolte, wie aus deſſen Timæo zu erſehen. Er hielt nemlich mit allen heydniſchen Weltweiſen die Welt für ewig. Weil ſich aber wieder die Ewigkeit der Welt vieles einwenden läſt, und inſonderheit, daß auf dieſe Weiſe von den Menſchen nicht neues könne erdacht und erfunden werden, was nicht ſchon von Ewigkeit her ſolte erfunden worden ſeyn, deſſen Gegentheil wir dennoch täglich erfahren: So gedachte er dieſer Schwierigkeit damit ab zu helffen, wenn er annahm, es wären von Ewigkeit her nicht immer neue und aber neue Veränderungen vorgegangen, ſondern nach Umlauff einer gewiſſen Zeit käme der vorige und alte Zuſtand der Welt wieder, und dann müſte alles eben ſo ſeyn, geſchehen und vorgehen, wie es in den vorigen Zeiten geweſen und geſchehen iſt. Z. E. Uber 36000. Jahr, oder wie lang man ſonſt die Zeit des groſſen Welt-Jahrs beſtimmt, werde wiederum Plato und Ariſtoteles leben, auch alle die Dinge beginnen, die ſie in ihrem Leben vorgenommen haben, und ſo weiter von allen Dingen in der Welt. Dieſe Meynung Platonis lieſſen ſich auch die Stoiſche Welt-Weiſen gefallen, wiewohl mit einiger Veränderung. Wenn Plato dafür hielt, der alte Zuſtand der Welt käme nach etlichen 1000. Jahren wieder, und es drehete ſich darin alles bloß wie eine Kugel um; So ſetzten hingegen die Stoici es müſte vor Anfang eines neuen Welt Periodi die Welt zuförderſt

derſt ſich von ſelbſt entzünden, verbrennen, und dadurch in ein wüſtes und verwirretes Chaos und Miſch Maſch gerathen, und wenn ſie alſo eine Zeitlang ausgeruhet, daraus aufs neue wieder hervor kommen und entſtehen. Welches alles die Fabel vom Vogel Phœnix andeuten ſoll, welche alſo verzählet wird. Phœnix ein Vogel der ſich in Arabien aufhalten ſoll, iſt in der Gröſſe wie ein Adler, und hat die Geſtalt eines mannigfarbigten Papagoys. Sein Kopff und Hals haben eine glänzende Gold-Farbe, auf dem Haupt trägt er eine Krone, oder Feder-Büſche, die wie Feuer ſcheinen, der Leib und die Federn ſind Purpur-roth, der Bauch blau, und der Schwantz zeigt mancherley ſchöne Farben. Dieſer Vogel ſoll ſehr lange leben, nach Solini Bericht 12000. und etliche 100. Jahr. Wann aber ſein beſtimmtes Alter heran kommt, ſo bauet er ein Neſt, von allerhand koſtbaren und wohlriechenden Gewürtze; welches ſich hernach von den Sonnen-Strahlen entzündet, wodurch er ſelbſt nebſt dem Neſte verbrannt wird. Aus ſeiner Aſche entſtehet erſtlich eine Made, und aus der Made wird endlich ein neuer Phœnix, der nach der beſtimmten Zeit auch wieder verbrennen, und aus deſſen Aſche abermahls ein neuer Phœnix hervor kommen muß. Dieſer Vogel bedeutet die Welt, ſeine mannigfaltig und ſchön gefärbte Federn zeigen die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Dinge in der Welt an. Gleich wie er aber endlich nach einer geraumen Zeit verbrennen, und aus ſeiner Aſche ein neuer Phœ-

nix entſtehen muß; Alſo müſſe die Welt, wie die Stoici vorgeben, nach Ablauff des groſſen Welt-Jahrs, in ſich ſelbſt verbrennen, und aus ihrem Chaos aufs neue gezeuget und hervor gebracht werden. Ob nun gleich dem Plato der beſondere Umlauff der Fix-Sterne vermuthlich nicht bekannt war, ſo wuſte er doch, daß die Planeten am Himmel ihren gewiſſen Umlauff haben, welches ihm Gelegenheit gegeben zu ſchlieſſen: Es müſte nemlich alsdann das groſſe Welt-Jahr zu Ende ſeyn, wenn die Planeten alle zuſammen wieder alſo zu ſtehen kämen, als ſie im Anfang eines neuen Welt Periodi geſtanden. Z. E. Wann im Anfang ſeines Welt-Jahrs die Sonne im erſten Grad des Widders, der Mond im dritten Grad des Stiers, Saturnus im ſiebenten Grad der Zwillinge, und ſo weiter die übrige Planeten in einem gewiſſen Stande am Himmel ſich befunden, oder wohl gar alle miteinander in einem und eben demſelbigen Grad des Himmliſchen Thier Kreyſes; So bildete er ſich ein, es müſte eine Zeit kommen, da die Planeten alle miteinander zu ihren vorigen Stand unter und gegen einander gelangten, und dann wäre eine Revolution der Welt, oder ein groſſes Welt-Jahr zu Ende. So bezeugen auch die Alten ausdrücklich, daß man dabey auf die Planeten, und deren Wiederkehr in ihren vorigen Stand geſehen habe. Und weil endlich die Planeten, wenn ſie einmahl wieder zu ihrem vorigen Stand kommen ſind, ihren Lauff nothwendig auf eben die Weiſe beginnen und fortſetzen

müſten,

müſten, als in den vorigen Zeiten gethan haben; So ſchloß man daraus, es müſte die gantze Welt, und alles was darin iſt und geſchicht, zugleich mit wiederkommen, und ſich alles, wie vorhin, begeben und zutragen. Das iſt wahrſcheinlich der Zuſammenhang der Platoniſchen Philoſophie vom groſſen Welt-Jahr, welches wir nunmehro weiter unterſuchen, und deſſen Ungrund zeigen wollen.

1.) Iſt zu mercken, daß der Umlauff der Fix-Sterne, den man dabey zum Grund annimmt, nicht in der That, ſondern nur den Schein nach geſchehe. Es kan dieſer beſondere Umlauff ſo wenig würcklich geſchehen, als daß der Himmel mit dem ungeheuren Stern-Heer ſich innerhalb 24. Stunden einmahl um unſere Erde bewegen ſolte, wie es ſich gleichwohl anſehen läſt. Denn die Fix-Sterne ſind nicht, wie die Alten geglaubt, am Himmel als einer holen Kugel befeſtigt, ſtehen auch nicht alle in gleicher Weite von der Erden ab, ſondern ſie ſchweben frey im Himmel, gleichwie die Vögel in der Lufft, und ſtehen wunderlich über-und gegen einander her, in ſolcher Weite und Entfernung, die faſt unbegreifflich iſt. Wenn ein Fix-Stern uns auf dem Erd-Boden mit wenigerm Licht erſcheinet, als der andere, viele, wo nicht die allermeiſten, nicht einmahl mit bloſſen Augen, ſondern allein durch die Fern-Gläſer wahrgenommen werden; So iſt die vornehmſte Urſach deſſen nicht, daß einer gröſſer iſt, dann der ander, und daher mehr oder weniger Schein von ſich

 gibt

gibt: Sondern, weil einer weiter von uns abſteht, als der ander. Eben deswegen iſt glaublich, daß über den Fix-Sternen, die wir entweder mit bloſſen Augen oder durch die Fern-Gläſer wahrnehmen, ſich noch andere mehr befinden, die wir auf keine Art jemahls können zu ſehen bekommen. Das gibt einigen Gelegenheit zu muthmaſſen, dieſer groſſe Welt-Bau gehe ins unendliche hinaus, weil darin nichts wiederſprechendes zu finden, daß der unendliche GOtt, zu Bezeugung ſeiner unendlichen Macht, ſolte ein unendliches Werck geſchaffen haben. Solches nun zum Voraus geſetzt, wie dann niemand, der in der Stern-Kunſt ſich ein wenig umgeſehen, es ſo leicht in Zweiffel ziehen wird; So läſt ſich daraus ohnſchwer erachten, daß die vorgedachte Bewegung der Fix-Sterne eine ſchwere, wo nicht gar unmögliche Sache ſey. Da ſie im freyen Himmel ſchweben, ſo ſcheinet es faſt unmöglich zu ſeyn, daß wenn ſie insgeſammt bewegt würden, ſie dabey in einerley Stand und Situation gegen einander verbleiben ſolten, wie wir täglich gewahr werden, daß ſie dieſen Stand im geringſten nicht ändern. Es iſt nicht glaublich, daß ſo viel tauſend, oder gar Millionen groſſe und frey ſchwebende Cörper, als die Fix-Sterne ſind, ohne in Verwirrung zu gerathen, ſich beſtändig alle zuſammen in einem Creyß bewegen ſolten. Zu geſchweigen, wie die Geſchwindigkeit ihrer täglichen Bewegung ebenfalls unbegreifflich ſcheinet. Hiedurch und viel andere Dinge mehr ſind die Copernicaner bewogen worden, denen

Fix-

Fix-Sternen die Bewegung abzuſprechen, und ſie unſer Erde beyzulegen. Nach ihren Lehr-Sätzen kommt die ſcheinbare tägliche Bewegung der Sterne von täglicher Umdrehung der Erde um ihre Axe her, welches weit natürlicher iſt, als daß der gantze Himmel mit den Sternen ſich in 24. Stunden um die Erde bewegen ſolte. Der beſondere Umlauff der Fix-Sterne, welcher das groſſe Welt-Jahr ausmachen ſoll, kommt her von einer gewiſſen Schwanckung der Erd-Axe, wodurch der Gleichtags Punct am Himmel, das iſt, der Durchſchnitt des Æquatoris und der Ecliphic, allmählig von Morgen gegen Abend zu verrückt wird, woher es ſcheinet, als wenn ſich die Fix-Sterne von dieſem Gleichtags Punct immer allmählich gegen Morgen zu weiter und weiter entfernten. Alſo fällt vors erſte der beſondere Umlauff der Fix-Sterne, worauf man das groſſe Welt-Jahr bauen will, mit einmahl hinweg.

2.) Wird es wohl eine unmögliche Sache bleiben, daß die Fix-Sterne nebſt den Planeten jemahls wieder in den Stand gerathen ſollten, darinn ſie ſich einmahl befunden, haben. Welches ich zu erweiſen gedencke: Wenn man unterſuchen will, ob die Planeten zuſamt den Fix-Sternen ihren ehmaligen Stand wieder bekommen können, ſo muß man zuförderſt dazu eine gewiſſe Zeit, Tag, Stunde, Minute, und ſo weiter, ſetzen, oder, welches einerley iſt, einen gewiſſen Grad, Minute, Secunde u. ſ. w. der Sonnen-Bahn, in welchen ſich alsdann die Sonne

befinde, nach deren Lauff wir insgemein die Tage, Stunden &c. ab zu zählen pflegen. Wolte man darauf nicht mit ſehen, ſo bekäme man nicht genau den ehemaligen Stand des Himmels und der Planeten wieder. Denn wenn alle Planeten einen gewiſſen Stand untereinander gehabt, da die Sonne accurat in den erſten Grad des Widders getreten, und eben dieſer Stand käme in den folgenden Zeiten wieder, doch alſo, daß die Sonne nicht in den erſten Grad des Widders zu ſolcher Zeit träte, ſondern etwa in einem andern Grad der Eliphic ſich befünde; So würde ſolcher Stand, in Anſehung der Fix-Sterne, nicht eben der vorige, ſondern ein gantz anderer Stand ſeyn: und folglich wäre das groſſe Welt-Jahr alsdann noch lange nicht um. Demnach hat man nöthig zugleich eine gewiſſe Zeit zu ſetzen, wenn die Sonne in einem gewiſſen Grad, Minute, Secunde &c. ihrer Bahn ſtehet. Wir wollen hier bey dem Gleichtag im Frühling bleiben, wenn die Sonne in den erſten Grad des Widders tritt, und vors erſte nur der Sonnen und des Monds Lauff miteinander vergleichen, ſo werden ſich dabey ſchon unüberwindliche Schwirigkeiten finden. Die Chronologi wiſſen, wie viel es ihnen jederzeit zu ſchaffen gemacht, das groſſe Mond-Sonnen-Jahr auszufinden, das iſt, diejenige Zeit, in welcher eine gewiſſe Anzahl Monden Monathe, welche von einem Neu-Mond biß zum andern gerechnet werden, gantz genau und accurat eine gewiſſe, wiewohl wenigere Anzahl Sonnen-Jahre ausmachet, alſo

daß

daß wenn z. E. zu der Zeit, da die Sonne in den erſten Grad des Widders getreten, der Mond neu geweſen, er zu eben dieſer Zeit wieder neu würde. Ziehet man ein wenig der Chronologorum Schrifften zu Rath, ſo erſiehet man zwar, wie Franciſcus Vieta ein Frantzoſe dieſes groſſe Mond Sonnen-Jahr ziemlich genau entdecket, indem er ſetzet, daß 3400. Julianiſche Sonnen-Jahre, 42053. vorgedachte Monden Monathe ausmachen. (*) Doch fehlet es gleichwohl noch an einer völligen Accurateſſe, ſintemahl der groſſe Aſtronomus Kepler ſchon wahrgenommen, daß ſich dabey ein Unterſcheid von 1. Min. und 19. Secunden befinde. Der Jeſuit Ricciolus urtheilet daher, es würden mehr dann 200000. Sonnen-Jahre erfordert werden, ehe des Vietæ Rechnung um 1. gantze Stunde fehlete. Den ſey wie ihm wolle, ſo iſt zu unſern Vorhaben gnug, wenn auch nur das allergeringſte Theilgen der Zeit daran fehlet. Hamelius in Parte 2. Phyſ. ſpecial. will, Caſſini habe erfunden, daß nach 6039. Sonnen-Jahren wir zu ſolcher Zeit wieder Neu-Mond haben würden, da wir ihn einmahl gehabt: Nemlich, wenn zu der Zeit, da die Sonne in den erſten Grad des Widders tritt, Neu-Mond geweſen, ſo müſte nach 6039. Jahren, zu eben dieſer Zeit der Mond wieder neu ſeyn. Man kan ſich aber auf dieſe Rech-

(*) Beſ. von dieſem groſſen Mond-Sonnen-Jahr Joh. Chriſtoph. Sturmii Matheſ. Juvenil. Tom. II. Scient. Chronol. Sect. 2. c. 4. pag. 508.

nung eben ſo wenig verlaſſen, wo man anders eine genaue Accurateſſe verlangt. Denn da man weder das Sonnen-Jahr, noch auch den Umlauff des Monds, in den allerkleinſten Theilen der Zeit z. E. in Secunden, Tertien, Quarten u. ſ. w. dergeſtalt beſtimmen kan, daß es damit gantz genau eintreffen ſolte, wie denen Aſtronomis ſattſam bekannt iſt, ſo iſt nicht abzuſehen, wie man die Umläuffe der Sonnen und des Monds, ohne darinn den allergeringſten Fehler zu begehen, miteinander vergleichen könne. Vielmehr läſt es ſich anſehen, als wenn die Umläuffe der Sonne und des Monds gegen einander incommenſurabel wären, oder beyde nicht durch ein gewiſſes Maaß, oder gewiſſe Zahlen könten ausgemeſſen und beſtimmet werden. Diß ſoll uns nicht wundern, ſintemahl der Strich oder Linie der Bewegung der Cörper, wodurch die Zeit ausgemeſſen wird, in unendliche kleine Theile getheilet werden kan: Daher muß auch die Zeit ſelbſt unendlich klein und theilbar ſeyn. Und ein ſolch unendliches kleines Theilgen der Zeit, hindert ſchon die Vergleichung der Umläuffe der Sonnen und des Monds. Es iſt auch dabey dergleichen zu vermuthen, weil man noch zur Zeit, den Umlauff der Sonne und des Monds, in den allerkleinſten Theilgen der Zeit, nemlich in Tertien, Quarten und ſo weiter, nicht gantz genau hat beſtimmen können. Uberdem ſind die Aſtronomi nicht einmahl in Beſtimmung der Minuten und Secunden miteinander einig, wodurch meine Muthmaſſung nicht

wenig beſtätigt wird. Eben ſo verhält es ſich mit allen übrigen Planeten, wenn man ihren Umlauff mit den Umlauff der Sonne verglei-chen, und eine Zeit beſtimmen will, darinn dieſer oder jener Planet zugleich mit der Sonne, den ehemaligen Stand am Himmel bekommt. Wel-che Arbeit ohnedem noch keiner von den Aſtro-nomis, meines wiſſens übernommen hat, weil ſie ſehr mühſam iſt, und keinen, oder doch nur geringen Nutzen hat. Nimmt man endlich 3. Planeten z. E. die Sonne, den Mond und den Mars vor, und ſtellet zwiſchen ihnen die obige Vergleichung an, damit man determiniren könne eine Zeit, in welcher ſie wieder zu ihrem vorigen Stand unter und gegen einander am Himmel kommen, ſo wird ſich die Unmöglichkeit dieſer Sache noch deutlicher zeigen. Wir wol-len annehmen, Mars komme in 2000. Sonnen-Jahren, oder was für eine Zahl man ſonſt ſe-tzen will, mit der Sonne in eben den Stand wieder zu ſtehen darinn ſie ehemahls ſich beyde vorher befunden. Nun kommt alsdann der Mond in 2000. Jahren mit dieſen beyden nicht wieder in den vorigen Stand, ſondern mit der Sonne erſt in 6039. Jahren nach Caſſini Rechnung. Wenn aber der Mond wieder ſei-nen vorigen Stand mit der Sonne bekommt, ſo wird der Mars alsdann einen gantz andern Stand am Himmel haben, und ſo auch mit den übrigen Planeten. Wenn man über dem zu-gleich mit auf die Neben-Planeten ſiehet, deren Saturnus 5. und Jupiter 4. hat, ingleichen auch

auf

auf die Bewegung der Haupt-Planeten um ihre Axe mit acht hat, welches nothwendig geſchehen muß, wo der eine Stand der Planeten, dem andern vollkommen gleich ſeyn ſoll, ſo erhellet daraus Sonnenklar, daß die Planeten niemahls wieder zu ihren vorigen Stand unter und gegen einander kommen können. Dieſes muß der berühmte Mathematicus Herr Wolff nicht in Betrachtung gezogen haben, weil er in dem *Mathematiſchen Lexic.* unter dem Titul: *Annus Magnus pag. 90. 91.* ſchreibt: **Da nun nach Verlauff (des groſſen Welt-Jahrs, welches ſeiner Meynung nach aus 25920. Sonnen-Jahren beſtehet) die Welt-Cörper insgeſammt wieder ſo gegen einander zu ſtehen kommen, wie ſie im Anfang deſſelben geſtanden, und die Veränderungen derſelben aus der Beſchaffenheit des Welt-Baues erfolgen; So ſcheinet es einigen glaublich zu ſeyn, daß zu Ende eines ſolchen Jahres, auch die Welt-Cörper wieder in den Zuſtand gerathen, in welchem ſie zu Anfang deſſelben geweſen.** Wie unmöglich es ſey, daß die Planeten, welche allerdings zu den Welt-Cörpern mitgehören, zuſamt den Fix-Sternen, ſo ſolten gegen einander zu ſtehen kommen, als ſie ehemahls geſtanden, mag aus vorhergehenden ohne Mühe erkannt werden. So läſt ſich auch daraus gantz deutlich abnehmen, wie es nach 25920. Sonnen-Jahren nicht geſchehen könne, weil, obſchon nach Verflieſſung dieſer Zeit die Sonne gantz genau wieder zu ihren vorigen

Stand am Himmel kåme, der Mond und die übrige Planeten, ſich alsdann nicht im gleichen Stande mit der Sonne befinden würden, darinn ſie im Anfang dieſes Jahres geweſen. Wir können ſodann nicht wieder Neu-Mond haben, wenn wir ſetzen, daß er im Anfang des Welt-Jahrs neu geweſen ſey, wie es die Berechnung des vorgedachten Mond Sonnen-Jahrs klårlich gibt. Die Aſtronomi muthmaſſen nicht ohne Grund, daß die Fix-Sterne eitel Sonnen ſind, welche ihre Planeten um ſich haben, wie unſere Sonne, ob wir ſie gleich nicht ſehen können. Auch dieſe müſten alle ihren vorigen Stand wieder bekommen, welches bey einer ſo ungeheuren Menge derſelben ſo unmöglich iſt, als wenn die Sand-Körner, derer ein ziemlich Gefåß voll wåre, wenn ſie beſtåndig umgerüttelt würden, jemahls gegen einander ſolten ſo wieder zu liegen kommen, als ſie einmahl gelegen.

3.) Låſt ſich billig fragen, woher Plato wiſſen können, daß, wenn die Welt-Cörper wieder in ihren vorigen Stand gerathen ſolten, auch alle Dinge in und auf ſolchen Welt-Cörpern, nicht weniger auch auf unſer Erde, wieder alſo kommen und geſchehen müſten, als ſie vorher geſchehen ſind? Ich ſehe nicht ab, wie mit Recht eines aus dem andern könne geſchloſſen werden. Will man ſagen, es ſey glaublich, weil die Veränderungen der Welt aus der Beſchaffenheit des Welt-Baues erfolgen: So gilt doch dieſer Schluß nicht von allen Verånderungen und Kleinigkeiten, die ſich z. E. auf unſerer Erde begeben,

geben, und guten theils von dem freyen Willen des Menſchen dependiren. Es würde ſolches mit der Freyheit des Menſchlichen Willens ſtreiten. Woher wiſſen die Stoiſche Welt-Weiſen, daß nach Umlauff einer gewiſſen Zeit die Welt verbrennen, und aufs neue wieder entſtehen ſoll? Es ſind nichtige Gedancken, die keinen Grund haben. Und weil ohne dem unmöglich iſt, daß die Welt-Cörper jemahls wieder in ihren vorigen Stand gerathen ſolten, ſo fallen alle dieſe Träume von dem groſſen Welt-Jahr mit einmahl hinweg.

Zum Beſchluß will ich noch eine kurtzweilige Geſchichte von dieſem groſſen Welt-Jahr beybringen. Zween Studenten reiſeten miteinander, und kamen miteinander in ein Wirths-Hauß, allwo ſie ſich eine Mahlzeit zubereiten lieſſen. Uber dem Eſſen fingen ſie an von dem groſſen Platoniſchen Welt-Jahr zu diſputiren, da denn die Wirthin ihnen mit Aufmerckſamkeit zuhörete. Diß nahm einer von den Studenten wahr, und gedachte ſich ihrer Einfalt zu ſeinen Vortheil zu bedienen. Fieng derohalben an ſie alſo anzureden: Wir ſind Frau Wirthin! arme Studenten, und haben beym Studiren all unſer Vermögen zugeſetzt, daß wir nicht im Stande ſind, was wir verzehret haben zu bezahlen. Unterdeſſen habt ihr aus unſern Diſcours vernommen, wie nach verfloſſenem groſſen Welt-Jahr alle Dinge wieder ſo kommen müſſen und geſchehen, als jetzund: Ihr dürffet demnach nicht zweiffeln, daß, nach Verflieſſung dieſer Zeit, wir

beyde wieder zu euch kommen werden, da wir euch dann mit allen Danck bezahlen wollen. Allein die Wirthin war ihnen zu klug, und antwortete: Ihr lieben Herrn! beſinnet euch nur, daß ihr im vorigen groſſen Welt-Jahr auch bey mir geweſen, und damahls die Zeche ſeyd ſchuldig blieben. So ihr nun dieſelbige voritzt bezahlen werdet, will ich euch gern die heutige biß aufs künfftige groſſe Welt-Jahr borgen. Womit der Anſchlag des Studenten zu Waſſer ward. Die Wirthin hätte auch füglich antworten können: Wenn ihr Herrn! mir die heutige Zeche ſchuldig bleibt, und in künfftigen groſſen Welt-Jahr alle Dinge wieder ſo, als jetzund geſchehen ſollen, ſo habe ich keine Hoffnung alsdann zu meiner Bezahlung zu gelangen: Sondern ihr werdet abermahls, wie voritzt, ſchuldig bleiben. Dieſe Geſchichte ſcheinet zu dem Ende erdichtet zu ſeyn, damit man die Meynung von dem Platoniſchen Welt-Jahr, welche an ſich ungereimt iſt, dadurch auch lächerlich mache.

2.

Das groſſe Stuffen-Jahr.

Die ſo genannten Stuffen-Jahre gehen eigentlich die Menſchen an, und man ſetzt gewiſſe Jahre ihres Alters, welche Stuffen-Jahre genannt werden, und ihnen ſo wohl am Leibe, als Gemüth, wie auch an ihren Gütern ſchädlich und gefährlich ſeyn ſollen; oder ihnen

wenigſtens

wenigſtens allerhand Veränderungen mit ſich bringen. Die Siebente Zahl wird hier zuförderſt zum Grund angenommen, und das 7te Jahr Menſchlichen Alters ſoll die erſte Stuffe ſeyn, worauf er mancherley Gefahr und Veränderung zu beſorgen hat. Die andere Stuffe iſt das 14te Jahr, welches aus 2 mahl 7. entſtehet. Die dritte das 21te, ſo aus 3 mahl 7. entſpringet, und ſo weiter. Auch das 9te, 18te, 27te Jahr, und ſo ferner, welche aus Multiplicirung der 9ten Zahl entſtehen, ſollen dem Menſchen vielerley Veränderungen verurſachen. Wiewohl aus dieſer Leiter und deren Stuffen nicht ſo viel Weſens gemacht wird, als aus der vorhergehenden. Die allergefährlichſten Jahre aber das 49te ſeyn, weil dieſe Zahl aus 7 mahl 7. entſpringet: weiter das 63te, darinn 9 und 7. zuſammen kommen; und endlich das 81te, oder das 9 mahl 9te Jahr. Von dieſem letztern hat man ohnedem nicht Urſach groß Weſens zu machen, weil es an und vor ſich gefährlich genug iſt, und der Menſch der es erreichet, Alters und Schwachheits halber, welche ſolches Jahr nothwendig mit ſich bringt, ſich zum Tode anzuſchicken hohe Urſach hat. Das erſtere, nemlich das 49te kommt auch nicht in ſo groſſe Conſideration als das 63te, welches die gröſte Lebens-Gefahr mit ſich bringen ſoll, indem darinn die Zahlen 7. und 9. zuſammen kommen. Inſonderheit ſoll es den Gelehrten nichts gutes prophezeyen, weil die Alten die Zahl 7. dem Apollo, als Vorſtehern der Gelehrſamkeit, die Zahl 9. aber

den

den Muſen, als ſeinen Beyſitzern, gewidmet haben. Wegen ſeiner Gefährlichkeit heißt das 63te Jahr das groſſe Stuffen-Jahr. Ein Stuffen-Jahr aber nennet man es, weil der Menſch dazu von 7. zu 7. Jahren, oder auch von 9. zu 9. gleichſam Stuffen-weiſe aufſteigt, biß ers endlich erreichet.

Erkundigt man ſich nach der Urſach, warum dieſes Jahr inſonderheit dem Menſchen ſo ſchädlich ſey, und woher man ſolches wiſſen könne; So bekommt man zwar von den Vertheidigern der Stuffen-Jahre Beſcheid und Antwort; Ob ſie aber hinlänglich ſeyn, wird aus folgenden mit mehrern erhellen.

1) Hat man aus den unreinen Qvellen der Welt-Weißheit des über alle Maſſen abergläubiſchen, und dabey betrieglichen Pythagoras angenommen, die 7te Zahl ſtecke voller Geheimniſſe. Pythagoras hielt ſie deshalb für eine heilige Zahl, und es läſt ſich nicht eigentlich ſagen, woher er auf die Gedancken kommen. Vielleicht haben Homerus und Heſiodus ihm dazu Gelegenheit gegeben, die den ſiebenten Tag für heilig halten, welches nach einiger Gelehrten Meynung, aus einer Tradition von dem ſchon im Paradieſe geſtiffteten Sabbath, da GOtt nemlich, weil er am ſiebenten Tage von ſeinen Wercken geruhet, und deswegen den ſiebenten Tag geheiliget, herrühren ſoll. Es läſt ſich aber vielmehr muthmaſſen, daß, weil die Alten, die in der Stern-Kunſt noch nicht gnugſam erfahren waren, dafür hielten, der Mond endige ſeinen

Lauff in 28. Tagen, und würde alſo der Mond nach 7. Tagen, vom letzten Viertel an zu rechnen, neu, nach abermahl 7. Tagen wäre das erſte Viertel, weiter nach 7. Tagen der Voll-Mond, und endlich nach 7. Tagen das letzte Viertel, ſie daher Gelegenheit genommen, den 7ten Tag für heilig zu halten. Wovon unten mit mehrern wird zu gedencken ſeyn. Es iſt aber der Mühe werth, die Gründe ein wenig zu beleuchten, woraus man geſchloſſen, daß die 7te Zahl müſſe voller Geheimniſſe ſeyn. Einmahl nimmt man einen Beweiß von Dingen, die aus der Menſchen freyen Willen herrühren. Z. E. Es wären in der Welt 7. groſſe Wunder-Wercke, oder Wunder-Gebäude, und in Griechen-Land 7. weiſe Meiſter, oder groſſe politiſche Philoſophi geweſen, daher müſte in der 7ten Zahl ein Geheimniß ſtecken. Was das erſte betrifft, ſo können ja die Autores ſelbſt noch nicht einig werden, was für Dinge ſie unter ſolche 7. Wunder der Welt rechnen wollen. Insgemein werden ſie alſo erzehlet. 1) Die Mauer zu Babylon. 2) Das groſſe Bild, oder Coloſſus der Sonnen in der Inſul Rhodus. 3) Die Egyptiſche Pyramiden. 4) Das Mauſoleum. 5) Der Tempel der Göttin Dianæ zu Epheſus. 6) Das Bild Jovis Olympici in Griechen-Land. und 7) Der Pharus in Egypten. Plinius hingegen erzählt ſie gantz anders, und rechnet nicht 7. ſondern mehr dergleichen Wunder-Gebäude. Z. E. das Mauſoleum, die Obeliſcos, Egyptiſche Pyramiden, den Labyrinth, die in der

freyen

freyen Lufft hängende Gärten, den Tempel der Ephesiſchen Dianæ, den flüchtigen Stein, einige Gebäude, worinn kein Nagel befindlich, und ſo weiter. Es iſt auch kein Zweiffel, daß man ihre Anzahl noch weiter vermehren könte, wenn man, wie die Alten gethan, alles hinzuſetzen wolte, was jemahls für Gebäude Wunders-würdig geweſen. Wie läſt ſich aber daraus ſchlieſſen, es müſſe in der 7ten Zahl ein Geheimniß ſeyn. Gleiche Beſchaffenheit hat es mit den 7. weiſen Meiſtern Griechen-Lands: Sintemahl Diogenes Laërtius in dem Leben des *Thales*, der auch einer von dieſen ſieben geweſen, berichtet, es wäre ein groſſer Streit von ihrer Anzahl, und wenn etliche nur 4. zähleten, ſo rechneten andere wohl 10, ja 12. her. Wenn auch die *Autores* in derſelben Anzahl überein kämen, ſo wolte doch der eine dieſe, der ander jene davor erkannt und angenommen wiſſen. Damit man ferner alles herbey ziehe, worinn ſich die Zahl 7. befindet, ſo gedencket man auch der 7. Thore der Stadt Theben, und der 7. Städte, welche ſich um des Homeri Vaterland gezancket haben: Woraus aber ein recht elender Schluß zu machen iſt, daß in der 7ten Zahl ein Geheimniß verborgen ſey. Es kommt mir ſo vor, als wenn ich ſolches daraus ſchlieſſen wolte, weil in meinem Garten ſich 7. Aepfel- und 7. Birn-Bäume befünden, oder weil in einer gewiſſen Stadt 7. Kirchen und 7. Thürme anzutreffen ſeyn. Von den durch der Menſchen Willkühr beſtimmten und angeordne-

ten Dingen, verfällt man weiter auf natürliche Sachen, worinn die Zahl 7. als etwas geheimes befindlich ſeyn ſoll. Erſtlich wird vorgegeben, der groſſe Fluß Nilus in Egypten habe 7. Ausflüſſe, wodurch er ſich in das Mittel-Ländiſche Meer ergießt. Solchen Vorgeben aber wiederſprechen andere. Die accurateſten Geographi haben ehedem mehr als 7. dergleichen Ausflüſſe gezehlet, und die neuere Beſchreibungen von Egypten melden, wie ihrer heut zu Tage weniger dann 7. ſeyn. Weil auch ferner die Alten, wie bekannt, nur 7. Planeten am Himmel gezehlet haben, ſo hat man dieſes auch für einen Beweiß angenommen, es müſte in der Zahl 7. ein Geheimniß verborgen liegen. Das wiſſen aber die heutigen Aſtronomi weit beſſer, ſintemahl ſie in unſern Sonnen-Wirbel nur 6. Haupt-Planeten, nahmentlich den Saturnus, Jupiter, Mars, die Erde (oder an deren ſtatt die Sonne) die Venus und den Mercurius, antreffen. Hingegen aber 10. Neben-Planeten, nemlich 5. um den Saturnus, 4. um den Jupiter, und endlich den Mond, welcher ſich als ein Neben-Planete um unſere Erde bewegt. Noch ungereimter kommt es heraus, wenn man die Gehemniſſe der 7ten Zahl mit den 7. Sternen des kleinen und groſſen Bären, oder mit den bekannten Sieben Geſtirn beſtätigen will. Denn daß ſich ſo wohl in dem Stern-Bild des kleinen, als groſſen Bären, mehr als 7. Sterne finden, lehret der Augen-Schein, und daß das Sieben-Geſtirn aus mehr als 7. Sternen beſtehe, kan ein jeder er-

fahren,

fahren, der nur ein gut Geſichte in die Ferne hat, wie ich dann Leute kenne, welche mit bloſſen Augen 14. biß 15. darinn gezehlet haben. Galilæus aber hat durch die Fern-Gläſer mehr als 40. darinn wahr genommen. Man könte auf gleiche Weiſe in allen Zahlen Geheimniſſe ſuchen, weil es Stern-Bilder giebt, die entweder gantz, oder in ihren Theilen, aus mancherley Anzahl Sterne beſtehen. Was können dann ſolche Dinge erweiſen, zumahl wenn ſie auf einen falſchen Grund gebauet ſind? Jedoch läſt mans bey dieſen angeführten Beweiß-Gründen nicht bewenden, ſondern nimmt die H. Schrifft zu Hülffe, und gedenckt damit der Sache das gröſte Gewichte zu geben. Darinn geſchicht vielfältig der 7ten Zahl Meldung, und wer die daraus angeführte Stellen nur obenhin anſiehet, könte ſich dadurch leicht einnehmen laſſen, dieſer Zahl eine beſondere Krafft zu zuſchreiben. Vors erſte rechnet man hieher den Sabbath, oder 7ten Tag in der Woche, welcher der 7ten Zahl ein groß Anſehen geben ſoll. Denn da GOtt in 6. Tagen alle Dinge erſchaffen, am 7ten aber geruhet, und deswegen auch dieſen Tag geheiligt, und beyde Menſchen und Vieh zur Ruhe beſtimmet habe, ſo müſte die 7te Zahl nothwendig voller Geheimniſſe ſeyn. Allein diß eintzige ſtöſſet ſolchen Schluß gäntzlich um, daß unter den Chriſten ſeit der Apoſtel Zeiten nicht mehr der 7te, ſondern der erſte Tag in der Woche, nemlich der Sonntag, gefeyret und für heilig gehalten wird. Daraus müſte eben ſo wohl

folgen, daß die Zahl 1. geheime und verborgene Dinge in ſich enthalte, weil bey den Chriſten der erſte Tag heilig iſt. Stäcke in der 7ten Zahl ein Geheimniß, warum haben die vom Geiſt GOttes erleuchtete Apoſtel, nicht die Feyrung des 7ten Tages beybehalten, ſondern aus Chriſtlicher Freyheit, an deſſen ſtatt den erſten in der Wochen erwählet? Gleiche Beſchaffenheit hat es mit den Feyer-Jahren des Iſraelitiſchen Volcks, welche Sabbath-Jahre genennet wurden: Da nemlich allemahl im 7ten Jahr das Land ſeine groſſe Feyer dem HErrn feyren, und ſie darinn das Feld weder beſäen, noch ihre Wein-Berge beſchneiden muſten. 3. Moſe 25. 4. Zu dieſer Göttlichen Verordnung, daß nemlich dazu das 7te Jahr genommen ward, hat auſſer Zweiffel der 7te Tag in der Woche, welcher ihnen auch ein Feyer-und Ruhe-Tag war, Gelegenheit gegeben. So wenig aber darinn ein Geheimniß zu ſuchen, ſo wenig kan auch das Sabbath-Jahr zu deſſen Beſtätigung dienen. Was das groſſe Erlaß-oder Jubel-Jahr betrifft, welches nach 7 mahl 7. Jahren gefeyret wurde, ſo gehöret ſolches gar nicht hieher: Indem ihnen nicht das 49, ſondern das 50te Jahr das groſſe Jubel-Jahr war. Welches aus 3. Moſe 25. 10. 11. klärlich erhellet. (*) Zwar finden wir in H. Schrifft vielfältig die 7te Zahl z. E. dem Pharao kamen 7. fette und 7. magere Kühe,

(*) Solches erweiſet auch ausführlich *Reland in Antiquit. Sacr. Veter. Hebraor. Part. 4. Cap. 8. §. 19. Seqq. pag. m. 480.*

he, ingleichen 7. volle, und 7. dünne Aehren im Traume vor. Das war aber der Sache, die dadurch ſolte bedeutet werden, gemäß, weil dadurch 7. gute und fruchtbare, und 7. Miß-Jahre angedeutet warden; Daher hat man hierinn kein Geheimniß zu ſuchen. Wenn ſonſt in der Bibel der 7ten Zahl gedacht wird, ſo iſt wohl zu mercken, daß die alten Hebräer damit eine ziemliche und groſſe Anzahl Sprüch-Worts weiſe angedeutet haben, ohne dabey auf eine gewiſſe und determinirte Zahl zu ſehen. Wie man z. E. bey uns ſagt: Ich habe es ihm wohl 10. oder 100 mahl erinnert: Ich habe ihn darum wohl 10 mahl gebeten, u. ſ. w. Denn gleichwie man damit nicht ſagen will, daß es accurat 10 oder 100 mahl, ſondern nur offt geſchehen ſey; alſo deutet 7. in H. Schrifft nicht eine gewiſſe Zahl, ſondern nur offt und viele an. Man ſchlage deshalb folgende Schrifftſtellen nach: 1. Moſ. 4, 15. 1. Moſ. 33, 3. 3. Moſ. 4, 6. 3. Moſ. 26, 18. 1. Samuel. 5, 2. Pſalm 79, 12. Prov. 24. 16. Prov. 26, 25. Jer. 15. 9. Luc. 11, 26. ſo wird ſich zeigen, daß man die 7te Zahl darinn nicht anders, als durch offt und viel erklären könne und müſſe. Warum aber eben die Zahl 7. erwählet worden, um damit offt und vieles anzudeuten, läſſet ſich ſo wenig ſagen, als warum wir uns in ſolchen Fällen der Zahlen 10. oder 100. bedienen. Die Gewohnheit wird dazu das meiſte beygetragen haben, woraus endlich ein Sprüchwort worden. Wer will aber in Sprüchwörtern ein Geheimniß

niß ſuchen? Andere Schrifftſtellen gedencken auch der 7ten Zahl, aber alſo, daß daraus kein Geheimniß zu machen. So werden Prov. 6, 16. ſieben Dinge erzählet, die dem HErr verhaßt und ein Gräuel ſind. Es läſt ſich aber ohne Mühe erkennen, daß dieſe Zahl daſelbſt nur willkührlich angenommen ſey, ſintemahl ſich weit mehr Dinge anbringen lieſſen, die der HErr haſſet, und woran er einen Gräuel hat. Als dort unſer Heyland mit 7. Broden 4000 Mann ſpeiſete, und davon noch 7. Körbe voll Brocken übrig blieben, Marc. 8, 5. 8. ſo war es ja eine zufällige Sache, daß die Jünger des HErrn eben 7. Brod, nicht mehr oder weniger, bey ſich hatten. Sieben Körbe voll Brocken aber blieben übrig, damit das hiebey geſchehene Wunder-Werck auf einmahl einem jeden in die Augen leuchtete. Weil man kaum mit den 7. Broden dieſe 7 Körbe natürlicher weiſe hätte anfüllen können, ſo konte daraus ein jeder, ohne angeſtellte Rechnung und Uberſchlag mercken, daß dabey GOttes Finger geweſen, indem vielleicht, weil man die Gröſſe der Brode und Körbe nicht genau wiſſen kan, mehr überblieben, als zuvor verhanden geweſen. In denen Prophetiſchen Büchern H. Schrifft kommt mannigmahl auch die 7te Zahl vor, als Zachar. 4, 2. 10. Wann allhier der Prophet erſtlich einen Leuchter mit 7. Lampen ſahe, ſo ward damit auf den Leuchter der Stiffts-Hütte gezielet, welcher ebenfalls 7. Lampen hatte, 2. Moſ. 25, 31. 37. und dadurch angedeutet, daß der Leuchter und GOttes

Dienſt

Dienſt des erſten Tempels ſolte wieder hergeſtellet werden. Drum hat man hier in der 7ten Zahl kein Geheimniß zu ſuchen. Die 7. Augen des HErrn, welche das Land durchziehen, bedeuten die wachſame und beſtändige Vorſorge GOttes, und 7. heißt hier viele, damit man erkenne, wie GOtt die Hut ſeiner Kirche mit vielen, ja unendlichen Augen beſorge, auch weit mehr Dinge überſehe, als etwa die Menſchen mit 2. Augen. In der Offenb. Joh. 1, 4. geſchicht 7. Geiſter Meldung, die vor den Stuhl CHriſti ſind. Man verſteht dadurch nach unſerer Theologen Auslegung den H. Geiſt, dem Jeſa. 11, 2. ins beſondere 7. Gnaden Gaben beygelegt werden. Solches aber bedeutet die Mannigfaltigkeit ſeiner Gnaden Gaben, oder diejenige unendliche Gaben, welche der Menſchlichen Natur CHriſti von der Göttlichen ſind mitgetheilet worden. Alſo bedeutet 7 hier mannigfaltig, viel, und eine unendliche Menge. Johannes ſahe den HErrn JEſum mitten unter 7. Leuchtern, wie er 7. Sterne in ſeiner Hand hatte. Die 7. Leuchter zielen abermahls auf den Leuchter der Stiffts-Hütte mit 7. Lampen, und bedeuten die Kirche CHriſti. Die 7. Sterne aber zielen auf die 7. Chriſtliche Gemeinen, derer nachhero gedacht wird, die dazumahl vor andere berühmt waren. Weswegen ſich auch daraus nicht ein Geheimniß für die 7te Zahl erzwingen läſt. Denn der Leuchter der Stiffts-Hütte hatte 7. Lampen, daher muſte er mit ſeiner 7ten Zahl zum Bild der Kirche Neues Teſtaments dienen.

Und ob gleich damahls 7. Chriſtliche Gemeinen für andern berühmt waren, ſo blieb es doch nicht lange dabey, ſondern das Evangelium breitete ſich an mehrern Orten aus, und es entſtunden weit Volckreichere und berühmtere Gemeinen, als dieſe 7. waren. Endlich kommt die 7te Zahl noch ſehr offt in der Offenb Joh. vor. Allein man findet auch andere mehr darinn, und ſo wenig daraus für die letztere ein Geheimniß zu ſchlieſſen, ſo wenig wird man auch in der 7ten ein Geheimniß zu ſuchen haben.

Dem ohngeachtet laſſen ſich viele Gelehrten das Geheimniß der 7ten Zahl nicht aus den Sinn bringen, ob ſie gleich davon keine tüchtige Gründe anzuführen wiſſen. (*) Sie meynen es ſey Beweiſes gnug, wenn viele vor ihnen ſolches geſagt haben, oder daß eben darum, weil ein Geheimniß verborgen, man es nicht deutlich darthun und erweiſen könne. Dieſe Art zu ſchlieſſen hat vorlängſt ihren Credit verlohren, und thut keinen geſcheuten Welt-Weiſen mehr Gnüge. Vielmehr läſt ſich klärlich zeigen, wie weder in dieſer, nach einer andern Zahl eine geheime und verborgene Krafft ſtecken könne. Die Kräffte der Dinge flieſſen eigentlich nicht aus derſelben Anzahl, ſondern haben einen andern Grund. Wenn 7. Menſchen eine gewiſſe Laſt heben und bewegen können, ſo kommts nicht daher

(*) Hieher rechne ich auch Morhoſium, welcher in polyt. Lit. lib. 1. c. 12. §. 20. ſchreibt: Septenarium omnium μυςικώταζον eſſe nemo neſcit.

her, weil ihrer 7. ſind, ſondern weil 7. willkühr-lich dazu angenommene Perſohnen dieſer Laſt, vermöge ihrer natürlichen Leibs-Kräffte gewach-ſen. Ihre natürliche Leibs-Kräffte ſind die wür-ckende Urſach ſolcher Bewegung, nicht aber daß ihrer gerade 7. Perſonen ſind. Wenn man an ihrer ſtatt 7 andere Perſonen nimmt, die weni-ger Kräffte haben, ſo werden ſie die Laſt wohl liegen laſſen. Erwählet man aber andere an ihrer Stelle, derer Leibes-Kräffte gröſſer ſind, wie dann bekannt, daß ein Menſch ſtärcker ſey als der ander: So werden nicht 7. Perſohnen zu Hebung eben derſelbigen Laſt nöthig ſeyn, ſondern wohl 6 oder gar 5. damit fertig werden. Aus dieſem gegebenen Exempel läſſet ſich ohne Mü-he abnehmen, wie in der 7ten Zahl, zu Ausrich-tung natürlicher Dinge, an und vor ſich, nicht die geringſte Krafft verborgen ſey Daher es auch für eine Thorheit, oder Prahlerey zu ach-ten, wenn Robertus Fluddius (*) ſchreibt: **Er habe einen gelehrten Mann gekannt, der in Krafft der 7ten Zahl, der er ſich dazu als eines *Oraculs* bedienet, viel ſchwere und zweiffelhaffte Fragen aufzulöſen ſich un-terſtanden, auch dadurch von verborgenen, ſo wohl gegenwärtigen, als zukünfftigen Dingen zu weiſſagen.** Ich will endlich die beygebrachte Beweiß-Gründe, wie ſchlecht ſie auch ſeyn, vor die lange Weile gelten laſſen, und

(*) In Hiſtoria Microcoſmi. Tr. 1. ſect. 1. lib. 1. Quem citat Morhoſius in Polyt. lit. lib. 1. c. 12. §. 21.

und zugeben, 7. ſey eine Geheimniß-volle Zahl, mögte aber alsdann gern wiſſen, was man für Urſach habe, ſie deshalb für ſo ſchädlich, und den Menſchen gefährlich auszuſchreyen. Es würde daraus viel eher zu ſchlieſſen seyn, ſie ſey eine der Menſchen glückliche Zahl, welches ich mir, wenn es der Mühe werth wäre, ausführlich dar zu thun getrauete.

2) Die Herrn Artzney-Verſtändige greiffen die Sache anders an, indem ſie ihre ſo genannte Critiſche Tage anführen, und zum theil den Mond, deſſen Lauff, Stand und Veränderung zu Hülffe nehmen. Sie verſtehen durch die Critiſche Tage diejenigen, an und nach welchen es ſich mit des Menſchen Kranckheit, entweder zum Leben, oder zum Tod ändert, oder der Zuſtand des Patienten beſſer oder ſchlimmer wird. Sie wollen aus vielfältiger Erfahrung angemerckt haben, wie bey gewiſſen Kranckheiten, inſonderheit bey Fiebern, nach gewiſſen Tagen, in des Patienten Zuſtand ſich gewiſſe Veränderungen ſpüren lieſſen, woraus man abnehmen könne, ob es ſich zur Beſſerung anlaſſe, oder die Kranckheit gefährlicher werde. Der 4, 7, 9, 11 und 14te Tag, von dem Anfang der Kranckheit zu rechnen, hält man für Tage, welche dergleichen Veränderung mit ſich bringen z. E. In Fleck-auch andern hitzigen und anſteckenden Fiebern, ſollen ſich am 4ten Tage die Flecken äuſſern und ſehen laſſen. Wenn alsdann der Urin dicke wird, und die darinn vorhandene Materie ſich leicht zu Boden ſetzt, daß der Urin oben hell

wird,

wird, ſo ſoll es ein gutes Zeichen ſeyn, und es mit dem Patienten ſich um den 7, 8, und 9ten Tag des Fiebers, mercklich zur Beſſerung anlaſſen. Solche Veränderung der Kranckheit, welche unter andern am 7ten und 9ten Tage geſchicht, hat Gelegenheit gegeben, die Critiſche Tage, als einen Beweiß des groſſen Stuffen-Jahrs, anzuführen. Ich gebe aber jedermann zu bedencken, ob man damit auskommen werde. Die Critiſche Tage ſind ſchon von vielen Medicis in Zweiffel gezogen worden, und man hat Urſach zu glauben, daß ſich die Veränderung der Patienten bey einerley Kranckheit nicht in einerley Zeit einſtellen werde, ſondern nach Beſchaffenheit des Temperaments, mehr oder weniger Perturbation des Geblüts, mehr oder weniger Materie, die das Fieber verurſacht, und dergleichen bey dem eher, bey dem andern ſpäter: Daß man alſo dazu keine gewiſſe Zeit beſtimmen kan. Gleiche Beſchaffenheit würde es auch mit den Stuffen-Jahren haben, und wenn ja in gewiſſen Zeiten der Menſch mancherley Veränderungen unterworffen, würde doch der eine eher als der andere ſolche Wechſel-Jahre erreichen, und folglich keine gewiſſe Jahre dazu können beſtimmt werden.

Einige der Alten nehmen hiebey den Mond zu Hülffe, und wollen aus deſſen Lauff, und Veränderung des Scheins ſchlieſſen, daß der 7te Tag ein Veränderungs Tag, (Dies Criticus,) und das 7te Jahr dem Menſchen ein dergleichen Veränderungs-Jahr ſeyn müſſe. Ihrer

Meynung

Meynung nach endiget der Mond ſeinen Lauff in 28, und alſo in 4 mahl 7 Tagen: Er verändert auch ſein Licht alle 7. Tage. Erſt iſt er neu, nach 7. Tagen iſt das erſte Viertel, nach 7. Tagen wird er voll, und endlich zeigt er uns nach 7. Tagen das letzte Viertel. Wer wolte dann nicht glauben, daß der 7te Tag und Jahr den Menſchen Veränderung bringen, da wir doch alle 7. Tage eine Veränderung am Mond gewahr werden? Man irret ſich gleichwohl ſehr. Denn einmahl endiget der Mond ſeinen Lauff von einen gewiſſen Punct des Himmels an zu rechnen, biß wieder zu demſelbigen, um den gantzen Himmel herum, nicht in 28. Tagen, ſondern in 27. Tagen, 7. Stunden, 43. Min. und 8. Secund. Weiter erreicht er auch nicht die Sonne, und wird nicht wieder neu in 28. Tagen, ſondern vielmehr in 29. Tagen, 12. Stunden, 44. Min. und 3. Secunden, welche Zeit Menſis Synodicus der Erreichungs-Monath genannt wird, wenn hingegen die vorgedachte Zeit, Menſis Periodicus, der Umlauffs-Monath heiſſet. Woraus aber von ſelbſt erhellet, daß von Neu-Mond biß zum erſten Viertel, vom erſten Viertel biß zum Voll-Mond, und ſo weiter, nicht genau 7. Tage verſtreichen, ſondern noch etliche Stunden darüber. Weßwegen der Mond mit ſeinem Lauff und Veränderung uns nicht Gelegenheit geben kan, den 7ten Tag und Jahr für einen Veränderungs-Tag und Wechſel-Jahr zu halten. Wenn man auch die Sache recht erwäget, ſo verändert der Mond ſein Licht alle Augenblick. So lange er

im Zunehmen iſt, nimmt er alle Augenblick zu, und wenn er im Abnehmen iſt, nimmt er alle Augenblick ab. So man ja daraus etwas auf den Menſchen ſchlieſſen wolte, würde es dieſes ſeyn: Der Menſchliche Zuſtand verändere ſich alle Augenblick, wie das Licht des Monds, welches eine ungezweiffelte und unumſtößliche Warheit iſt, wiewohl die beſtändige Veränderung des Menſchlichen Cörpers nicht von den Mond, ſondern aus andern Urſachen her zu leiten iſt. Levinus Lemnius in ſeinem Werck de Occultis Naturæ Miraculis lib. 2. c. 32. will uns recht begreifflich erklären, wie es zugehe, daß in den Stuffen-Jahren ſich bey den Menſchen gemeiniglich Veränderungen und Kranckheiten äuſſern und einfinden, welches ſeinen Bedüncken nach, niemand vor ihm erkläret habe. Er muthmaſſet, daß in einer gewiſſen Anzahl Jahre ſich in den Menſchlichen Cörper viele überflüßige Feuchtigkeiten ſammleten, welche mancherley Kranckheiten verurſachen müſten. Dann die Natur könne endlich dieſe Feuchtigkeiten nicht länger dulden, ſondern ſuchte ſich davon zu entledigen, woraus nothwendig Kranckheiten entſtehen müſten. Warum aber ſolches gemeiniglich im 7ten oder 9ten Jahr geſchehe, davon führet er folgende Urſach an, weil die Menſchen ohne Speiſe und Tranck nicht über 7. Tage leben könten, oder wo ſie ja indeſſen etwas ſehr weniges genöſſen, lebten ſie noch biß an den 9ten Tag. Dieſes wird man ihm ſchwerlich zugeſtehen, ſintemahl es damit nimmermehr bey allen Menſchen gleich eintreffen

kan,

kan, daß ſie ohne Speiſe und Tranck nur 7. Tage leben ſolten. Michelottus (*) erzählt von einem Juden-Mägdchen, welches bey nahe in 2. Jahren keine Speiſe genoſſen, oder ſie doch alſobald wieder von ſich gegeben, auch 10. Monath faſt ohne allen Tranck zugebracht, und dennoch beym Leben geblieben. So gedencket auch Neùhold (**) eines Knabens, welcher ohne die allergeringſte Speiſe und Tranck 3. Wochen überlebt habe. Dergleichen Exempel mehr bey denen Medicis hin und wieder anzutreffen ſind. Man ſiehet auch keine Urſach, warum ein Menſch ohne Speiſe und Tranck nicht länger ſolte leben können, als der andere, da ſie ja nicht alle von einerley Natur und Leibs-Conſtitution ſeyn. Darum iſt es ein nichtiges Vorgeben, und wenn es auch ſeine Richtigkeit hätte, ſo würde dennoch nicht folgen, daß weil dem Menſchen der 7te und 9te Tag gefährlich iſt, ihm auch das 7te und 9te Jahr gefährlich ſeyn müſſe. Daß aber die überflüßige Feuchtigkeiten, die ſich von Zeit zu Zeit im Menſchlichen Leibe ſamınlen, eben allemahl im 7ten Jahre zum Ausbruch kommen ſolten, läſſet ſich noch weniger behaupten. Die Erfahrung ſtimmet damit nicht überein, und man wird Mühe haben, Exempel ſolcher Menſchen auf zu weiſen, welche allemahl ums 7te Jahr in eine Kranckheit verfallen ſeyn. Wenn aber ja einige vorhanden,

(*) v. Acta Erudit. 1726. Menſ. Novemb. pag. 520.

(**) In Exercitat. Clinica de Inundatione Capitis a ſufflaminato refluxu Maris microcoſmici. v. Acta Erudit. 1731. Menſ. April. pag. 165.

verhanden, ſo hat man eben daraus, weil es ſehr wenige ſind, zu ſchlieſſen, daß es aus andern Urſachen herkommen müſſe, die ſich aber nicht allezeit gewiß beſtimmen laſſen.

Es ſcheinet zwar, als wenn Lemnius und viel andere mit ihm, der Zeit überhaupt, oder auch abſonderlich der geſiebenten Zeit, eine geheime und verborgene Krafft beylegen wolten. Dabey iſt zu mercken, daß die Zeit, nemlich die äuſſerliche, wovon allhier die Rede iſt, nichts anders ſey, als ein Maaß der Dinge, die darinn geſchehen und vorgehen, wodurch man beſtimmt, wie lang oder kurtz eine gewiſſe Würckung oder Leyden eines Dinges gedauret habe. Daher kan man der Zeit ſelbſt keine Krafft beylegen, oder ſie nicht als eine Urſache anſehen der Dinge, die ſich darinn zutragen. Die Elle, womit ich etwas ausmeſſe, gibt oder nimmt der Sache, die ich damit meſſe, nichts, ſondern läſt ſie wie ſie iſt, und iſt nur ein Mittel, wodurch ſich die Länge einer Sache beſtimmen läſt. Gleicher Geſtalt trägt die Zeit zu denen Dingen, die darinn geſchehen, nichts bey, ſie giebt oder nimmt ihnen nichts, ſondern beſtimmt nur ihre Dauer, gleichwie die Elle die Länge eines Dings. Was kan die Elle davor, daß eine Schnur juſt 7. Ellen lang iſt, und wegen ſolcher Länge zu dieſem oder jenem Endzweck tüchtig. Was thut die Zeit dabey, wenn etwa nach 7. Jahren ſich bey dem Menſchen eine Veränderung ſolte ſpühren laſſen. Es iſt alſo ohne Grund, wenn man der Zeit ſelbſt eine Krafft beylegen will, und die

Wörter eine geheime und verborgene Krafft, geben ſchon ſattſam zu erkennen, daß man ſelbſt nicht wiſſe, was man damit haben wolle.

3) Der dritte Beweiß-Grund wird aus der Erfahrung genommen, und man gibt uns ein langes Regiſter ſolcher Leute, die in dem groſſen Stuffen-Jahr geſtorben ſeyn. Plato, Ariſtoteles, Diogenes, Cynicus, Xenocrates, Platonicus, Chryſippus, Anaxagoras, Demoſthenes, Hannibal, Scipio, Africanus, Cicero, Virgilius, Salluſtius, Hortenſius, auch der Apoſtel Paulus, ſollen alle im 63ten Jahr ihres Alters verſtorben ſeyn. Weiter unter den alten Kayſern, Claudius, Trajanus, Adrianus, Nerva und Conſtantinus M. In den folgenden Zeiten die Kirchen-Lehrer, Ambroſius, Bernhardus, und Beda Venerabilis. Endlich der Churfürſt Johannes von Sachſen, Fridericus Pfaltz-Graffe am Rhein, Philippus Magnanimus Land-Graff zu Heſſen, Lutherus, Phil. Melanchthon, Juſtus Jonas, Deſiderius, Eraſmus, Spalatinus, und andere mehr, welche alle in 63ten Jahre ihr Lebens-Ende gefunden, und von M. Martin Rinckart (*) angeführet werden. Gewiß, eine ſehr geringe Anzahl Menſchen, daß wenn ihrer auch etliche 1000 mahl mehr wären, man daraus noch lange nicht den Schluß machen könte, es müſſe das 63te Jahr dem Menſchlichen Leben gefährlich ſeyn. Wie viel 1000. und aber

1000.

(*) In Circulo Climacterico Jubilæo, oder ſiebenmahl ſiebenjährigen Stuffen-Circul.

1000. Menſchen haben ſich im Gegentheil nicht gefunden, die ſolches Jahr glücklich überſtanden, ohne darinn einmahl kranck zu ſeyn? Wie viel 1000. Menſchen ſind nicht vom Tode dahin geriſſen worden, ehe ſie das 63te Jahr erreicht haben? Wenn es möglich wäre eine genaue Rechnung zu ziehen, würde ſich finden, daß weit mehr Menſchen auſſer, als in den ſo genannten Stuffen-Jahren ihr Leben eingebüßt haben; drum mag man hierin den Stuffen-Jahren nichts beſonders zuſchreiben. Es gibt auch die tägliche Erfahrung, daß Menſchen von allerhand Alter und Jahren ſterben, und wenn Exempel einen gewiſſen Schluß machen können, ſo iſts eine ausgemachte Sache, es müſten alle Jahre des Alters dem Menſchlichen Leben ſchädlich und gefährlich ſeyn.

Unterſuchet man die angegebene Exempel, ſo ſind viele darunter, die nicht einmahl dazu gehören. Plato iſt nicht im 63. Jahr, ſondern im 81ten ſeines Alters geſtorben, wie Seneca berichtet Epiſt. 58. welcher noch hinzu ſetzt, es hätten einige Magi ihm GOttesdienſt und Opffer gethan, weil er in dem Stuffen-Jahr, wo ſich 9. mit 9. multiplicirt, geſtorben, und deswegen, wie ſie meynten, mehr als ein Menſch geweſen. Er iſt aber auch nicht einmahl im 81ten Jahre geſtorben, ſondern, weil ſein Geburts-Tag auch ſein Sterbe-Tag geweſen, nachdem er das 81te Jahr ſchon zurück gelegt hatte. Von Ariſtotele hält man insgemein dafür, daß er nur 63. Jahr alt worden. Jedoch gibt es ſeines Alters

noch mancherley Schwierigkeiten (*) Geſetzt, er ſey in dem groſſen Stuffen-Jahr verſchieden, ſo haben die Gelehrten ſchon längſt angemerckt, wie er bey vollen Kräfften des Verſtandes, lange Zeit groſſe Blödigkeit des Magens empfunden, daß es alſo ein gröſſer Wunder, wenn er noch das 63te Jahr erreichet, als daß er nicht länger gelebt. Xenocrates hat ſeine Lebens-Zeit nicht bloß auf 63, oder 81. Jahre gebracht, ſondern wie die meiſten unter den Alten berichten, auf 82. Jahre, oder nach einiger Zeugniß noch drüber. (**) Seinen Tod brachte er ſich durch einen Zufall zu wege, indem er bey Nacht ſich an einen Keſſel ſtieß, und dadurch alſo die Stirn verletzte, daß er ſterben muſte. Cicero ſtarb auch eines gewaltſamen Todes, indem ihm auf Befehl Antonii das Haupt abgeſchlagen ward, und zwar, da er ſchon das 64te Jahr ſeines Alters erreicht hatte. Von den übrigen unter den Alten hat man nicht ſo gewiſſe Nachricht, daß man die Jahre ihres Lebens gantz genau ſolte wiſſen können, daher auch nicht groß Weſens daraus zu machen iſt. Vom Nerva lieſet man, daß er 66. Jahr alt worden, und von Trajano, daß er bey nahe 64. Jahr alt worden. Gleicher geſtalt rechnen die meiſten Conſtantini M. Alter auf 66. Jahre, und man erkennet daraus, wie wenig denen Nachrichten zu trauen ſey,

(*) Man findet ſie in Bruckers Fragen aus der *Philoſophi*ſchen Hiſtorie Tom. I. pag. 797.

(**) Vid. Brucker l. c. pag. 695.

ſey, welche die Jahre einiger berühmten Leute unter den Alten auf 63. ſetzen, weil diejenigen dabey einen vermeynten Vortheil ſuchen, welche das groſſe Stuffen-Jahr für ſchädlich und gefährlich ausſchreyen. Ich will von den übrigen angeführten Exempeln nichts weiter gedencken, weil ſie doch, wenn es damit auch ſeine Richtigkeit hat, nicht beweiſen können, daß die Stuffen-Jahre, und inſonderheit das 63. als das allergefährlichſte, dem Menſchen nothwendig Schaden, Unglück und Lebens-Gefahr bringen und verurſachen müſſen.

4) Verdienet noch angemerckt zu werden, wie man in der Rechnung der Stuffen-Jahre ſich nicht einmahl miteinander vergleichen könne. Einige von den alten Medicis, nahmentlich Hippocrates und Galenus, rechnen das groſſe Stuffen-Jahr alſo: Sie wollen aus der Erfahrung haben, daß in 3. Wochen der 20te, und nicht 21te Tag, ein Wechſel-Tag ſey. Alſo auch in 6. Wochen der 40te, und nicht 42te Tag: In 9. Wochen aber der 60te, und nicht 63te. Daraus ſchlieſſen ſie, es müſſe das groſſe Stuffen-Jahr in das 60te Jahr Menſchlichen Lebens fallen. Weil ſie aber ſolcher geſtalt gar zu weit von der ſiebenten Zahl, als worinn vornemlich alle Geheimniſſe ſtecken ſollen, gar zu weit abgehen, ſo will dieſe Meynung dem wenigſten anſtehen. Andere rechnen Z. E. das 7te, 14te u. ſ. w. und auch das 63te Jahr, alſo für Stuffen-Jahre, daß ſie ſagen, es wären ſolche Jahre von Anfang biß zu Ende gefährlich,

und der Geſundheit nachtheilig. Die letztern wollen es am beſten treffen, und halten nicht das 63te und andere Stuffen-Jahre für gefährlich, ſondern vielmehr die darauf folgende Jahre, indem erſt nach Verflieſſung dieſer Jahre ſich die Gefahr recht anheben, und äuſſern ſoll, etwa einige Wochen und Tage hernach. Alſo hätte man eigentlich zu reden, ſich vielmehr für das 8te, 15te, 22te u. ſ. w. wie auch für das 64te und 82te Jahr zu hüten, und in acht zu nehmen. Aus ſo vielerley Meynungen läßt ſich ohnſchwer abnehmen, wie wenig man alle dieſen Vorgeben zu trauen habe. Denn da ſie ſelbſt nicht gewiß ſind, welche Jahre eigentlich für Stuffen-Jahre zu achten, ſo können ſie auch nicht mit Gewißheit ſagen, welche Jahre den Menſchen ſchädlich und unglücklich ſind. Es gibt auch einen Beweiß, daß es mit ihrer Erfahrung, worauf ſie ſich beruffen, nicht allerdings richtig ſey. Wir haben demnach gnugſame Urſachen, die Stuffen-Jahre für eine abergläubiſche und ungegründete Meynung zu erkennen, und dürffen uns dafür im geringſten nicht fürchten. Wenigſtens haben wir nicht mehr Urſach, uns in dieſen, als in andern Jahren zu fürchten, weil ihre Gefährlichkeit vor andern eine leere Einbildung iſt. Die Alten hielten viel darauf, und es iſt aus dem A Gellio bekannt, wie der Kayſer Auguſtus in einem Brieffe an Cajum Nepotem ſeine Freude bezeiget, nachdem er der Gefahr entronnen, und das groſſe Stuffen-Jahr glücklich zurück gelegt hatte. Zu unſern Zeiten

wird

wird dieſer Aberglaube zum theil noch von den Poeten unterhalten, welche ſich der Gelegenheit bedienen, und groſſen Herren nach zurück geleg- tem groſſen Stuffen-Jahr, eben wie Auguſtus ſich ſelbſt, dazu gratuliren, und ſolcher geſtalt ih- re Kunſt zu rechter Zeit, und wo ſie am meiſten gilt, anzubringen ſuchen. Solte ihnen aber allemahl die Antwort werden, welche der Kayſer Maximilianus II. ſeinen Räthen gab, die ihm zu Uberlegung ſeines Stuffen-Jahrs Glück wünſchten: Quilibet Annus eſt mihi Clima- ctericus: Ich halte ein jedes Jahr für mein Stuffen-Jahr; würde mancher mit ſeiner Gra- tulation zu Hauſe bleiben. Zwey Mittel finden ſich, wodurch wir dieſen Irrthum vermeiden können, nemlich die geſunde Vernunfft, und eine unbetrügliche tägliche Erfahrung. Wer von den Stuffen-Jahren mehr Nachricht ver- langt, mag den Salmaſium nachſchlagen, der da- von einen beſondern Tractat in lateiniſcher Sprache geſchrieben, auch in des Browne Pſeu- dodoxia Epidemica ſich Raths erholen; Er wird aus dieſen Scribenten von der Nichtigkeit ſolcher Unglücks-Jahre noch mehr überzeugt werden.

3.
Von der Fatalitæt gewiſſer Zahlen und Zeiten.

Wir haben im gleich vorgehenden Abſatz das groſſe Stuffen-Jahr erwogen, welches mit Recht auch unter die fatale Zeiten gehöret. Das ſoll uns weiter Gelegenheit geben, von andern fatalen Zahlen und Zeiten mit mehrern zu handeln. Vor allen Dingen müſſen wir uns von dem Wort Fatalitæt einem rechten Begriff machen, welches von den wenigſten geſchehen iſt, die zwar von einer Fatalitæt viel daher ſchwatzen, aber ſelbſt kaum wiſſen, was ſie damit ſagen wollen. Fatalitæt kommt her von fatum, welches auf teutſch ein Schickſaal heiſſet, und nach der meiſten Heydniſchen Weltweiſen Auslegung, eine abſolute und unvermeidliche Nothwendigkeit bedeutet, und mit ſich führet: Alſo daß alle Dinge in der Welt diesen nothwendigen Schickſaal unterworffen, und nicht anders geſchehen können, als ſie würcklich geſchehen. Solcher Heydniſchen Meynung zu folgen, würde die Fatalitæt gewiſſer Zahlen und Zeiten darinn beſtehen, daß die Dinge, die in einer gewiſſen Zahl und Zeit ſich befinden oder zutragen, nothwendig alſo, und nicht anders, ſeyn und ſich zutragen könten. Dieſe Fatalitæt iſt eine gantz ungereimte Sache, weil dadurch nicht allein dem Menſchlichen Willen, wovon

die Handlungen der Menſchen dependiren; ſondern auch GOtt ſelbſten, unter deſſen Direction und Regierung alle Dinge in der Welt ſtehen, alle Freyheit benommen wird. Uberdem gibt es auch ein vernünfftiges Fatum oder Schickſaal, welches nichts anders iſt, als eine aus GOttes freyen Willen, nach den Reguln der Weißheit feſtgeſetzte Ordnung, nach welcher gewiſſe Dinge in der Welt nothwendig kommen und geſchehen müſſen. Wovon wir ein Exempel an den Reguln der Bewegung haben, die als eine aus GOttes Willen und Weißheit herrührende Ordnung, nunmehro in Anſehung der Creaturen nothwendig und unveränderlich ſind. Dieſem nach wäre die Fatalitæt eines Dings, eine von GOtt feſtgeſetzte Ordnung, nach welcher es alſo, und nicht anders geſchehen kan. Z. E. Wenn von einer Zeit geſagt wird, ſie ſey dem Menſchen fatal, ſo heißt es ſo viel, ſie müſſe entweder etwas gutes, oder in welchem Verſtand das Wort Fatalitæt gebräuchlicher iſt, nothwendig etwas Böſes bedeuten und mitbringen, weil GOtt es alſo beſchloſſen und geordnet habe. Woraus klärlich zu erſehen, wie eine ſolche Fatalitæt eben ſowohl den freyen Willen des Menſchen aufhebe, als die vorhergehende. So lange man bey bloß Natürlichen Dingen, und derſelben Erfolg bleibt, iſt zwar dieſe Fatalitæt gewiß, und Natürlicher weiſe unveränderlich, und kein Menſch kan ſie umſtoſſen, wie dann bekannt, daß kein Menſch die Reguln der Bewegung umſtoſſen und ändern kan. Ap-

plicirt man ſie aber auf Dinge, die von des Menſchen freyen Willen herrühren, oder dadurch gefördert, oder gehindert werden können, ſo gibt es keine dergleichen Fatalitæt, indem GOtt keine Ordnung gemacht und feſt geſetzet, nach welcher die von freyen Willen des Menſchen dependirende Dinge nothwendig erfolgen müſſen, alſo und nicht anders geſchehen könten. Es ſtreitet ausdrücklich mit der Freyheit des Willens, daß die Dinge, ſo er freywillig vornimmt, ſolten nothwendig und unumgänglich geſchehen müſſen. Wenn wir alſo im folgenden ſolche Dinge antreffen werden, wobey der freye Wille des Menſchen mit interesſirt iſt, ſo folgt von ſelbſt, daß man ſie nicht für fatal halten könne; Welches hier überhaupt zu mercken iſt.

Nunmehro wollen wir einige für fatal gehaltene Zahlen und Zeiten für uns nehmen, und ſie etwas näher beleuchten. Hier wird vors erſte die 7te Zahl nochmahls als eine fatale und beſondere Zahl vorkommen. Es berichtet nemlich Cornelius Agrippa (*) daß das 7te Knäblein, welches gebohren wird, ohne daß ein Mägdlein dazwiſchen ſey, die Krafft habe, durch bloſſes anrühren, oder durch Worte die Kröpffe zu heilen: Und daß ein Mägdlein auf gleiche Art gebohren, ohne daß ein Knäblein dazwiſchen komme, die Geburt trefflich befördern könne. In Heſſen ſoll allezeit der 7te Sohn aus der Hartmanniſchen

(*) Lib, 2, philoſ, Occult. cap. 10.

manniſchen Familie die Krafft haben Kröpffe zu heilen. (*) Das wäre alſo was fatales im guten Verſtand, daß ſolche Krafft dem 7ten Knäblein und Mägdlein, nicht aber den übrigen, allein der Hartmanniſchen Familie, und keiner andern in Heſſen, mitgetheilt würde. Gleichwie aber von weiten her gut lügen iſt, indem man die Warheit von einem weit entferntem Ort nicht ſo bald einholen kan; Alſo läſt ſich auch von Dingen, die ſich ſelten zutragen, viel wunderliches erzählen, weil man es nicht ſo bald durch eine Erfahrung umſtoſſen kan. Und ſolche Beſchaffenheit hat es ſonder Zweiffel mit dem 7ten Knäblein und Mägdlein. Weil dergleichen Art auf vorbeſchriebene Art ſelten gebohren werden, kan man uns von ihrer beſondern Krafft viel vorſchwatzen. Allein wer vernünfftig iſt, wird es ſo leicht nicht glauben, da man davon nicht die geringſte Raiſon geben kan, es auch nicht durch eine unbetrügliche Erfahrung beſtättiget iſt. Peucerus (**) will, es ſey das 7te Jahr mehrentheils dem Hauſe Sachſen gefährlich und unglücklich geweſen. Wovon ſich aber ſchwerlich ein rechter Beweiß anführen läſt. Zwar geht es an, daß man alle 7. Jahr ein Unglück bemercket, ſo etwa dieſer hohen Familie begegnet iſt. Allein vors erſte nimmt man die gantze Familie zuſammen, und wenn einen aus derſelben in ſolcher Zeit ein Unglück begegnet

(*) Welches in Hermann Süders gelehrten Critico Tom. II, C. 5. angeführt wird.

(**) In Comment. de præcip. Divinat. generibus.

net iſt, ſiehet man es als ein Unglück für die gantze Familie an, welches ſich aber nicht allemahl reimen will, indem des einen Unglück, eines andern aus eben dieſer Familie Glück geweſen iſt. Weiter iſt mannigmahl das Unglück, ſo man anführt, ſehr gering, daß man es für ein ſolches kaum erkennen ſolte. Und endlich findet ſich manches Unglück in dieſer Familie, welches für andern merckwürdig iſt, aber, weil es nicht in das fatale 7te Jahr fällt, gar ausgelaſſen wird. Daher läſt ſich leicht erachten, wie das gantze Vorgeben auf ſchlechtem Grunde ſtehe.

Von den Königen in Franckreich haben einige Hiſtorien-Schreiber angemerckt, daß von Ludovico IX. oder Sancto an, allemahl der 7te König in Franckreich geſchlagen und gefangen worden. Dieſer Ludovicus Sanctus ward Anno 1250. von den Seracenen in Egypten geſchlagen und gefangen. Der ſiebente König nach ihm, Johannes ward ebenfalls Anno 1356. von den Engelländern gefangen, nachdem er vorher die Schlacht verlohren. Eben ſo gieng es dem 7ten König nach Johanne, Franciſco I. welcher Anno 1525. in der Schlacht bey Pavia von den Völckern Kayſers Caroli V. gefangen, und nach Spanien geführet ward. Woraus man aber gewiß keine Fatalitæt zu machen hat. Es ſind ja nicht mehr, als 3. Könige in Franckreich, von denen es eintrifft, daß ſie als der 7te in der Ordnung gefangen worden: Und wenn man genau reden will, ſo ſind ihrer nur 2. Denn von Ludovico IX. kan nicht geſagt werden, daß

er als der 7te in der Ordnung gefangen worden, ſondern nur von Johanne und Franciſco I. dieſe 2. Exempel aber können noch lange nicht erhärten, daß allemahl der 7te König in Franckreich müſſe gefangen werden. Denn vor Ludovico Sancto hat man dergleichen nicht obſervirt, welches ebenfalls hätte geſchehen müſſen, wenn ſtets den 7ten König in Franckreich die Gefangenſchafft als etwas fatales begegnen ſolte. So hat es auch nachhero bey Ludovico den XIV. nicht eingetroffen, welcher der ſiebente König in Franckreich nach Franciſco I. geweſen iſt. Er iſt ja niemahls gefangen worden, und hat ſich auch dafür wohl in acht zu nehmen gewuſt. Wäre es etwas fatales, ſo würde er der Gefangenſchafft nicht entgangen ſeyn. Die Liebhaber und Vertheidiger dergleichen Fatalitæten, wiſſen indeſſen doch ſolcher Exception zu begegnen, wenn ſie uns erzählen, wie gleichwohl dieſer groſſe Ludewig bey nahe einmahl hätte können gefangen werden, und zwar Anno 1709. durch den Obriſten Grobendoneck. Denn als dieſer Obriſte von Ryſſel aus, welches die Alliirten damahls inne hatten, mit einem Detachement von 100. Mann ausgegangen war, erhielte er Nachricht, daß der König auf einer Spatzier-Reiſe wäre, und wie er von Verſailles nach Marly gehen, und unterwegens die Madame Mointenon in dem Kloſter zu St. Clud beſuchen wolte, nur von 12. Grand Mousquetairs begleitet. Alſo hätte er leicht von gedachten Obriſten ertappet werden können, wenn derſelbige

ſelbige nur nicht eine halbe Stunde zu ſpäte gekommen, indem ihm der Wegweiſer, den er bey ſich gehabt, einen Umweg geführet, daß er alſo des Königs verfehlen müſſen. Unterdeſſen hatte er 2. Frantzöſiſche Generals von ihren Gütern aufgehohen, und in Riſſel eingebracht, zum Zeichen, wie er Paris ſo nahe geweſen, daß er in 2. Stunden zu Verſailles ſeyn können, wenn er ein ſtärckeres Detachement bey ſich gehabt. (*) Allein welch ein jämmerlicher Schluß es ſey, wenn man a poſſe ad eſſe argumentiren will, iſt bekannt: So iſt auch unter dem was würcklich geſchehen iſt, und was nur geſchehen können, ein Himmel weiter Unterſcheid.

Bey dieſer Gelegenheit muß ich ferner erwähnen, was die beyden Frantzöſiſche Geſchicht-Schreiber Cominæus und Æmilius melden, wie nemlich von Carolo Magno an, die wenigſte Könige von Franckreich über 60. alt worden, oder aufs höchſte nicht über 64. Jahr. Womit ſie ſonder Zweiffel auf das groſſe Stuffen-Jahr zielen, wozu, wie wir im vorhergehenden Abſatz vernommen, von einigen das 60te, von andern das 63. oder 64te Jahr angenommen wird, und ſo viel ſagen wollen, es ſey das Stuffen-Jahr den Königen in Franckreich jederzeit fatal geweſen. Sie

(*) Dieſes wird zu Rettung der vorgedachten Fatalitæt angeführt, in den ſonderbahren und nachdencklichen Prophezeyungen, *Viſionen* und Träumen, die in den jeztlauffenden 1800ten *Seculo* ihren *Periodum* erreichen und vollenden ſollen, gleich im Anfang.

Sie gedencken weiter, daß Ludovicus XI. ſich ſtets für das 60te Jahr ſeines Alters gefürchtet, und vermeynet, es würde und müſte ihm gleich andern ſeinen Vorfahren fatal ſeyn. Wie er denn auch geſtorben, nachdem er nur 15. Tage über ſein 60tes Jahr gelebet. (*) Hieraus läſt ſich abermahls nicht ſchlieſſen, daß das 60te Jahr den Königen in Franckreich fatal ſey, ſintemahl die wenigſten unter ihnen das 60te Jahr erreichet haben. Von dieſen kan man nicht ſagen, daß es ihnen fatal geweſen, indem ſie ihr Alter nicht ſo hoch gebracht haben. Wenn ſie nicht ſo alt worden, wird ihre Leibs-Conſtitution, Lebens-Art und andere Zufälle daran Schuld geweſen ſeyn. Und dieſen Dingen muß man es auch beymeſſen, wann andere im 60ten Jahr geſtorben, nicht aber einer Fatalitæt, welche verurſacht hätte, daß ſie nicht länger leben können. Am bündigſten hat ſolche Meynung der groſſe Ludewig wiederlegt, der ſein Leben nicht nur auf 60. ſondern 77. Jahre gebracht.

Von den Königreichen und Republiquen in der Welt, gibt man ebenfalls vor, wie ſie einen fatalen Terminum und Periodum hätten, daß ſie nicht länger als biß dahin dauren und beſtehen könten; Oder nach deſſen Verflieſſung ſie wenigſtens einer groſſen Veränderung unterworffen wären. Plato und Ariſtoteles haben dafür gehalten (**) daß ſowohl das Quadrat von

(*) Solches führet aus ihnen an Becmann in Hiſt. Orb. Terr. Polit. cap. 3. § 5. pag. 507.

(**) Agripp. Philoſ. Occult. lib. 2. cap. 15.

von 12. nemlich die Zahl 144. wie auch deſſen Cubus, nemlich 1728. den Republiquen ſo fatal und gefährlich ſey, daß wenn ſie nicht ſchon im 144ten Jahr zu Grunde giengen, oder groſſe Veränderung litten, ſo müſte es doch im 1728ten geſchehen, und ſie alsdann wieder in Abnehmen gerathen. Andere halten die 100te Zahl den Reichen und Republiquen für fatal, noch andere die 500te, und ſuchen ihre Meynung durch Exempel aus der Hiſtorie zu beſtättigen. (*) Es wiederlegt ſich aber ſolches alles von ſelbſt, und man kommt mit den angeführten Exempeln nicht fort, weil ſie ſehr gezwungen heraus kommen, und von keiner ſonderlichen Veränderung zeugen, die ſich dabey alle 100. Jahr ſolte zugetragen haben. Uberdem trifft es bey den allerwenigſten Reichen ein, daß ſie alle 100. Jahr eine merckwürdige Veränderungen ſolten erlitten haben. Und ſo es mannigmahl bey einigen zugetroffen, darff man es deshalb nicht für etwas fatales halten. Platonis und Ariſtotelis Vorgeben von dem 144ten und 1728ten Jahr, iſt noch weniger gegründet, weil es mit der Erfahrung nicht übereinſtimmt, und man wird ſo leicht kein Exempel in der Hiſtorie finden, daß ein Reich 1728. Jahr im unverrückten Wohl-Stand ſolte beſtanden ſeyn. Uberhaupt läſt ſich keine gewiſſe Zeit beſtimmen, worinn die Republiquen nothwendig eine Veränderung leiden müſſen,

(*) v. Felix Maurers Amphitheatrum Mag. Univerſ. lib. 14. pag. 636. It. Peuceri Comment. de præcipuis Divinat. generibus fol. 28. p. 2. ſeqq.

müſſen, indem einige länger, einige kürtzer dauren, gleichwie es dennoch auſſer Zweiffel iſt, daß ſie der Veränderung unterworffen ſind. Von dem Königreich Ungarn will man angemerckt haben, daß die Zahl 81. denſelben fatal. Man ſchließt ſolches daraus, weil von der unglücklichen Schlacht mit den Türcken bey Varna, die im Jahr 1444. geſchahe, biß auf eine andere dergleichen unglückliche Schlacht im Jahr 1526. bey Mohacz, 9 mahl 9. oder 81. Jahre verfloſſen. (*) Aber der Beweiß davon iſt gar zu elend. Denn wenn man diejenige Zeit einen Reich für fatal halten wolte, welche von einem Unglück, ſo demſelbigen begegnet, biß auf ein anders verfloſſen, würde der fatalen Zeiten kein Ende ſeyn, ſondern bey nahe alle Zahlen fatal werden.

Der Sonntag Lætare wird in Schleſien und angrentzenden Ländern der Todten-Sonntag genennet, daher ihn auch viele für fatal und unglücklich angeben. Allein wenn man die Urſach ſolcher Benennung höret, müſte man ihn vielmehr für einen glückſeeligen Tag halten, an welchem dieſen Ländern Heyl wiederfahren iſt. Von der Benennung dieſes Sonntags gibt uns Martin Möller (**) folgenden Bericht: Es

E ſind

(*) Solches führet an Hübner in den kurtzen Fragen aus der *Politiſchen Hiſtori. Tom. 4. pag. 806.*

(**) In Praxi Evangeliorum, oder Erklärung und Betrachtung der Evangelien, und zwar in Erklärung des Evangelii. *Qu. 2, pag. 295.*

ſind heute (nemlich Anno 1599) 634. Jahr, da die Predigt des Heiligen Evangelii in Schleſien und Pohlen angangen iſt, und unſere Vorfahren zum Chriſtlichen Glauben ſind bekehret worden. Denn nachdem ſie zuvor in Heydniſcher Blindheit geſtecket, und den ſtummen Götzen gedienet hatten, füget es GOtt, daß der König Mislaus in Pohlen, des Hertzogs Boleßlai in Böhmen Tochter begehrete. Weil aber der Pohlniſche König, unter welchen dazumahl die Schleſien auch gehörig, noch ein Heyde, die Böhmer aber ſchon längſt zu Chriſto gebracht waren, will ihn die Jungfrau nicht haben, es ſey dann, daß er ſich zuvor tauffen laſſe, und ein Chriſt werde. Als nun der König ſolches bewilliget, wird ihm die Jungfrau gen Gnieſen bracht, da zur ſelbigen Zeit das Hoff-Lager war. Ehe ſie ihm aber getrauet ward, läſſet ſich der König in Gegenwart der Braut und ihres Vatern tauffen, und befiehlet, daß man alle Heydniſche Götzen in allen ſeinen Ländern abthun, und den Chriſtlichen Glauben annehmen ſoll. Solches iſt hernach in das Werck geſetzt worden den 7. *Martii*, welcher damahls der Sonntag *Lætare* geweſen, haben die Abgöttiſchen Bilder zubrochen, verbrandt, vergraben, in das Waſſer geworffen, ſich mit Hauffen tauffen laſſen, und mit Freuden den lebendigen GOtt gedienet. Ja meine Seele!

daher

daher kommt die alte Gewohnheit, daß das junge Volck jährlich auf heute den Tod austreibet. Das iſt: Sie richten einen gräulichen Götzen zu, tragen ihn hinaus ins Feld, werffen ihn in den Koth, oder in das Waſſer, und lauffen eilend davon. Nachmahls hauen ſie ein Bäumlein ab, ſchmücken es fein, nennen es den Sommer, und bringen es mit frölichem Geſang herwieder; Anzuzeigen: daß ſie GOtt danckbar ſeyn für die rechte Erkenntniß ſeines Nahmens, ja, daß ſie ſich freuen, daß ſie GOtt von den todten Wercken der Heydniſchen Abgötterey errettet, und zum rechten Baum des Lebens, welcher iſt Chriſtus, geführet, und des ewigen Freuden-Sommers theilhafftig gemacht hat.

Den darauf folgenden Sonntag Judica, nennet der Aberglaube den ſchwartzen Sonntag, weil in der Woche deſſelbigen gemeiniglich gern ein und das andere Unglück geſchehen ſoll; oder wie andere (*) melden, darinn nothwendig ein Menſch eines gewaltſamen Todes ſterben, oder ſonſt zu Schaden komme müſſe, indem alsdann der Satan den Leuten mehr, als ſonſt nachſtelle. Vielleicht hat man dazu von dem Wort Judica, welches Richten bedeutet, Gelegenheit genommen: und weil in dem Evangelio auf dieſen Sonn-

(*) Männling in den *Curioſitäten* der ſowohl in als ausländiſchen Abergläubiſchen Albertäten cap. 9. pag. 217.

tag des gottloſen Richtens und Urtheilens gedacht wird/ ſo die Juden durch Antrieb des Teuffels über unſern Heyland ergehen lieſſen/ ſo daß ſie ihn endlich auch gar ſteinigen wolten/ wird es daher kommen ſeyn/ daß man dem Teuffel/ der auf GOttes Zulaſſen mancherley Unglück anzurichten pflegt/ an ſolchem Sonntag und Woche/ die Gewalt beygelegt/ dergleichen Gericht wieder die Menſchen zu bewerckſtelligen/ und ſie theils in Unglück zu ſtürtzen/ theils gar ums Leben zu bringen. Allein vernünfftige Chriſten wiſſen beſſer/ daß GOtt dem Satan nicht eine gewiſſe Woche/ oder Tage im Jahr beſtimmet habe/ darinn er ihm die Macht über die Menſchen-Kinder zugeſtehet/ ſondern wenn und wie es GOtt gefällt/ und die Menſchen es alſo verdienet haben. Sonſt ſchreibt man noch andern Tagen im Jahr eine gewiſſe Fatalitæt zu/ und hält ſie den Menſchen für unglücklich. (*) Wer darinn gebohren wird/ ſoll nicht lange leben/ oder wo er auch ſchon lange lebte/ es doch in höchſter Armuth geſchehen. Wer an dieſen Tagen kranck würde/ könte ſelten geſund werden. Wer ſich verlobe/ oder Hochzeit mache/ dem gehe es nicht wohl. Wer darinnen reiſe/ komme nimmer ohne Betrübniß zu Hauſe. Kurtz/ alles/ was man an dieſen Tagen anfange/ nehme einen böſen Ausgang. Unter den allen aber/ ſollen der 13/ 14 und 15te Maji die allerſchlimſten und unglück-

(*) Solche Tage erzählet der Länge nach **Männling** l. c. cap. 8. pag. 188.

glückſeeligſten Tage ſeyn. Mir gefällt hievon das Urtheil Buddei (*) welches alſo lautet: Man hat ſchon zu den älteſten Zeiten im Wahn geſtanden, daß einige Tage glücklich, andere aber unglücklich wären. Dann wann die Menſchen mancherley *Idéen* mit einander verknüpffen, welches bey ihnen was gewöhnliches iſt, ſo geſchicht es, daß man der Zeit, worinn ſich etwas zuträgt, zuſchreibt, was gleichwohl aus gantz andern Urſachen herrühret. Und daher kommts, daß die Menſchen denjenigen Tag an welchem ihnen etwas wiedriges begegnet, als eine Urſach vieles Ubels für unglücklich achten, und daraus ſchlieſſen, es müſte ſolcher Tag, wie er jährlich wiederkommt, auch allemahl unglücklich ſeyn. So betriegen ſich die Menſchen in ihren Schlieſſen, wenn einmahl der Aberglaube bey ihnen eingewurtzelt iſt.

Endlich hat man noch beſondere Tage angemercket, die einer gewiſſen Perſon fatal geweſen, und theils Glück, theils Unglück gebracht haben. Alexander M. ſoll den 6ten April gebohren ſeyn, an demſelbigen Tage Darium überwunden, und auch ſein Leben beſchloſſen haben. Es wird hinzugeſetzt, daß an ſolchem Tage der Tempel der Dianæ zu Epheſus abgebrannt, zu einer Vorbedeutung des Kriegs-Feuers, welches

(*) In Theſibus Theolog. de Superſtitione cap 9. § 6. in Not. pag. 752.

Alexander in Aſien angezündet, wodurch viele Städte und Länder verwüſtet und verheeret worden. Eben an dieſem Tage ſollen auch ehedem die Perſer von den Griechen zu Waſſer und Lande ſeyn überwunden worden. So wird auch von dem Römer Pompejo M. berichtet, er ſey den 30. Septembr. gebohren, habe an dieſem Tage wegen der in Aſien befochtenen Victorien triumphirt, und endlich ſey er auch den 30. Septemb. in Egypten umgebracht worden. Das alles, und inſonderheit wenn Leute an ihrem Geburths-Tag ſterben, wo es anders mit der Erzählung ſeine Richtigkeit hat, muß man vielmehr einem Zufall zuſchreiben, als für etwas ſonderbares und fatales ausgeben. Der Menſch muß ja ſterben, das iſt gewiß: Er muß auch an einem gewiſſen Tag ſterben. Nun müſte es wunderlich zugehen, wenn bey ſo viel 1000. Menſchen, die jährlich ſterben, es ſich nicht zutragen ſolte, daß einer oder der andere darunter juſt auf ſeinem Geburths-Tag, oder gar in der Stunde, da er gebohren worden, ſtürbe. Was iſt alſo daraus zu machen, wenn es geſchicht? Eben ſo viel, als wenn jemand an einem andern, und nicht ſeinem Geburths-Tag ſtirbt.

Anhang
Vom Kehrbergiſchen Wunder-Kinde.

Von dieſem Kinde, welches viel Wunder-Curen ſoll verrichtet haben, iſt in den jetzt lauffenden 1734. Jahr allenthalben viel Redens geweſen, zumahl da von allen Enden und Orten ſich unzehlich viel Leute einfunden, welche in ihrer Kranckheit bey demſelben Hülffe ſuchten. Das Kind hieß Johann Ludewig Hohenſtein, war 3. und ein halbes Jahr alt, und deſſen Vater ein Schmidt in Kehrberg, einem Dorffe nahe bey Pritzwalck, welches den Herrn von Winterfeld zugehöret. Weil es der ſiebente Sohn ſeiner Eltern war, hat ſolches Gelegenheit gegeben, ihm die Krafft Kranckheiten auſſer ordentlicher Weiſe zu heilen, beyzulegen, und deſſen Eltern haben ſich dieſes irrigen Wahns, womit viele Leute angeſteckt ſind, zu ihrem nicht geringen Vortheil zu bedienen gewuſt. Wie ſie dann dadurch viel Geld zuſammen gebracht, obgleich die Patienten nur ein geringes Artzt-Lohn entrichteten. Biß endlich dem jungen Medico das Handwerck geleget, und er in ein Wayſen-Hauß gebracht ward. Seine Curen verrichtete dieſer Knabe, ſonder Zweiffel auf Angeben der Eltern, durch Anrühren, ſtreichen, und anhauchen, ja das Waſſer, worin er ſich gewaſchen, muſte eine köſtliche Artzney wieder alle Gebrechen

brechen ſeyn: Man verkauffte es den Patienten, die ſich nicht ſcheueten es zu trincken.

Ich will hier nicht unterſuchen, wie weit dieſem Kinde ſeine Curen geglücket ſeyn, ſondern nur melden, wie ich viel Perſonen kenne, welche ſich deſſen Cur bedienet, aber ohne die geringſte Wirckung, indem ſie ſo kranck und gebrechlich wieder zurück kommen, als ſie hingereiſet waren. Es ſind 2. Gründe verhanden, aus welchen ſich die vorgegebene Wunder-Krafft des Kindes herleiten läſt. Der 1) iſt, daß er der 7te Sohn ſeiner Eltern, von welchem ſo gar gelehrte Leute glauben, daß er allerhand Kranckheiten heilen könne; Ich habe davon im kurtz vorhergehenden Abſatz etwas angeführet. Wer mehr zu wiſſen verlangt, mag Bungi Tractat de Myſteriis Numerorum nachſchlagen. Fragt man aber nach der Urſach, warum eben dem 7ten Sohn ſolches Vermögen eigen ſey? ſo weiß man keine andere an zu geben, als daß dieſe Zahl voller Geheimniſſe ſey. Ich weiß aber in der That nicht, was man damit eigentlich ſagen will, wenn man in den Zahlen ein Geheimniß ſuchet, glaube auch gäntzlich, daß die ſo es vorgeben, eben ſo wenig wiſſen. Zwar läſſet ſich wohl unter den Zahlen ein Geheimniß verſtecken, wie bekannt iſt, daß man damit auf verborgene weiſe ſchreiben könne, daß es nicht leicht zu leſen. Auf gleiche weiſe lieſſen ſich auch andere Dinge unter den Zahlen verſtecken, alſo daß ſie daher eine geheime, wiewohl willkührliche Bedeutung bekämen, wovon die Arithmetica Dyadica des Herrn

von

von Leibnitz, (wodurch er den Sineſern den Schlüſſel ſoll gegeben haben zu einigen Geheimniſſen ihres älteſten Königs und Welt-Weiſen Fohy, den ſie vor vielen Jahren verlohren gehabt,) ein Exempel geben kan. Ich ſage mit Fleiß, die Zahlen könten eine willkührliche Bedeutung haben, und bin deswegen von der Meynung weit entfernet, daß ſie wegen ihrer Natur und Beſchaffenheit eine geheime Bedeutung vor andern haben ſolten. Will jemand ein Kenner der Geheimniß-vollen Zahlen ſeyn, ſo beweiſe er ſeine Kunſt, und gebe eine gründliche Raiſon, warum man einer Zahl vor der andern eine geheime Bedeutung bey zu legen habe. Man hat ſich mit der 7ten Zahl ſehr zermartert, und ihr beynahe unter allen Geheimniß-vollen Zahlen den Vorzug eingeräumet: Es mangelt aber an tüchtigen Beweiß-Gründen, wie ich im 2ten Abſatz klärlich dargethan habe. Indeſſen will ich zugeſtehen, die 7te Zahl habe eine natürliche geheime Bedeutung; Wird aber daraus folgen, daß eben dieſe Zahl eine geheime Krafft und Würckung habe, wie es in dem Fall ſeyn müſte, wenn allein der 7te Sohn, und kein ander, das Vermögen Kranckheiten zu heilen haben ſolte? Die Kräffte und Vermögen eines Dings rühren nicht daher, daß eines in einer gewiſſer Ordnung das 7te iſt, ſonſt müſte unter den Obſt- und andern Bäumen, die in einer Reihe gepflantzt ſtehen, der 7te allemahl mehr Früchte, als die andern tragen: Oder ein Menſch, welcher von einem gewiſſen Stamm-Vater an zu

rechnen, in der Generation der 7te iſt, mehr Kräffte und Tugenden beſitzen, auch mehr Preißwürdige Thaten verrichten, als etwa ein anderer in dieſer abſteigenden Linie. Allein man hat dergleichen noch niemahls angemercket, darum muß in der 7ten Zahl keine beſondere Krafft und Würckung ſtecken 2) könte man auf die Gedancken kommen, daß GOtt nach ſeinem verborgenen Rath und Willen allemahl dem 7ten Sohn auſſer ordentlicher weiſe die Krafft beylegte, Krancke und Gebrechliche geſund zu machen, gleichwie man ehedem glaubte, daß die Könige von Franckreich und Engelland die beſondere Krafft Kröpfe zu heilen von GOtt empfingen. Dergleichen Vorgeben riechet nach dem Pabſtthum, worinn man ſich noch die Gabe Wunder zu thun anmaſſet, ob es gleich damit lauter Betrug und Einbildung iſt. Wer iſt unter den Menſchen im Stande, uns von GOttes geheimen Rath und Willen Nachricht zu geben? Welchen wir bloß aus der heiligen Schrifft lernen, oder aus dem Erfolg der Dinge ſchlieſſen müſſen. In H. Schrifft finden wir weder Verheiſſungen noch Exempel, daß GOtt ſich in Austheilung ſeiner Wunder-Gaben an gewiſſe Perſonen, dergleichen hier der 7te Sohn iſt, binden wolle, oder gebunden hätte, ſondern er theilt ſie aus, wenn und wie er will. Aus den Erfolg aber liegt zur Zeit der Göttliche Wille noch nicht klar gnug am Tage, weil noch niemand mit gnugſamen Zeugniſſen dargethan, daß allemahl der 7te Sohn die Krancken durch bloſſes Anrühren

rühren 2c. ſolte geheilet haben. Herr *A.* Spieß *Guarniſon* und Land *Medicus* in der Prignitz, welcher eine Nachricht von dieſem Kehrbergiſchen Wunder-Kinde heraus gegeben, gedencket pag. 21. eines Cunoiſchen 7ten Schmidts Sohn, welcher aber gleiche vermeynte Wunder-Wercke, als der Kehrbergiſche, nicht præſtiren können. Woraus offenbar iſt, daß GOttes Wille nicht ſey, allemahl dem 7ten Sohn die Gabe geſund zu machen, mit zu theilen. Vielleicht werden ſich andere finden, welche, da ſie noch Zeichen und Wunder erwarten, ſich einbilden, GOtt habe dieſes Kind mit der Wunder Gabe ausgerüſtet, nicht eben darum, weil es der 7te Sohn iſt, ſondern damit er ſeine Macht bezeugte, und die böſe Welt aus ihrem Sünden-Schlaff ermunterte, oder was man ſonſt für eine andere Göttliche Abſicht, wie bey allen vorgegebenen Wunder-Zeichen, alſo auch bey dieſem, vorgeben mögte. Hierauf dienet zur Antwort. a) Daß unſere Theologi mit ſattſamen Gründen erweiſen, wie die Gabe der Weiſſagung ſo wohl, als die Gabe Wunder zu thun, in der Kirche GOttes, nachdem ſie einmahl gepflantzet iſt, weder nöthig, noch von GOtt verheiſſen, folglich auch nicht zu erwarten ſey. b) Findet man in H. Schrifft kein eintziges Exempel, daß GOtt einem Kinde die Gabe, Wunder zu thun, verliehen habe, ſondern es waren allemahl erwachſene Leute, die ſich derſelbigen zu einem heiligen und von GOtt intendirten Endzweck zu gebrauchen wuſten. Und es iſt merckwürdig, wie von unſerm Heyland

land ſelbſt keine Wunder, die er in ſeiner Kindheit gethan hätte, aufgezeichnet zu finden. 3) Hat man an unſerm Wunder Kinde ein ungezogenes, muthwilliges und eigenſinniges Weſen wahrgenommen, welches ſich mit der Göttlichen Gabe, Wunder zu thun, nicht wohl zuſammen reimen läſt.

Aus dieſen allen wird endlich nichts anders zu ſchlieſſen ſeyn, als daß die ſehr wenige Patienten, welche von ſolchem Kinde curirt worden, durch eine ſtarcke Impreſſion und Einbildung ihre Geſundheit erlangt haben. Man weiß wohl, was das gute Vertrauen zu einem Artzt, und ſeinen Medicamenten, vornehmlich wann ſie von beſonderer Art ſind, für eine groſſe Würckung habe, und wie daſſelbe mannigmahl mehr als die beſte Artzney ausrichte. Fällt das Vertrauen zu einem Artzt erſt hinweg, ſo haben ſeine Medicamenten, wie gut ſie auch ſeyn, ſchon die halbe Krafft verlohren. Das gute Vertrauen des Patienten erhält das Gemüth in Ruhe, und trägt zur Geneſung nicht wenig bey. Durch Mißtrauen aber wird hingegen das Gemüth beunruhiget, und im Cörper ſelbſt mancherley Unordnung angerichtet, wodurch die Würckung der Artzney ſehr gehindert wird.

Kan nun ein gutes Vertrauen ſolches ausrichten, ſo wird eine ſtarcke Impreſſion und Einbildung noch weit gröſſere Würckung haben. Die Herrn Medici wiſſen davon in ihren Actis und Obſervationibus viel Exempel anzuführen, welche wegen beliebter Kürtze hier nicht können wieder-

wiederholt werden. Daher iſt es auch mit der Cur der Patienten, welche man dem Kinde zuſchreibt, gantz natürlich zugegangen. Wann ein Krancker von den unerhörten Curen des Wunder-Kinds etwas vernommen, ſo iſt ſolcher Ruff ſchon vermögend geweſen, in ihm ein feſtes Vertrauen zu würcken, daß er durch deſſen Anrühren, beſtreichen ꝛc. auch von ſeiner Kranckheit frey werden könte. Nachdem er aber würcklich von demſelben beſtrichen, angehauchet ꝛc. worden, ſo iſt eine ſtarcke Einbildung hinzu kommen, daß er nunmehro wieder geſund ſey, und ſolche Einbildung kan manchen zur Geſundheit ausgeſchlagen ſeyn. Denn man hat Exempel, daß einige, welche unter der Cur des Kindes geweſen, ſich darnach eine Zeitlang wohl befunden, bald aber wieder ihr voriges Ubel empfunden haben, welches ſonder Zweiffel eine Frucht der Einbildung geweſen. Diejenigen aber ſehen die Sache nicht recht ein, welche die gelungene Curen dem Kinde und deſſen Berührung zuſchreiben. Was ich jetzt erinnert habe, will ich allein von ſolchen Kranckheiten verſtanden wiſſen, dabey die Einbildung etwas auszurichten vermögend iſt, andere bleiben davon ausgeſchloſſen, welche der Knabe auch niemahls wird geheilet haben; Denn daß er ſolte Blinde ſehend, Taube hörend gemacht, auch Krüppel und Lahme, inſonderheit wann ſie in ſolchem Zuſtand ſich lange Jahre befunden, wieder zurecht gebracht haben, kommt mir ſo unglaublich vor, als was von Theoph. Paracelſo will erzehlet werden,

werden, daß er eine Jungfrau, die von ihrer Geburt an contract geweſen, ſo zu ſagen im Augenblick ſolle curirt haben. Folglich mag bey den vorgegebenen Curen des Wunder-Kindes mancher Betrug mit unter gelauffen ſeyn. Mir iſt glaubwürdig berichtet worden, wie eine Perſon im Lande herum gelauffen, welche vorgegeben, daß ſie zuvor blind geweſen, aber durch das Kehrbergiſche Kind wieder zu ihrem Geſichte kommen ſey. Dieſe Perſon ſuchte mit ihrem Vorgeben nichts anders als deſto reichlichere Allmoſen.

4.

Von gewiſſen Abergläubiſchen Zeiten.

DEnen jetzt erwähnten fatalen Zeiten, ſetzen wir billig die Abergläubiſche Zeiten an die Seite, weil ſie miteinander groſſe Verwandſchafft haben: Sintemahl die Furcht für den fatalen Zeiten ebenfalls Abergläubiſch iſt. Folgender Unterſcheid findet ſich nur dazwiſchen, daß man in den fatalen Zeiten etwas beſorget und vermuthet, daß es einem begegnen werde: In den Abergläubiſchen aber etwas vorgenommen, oder auch unterlaſſen wird, mit der Einbildung, es werde alsdann, was man vornimmt glücklich von ſtatten gehen; oder wo man etwas nicht unterläſſet, könne man damit weder Stern

noch

noch Glück haben. Es gibt zwar gewiſſe Verrichtungen, welche, wann ſie wohl gerathen ſollen, zu einer gewiſſen Jahrs-Zeit müſſen vorgenommen werden. Z. E. der Gärtner und Ackers-Mann nehmen die Zeit wohl in acht, wenn ſie ihren Saamen ins Land bringen müſſen, und haben ſonſt keine gute Erndte zu hoffen: Man kan auch nicht ſagen, daß ſolches was Abergläubiſches ſey. Vielmehr würde der mit Schaden klug werden müſſen, welcher die rechte Zeit zur Saat nicht in acht nehmen wolte. Gleichwohl läufft dabey viel Aberglaube mit unter, nemlich, wenn man zur Ausſtreuung dieſes oder jenen Saamens einen eintzigen gewiſſen Tag ſetzet, der vor allen dazu der glücklichſte ſeyn ſoll. Denn die tägliche Erfahrung bezeugt es, daß wenn man nur den Saamen zur ordentlichen Jahrs-Zeit in die Erde bringt, es auf ein paar Tage, und mehr, eher oder ſpäter nicht ankomme, ſondern derjenige offt eine reichlichere Erndte habe, welcher ein paar Tage eher oder ſpäter geſäet, als der auf einen gewiſſen Tag, den der Aberglaube für andern dazu beſtimmet hat, ſeinen Saamen in die Erde gebracht.

Bey den Gärtnern regieret inſonderheit noch eine Art des Aberglaubens, indem ſie das Schalt-Jahr für unglücklich halten, und darin nicht gerne Bäume pflantzen, weil ſie meynen, ſie würden alsdann nicht wohl bekommen und fortgehen. Man braucht ſolches nicht einmahl zu wiederlegen, da ja gnugſam bekannt iſt, daß das Schalt-Jahr von den gemeinen Jahren bloß darinn

inn unterſchieden ſey, indem es einen Tag mehr hat, als die andern. Denn weil die Sonne ihren Lauff nicht juſt in 365. Tagen vollendet, ſondern überdem dazu noch beynahe 6. Stunden braucht, ſo iſt man genöthigt worden, dieweil dieſe 6. Stunden 4 mahl genommen, einen Tag ausmachen, alle 4. Jahr ſolchen Tag mit einzurücken, woher dann ein Schalt-Jahr 366. Tage bekömmt. Was kan aber ſolche freywillige Einrichtung der Jahre, denen Bäumen und andern Garten-Früchten ſchaden? Es gibt noch weit gröbere Arten des Aberglaubens, in Anſehung gewiſſer Zeiten und Tagen, wovon ich vornehmlich handeln will. Den Urſprung dieſes Aber-Glaubens hat man im Heydenthum zu ſuchen, und uns Chriſten iſt es nicht eine geringe Schande, wenn wir uns ihnen darin gleich ſtellen. Die Heydniſche Römer hielten einige Tage für glücklich, andere für unglücklich: In welchen letztern man nichts vornehmen muſte, wo man ſich nicht in Gefahr eines üblen Ausgangs ſetzen wolte. Inſonderheit waren ihnen die Tage unglücklich, an welchen ihre Armeen von den Feinden geſchlagen, und dadurch ihre Republic in groſſe Gefahr geſetzt worden. (*) Nun iſt wohl wahr, dergleichen Tag war unglücklich zu nennen: Aber es folgt nicht, daß eben derſelbige Tag, wie er den folgenden Jahren wieder kommt, allemahl unglücklich seyn müſſe. Die Menſchliche Einbildung hat dabey das beſte gethan. Wann nunmehro

(*) v. Alexand. ab Alexandro genial. dierum lib. 4. cap. 20. pag. 1137. 1138.

mehro der Tag kam, an welchen vor ein oder mehr Jahren ſich ein Unglück zugetragen, ſo erweckte die Erinnerung deſſelben eine Betrübniß und Traurigkeit, welche, weil ſie dazu durch öffentlichen Befehl, wie zu Rom gebräuchlich war, unterſtützet und gebilliget wurde, endlich allgemein ward, und verurſachte, ſolche Tage deswegen unter die unglücklichen zu zehlen. Es wurden auch an dieſen Tagen alle öffentliche Freudens-Bezeugungen verbothen, wodurch die Leute in ihrem Wahn noch mehr geſtärcket wurden. Hätte der Rath zu Rom verordnet, dergleichen Tage für glücklich zu halten, und daran den Göttern mit Freuden zu dancken, durch deren Hülffe ſie dem Unglück entgangen, und von der anſcheinenden Gefahr errettet worden, was gilts! der Menſchen Wahn würde ſich darnach auch gerichtet, und ſie dieſe Tage als glücklich angeſehen haben. Daraus iſt leicht abzunehmen, wie es damit bloß auf der Menſchen Wahn und Willkühr ankomme, an und vor ſich aber kein Tag glücklicher ſey, als der ander. Man muß ſich alſo billig wundern, daß auch die Chriſten hierin den Römern nachgeahmet, und ihren Aberglauben von der Zeit und den Tagen angenommen haben, da doch das Tage-wählen in H. Schrifft ſcharff verbothen iſt. Es hat ohnlängſt Antonius Muratorius 2. alte Calender drucken laſſen, darinnen viel Egyptiſche Tage angemerckt ſind. (*) Er gedencket dabey, wie er auch ſolche Egyptiſche

(*) Conf. Act. Erudit. Ann. 1727. Menſ. Novemb. pag. 484.

tiſche Tage in einem ſehr alten Calender, der noch zu Conſtantini I. Zeiten geſchrieben worden, angemerckt gefunden, und verſtehet dadurch diejenigen Tage, welche von den Egyptiſchen Sternſehern als unglückliche angegeben worden. Weil er nun dieſes für einen Aberglauben, wie billig hält, der dazu von der Kirche ſcharff verbothen worden: So wundert er ſich nicht ohne Urſach, daß gleichwohl in dem Miſſali Ambroſiano, ſo Anno 1522. im Druck heraus kommen, eben dieſe Tage als unglücklich bezeichnet worden. Er erzehlet weiter, wie in Italien im Modeneſiſchen und der Nachbarſchafft ſich kaum jemand finden lieſſe, der im May-Monath Hochzeit machte, vermöge eines Aberglaubens, der ſich aus dem Heydenthum herſchriebe. Was ſollen doch die Thorheiten? Wer ſeine Wercke mit GOtt und gehöriger Klugheit beginnet, dem werden ſie auch wohl an dem allerunglückſeeligſten Tage gelingen: Wer aber ohne Bedacht ins Gelach hinein verfähret, dem kan auch der allerglückſeeligſte Tag zu ſeinem Vorhaben nicht vortheilhafftig ſeyn.

In Böhmen hält man den Tag Ruffi für unglücklich, weil daran etliche Könige in Böhmen umkommen ſind. Das kommt Heydniſch gnug heraus, und iſt ein Einfall von den alten Römern entlehnet. Ich weiß nicht, was die Herrn Medici dazu ſagen werden, wenn vorgegeben wird, daß wer den 1. April. 1. Aug. und 1. Decemb. Blut laſſe, nicht über 7. Tage leben könne. Die Frantzöſiſchen Aertzte werden gewiß

wiß ſolche Narrheit verlachen, und wenn die Noth da iſt, dem Patienten auch an dieſen Tagen, wohl 10. mahl wie ſie gewohnt ſind, die Adern öffnen laſſen.

Die H. Chriſt-Nacht, iſt vor andern, vielen abſcheulichen Unternehmungen unterworffen. Die vorwitzige Mägde, welche ſich nach nichts mehr, als einen Mann ſehnen, halten dieſe Nacht für beqvem, darin ihren künfftigen Bräutigam zu erfahren, oder gar deſſen Geſtalt zu ſehen. Sie erwählen zu ſolchem Endzweck auch den St. Andreas-Abend, welcher im Pabſtthum ihr Patron iſt, und ihnen einen Mann beſcheeren kan. Davon ſind viele Exempel verhanden, woraus ſich abnehmen läſt, was ſie zu dem Ende für Anſtalten machen. Sie ſprechen das Vater Unſer rückwerts, und machen ſich Hoffnung, dadurch ihren künfftigen Bräutigam zu Geſichte zu bekommen. (*) Sie gieſſen Bley oder Zinn ins Waſſer, damit ſie ſehen mögen, von was für Profeſſion ihr künfftiger Mann ſeyn werde. (**) Sie ziehen ein Scheit aus dem Holtz-Stoß, um zu erfahren, ob ihr Bräutigam lang oder kurtz, krumm oder gerade ſeyn werde. In den Spinn-Stuben greifft man über die Schwelle nach den Haaren, die der Liebſte trägt, und vermeynt davon ein Bündlein zu erhaſchen.

F 2 Man

(*) v. *Eraſmi Franciſci* hölliſch. Proteus No. 77.

(**) Von dieſen und folgenden Anſtalten beſ. Männlings *Curioſitæten* in- und ausländiſcher Albertäten. *Cap.* 8. *pag.* 197. *ſeqq.*

Man deckt den Tiſch, trägt Brod auf, legt auf jede Ecke des Tiſches einen Teller, und invitiret durch ein ſonderlich Gebet den Liebſten, daß er kommen, und ein Meſſer bringen wolle. Sie ſchütteln die Zäune, und geben acht, woher die Hunde bellen, und bilden ſich ein, daß ihr Bräutigam von ſolcher Gegend herkommen werde. Sie binden einen Dreyer oder Heller auf die groſſe Zeen, ſetzen ſich damit auf den Kirch-Weg, und ſehen ſich unter den Leuten, die in die Früh-Metten gehen, nach dem Bräutigam um, den ſie darunter gewiß zu erblicken hoffen: Und was des Närriſchen Zeugs mehr iſt. Es iſt nicht nöthig zu Wiederlegung ſolcher abgeſchmackten Thorheiten, und um die Menſchen dafür zu warnen, allerhand Hiſtörchen anzuführen, wie eine oder die andere in ihrem Vornehmen unglücklich geweſen, und entweder durch ein Geſpenſt, oder leibliche Erſcheinung des Satans, dergeſtalt erſchreckt worden, daß ſie darüber in eine Kranckheit gefallen, oder gar davon den Tod gehabt. Dis eintzige kan genug ſeyn, ſolche Närriſche Einbildung um zu ſtoſſen, wenn man erwäget, daß GOtt denen muthwilligen Mädgchens zukünfftige Dinge, und inſonderheit den zukünfftigen Mann nicht offenbahren wolle, der Teuffel aber ſolches nicht offenbahren könne; weil die freywillige Entſchlieſſungen der Menſchen, worauf es in Stifftung einer Ehe ankommt, ihm gantz und gar unbekannt ſind. Wer alſo nicht betrogen ſeyn will, wird ſich ohnedem hüten, und deshalb dieſen Lügen-Geiſt nicht um

Rath

Rath fragen. Hieraus läſt ſich auch ohne Mühe abnehmen, was von den Geſchichten, oder vielmehr Weiber-Mährchen zu halten, die Abraham a St. Clara ſolgender geſtalt erzehlet. (*) In Bayern hat ein Mägdchen 8. Tage vor Weyhnachten, nebſt andern Teufliſchen *Cermonien*, in den Spiegel geſchauet, damit ſie ſehen möchte ihren künfftigen Bräutigam: Da hat ſie in demſelbigen wahrgenommen, daß einer in einer ſchwartzen Kutte und weiſſen Chor-Rock ſie angelacht. Nach 2. Jahren hat ſie der Pfarr-Meßner ſelbigen Orts genommen. Am Abend des H. *Thomæ* hat ein Menſch in Schwaben ſich gantz allein in der Kammer verſperrt, und dieſelbige gantz ohne Kleidung rückwerts ausgekehret, ſo iſt ihr der Teuffel erſchienen, wie ein Schmidt/ und hat ihr einen Zwicker gegeben mit der Beiß-Zange. Anderthalb Jahr hernach hat ſie einen Schmide-Geſellen geheyrathet, mit welchen ſie in ſtetem Zanck gelebet. Ein Mägdchen ward von einem alten Weibe unterrichtet, ſie ſolte, wenn ſie ihren künfftigen Bräutigam wiſſen wolte, Wachs nehmen, und über einen ausgebrei-

(*) In dem Buche Judas der Ertz-Schelm. daraus führet ſie an Ehrenberger in allerhand dem Worte GOttes, und reiner Lehre zuwieder-lauffende Erzehlungen. *Part. I. Tit.* Aberglaube. *pag. 15. ſeqq.*

teten Calender halten, und wo das Wachs würde Creutzweiß hingetroffen ſeyn, dort ſolte der Nahme ihres Bräutigams ſtehen. Darauf ſolte ſie in ein Gefäß mit Waſſer ſchauen, ſo würde ſie demſelbigen erblicken. Der Creutzweiſe Wachs-Tropffen fiel auf den Nahmen *Leonhard*, und im Waſſer ſahe ſie einen rothköpffigten Schreiber. Dieſen bekam ſie nach etlichen Jahren wunderlicher weiſe zur Ehe/ und er hieß *Leonhard*.

Unter die Abergläubiſche Dinge, die in der Chriſt-Nacht vorgenommen werden, gehöret auch was Gervaſius Tilberienſis (*) berichtet, wie nemlich bey den alten Einwohnern Britaniens gebräuchlich geweſen, daß man in der Chriſt-Nacht eine Hand voll Haber unter freyen Himmel gelegt, oder ein Gefäß mit Haber oder Gerſten dahin geſtellet, und geglaubt, es fiele jährlich in dieſer Nacht, aus beſonderer Göttlichen Fürſehung, ein Thau vom Himmel herab. Dieſen Thau wolten ſie mit dem Haber oder Gerſten auffangen, und geben davon denenjenigen zu eſſen, die mit der Peſt inficiret waren. Gervaſius ſetzt hinzu, er wiſſe für gewiß, daß das Brod, ſo dieſe Nacht unter freyem Himmel gebacken worden, denen, ſo das Fieber haben, ſehr nützlich ſey, ſie müſten aber einen Glauben daran haben. Dazu hat man vielleicht Gelegenheit

(*) In Otiis Imperialibus apud Leibnitium Scriptorum Brunsvicenſ. Tom. I. pag. 893.

heit genommen aus den Worten Jeſaia cap. 45. v. 8. Treuffelt ihr Himmel von oben. Denn weil dieſe Worte auf die Geburt CHriſti gedeutet werden, und nach der Lateiniſchen Bibel lauten: Rorate Cœli deſuper. Thauet ihr Himmel von oben: So hat man ſich Abergläubiſcher Weiſe eingebildet, es lieſſe GOtt in der Nacht der Geburth CHriſti, wunderbahrer Weiſe Thau herab fallen, der den Menſchen zur Geſundheit dienete. Eine Närriſche Gloſſe, die kaum einen, der am hitzigen Fieber liegt, ſolte in den Sinn kommen. Gleiches Schlages iſt, was Gervaſius weiter ſchreibt: Er hätte viel groſſe Herrn geſehen, die am H. Pfingſt-Tage nicht eher Speiſe zu ſich genommen, biß ſie ein wenig Thau geſchöpfet (oder vielleicht genoſſen) oder biß ſie wahrgenommen, daß der Thau auf ſie gefallen. Vielleicht ſoll der H. Geiſt, der an dieſem Tage über die Apoſteln ausgegoſſen worden, einen ſo herrlichen Thau vom Himmel mit herab bringen, welcher dem Menſchlichen Cörper geſund und heilſam iſt. Wiſſen wir aber nicht daß ſeine Gnaden-Gaben nicht leiblich, ſondern geiſtlich ſind?

Der Hecke-Thaler gehört auch zu dem Teufliſchen Aberglauben, der in der Chriſt-Nacht von GOtts-vergeſſnen Leuten vorgenommen wird. Man verſtehet durch den Hecke-Thaler ein Stück Geld, welches, wenn es ausgegeben wird, allemahl wieder in den Schub-Sack zurück kehret, (*) oder ſich immer vermehret, und

 gleichſam

(*) Gleichwie von dem berühmten Medico Petro de Apono erzehlet wird, daß er das einmahl ausgegebene

gleichſam Geld ausheckt. Davon ſchreibt der bekannte Meliſſantes (**) Daß derjenige, welcher den Heck-Groſchen, Heck-Gulden oder Heck-Thaler haben wolle, müſſe ſich nach der Hexen-Meiſter Bericht, in der H. Chriſt-Nacht auf einen Creutz-oder Scheide-Weg in der Finſterniß ſetzen, und unterm freyen Himmel einen Creyß um ſich herum machen, mit Thalern oder Groſchen. In dieſen müſſe er ſich mitten einſetzen, und nicht einmahl umſehen. Darnach müſſe er das Geld vor ſich oder rücklings zehlen, wie offt es ihm beliebe, wo er aber im zehlen 1. 2. 3. 4. 2c. irre oder fehle, ſo ſey der Teuffel alſobald da, und breche ihm den Halß. Unter dem Zehlen lieſſen ſich mancherley Geſpenſter, Gauckel-Werck und Narren-Poſſen ſehen, dem Zähler irre zu machen. Wäre er nun richtig verfahren, ſo lege ihm der Satan noch einen Thaler, Florenen oder Groſchen dazu, was er vorhero um den Creyß gelegt, welches übrige Stück denn alle Nacht ein anders aushecken, oder zubringen ſolle. Ich beſinne mich aber den Proceſſ einsmahls anders gehört zu haben. Derjenige, ſo den Hecke-Thaler verlangte, müſſe in der Chriſt-Nacht eine ſchwartze Katze in den Sack ſtecken, und

Geld wieder zurück in ſeinem Beutel habe hexen können. v. Gab. Naudé Apologie pour les Grands Perſonnages Fauſſement ſub connées de Magie. pag. 275.

(**) In der traurigen Schau-Bühne. p. 243. ſeqq.

und damit dreymahl um eine Kirche lauffen. Wann ſolches geſchehen, müſte er die Katze dem Teuffel, der ſich in der Kirch-Thüre præſentiren würde, übergeben, wovor er dann von ihm den ſo genannten Hecke-Thaler empfienge. Der Teuffel riſſe folglich die Katze in tauſend Stücken, und indeſſen müſte der Menſch eilen, daß er wieder unter Dach käme, ehe der Teuffel mit der Katze fertig würde, ſonſt breche er ihm ſelbſt auch den Halß. Ich erinnere mich hiebey der Worte jenes Poeten:

Auri Sacra fames, quid non mortalia cogis
pectora.

Wann der verdammte Geitz des Menſchen Hertz regiert/
Wird nichts ſo ſchwer erdacht/ es muß ſeyn ausgeführt.

Worzu verleitet nicht die Geld-Begierde den Menſchen? daß er gar ſeinen ärgſten Feind, den Satan, zu Erfüllung derſelben zu Hülffe nimmt, der doch ſo wenig Geld, als ein ſolcher Menſch beſitzet. Man ſagt zwar, der Teuffel ſey ein Herr über die verborgene und vergrabene Schätze, und davon könne er den Menſchen, die ſich mit ihm in einen Bund einlaſſen, etwas zu bringen. Wer hat ihn aber darüber zum Herrn und Eigenthümer gemacht? Es iſt ſchwerlich zu glauben, daß ihm der höchſte HErr im Himmel dieſelbige zu der Menſchen Schaden und Nachtheil werde übergeben, und zu ſeiner freyen Diſpoſition einräumen. Wovon aber im folgenden, wenn ich auf das Schatz graben

den kommen werde, mit mehrern wird zu gedencken ſeyn. Zwar berichtet Meliſſantes im angeführten Ort, er habe einen Becker gekannt, einen ehrlichen und frommen Mann, der unter andern Gelde, ſo er eingenommen, auch einen Hecke-Groſchen empfangen zu haben, ſich eingebildet, weil die Summa ſolches Geldes immer mehr und mehr zugenommen: Welchen Groſchen er endlich auf Rath ſeines Beicht-Vaters in das Waſſer geworffen. Es ſcheinet aber, als ob der gute Mann ſich nur verzehlet habe, und dadurch auf die Gedancken kommen ſey, als habe ſich ſein Geld vermehret. Weil ihm nun ſolche Einbildung in groſſe Furcht geſetzt, konte es ſich leicht zutragen, daß er im überzehlen ſeines Geldes immer mehr und mehr bekam. Und vielleicht iſt ein Groſchen darunter geweſen, von dergleichen Schlag ihm noch keiner zu Geſicht kommen, den er alſo für den Hecke-Groſchen gehalten, und ins Waſſer geworffen. Oder vielleicht hat er dieſe Geſchichte nur erdichtet, oder zum wenigſten mit allerhand Zuſätzen vermehret, aus einem wunderlichen Trieb, der vielen Menſchen eigen iſt, daß ſie gern wunderliche Dinge erzehlen, die ihnen begegnet ſeyn ſollen, damit ſie den Leuten, viel von ihnen zu reden, Gelegenheit geben! Ich habe einen von Adel gekannt, der weil er in Schulden ſteckte, auf eine andere Weiſe Geld vom Teuffel zu erlangen hoffte. Er ſchrieb nemlich einen Zettul, den jemand ohngefehr unter ſeinen Brieffſchafften gefunden, dieſes Inhalts: **Teuffel komm,**

bringe

bringe mir 20000. Thaler, davor verſchreibe dir meine Seele, allein dieſes behalte ich voraus, daß ich meine geſetzte Lebens-Zeit erreichen muß, und nach meinem Tode kanſt du die Seele nehmen. Die geſetzte Lebens-Zeit muſt du mir aber berichten. Dieſes will ich dir halten, ſo fern du mir das geſetzte Geld verſchaffen thuſt, und kanſt mir nur den Ort durch ein Zeilen beantworten, allwo ich es holen ſoll. Hiemit unterſchreibe ich dir zur Gewißheit meinen Nahmen. N. N.

Es ward aber nichts daraus. Er bekam kein Geld, ſondern ward von den Creditoribus gezwungen, ſein Gut zu verkauffen, und ſeine Tage in Armuth und Elend zu zubringen.

Die Walpurgis Nacht gehört ebenfals mit unter die beſondere Abergläubiſche Zeiten. Darinn ſollen die Hexen einen Ritt nach dem Blox-Berg thun, um der dortigen Hexen-Verſammlung mit bey zu wohnen, welches an einem andern Ort weiter wird ausgeführet werden. Man nimmt aber in dieſer Nacht mancherley Abergläubiſche Dinge vor, womit man ſich für die Hexen zu bewahren gedenckt. Es iſt aber nicht allein eine unnöthige, ſondern auch unnütze Sache. Denn wer des Göttlichen Schutzes verſichert iſt, hat ſich für dem Satan und ſeinen Getreuen nicht zu fürchten. Wer ſich aber dieſes Schutzes nicht getröſten kan, dem werden alle Abergläubiſche Dinge, ſie mögen ſo wunderlich ſeyn, als ſie wollen, für dem Satan keine

Sicherheit

Sicherheit gewähren. Unter uns Chriſten iſt eine faſt allgemeine Gewohnheit, am Walpurgis, oder Philippi Jacobi Abend, vor den Häuſern grüne Zweige von Bircken aufzuſtecken, welche man eben daher, nemlich von dieſem erſten Tag des May-Monaths, Mayen nennet. Viele ſtehen in den Gedancken, daß ſolche Mayen wieder die Hexen gut ſeyn, welche in dieſer Nacht herum ſchwärmen, und gleichſam ihr Regiment haben. Wer will aber glauben, daß ſie ſich ſo ſehr für ſolche Zweige fürchten müſten? Andere führen davon aus denen Papiſtiſchen Legenden folgende Urſach an: Die H. Walpurgis ſey aus einem H. Eyfer, mit den beyden Apoſteln Philippo und Jacobo, das Wort GOttes zu hören, und ihnen Handreichung zu thun umher gezogen. Weil ſie aber darüber im Verdacht kam, als lebte ſie mit ihnen in Unehren, habe ſie einen dürren Stock, deſſen ſie ſich auf der Reiſe bedienet, in die Erde geſtecket, welcher dann in einer Nacht zum Zeichen ihrer Keuſchheit zu grünen angefangen. Noch andere meynen, es habe dieſe Gewohnheit mit dem Mayen-ſtecken von dem Apoſtel Philippo ſeinen Urſprung genommen; Als derſelbige zu Hieropolis das Evangelium geprediget, hätten die Unglåubigen das Hauß, wo er eingekehret, mit grünen Zweigen gezeichnet, damit ſie ihn des Morgends gewiß finden, und umbringen mögten. Es wären aber durch GOttes ſonderbahre Schickung am Morgen alle Häuſer mit dergleichen grünen Zweigen beſteckt gefunden worden,

daß

daß ſie alſo das Hauß nicht wieder finden können. Die wahrſcheinlichſte Meynung aber iſt dieſe: Weil um ſolche Zeit die Bäume anheben aus zuſchlagen, und mannigmahl, nachdem das Wetter iſt, ſchon ziemlich Blätter gewonnen haben, ſo hat man ſolche Mayen vor und in die Häuſer geſteckt, um ſich an derſelben Geruch, den man in langer Zeit nicht genoſſen, zu erqvicken, und zugleich anzudeuten, wie nunmehro derjenige Monath verhanden ſey, welcher der angenehmſte im Jahr iſt, und darin faſt alle Bäume in der ſchönſten Blüthe ſtehen. Vielleicht hat man ſich auch dabey erinnern wollen, daß der alte GOtt noch lebe, welcher zur gewöhnlichen Zeit jährlich, Menſchen und Vieh zu gut, Laub, Graß und Blumen hervor wachſen läſt, und dadurch ſeine immerwährende Fürſorge an den Tag legt.

Es wären noch andere Abergläubiſche Zeiten mehr übrig, die ich aber mit Still-ſchweigen übergehen will, weil ſie aus dem, was ich bey den Angeführten erinnert habe, ſich ohne Mühe beurtheilen laſſen.

5.

Von Fatalitæt gewiſſer Oerter.

VOn den fatalen Zeiten kommen wir auch auf die fatale Oerter, wodurch ich gewiſſe Gegenden, Flüſſe, Städte, und andere beſondere Oerter verſtehe, welche entweder einem gantzen Volck, oder gewiſſen Perſohnen ins beſondere, fatal

fatal und unglücklich ſollen geweſen ſeyn. Vors erſte iſt nicht zu leugnen, daß gewiſſe Oerter einem oder dem andern, auch wohl zum öfftern unglücklich geweſen: Aber daraus folgt nicht, daß man denen Oertern eine Fatalitæt zuſchreiben könne. Man erinnere ſich nur der eigentlichen Bedeutung des Worts Fatalitæt, welche ich im 3ten Abſatz feſt geſetzt habe, ſo läſt ſich auf keine Weiſe behaupten, daß es Oerter gebe, die einem entweder Glück oder Unglück bringen müſten; womit aber die Fatalitæt derſelben auf einmahl über Hauffen fällt. Man hat es hier gemacht, wie mit den fatalen Zeiten, und eine Begebenheit gleichwie der Zeit, alſo auch dem Ort, beygemeſſen, da ſie doch aus gantz andern Urſachen herzuleiten iſt. Das iſt die Gewohnheit ſolcher Leute, die die eigentliche Urſach der Dinge zu erforſchen nicht geſchickt genug ſind, und ſie daher für geheim und verborgen halten, oder dieſelbe in der Zeit und dem Ort ſuchen.

Von dem Euphrat, einem groſſen Fluß in Aſien, welcher die Römiſche und Parthiſche Provintzien ehedem voneinander ſcheidete, hat man vielfältig vorgegeben, daß er den Römern allezeit fatal geweſen, indem ſie niemahls ihre Gewalt und Herrſchafft jenſeit deſſelben haben ausbreiten können, ſondern ſo offt ſie ein Krieges-Heer darüber geführt, demſelbigen gemeiniglich ein Unglück begegnet iſt. Wovon ein merckwürdiges Exempel an dem Römiſchen General Craſſo vorhanden, welcher mit ſeiner Armée von den Parthern erlegt ward, die ihm zum Schimpf

ſiedendes

ſiedendes Gold in den Halß goſſen, damit, wie ſie ſagten, ſie ſeinen Hunger und Durſt nach Gold und Geld dadurch ſättigen möchten. So viel iſt gewiß, GOtt der allen Reichen ihr gewiſſes Ziel und Grentzen beſtimmet, habe dieſen Fluß dem Römiſchen Reich gleichſam zur Grentze geſetzet; biß dahin ſolten ſie kommen, und weiter nicht. Dis aber macht den Euphrat nicht zu einem fatalen Fluß, man wolte dann alle Grentzen einer Herrſchafft, ſie mögen ſeyn Flüſſe, Berge, Städte, oder andere Gegenden, ebenfals für fatal erkennen, welches doch noch keinem in den Sinn kommen iſt. Von dem Raab-Fluß in Ungarn ſagt man dergleichen, wie er nemlich den Türcken ebenfalls fatal ſey. Sie haben unterſchiedenemahl eine ungeheure Armée über dieſen Fluß geführet, und ſind damit allemahl unglücklich geweſen. Das erſte mahl gieng der Türckiſche Kayſer Solimannus II. im Jahr 1529. darüber, und belagerte Wien, muſte aber, nachdem er 70. Stürme auf ſolche Stadt gewaget, mit Schanden wieder abziehen. Zwey Jahr hernach, Anno 1531. kam er noch einmahl angeſtochen, und gieng mit einer entſetzlichen Armée wieder biß ins Oeſterreichiſche, richtete aber wenig aus, ſondern muſte ſich über Halß und Kopff zurück ziehen. Damahls ſoll er auch einen Schwur vor ſich und ſeine Nachkommen gethan haben, daß niemahls mehr eine Türckiſche Armée den Raab-Fluß paſſiren ſolte. Denn ohngeachtet haben ſich die folgende Türckiſche Kayſer daran nicht gekehret. Anno 1664. kamen

men ſie unter der Regierung Mahometh des 4ten denen Oeſterreichiſchen Grentzen mit ihrem Kriegs-Heer wieder ſehr nahe, und wurden darauf bey Sanct Gotthard, einem Kloſter an dem Fluß Raab, von den Chriſten aufs Haupt geſchlagen. Als ſie endlich Anno 1683. nochmahls Wien belagerten, giengen ihnen nicht allein etliche 40000. Mann in der Belagerung drauf, ſondern ſie wurden auch überdem mit groſſem Verluſt davor weg geſchlagen. Davon will ich nun kürtzlich meine Meynung ſagen. Die Römiſche Herrſchafft erſtreckte ſich ehemahls ſehr weit, und das Türckiſche Reich hat man auch Urſach unter die mächtigſten zu rechnen. Nun fällt es ſchwer, daß ſolche groſſe und weitläufftige Regierungen, die ihnen weit abgelegene Länder, ſolten im beſtändigen Gehorſam erhalten können, wovon in der Hiſtorie viel Exempel verhanden ſind. Noch ſchwerer fällt es, andere weit entfernte Oerter und Länder zu gewinnen, und ſich unterwürfig zu machen. Daher es kein Wunder iſt, wenn die Römer, ſo offt ſie über den Euphrat, einen von Rom viel hundert Meilen entfernten Fluß giengen: Oder die Türcken, ſo offt ſie den Raab-Fluß, der von Conſtantinopel, als dem Sitz der Türckiſchen Regirung, auch weit gnug abliegt, paſſiret, niemahls glücklich geweſen, oder ihre Herrſchafft über dieſe Flüſſe haben ausbreiten können. Die Entlegenheit der Länder, welche ſie zu erobern gedachten, legte ihnen mancherley Schwierigkeiten in den Weg. Uberdem pflegt ſich ein Volck alsdann

dann am tapfferſten zu wehren, wenn die Noth am gröſten iſt, und ſo viel Volck als möglich, ſolte es auch in der höchſten Eyl geſchehen, aufzubringen, damit man dem Feind gewachſen ſey. Wann die Römer biß über den Euphrat kamen, muſten die Parther ihre Gefahr nicht gering achten; Denn ſie hatten es mit mächtigen Feinden zu thun, denen nach Paſſirung dieſes Fluſſes das gantze Land offen ſtund. Und da die Türcken, als mächtige Feinde, erſt den Raab Fluß hinter ſich hatten, ſtund ihnen der Weg nach Wien offen, und ſie droheten der Chriſtenheit die gröſſeſte Gefahr. Weswegen dann auch ſo wohl die Parther als Chriſten, alle Kräffte anſpanneten, ſolchen Feinden mit Nachdruck zu begegnen, biß ſie ſie vors erſte über dieſe, für fatal angegebene Flüſſe, zurück getrieben, und ſich dadurch einiger maſſen wieder in Sicherheit geſetzet hatten. Hieraus urtheile man, ob die Flüſſe ſelbſt für fatal zu halten. Wir haben ja andere Urſachen vernommen, warum ſo wohl den Römern, als Türcken ein Unglück begegnet iſt, wenn ſie den Euphrat und Raab-Fluß paſſiret, und dürffen alſo daſſelbe nicht denen Flüſſen zuſchreiben.

Wann der Frantzöſiſche Geſchicht-Schreiber Thuanus (*) des Orts Mühlberg gedencket, bey welchem der Churfürſt von Sachſen Johann Friderich, von Kayſer Carl den 5ten geſchlagen und gefangen worden, ſo ſetzt er hinzu,

(*) Hiſtoriar. ſui temporis lib. 4. pag. 115.

es ſey der Nahme dieſes Orts, nach Anmerckung einiger curieuſen Liebhaber der teutſchen Geſchichte, Fürſtlichen Perſonen allezeit fatal und unglücklich geweſen, ſintemahl auch Friderich, Hertzog von Oeſterreich, nebſt ſeinem Bruder Heinrich, Anno 1323. vom Kayſer Ludovico Bavaro, bey Mühlberg in Bayern gefangen worden, und ohngefehr 100. Jahr hernach, der Kayſer Rupertus den Marggraffen von Baden, Bernhardum, bey Mühlberg im Speyeriſchen, ebenfals gefangen habe. Wobey ich aber zu erinnern finde, erſtlich, daß der Churfürſt zu Sachſen Johann Friderich, nicht eben bey Mühlberg gefangen worden: Sondern bey dieſem Ort ſetzten die Käyſerlichen über die Elbe, und die darauf folgende Schlacht geſchahe auf der Lochauer Heyde, welche noch ein gantz Ende weges von Mühlberg abliegt. Daher es nicht eigentlich geredet iſt, wenn man ſagt, er ſey bey Mühlberg gefangen worden. Zum andern, ſo heißt der Ort am Inn in Bayern, bey welchem Hertzog Friderich von Oeſterreich von Ludovici Bavari Armee geſchlagen und gefangen ward, nicht Mühlberg, ſondern Mühldorff, welches ſattſam bekannt iſt. Weswegen dann die Erzehlung ſo gar richtig nicht iſt. Geſetzt aber, es hätte damit ſeine völlige Richtigkeit, ſo würde es zwar eine Hiſtoriſche Wahrheit ſeyn, daß einige Fürſten bey Oertern, die den Nahmen Mühlberg führen, unglücklich geweſen, und gefangen worden: Aber dadurch wird Mühlberg nicht ein fataler Ort, wofür ſich Fürſtliche Perſohnen in

acht

acht zu nehmen hätten: Weil der Nahme, welcher aus Menſchlichen Willkühr den Oertern gegeben wird, zu dem Unglück, ſo einem oder dem andern dabey begegnet, nichts im geringſten beytragen kan. Vom Pabſt Sylveſtro II. hat die Einfalt auch ein luſtiges Mährlein erdacht. Derſelbige war von Geburt ein Frantzoſe, und hatte in Spanien die ſchwartze Kunſt gelernet von einem gelehrten Saracenen, und war dadurch Pabſt worden: mit dem Beding, daß er des Teuffels eigen ſeyn wolte, den er in einem kupffern Menſchen-Kopff eingeſchloſſen hatte, daraus der Teuffel antwortete, wenn er warum gefraget ward. Einsmahls begehrete er vom Satan zu wiſſen, wie lange er in der Päbſtlichen Hoheit leben würde, und bekam zur Antwort: Seines Pabſtthums würde ein Ende ſeyn, wann er gen Jeruſalem käme. Nun begab ſichs im 4ten Jahr ſeines Pabſtthums, daß er Meſſe hielt in einer Kirche, genannt zum heiligen Creutz in Jeruſalem. Ward darauf alsbald kranck und ſtarb, ſo er doch gemeynt, er würde gen Jeruſalem nicht kommen. (*) Weit umſtändlicher erzehlet die Sache der *Autor* der Unterredungen von dem Reiche der Geiſter (**) mit folgenden Worten: *Sylveſter II.*

(*) So erzehlet dieſe Fabel Auguſtin Lercheimer im Bedencken von der Zauberey. Tit. Von groſſen herrlichen Zauberern und Gaucklern.

(**) Im 15ten Stücke pag. 307. 308.

ſter II. ſoll ein Mann von ſchlechtem Herkommen geweſen, und durch Beyhülffe des Satans in den Menſchlichen Wiſſenſchafften und Ehren ſo weit geſtiegen ſeyn, daß er endlich den Gipfel der Menſchlichen Hoheit, oder der irrdiſchen GOttheit, ich meyne den Päblichen Stuhl, erreichet. Weil er nun, als ein Menſch, leicht erachten konte, daß er nicht unſterblich wäre, ſondern mit Ablegung der Päbſtlichen Müze auch das Kleid des Menſchlichen Weſens ausziehen müſte, ſo verlangte er von ſeinem vertrauten Geiſt zu wiſſen, wie lange er annoch zu leben hätte? Dieſer gab ihm zur Antwort: *Non morieris, donec iveris in Jeruſalem.* d. i. Du wirſt nicht eher ſterben, biß du nach Jeruſalem wirſt gegangen ſeyn. Hieraus konte ſich der Pabſt eine Rechnung von einem langen Leben machen, weil er, als das Haupt der *Occidentaliſchen* Kirche, mit dem *Orient* nichts zu thun hatte, wiewohl er jederzeit eine groſſe Begierde blicken laſſen, einen allgemeinen Vater der gantzen Chriſtenheit abzugeben. Es befindet ſich aber zu Rom eine von den 7. Haupt-Kirchen, zum heiligen Creutz in Jeruſalem, genannt, in welcher der Pabſt zu gewiſſen Zeiten das hohe Amt der Meſſe halten muß, wovon ſich *Sylveſter* nicht entziehen konte, wie wohl er vielleicht auf nichts weniger, als auf dieſe Benennung der Kirche ſeine Gedancken gerichtet

richtet hatte. Da er nun eben unter dem Päbſtlichen Thron ſaß, und das *Nicaniſche* Glaubens-Bekäntniß von den Sängern abgeſungen wurde, rührete dieſen heiligen Vater ſein Gewiſſen dergeſtalt, daß er mit der *Muſic* inne halten ließ, ein öffentliches Glaubens-Bekänntniß ablegte, nebſt beygefügter Erzehlung ſeines geführten Laſterhafften Lebens, und zugleich den Befehl gab, daß man ſeinen Cörper auf einen mit 2. Ochſen beſpannten Wagen legen, ſelbige fortlauffen laſſen, und an denjenigen Ort, wo dieſe würden ſtehen bleiben, in die Erde verſcharren ſolte. Nach dieſen Worten ſanck er nieder zur Erden, und war des Todes. Die Römiſche Geiſtlichkeit aber bemühete ſich dieſen ſeltſamen Teſtament gehöriger maſſen nach zu leben; Da nun die Ochſen zu der *Lateraniſchen* Kirche gekommen waren, blieben ſie ſtehen, und brachen den Wagen entzwey, woraus man den Schluß machte, daß GOtt dieſen Vater der Römiſchen Chriſtenheit, wie den Schächer am Creutz, zu Gnaden aufgenommen habe, und daß ſeine Seele gerades Weges ins Paradieß müſſe gefahren ſeyn. Sie muthmaſſen daher, daß ſein Cörper in dieſer älteſten Kirche zu *St. Johannis in Laterano* müſſe begraben werden. Man hat ihm daher ein prächtiges Grabmahl aus Ertz verfertigen laſſen, und iſt es eine gemeine Sage, daß, ſo offt ein Römiſcher

miſcher Pabſt ſterben ſoll, die Knochen dieſes *Sylveſtri* ſehr unruhig würden, und ein groſſes Geräuſche verurſachten. Man fügt hinzu, es ſey bis auf dieſen Tag eingetroffen, daß auf dieſes gegebene Zeichen die regirende Päbſtliche Heiligkeit jedesmahl in die finſtere Grufft wandern müſſen. Jeruſalem wäre alſo, dieſer Erzehlung nach, gedachtem Pabſt ein fataler Ort geweſen. Allein die gantze Geſchichte iſt ein grobes Gedichte. Denn weil gemeldter Pabſt ein guter Mathematicus war, ſo muſte er, wie die Einfalt ſelbiger Zeit glaubte, mit dem Teuffel im Bund ſtehen, und von ihm ſeine Wiſſenſchafft erlernet haben; Welches weiter Gelegenheit gegeben, ihm ein ſolch erſchreckliches Ende anzudichten.

Faſt gleiches Schlages iſt die Hiſtorie, ſo von dem General Caroli V. Antonio de Leva erzehlet wird. (*) Dieſem war prophezeyet worden, er ſolte zu St. Denis ſterben. Weil nun nahe bey Paris ein berühmtes Cloſter dieſes Nahmens liegt, ſo meynte er mit der Kayſerlichen Armee biß dahin zu kommen, und gar Paris einzunehmen. Rieth demnach dem Kayſer, mit einer Armee in Franckreich einzudringen, welches unter ſeinem Commando geſchahe, und Marſeille in der Provence belagert ward. Die Kayſerlichen waren bey ſolchem Einfall nicht glücklich, denn die Kranckheit kam unter ſie, und Antonius de Leva ward ſelbſt zu St. Denis vom Tode

(*) v. Hübners Fragen aus der Politiſchen Hiſtoria. Tom. II. pag. 515.

Tode übereilet. Es war der Ort dieſes Nahmens nur ein geringes Dorff in der Provence, und er ward auch zu St. Denis, einer Kirche im Mayländiſchen begraben. Womit nicht undeutlich zu verſtehen gegeben wird, daß ihm der Ort St. Denis fatal geweſen. Man hat aber ſonder Zweiffel Gelegenheit genommen, dieſe Umſtände zu erdichten, weil Antonius de Leva zu St. Denis geſtorben und begraben worden. Denn einmahl iſt nicht möglich, daß ihm ein Menſch, ja der Teuffel ſelbſt nicht, hätte den Ort, wo er ſterben würde, gewiß vorher ſagen können. Das war eine Sache, die allein GOtt bekannt. Weiter iſt nicht glaublich, daß, wenn er ſich die Rechnung gemacht hätte, zu St. Denis bey Paris zu ſterben, er dem Kayſer würde gerathen haben, in die Provence ein zu fallen, und Marſeille zu belagern, weil dieſer Ort noch ſehr weit von Paris abliegt. Vielmehr würde ſein Rath alsdann dieſer geweſen ſeyn, aus den Niederlanden, welche ebenfals unter Kayſerlicher Bothmäßigkeit ſtunden, mit einer Armee in Franckreich einzudringen: Auf ſolchem Fall, hätte er, wenn es glücklich gegangen, in wenig Tagen zu St. Denis ſeyn können. Man ſolte auch wohl meynen, er würde ſich eher für dem Cloſter St. Denis gefürchtet, und alſo zum Krieg wieder Franckreich gar nicht gerathen haben, weil ihm dieſer Ort fatal ſeyn, und er daſelbſt ſein Lebens Ende finden ſolte. Viele Menſchen ſind gar zu geneigt, wahre Geſchichte mit wunderbaren Umſtänden auszuſchmücken, und das iſt auch der Hiſtorie von Antonio de Leva wiederfahren. Uberhaupt muß man ſich nicht einbilden, als wenn der Ort an und vor ſich, zu dem Unglück, ſo einem darin auffſtöſſet, etwas beytragen könte. Denn ſo urtheilen nur Abergläubiſche Leute, die die wahre Urſach der Dinge nicht erforſchen können noch wollen. Eben ſo wenig wird der Tod eines Menſchen dem Ort, wo er ſtirbt, können beygemeſſen werden. Sondern wenn ſein Lebens-Ziel vorhanden iſt, muß er dran, er befinde ſich an welchem Ort er wolle. Eraſmus Franciſci erzehlet (*) wie einsmahls des Königs

(*) In Acerra Exotica P. 2. pag. 259.

nigs von Tunchin Sohn, ein allbereits erwachſener Herr, welchen der Vater ſchon zum Gehůlffen in der Regierung angenommen, kranck worden. Dieſem riethen die Zauberer, er ſolte den Kǒniglichen Hoff verlaſſen, und in ein ander Hauß ziehen, und einen gemeinen Menſchen in ſein Kǒniglich Bette legen laſſen, ſo wůrde der ankommende Tod, wenn er den geſuchten Printzen nicht fůnde, ſich alſo fort an deſſen Subſtituten machen. Der todt kranke Printz, der gern lǎnger leben wolte, gehorchte den Nǎrriſchen Rathgebern, konte aber dadurch den Streichen des Todes nicht ausweichen, ſondern wurde ſo wohl in dem fremden Orte, als in ſeinem eigenen Bette vom Tode hingeriſſen. Eben ſo thǒricht machen es auch die Einwohner in dem Kǒnigreich Conde Uda (*) Wenn 2 oder 3 in einem Dorffe ſterben, ſo verlaſſen ſie alle ihre Wohnungen, und ziehen an einem andern Ort. Denn ſie halten dafůr, daß ſolches von der Hand des Teuffels herrůhre, und wenn er alsdann in ihre alte Wohnungen komme, und niemand antreffe, ſo gehe er wieder fort. Wenn ſie nun meynen, daß er weg iſt, ſo kehren ſie zurůck in ihre Hůtten. Wenn etwa eine anſteckende Kranckheit an einem Ort zu graſſiren anfǎngt, ſo iſt freylich die Verlaſſung ſolches Orts das beſte Mittel; Aber dem bevorſtehenden Tod kan man auf keine Weiſe entlauffen. Und ſo gehets auch mit jedem Unglůck, welches dem Menſchen aufgehoben iſt. Er kan ihm nicht ausweichen, er mag den Ort verǎndern, ſo offt und viel er will. Es wird ihm doch an einem Ort ůbereilen, obgleich der Ort ſelbſt nicht ſchuld daran iſt.

(*) Nach Robert Knoxens Ceylaniſchen Reiſe Beſchreibung pag. 13.

Schau-Platz
Vieler
Ungereimten Meynungen und Erzehlungen:
Worauf die unter den Titul
Der MAGIÆ NATURALIS
So hoch geprieſene
Wiſſenſchafften und Künſte
Von dem Geſtirn und deſſen Influentz,
Von den Geiſtern/ ihren Erſcheinungen
und Würckungen,
Von andern natürlichen Dingen/ ihren
geheimen Kräfften und Eigenſchafften.
Jngleichen
Die mancherley Arten der Wahrſagerey/
Und viel andere fabelhaffte, abergläubiſche und un-
gegründete Dinge mehr,
Vorgeſtellet, geprüfet und entdecket werden.
Zur Beförderung der Warheit
Wie auch
Zum Unterricht und Warnung,
Sich für thörichten Einbildungen und Betrug zu hüten,
eröffnet Von

THARSANDERN.

II. Stück.

Berlin und Leipzig,
Zu finden bey Ambroſius Haude, 1735.

Inhalt.

6) Von der Fatalität gewiſſer Nahmen.

7) Von der Aſtrologie überhaupt.

8) Von Nativität-Stellen.

6.

Von der Fatalitæt gewiſſer Nahmen.

Die Fatalitæt hat viel Menſchen dergeſtalt eingenommen, daß ſie auch auf gantz willkührliche Dinge, dergleichen die Nahmen ſind, verfallen, und ſie für fatal, das iſt, wie wir ſchon offt gehöret haben, für glücklich oder unglücklich halten, da doch auſſer Zweiffel iſt, daß der Nahme eines Menſchen ihm weder Glück noch Unglück bringen könne. Denn wenn jemand dieſen oder jenen Nahmen führet, und dabey glücklich iſt, ſo kommt es gewiß nicht von dem Nahmen her, ſondern aus gantz andern Urſachen. Der Nahme thut ſo wenig dazu, als Zeit und Ort, worinn ihm das Glück begegnet. Eben ſo verhält es ſich mit dem Unglück, welches einem wiederfähret, der dieſen oder jenen Nahmen hat. Wann man ein paar Exempel aufbringen kan, daß Leute, ſo einerley Nahmen gehabt, unglücklich geweſen, ſo muß ſchon der Nahme Schuld daran ſeyn: Ob gleich andere, und weit mehr, Exempel verhanden von Perſonen, welche bey eben dieſem

Nahmen dergleichen Unglück niemahls erfahren haben. Daraus ſolte man vielmehr ſchlieſſen, daß kein Nahme an ſich weder glücklich noch unglücklich ſey, ſo würde man nicht in Irrthum und Aberglauben verfallen.

Man treibt ohnedem mit den Nahmen mancherley Aberglauben. Im Pabſtthum legt man den Kindern die Nahmen der Heiligen bey, und vermeynet dadurch zu erhalten, daß die Heiligen, die ſolche Nahmen geführet, ihnen deswegen ihren beſondern Schutz und Fürbitte angedeyen laſſen. Andere geben ihren Kindern Nahmen berühmter Männer und groſſer Leute, und bilden ſich ein, ſie müſten, durch eine geheime Krafft des Nahmens, ihnen an Verſtand, Geſchicklichkeit und Glück gleich werden. Allein da man täglich das Gegentheil davon erfähret, ſolte man ſich eines beſſern beſinnen, und ſolchen Aberglauben fahren laſſen. Unterdeſſen iſt nicht zu mißbilligen, wenn man den Kindern die Nahmen der Heiligen, oder ſonſt berühmter Leute beylegt, damit man ſie dadurch ermuntere, Nachfolger ihrer GOttesfurcht und anderer Tugenden zu werden. So gut aber ſolche Abſicht iſt, ſo wenig wird man gewahr, daß die Menſchen daran gedencken, und ſich befleißigen ſolten, ſolchen Tugendhafften Leuten im Leben und Wandel nachzuahmen.

Bey den Irrländern war ehedem der Gebrauch, daß ſie ihren Kindern nicht den Nahmen des Vaters, oder eines andern nahen Anverwandten gaben, weil ſie dafür hielten, derjenige

müſſe

müſſe nothwendig bald ſterben, deſſen Nahmen dem Kinde gegeben würde. So bald aber der Vater geſtorben war, nahm der Sohn deſſelben Nahmen an. (*) Heut zu Tage gibt man den Kindern gern die Nahmen ihrer Eltern, welche dem ohngeacht vielfältig die Kinder überleben. Solte es aber nach dem Aberglauben des gemeinen Mannes gehen, dürffte man wenigſtens den erſten Kindern nicht den Nahmen ihrer Eltern geben, weil ſie ſonſt auch eher als die Eltern ſterben würden. Solche Närriſche Einbildung kan man am beſten mit dem Exempel der Churfürſten von Sachſen, die den Nahmen Johann Georg geführet, wiederlegen. Johann Georg II. III. und IV. haben alle drey den Nahmen ihrer Herrn Väter geführt, ſind auch die Erſtgebohrne Söhne geweſen, und haben dennoch ihre Herrn Väter überlebt. (**) Der Kirchen-Lehrer Chryſoſtomus gedencket auch eines wunderlichen Aberglaubens, der zu ſeiner Zeit bey Benennung der Kinder im Schwange gegangen. Man klebte bey der Tauffe der Kinder die Nahmen der Heiligen an Wachs-Kertzen, und zündete dieſelbige an. Welches nun von ſolchen, mit Nahmen bezeichneten Lichtern am längſten brannte, deſſen Nahme ward dem Kinde gegeben, in der Hoffnung, es müſte lange leben, weil GOtt ſolches durch den Brand

(*) v. Männlings Abergläubiſche Albertäten cap. 14. pag. 325.

(**) v. Die geſtriegelte Rocken-Philoſophie Cent. I. c. 31.

Brand gleichſam vorher angedeutet habe. (*) Das gehört unter die verbotene Dinge, wodurch GOtt verſucht wird, daß er uns den Nahmen den wir unſern Kindern beyzulegen haben, anzeigen ſolle, da er uns doch hierin unſern freyen Willen gelaſſen. Meynet aber jemand, es könne dieſes Natürlich zugehen, ſo iſt es eine Thorheit: Sintemahl das Licht mit dem Menſchlichen Leben nicht die allergeringſte Verwandſchafft hat, und nachdem es lang oder kurtz brennet, die Länge oder Kürtze des Lebens nicht anzeigen kan. Wer wolte auch wohl glauben, daß diejenigen Kinder gewiß am Leben blieben, denen der Nahme Adam oder Eva, (**) oder wie die gemeine Leute in der Marck vorgeben, Erdmann oder Erdmuth, beygelegt wird? Wenn dieſe Nahmen die Krafft hätten, die Kinder beym Leben zu erhalten, würden ſie wohl häufiger im Schwange ſeyn.

Als die Stadt Conſtantinopel eingeweyhet wurde, hieß der regierende Kayſer Conſtantinus, von welchem ſie auch den Nahmen empfieng. Die Mutter des Kayſers hieß Helena, und der damahlige Patriarch Gregorius. Als nun lange hernach dieſe Stadt von den Türcken erobert ward, ſo hieß der damahlige Kayſer wieder Conſtantinus, deſſen Mutter Helena, und der Patriarch Gregorius das ſoll nun auch was fa-

tales

(*) Männling *l. c. cap.* 14. *pag.* 318.
(**) Die geſtriegelte Rocken-Philoſ. Cent. I. c. 28.

tales ſeyn. (*) Es iſt aber zuförderſt mit der Erzehlung ſo gar richtig nicht. Denn ich kan nicht finden, daß Anno 334. in welches Jahr gemeiniglich die Einweihung dieſer Stadt geſetzet wird (oder auch Anno 330. in welches ſie das unter dem Nahmen Hieronymi bekannte Chronicon ſetzet) der Biſchoff zu Conſtantinopel ſolte Gregorius geheiſſen haben. Vermuthlich iſt Alexander damahls Biſchoff oder Patriarch geweſen. Denn man findet in der Kirchen-Hiſtorie (**) daß, als Anno 336. der Kayſer Conſtantinus dem **alten** Biſchoff zu Conſtantinopel Alexandern befohlen, den Ketzer Arium in die Gemeinſchafft der Kirchen wiederum aufzunehmen, dieſer **alte** Biſchoff ſich nebſt dem Aelteſten Macario in die Kirche verſchloſſen, und GOtt gebethen, er möchte ihn lieber ſterben laſſen, als verhängen, daß er dieſen Ketzer in der Kirche ſehen müſte. Welches Gebet GOtt erhöret, und den Arium des folgenden Tages eines ſchändlichen und ſchmertzlichen Todes ſterben laſſen. Ob der Patriarch zur Zeit der Eroberung Conſtantinopels von den Türcken

(*) Hübners kurtze Fragen aus der Politiſchen Hiſtoria I. Theil pag. m. 658. it. 589.

(**) Heinſii kurtze Fragen aus der Kirchen-Hiſtoria II. Theil pag. 304.

Compendium Hiſt. Eccleſ. Gothanum pag. m. 304. Wer alles zu Fatalitæten machen will, könte auch darin etwas fatales ſuchen, daß die Geſchichte von Ario, ſowohl beym Heinſio, als in dem Compendio Gothano pag. 304 befindlich iſt. Er mag ſich aber wohl in Acht nehmen, daß er damit nicht ausgelacht werde.

cken, auch Gregorius geheiſſen, iſt noch ſehr ungewiß. Dieſe Stadt gieng Anno 1453. an die Türcken über. Anno 1440. ward zwar Gregorius Meliſſenus Patriarch zu Conſtantinopel. Allein die Griechen ſetzten ihn bald wieder ab, und nannten ihn einen Verräther, weil er es mit der lateiniſchen Kirche hielt. Er nahm ſeine Zuflucht nach Rom, und iſt zur Zeit der Eroberung Conſtantinopels nicht mehr Patriarch geweſen. Nach Eroberung dieſer Stadt erlaubte der Uberwinder, nemlich der Türckiſche Kayſer, denen Griechen, daß ſie ſich einen Patriarchen erwählen dürfften. Derſelbige hieß nun Georgius, und nicht Gregorius. Geſetzt aber, die gantze Erzehlung ſey überall richtig, ſo wird es doch nichts anders als ein ohngefehrer Zufall ſeyn können, daß beydemahl der Kayſer Conſtantinus, deſſen Mutter Helena, und der Patriarch des Orts Gregorius geheiſſen: Und die für die Chriſten ſo unglückliche Eroberung der Stadt Conſtantinopel, würde doch vor ſich gegangen ſeyn, wenn die vorerwehnte Perſonen gleich andere Nahmen geführet hätten. Ihre Nahmen konten die Stadt weder verderben noch beſchützen, folglich darin nichts fatales ſtecken.

Die Spanier halten davor, der Nahme Ferdinand ſey ihren Königen glücklich, gleichwie der Nahme Ludewig den Königen in Franckreich, Carl den Königen in Schweden, und Leopold denen Ertz-Hertzogen vom Hauſe Oeſterreich. Wer ſich aber nur ein wenig in der Hiſtorie umgeſe-

umgeſehen, dem wird bekannt ſeyn, wie eben nicht alle Regenten, welche die angegebene Nahmen geführt, allezeit vor andern glücklich geweſen. Sie haben auch ihre wiedrige Zufälle, und ihre Unterthanen unter ihren Regiment öffters Unglück erfahren müſſen. Hingegen ſoll der Nahme Jacobus denen Schottiſchen, und Henricus den Königen in Franckreich fatal und unglücklich ſeyn. Von den Schottiſchen Königen trifft es nicht überall ein. Sintemahl Jacobus VI. welcher in der Reihe der Könige von Engelland Jacobus I. heißt, das beſondere Glück hatte, daß er zugleich König von Engelland ward, und durch ihn dieſe beyde Cronen glücklich vereinigt wurden. In Franckreich ſind zwar 3. Henrici unglücklich geweſen: Henricus II. büßte ſein Leben in einem Turnier ein. Henricus III. aber und IV. wurden von Meuchel-Mördern erſtochen. Henricus I. hingegen ſtarb eines natürlichen Todes. Daß 3. Könige in Franckreich, die den Nahmen Henricus geführet, eines unglückſeligen Todes geſtorben, macht ſolchen Nahmen nicht fatal, und man mag ihm die Schuld ſolches Unglücks im geringſten nicht beylegen.

Der Nahme Johann Friderich wird in der Sächſiſchen Familie für fatal gehalten, weil alle Fürſten aus dieſem Hauſe, welche ſolchen Nahmen geführet, unglücklich geweſen ſeyn. Drey davon geriethen ins Gefängniß, nemlich Johann Friderich I. und II. ingleichen Johannis Hertzogen zu Weimar Sohn, der auch die-

ſen Nahmen hatte. Johann Friderich III. ſtarb im 28ten Jahr ſeines Alters zu Jena, nachdem er jederzeit kräncklich geweſen. Noch finden ſich in der Sächſiſchen Familie 2. Printzen dieſes Nahmens, welche alle beyde gar frühzeitig geſtorben ſeyn. (*) Nach der Zeit hat niemand mehr in dieſem hohen Hauſe ſolchen Nahmen geführt, weil man ſich vielleicht eingebildet, er müſſe fatal und unglücklich ſeyn. Nun laſſe ich es zwar für eine Hiſtoriſche Warheit gelten, daß die Fürſten aus dem Hauſe Sachſen, welche Johann Friderich geheiſſen, auf eine oder die andere Weiſe unglücklich geweſen ſind, aber daß man ſie ſchlechterdings für unglücklich halten will, läſt ſich nicht wohl thun. Ich wolte vielmehr Johann Friderich den Erſten für einen höchſt glückſeligen Printzen erkennen, der von GOtt würdig geachtet worden, um des H. Evangelii Willen Bande und Gefängniß zu erdulden. Die beyde Printzen, welche in der Kindheit geſtorben, mag man deswegen auch nicht für unglückſelig ſchätzen, wenn man die Worte des Propheten erwegt: Jeſ. 58. 1. 2. Die Gerechten werden weggerafft vor dem Unglück, und die richtig vor ſich gewandelt haben, kommen zum Friede, und ruhen in ihren Kammern. Geſetzt auch, man wolle ſie alle für unglücklich erkennen, ſo würde doch der Nahme daran keine Schuld haben, als welcher an und vor ſich keinen Menſchen weder glücklich noch unglücklich machen kan. Wir finden unter den Würten-

bergiſchen

(*) Amphith. Mag. Univerſ. Sect. 9. de omnibus. pag. 385.

bergiſchen Hertzogen einen, der auch Johann Friderich geheiſſen, und einer der glückſeligſten Fürſten dieſes Hauſes geweſen iſt. Wäre ſolcher Nahme fatal und unglücklich, ſo müſte es auch bey dieſem Hertzog eingetroffen ſeyn. Denn es läſt ſich keine Urſach ergründen, warum die Fatalitæt eines Nahmens ſich nur auf eine gewiſſe Familie erſtrecken ſolte. Wenn alle regierende Hertzoge aus dem Hauſe Sachſen den Nahmen Johann Friderich angenommen hätten, gleichwie die Grafen von Reuß alle Heinrich heiſſen, ſo würde doch vielen unter ihnen ſolcher Nahme nicht zum Unglück ausgeſchlagen ſeyn, und folglich könte man derſelben keiner Fatalitæt beſchuldigen.

Als die Saracenen in Spanien einbrachen, und dis ſchöne Reich guten theils unter ihre Gewalt brachten, geſchahe es durch Verrätherey eines Gothiſchen Grafen, Nahmens Julianus. Nachgehends ſoll der Nahme Julianus in Spanien ſtets für unglücklich ſeyn gehalten worden, den niemand gern geführet. Inmaſſen im vorigen Seculo der Favorite des Königs Philippi IV. Graf von Olivaretz ſeinem natürlichen Sohn Anno 1642. einen andern Nahmen gegeben, ob er gleich lange Julianus geheiſſen hatte. (*) Ein verhaßter Nahme mag es wohl ſeit der Zeit in Spanien geweſen ſeyn, welches auch den Grafen von Olivaretz bewogen, den Nahmen ſeines natürlichen Sohns zu ändern. Denſelben aber für fatal

(*) v. Hübners kurtze Fragen aus der politiſchen Hiſtoria II. Theil. pag. 53.

fatal und unglücklich auszugeben, iſt gantz uneigentlich geredet. Es müſte dann jemanden, der ſich nicht geſcheuet, ſolchen verhaßten Nahmen zu führen, daraus Haß, und was darauf zu folgen pflegt, ein Unglück zugewachſen ſeyn.

Der Nahme Johannes wird für ſehr glücklich gehalten, ſo daß, wenn in einem Hauſe jemand zu finden, der Johannes heißt, der Donner in ſolches Hauß nicht einſchlagen, oder wo er ja einſchlägt, doch keinen Schaden thun könne. (*) Dieſer Aberglaube wird ſich wohl aus dem Pabſtthum herſchreiben, allwo man unter andern Abergläubiſchen Dingen, das Evangelium St. Johannis am Halſe trägt, und dadurch für alle Gewitter ſicher zu ſeyn vermeynet. (**) Man möchte zu Wiederlegung ſolcher Thorheit wohl Exempel finden, daß Leute, welche Johannes geheiſſen, eben ſo wohl vom Gewitter beſchädigt worden. Ich will nur ein eintziges anführen aus vorgedachter Predigt **M. Paul Walthers.** Johannes Limme, der zuvor ein Mönch war, nahm zur Zeit der Reformation das Evangelium an, und ward zu Ranſtadt im Bißthum Merſeburg Pfarr-Herr. Er verließ aber wieder die heilſame Lehre des Evangelii, und tobete an einem Pfingſt-Montag auf der Cantzel greulich dawieder. Worauf er des Nachts, vom Blitz gerühret, ſo blind ward, daß er keinen Buchſtaben biß an ſein Ende erkennen mögen,

(*) Männling l. c. cap. 7. p. 211.

(**) Paul Walther in der 6ten Zeit-Buß-Predigt vom Donner und Wetter-leuchten.

mögen, da er doch ſonſt alles ſehen können, wie klein es auch geweſen, und vorher ſelbſt zu Weg und Steg gangen. In Franckreich iſt der Nahme Johannes ſo beliebt, daß mancher Hauß-Vater allen ſeinen Söhnen dieſen Nahmen giebt, und heiſſet zum Unterſcheid der eine Groß-Hans, der andere Mittel Hans, Alt-Hanß, Klein Hans, und ſo weiter. Es iſt glaublich, daß es aus eben der Abſicht geſchehe, weil man ſolchen Nahmen für andern für glücklich achtet. Dis hat auch ſonder Zweiffel zu dem Gedichte Gelegenheit gegeben, wie zu Paris ehedem ein Glücks-Rad geweſen, davon der Teuffel alle Jahr einen geholet. Nachdem aber einſt alle, ſo auf dem Rade ſaſſen, Johann geheiſſen, habe er keinen davon wegbringen können. (*) Ich glaube, daß diejenigen, welche in den Nahmen der Menſchen ihr Glück oder Unglück ſuchen, eben ſo thöricht handeln, als ehedem die Platoniſch-Pythagoriſche Welt-Weiſen, denen hernach einige Schwärmer unter den Chriſten gefolget ſind, welche meynten, es läge in dem Nahmen der Dinge die Krafft ihres Weſens verborgen, und würde darin, als in einem lebendigen Bildniß vorgeſtellet.

Der Aberglaube von den glücklichen oder unglücklichen Nahmen, hat auch mannigmahl zur Veränderung der Nahmen Gelegenheit gegeben. Bey den erſten Chriſten war ſchon im Gebrauch, daß man den Heyden, die den Chriſtlichen Glauben annahmen, in der Tauffe andere Nahmen

(*) Männling l. c. cap. 8. pag. 211. 212.

Nahmen gab, damit ſie ſich dabey erinnern möchten, wie ſie nunmehro auch ihr Leben zu ändern verbunden wären. Welches dann nicht zu tadeln iſt. Im 8ten Seculo fieng man an, bey der Ordination der Geiſtlichen ihre Nahmen aus vorgedachter Urſach zu verändern. Woraus vermuthlich die Gewohnheit entſtanden, daß die Päbſte, wenn ſie dieſe hohe Würde antreten, ebenfalls ihre Nahmen zu ändern pflegen. Insgemein wird erzehlet, es habe unter den Päbſten zu allererſt Sergius IV. dieſe Gewohnheit aufgebracht. Denn weil er zuvor Bocca Porcia, auf Teutſch **Sau-Küſſel** geheiſſen, hätte er ſich ſolches Nahmens geſchämet, und Sergius nennen laſſen. Solches aber wird ohne Grund angegeben, ſintemahl ſchon 50. Jahr vor ihm, der Pabſt Johannes XII. da er vorher Octavianus hieß, bey Betretung des Päbſtlichen Stuhls, eine Veränderung ſeines Nahmens vornahm. Nachhero iſt es bey den Päbſten zur beſtändigen Gewohnheit worden, und als Marcellus II. welcher Anno 1555. zur Regierung kam, nur 22. Tage die Päbſtliche Würde beſaß, nach welchen ihn der Tod dahin riß, ſo urtheileten einige Abergläubiſcher Weiſe, es ſey darum geſchehen, weil er ſeinen Nahmen nicht ändern wollen, ſondern, als er Pabſt worden, ſich vernehmen laſſen: **Er wolle weder ſeinen Nahmen noch Gemüth ändern.** (*)

Eine merckwürdige Geſchichte, von Abergläubi-

(*) Heinſii Fragen aus der Kirchen Hiſtoria, Tom. 5. pag. 39.

gläubiſcher Veränderung des Nahmens, finden wir in den neuern Zeiten an dem König in Perſien Schach Solymann, der ein Vater des, vor einigen Jahren durch den Rebellen Miriweys vom Thron geſtoſſenen Schach Huſſein war. Dieſer Solymaun hieß vorher Sefi, und verfiel bald nach angetretener Regierung in eine tödtliche Kranckheit. Weil ihm nun die Aertzte nicht helffen konten und deswegen ſich eines üblen Tractaments befahren muſten, ſo wolten ſie ſich gern heraus wickeln, und ſchoben die Schuld auf die Sterndeuter, als welche den König zur unglücklichen Stunde hätten den Thron beſteigen laſſen. Daher ward man Raths, daß der König zu einer andern, und zwar glücklichen Stunde, den Thron gleichſam aufs neue beſteigen ſolte. Die Sterndeuter beſtimmten alſo einen Tag darzu, der ihrem Vorgeben nach höchſt glücklich ſeyn ſolte, an welchem dann der König von neuen auf den Thron geſetzet ward. Zu gleicher Zeit änderte er auch ſeinen Nahmen, in der Hoffnung, dadurch würde er neue Kräffte und Geſundheit erlangen, die Kranckheit aber nimmermehr wiederkommen. (*) Wer Luſt hat aus Exempeln etwas zu ſchlieſſen, dürffte wohl auf die Gedancken gerathen, es müſſe die Veränderung des Nahmens ein bewehrtes Mittel wieder dieſe oder jene Kranckheit ſeyn, weil ſie bey dieſem Könige ſo vortreffliche Würckung gehabt. So urtheilen viele Menſchen. Aber wer kan

(*) Tavernier Reiſe-Beſchreibung Pars I. lib. 5. C. I.

kan uns verſichern, daß die Veränderung des Nahmens, und andere lächerliche Ceremonien ſeine Geſundheit gewürcket haben. Mancher Artzt ſetzet ſich durch ſeine Tropfen, Pillen und Pulver in groſſe renommée, wann er ſo glücklich iſt, daß er Patienten antrifft, bey denen ſich die Natur ſelbſt hilfft. Man ſchreibts indeſſen doch ſeinen Medicamenten zu, ob ſie gleich öffters weniger als nichts zur Geſundheit beygetragen haben. Und ſo iſts auch mit dem Könige in Perſien ergangen. Die Veränderung des Nahmens würde ihn nimmermehr geſund gemacht haben, wenn die Natur nicht die Kranckheit von ſelbſt überwunden, und es alſo gethan hätte.

7.

Von der Aſtrologie überhaupt.

Die Aſtrologie iſt eine Kunſt, aus denen Sternen, ihren verſchiedenen Stellungen gegen einander, aus ihrer Krafft und Einfluß in die irrdiſche Cörper verborgene Dinge, die dadurch gewürcket werden ſollen, zu entdecken, und daraus allerhand verborgene und zukünfftige Dinge zu erforſchen und vorher zu ſagen. Der Schuſter **Jacob Böhm** beſchreibet die Aſtrologie folgender geſtalt (*) **Durch die *Aſtrologia* wird gehandelt von den Kräfften der Natur, der Sternen/ der Elementen, wie**

(*) In Aurora und zwar in der Vorrede. p. m. 41.

wie daraus alle Creaturen ſeynd herkommen, und wie dieſelben alles treiben und regieren, und in allem würcken, und wie böſes und gutes durch ſie gewürckt wird in Menſchen und Thieren: daraus herkommt, daß böſes und gutes in dieſer Welt herrſchet und iſt, auch wie der Höllen- und Himmelreich darinnen beſteher. An einem Ort (*) läſt er ſich vernehmen: Dieſer zweyfache Qvell, böſe und gut in allen Dingen, herrühret alles aus den Sternen, denn wie die Creaturen auf Erden ſeynd in ihrer *Quantitat*, alſo auch die Sternen. Noch gibt uns dieſer Wunder-Kopff folgende Erklärung davon. (**) Die Gelehrten der Stern-Kunſt ſeynd in ihrem Verſtande ſo hoch und tieff kommen, daß ſie wiſſen der Sternen Lauff und Würckung, was ihre Zuſammenkünffte *inficiren* und durchbrechen der Kräffte bedeut und mitbringt, und wie ſich dadurch Wind und Regen, Schnee und Hitze empöret, auch Böſes und Gutes, Glück und Unglück, dazu Leben und Tod, und alles treiben dieſer Welt. Das möchte wohl eine vortreffliche Wiſſenſchafft heiſſen, wenn wir nur verſichert ſeyn könten, daß ſie Grund hätte, und nicht vielmehr ſo ungewiß als betrüglich wäre. Dieſe Kunſt hat von viel 100. Jahren her die Menſchliche Gemüther

(*) Ibid. c. 2. p. 57.
(**) Ibid. cap. 25. p. 536.

müther gleichſam bezaubert, welches zu verwundern, da ſie nicht die geringſte Warſcheinlichkeit, noch weniger Gewißheit vor ſich hat, wie aus folgenden mit mehrern erhellen wird. Die hieher gehörige Materien ſind ſo weitläufftig, daß ſie ſich nicht gar wohl in einem eintzigen Abſatz zulänglich abhandeln laſſen, weswegen ich vors erſte nur von der Aſtrologie überhaupt handeln, das Nativitæt-Stellen, und die Wetter-Prophezeyungen aber, biß in die folgende Abſätze verſpahren muß.

Die Aſtrologie iſt ſehr alt, und wann man einigen Liebhabern derſelben glauben könte, ſo wären ſchon die Ertz-Väter Abraham, Jacob und andere, ja noch vor der Sündfluth Seth, und der allgemeine Vater des Menſchlichen Geſchlechts, Adam ſelbſt, vollkommene Aſtrologi geweſen. Von Abraham bezeuget Joſephus (*) wie er die *Aſtrologie*, welche ſeine Vorfahren erfunden, zuerſt in Egypten gebracht, und daſelbſt gelehret habe. Von Jacob ſchreibt Dickinſon (**) Er hätte nebſt ſeinen Söhnen wohl gewuſt, daß GOtt den Sternen eine Krafft beygelegt, die Thiere fruchtbar zu machen, die Empfängniß zu befördern, und die Frucht in Mutterleibe zu bilden: Daher hätten ſie, indem ſie gantze Nächte unter freyen Himmel bey dem Vieh zugebracht, fleißig auf die Sterne

(*) lib. I. Anquit. Judaic. c. 9.
(**) In Phyſ. Vet. & verâ, c. 19. p. 462. 463.

ne, ihre Bewegung und *Aſpecten* acht gegeben, daraus die rechte Zeit erlernet, wenn ſie ihr Vieh ſich miteinander ſolten bepaaren laſſen, wodurch ſie dann erhalten, daß es ſehr fruchtbar worden. Von Seth erzehlet vorgedachter Joſephus (*) daß, weil Adam vorher geſagt, es würde dermahleins die Erde entweder durch Waſſer oder Feuer untergehen, er die Kunſt der *Aſtrologie* in 2. Säulen eingegraben deren die eine von Thon, die andere von Ertz geweſen, damit die eine im Waſſer, die andere im Feuer beſtehen und ausdauren könte, und alſo die Nachkommen ſolche herrliche Kunſt aus einer von beyden lernen möchten. Die von Ertz oder Stein wäre nach der Sündfluth übrig geblieben, und er hätte ſie mit ſeinen Augen geſehen. Adam ſoll nach des Jeſuiten Kircheri Meynung, nicht allein ein groſſer Theologus und Phyſicus, ſondern auch Aſtrologus geweſen ſeyn. Gleichwohl iſt nicht glaublich, daß dieſe GOttſeelige Alt-Väter ſich auf eine ſo nichtige und betrügliche Kunſt, als die Aſtrologie iſt, ſolten gelegt haben, wann ſie auch ſchon zu ihren Zeiten wäre bekannt geweſen, woran man doch zu zweiffeln Urſach hat. Man kan zum wenigſten davon nichts gewiſſes ſagen, weil die H. Schrifft davon nichts gedencket. Was Joſephi Zeugniß anlangt, ſo war er von den Zeiten dieſer Alt-

(*) Antiq. Jud. lib. I. cap. 3.

Våter gar zu weit entfernet, daß man daher ſeinem Zeugniß nicht glauben kan. Wann er vorgibt, es ſey die Såule Seths noch zu ſeiner Zeit übrig geweſen, ſo kan wohl ſeyn, daß er eine dergleichen Såule geſehen, ob ſie aber von Seth herkommen, iſt eine andere Frage. Joſephus war ein Liebhaber der Aſtrologie, und ſoll dem Veſpaſiano, als er von ihm gefangen ward, das Kayſerthum prophezeyet haben. Darum iſt kein Wunder, wenn er auch vorgedachten Alt-Våtern die Wiſſenſchafft der Aſtrologie zueignet. Es möchte zwar ſcheinen, als wenn an dieſer Kunſt etwas ſeyn müſte, weil Joſephus dadurch dem Veſpaſiano vorher ſagen können, daß er würde Kayſer werden. Man ſoll aber bedencken, wie Joſephus, nachdem er von Veſpaſiano gefangen worden, als ein Aufrührer ein ſchlechtes Tractament zu erwarten hatte. Deswegen prophezeyete er ihm das Kayſerthum, damit er ſich vors erſte bey ihm inſinuiren, und der Todes-Straffe entgehen möchte. Daß aber ſolche Weiſſagung eintraff, geſchahe entweder von ohngefehr, oder Joſephus ſahe, als ein kluger Mann, und muthmaßte vorher, wie in der damahligen Verwirrung mit den Kayſern im Römiſchen Reich, ein ſo groſſer General, als Veſpaſianus war, der ſich bereits in Britanien wohl verſucht, und 30 mahl mit den Feinden geſchlagen hatte, gar leicht vor andern zum Kayſerthum gelangen würde. Die übrigen Muthmaſſungen einiger Gelehrten von Adam und

Jacob

Jacob fallen ohnedem hinweg, und ſind vor die lange weile ausgeſonnen.

Man kan nicht einig werden, ob die Chaldäer oder Egyptier die erſten Erfinder dieſer Kunſt ſind, weil ehedem beyde Nationen ſich die Erfindung anmaßten. Woran uns endlich wenig gelegen iſt. Sie iſt aber nicht ſo alt, als ſie gemeiniglich ausgegeben wird. Das erkannte ſchon der Philoſophus Favorinus, der zu den Zeiten der Kayſer Trojani und Hadriani lebte, indem er nach Gellii (*) Bericht, dieſe Kunſt der Chaldäer, wie ſie damahls genennet ward, für ſo alt nicht hielt, als man ſie gern machen wolte; Sondern vielmehr urtheilete, ſie ſey durch Geld-begierige Menſchen erfunden, die durch Lügen ihre Nahrung und Gewinn geſucht haben. Ubrigens läſt es ſich anſehen, als wenn die Aſtrologie aus der Heydniſchen Theologie, worinn die Sterne für GOttheiten gehalten, und auch Göttlich verehret wurden, ihren Urſprung genommen. Die Menſchen ſind ſehr geneigt, zukünfftige Dinge zu erforſchen, und möchten ſie gern wiſſen. Weil nun die Heyden die eigentliche Beſchaffenheit der Sterne und Planeten nicht erkannten, auch nicht wuſten, zu welchem Ende oder Abſicht ſie da an Himmel ſtunden, ſondern ſich einbildeten, daß ſie bloß um unſer Erde willen da ſtünden, ſo wurden ſie dadurch bewogen, dieſelbe für Götter zu halten, von denen die Menſchen auf den Erdboden viel

(*) In Noctib. Attic. lib. 14. cap. I.

guts empfiengen. Es kam hinzu, daß die Sterne immerdar beſtändig bleiben, und der Verweſung nicht unterworffen ſind. Folglich überredeten ſie ſich, ſie könten, als unſterbliche GOttheiten, ihnen die zukünfftige Dinge, welche ſie zu wiſſen begierig waren, am beſten offenbahren. Wann ſie weiter die unterſchiedene und veränderliche Stellungen der Planeten obſervirten, ſo machten ſie den Schluß, es würden damit die Veränderungen auf dem Erdboden angedeutet, und zukünfftige Dinge vorher verkündiget. Alſo bemüheten ſie ſich ſolche Bedeutungen zu erforſchen, und dieſelben aus dem Erfolg der Dinge, oder aus der Erfahrung zu ſchlieſſen, woraus mit der Zeit die Aſtrologie mit ihren Grund-Sätzen und Reguln erwachſen iſt.

Nun müſſen wir weiter vernehmen, worauf das Gebäude ſolcher Kunſt beruhe, und was davon zu halten ſey. Das Haupt-Werck kömmt auf den Einfluß der Sterne, und ihre Würckungen auf den Erdboden an, wovon die Gelehrten mancherley Gedancken hegen. Die Heyden hielten die Sterne vor beſeelte Cörper, weswegen ſie auch daraus ſichtbahre GOttheiten machten: Und die Stoiſche Welt-Weiſen eigneten ihnen ausdrücklich einen Verſtand zu, daher ſie auch, ihrer Meynung nach, wegen der Verbindung, ſo ſie mit unſer Erde hätten, künfftige Dinge, die ſich darauf begeben, vorher zeigen und andeuten könten. Womit dann der Jude Philo und Rabbi Maimonides ziemlich übereinſtimmen, indem ſonderlich der letzte den

Sternen

Sternen und allen himmliſchen Cörpern eine lebendige Seele beylegt, die mit Erkenntniß, Weißheit und langen Leben begabet ſeyn, auch durch eine innerliche Krafft ihre Bewegung verrichten und fortſetzen. Das ſind Gedancken, welche einem Welt-Weiſen ſchlecht anſtehen. Wir wiſſen zwar, daß in dem Menſchen ein ſolch vernünfftiges Weſen wohnet, wodurch er belebt und beſeelt wird. Aber daraus läſt ſich nicht abnehmen, es ſeyn auch die Sterne mit einem vernünfftigen Geiſt verknüpfet, der ſie bewege und regiere. Der Menſchliche Leib beſtehet aus einer wunderbahren Structur, hat ſo mancherley verſchiedene Organa und Werckzeuge, wodurch die mit ihm verknüpffte Seele würcken, und tauſenderley Verrichtungen bewerckſtelligen kan. Wer hat uns aber die Nachricht gebracht, daß die Sterne auch ſolche Organiſche Cörper, als unſer Leib, ſind? Die Planeten inſonderheit haben eine genaue Gleichheit mit unſer Erde, und ſind daher nicht geſchickt, von einem vernünfftigen Geiſt belebet und beſeelet zu werden. Es ſind Grillen, die wir ihren Autoribus überlaſſen wollen. Ariſtoteles bildete ſich ein, die Sterne und Planeten wären an gewiſſen durchſichtigen Sphæren, oder Um-Creyſen, befeſtiget, und einer jeden Sphære eine beſondere Intelligentz, oder vernünfftiges Weſen, vorgeſetzt, welches ſie herum treiben und bewegen müſte. Uberdem erdichtete er eine öberſte Sphære, mit welcher GOtt ſelbſt verknüpfft wäre, und durch Umtreibung derſelben, als die allererſte bewegende

bewegende Urſach, die übrigen in Bewegung ſetzte. Dieſer abgeſchmackten Lehr-Sätze Ariſtotelis haben einige ſeiner Nachfolger zur Behauptung der Aſtrologie ſich bedienet. Petrus Pomponatius, einer der vornehmſten Anhänger Ariſtotelis in den neuern Zeiten, erkennet zwar GOtt für die erſte Urſach aller Dinge, will aber mit ſeinem Lehr-Meiſter, es könne GOtt auf Erden nichts würcken, als nur mittelbahrer Weiſe durch Hülffe der himmliſchen Cörper. Die himmliſche Cörper wären die nächſte und eigentliche Urſach aller Würckungen, die auf dem Erdboden geſchehen, ſie regierten die Menſchen, und verkündigten ihnen auch auf mancherley Weiſe zukünfftige Dinge. (*) Solche Meynung iſt ſo abgeſchmackt als gottloß. Denn vors erſte weiß man heut zu Tage gewiß, daß die Sterne und Planeten nicht an dergleichen dichten und durchſichtigen Sphæren befeſtiget ſind, nachdem man von den Cometen obſerviret, daß wenn ſie erſcheinen, ſie bald höher bald niedriger ſteigen, welches nicht ſeyn könte, wenn es dergleichen dichte Umkreyſe am Himmel gäbe, woran die Planeten feſt gemacht wären. Daher iſt wahrſcheinlicher, daß ſie gleich unſer Erde in einem freyen Raum ſchweben. Will man vollends die göttliche Macht ſo ſehr einſchrencken, daß er ohne die himmliſche Cörper, als

(*) In Tractatu de Incantationibus, qui in operibus ejus, quæ anno 1567. Baſileæ prodierunt, primus eſt, pag. 120. ſeqq.

als gewiſſe Werckzeuge, auf Erden nichts würcken könne, ſo wird dadurch ſeine überſchwengliche Allmacht aufs äuſſerſte geſchmälert, und der geſunden Vernunfft, auch heiligen Schrifft widerſprochen, welche von der Göttlichen Allmacht gantz anders lehren.

Die am vernünfftigſten gehen wollen, ſchreiben dennoch den Sternen und Planeten einen Einfluß auf die Erde zu, ob ſie gleich dieſelbe nicht für beſeelte Cörper halten: Wiewohl mit einem Unterſcheid: Indem einige nicht allein die Veränderung des Gewitters, den Wachsthum der Bäume und Pflantzen, den Zuſtand des Menſchlichen Cörpers, in Anſehung der Geſundheit und Kranckheit; Sondern auch der Menſchen freye Handlungen, ihr Glück und Unglück, den Sternen unterwerffen: Andere hingegen es bloß bey natürlichen Dingen bewenden laſſen, und die freye Handlungen der Menſchen davon gäntzlich ausnehmen. Die erſtern thun der Freyheit der Menſchlichen Seele groſſen Eintrag, und machen ihre Handlungen fatal und nothwendig, wovon im folgenden Abſatz ausführlich wird zu reden ſeyn. Die letztern aber, welche dennoch die Veränderung des Wetters, den Wachsthum der Bäume und anderer Erd-Früchte, ingleichen die Menſchliche Geſundheit und Kranckheit, aus dem Geſtirn herleiten, ſchienen einigen Grund vor ſich zu haben, wenn ſie ſich auf Sonne und Mond beruffen, deren Würckung wir täglich auf dem Erdboden ſpühren und empfinden. Wiewohl nun dieſe Ma-

terie meiſtentheils in den Abſatz von den Wetter-Prophezeyungen gehöret, ſo müſſen wir doch allhier den Haupt-Grund der gantzen Aſtrologie, nemlich den Einfluß der Sterne, unterſuchen. Jedermann iſt bekannt, daß wir nach dem Lauff der Sonne und des Monds die Zeiten rechnen und eintheilen, welches ein vortrefflicher Nutzen iſt, den wir von ihnen auf dem Erdboden haben. Weiter erleuchtet die Sonne mit ihrem Schein unſere Erd-Kugel, und verurſacht durch ihre Wärme, daß alles leben, wachſen und gedeyen kan. Das hat noch niemand in Zweiffel gezogen, und wer es läugnen wolte, müſte ſeines Verſtandes beraubet ſeyn. Wie kan aber daraus folgen, daß auch die andern Sterne und Planeten dieſe und dergleichen Würckung oder Einfluß haben? Die Sonne ſteht uns ungleich näher als die Fix-Sterne, daher ſie uns auch weit gröſſer erſcheinet, und ein ſo vortreffliches Licht mittheilet, nicht weniger durch ihre Wärme alles erqvicket und erfreuet. Die Fix-Sterne hingegen ſtehen gar zu weit von uns ab, daß auch viel tauſend derſelben uns kaum einen mäßigen Schein gewähren, ihre Wärme wir aber nicht im geringſten ſpühren können. Die Sonne ſcheinet und würcket mit einem eigenen Licht und Feuer, ſo ſie bey ſich führet: Die Planeten aber entlehnen ihr Licht von der Sonne, und geben deswegen nur einen ſchwachen Schein, aber nicht die geringſte Wärme von ſich. Man betrachte nur ein wenig den Mond. Er erſcheinet zuweilen etwas gröſſer als die

Sonne,

Sonne, indem, nach den neueſten Obſervationibus des de la Hire, der ſcheinbahre Diameter der Sonne in der kleineſten Weite 32. Minuten und 43. Secunden; des Monds aber in der geringſten Weite 33. Minuten 30. Secunden iſt. (*) Unterdeſſen kommt alsdann ſein Licht dem Sonnen-Licht lange nicht bey, weil es nur von der Sonne entlehnet iſt; ſo läſt er auch niemahls die allergeringſte Wärme von ſich ſpühren. Dieſe Ungleichheit der Sonne und Planeten, auch Fix-Sterne, giebt einen gnugſamen Beweis, wie man von den Einfluß der Sonne auf unſere Erde keinen Schluß machen könne, daß auch die Planeten und Fix-Sterne dergleichen Einfluß haben.

Was die Würckungen des Monds anlangt, die ihm vielfältig beygelegt werden, ſo ſind die meiſten davon nur erdichtet, oder doch höchſt ungewiß und zweiffelhafft. Deſſen Schein und Licht empfinden wir zur Gnüge, dürffen demnach davon nichts weiter gedencken. Die Ebe und Fluth, oder der Ab- und Zulauff des Meers, da nemlich daſſelbige ohngefehr innerhalb 24. Stunden zweymahl abläufft und fällt, auch wieder aufſchwellt und das Waſſer ſteiget, iſt vermuthlich auch eine Würckung des Monds. Sie rühret aber nicht her aus einer beſondern Krafft und Eigenſchafft des Monds; Sondern weil der Mond ſich in unſern Erd-Würbel befindet

(*) Beſ. Wolffens Lexicon Mathemat. Tit. Diametri apparentes p. 520.

findet, indem er um die Erde ſeinen Lauff hält, und darinn einen ziemlichen Platz einnimmt, ſo muß, wenn er ſich um die Erde bewegt, der Raum zwiſchen ihm und der Erde ſo viel kleiner werden, als der Durchſchnitt des Monds iſt. Drücket alſo der Mond dadurch die zwiſchen ihm und der Erde befindliche Himmels-Lufft gegen die Erd-Kugel zu, wodurch dann nicht allein die Erde ſelbſt aus ihrem Centro ein wenig verſchoben, ſondern auch das Waſſer, als ein flüßiger Cörper, vorerſt in die Höhe getrieben, und damit die Fluth verurſacht wird. Hernach aber, wenn indeſſen die Erde 6. Stunden in ihrer Central-Bewegung zugebracht, wiederum zurück flieſſen und fallen muß, indem die Himmels-Lufft wovon das Waſſer gedrucket ward, wieder Raum bekommt, ſich aus zu breiten, und in ihren vorigen Stand zu ſetzen. Das ſind ohngefehr Carteſii Gedancken, die er ſich, nicht ohne ziemliche Wahrſcheinlichkeit, von der Ebe und Fluth gemacht hat. Es könte überdem der Mond, durch ſein drücken gegen die Erde, als wodurch die Himmels-Lufft in etwas zuſammen gepreßt wird, wohl einige Veränderung bey ſehr ſchwachen und krancken Perſohnen verurſachen, die aber nicht von groſſer Erheblichkeit ſeyn dürffte. Und das iſt alles, was wir mit einiger Wahrſcheinlichkeit, jedoch ohne gnugſame Gewißheit, von den Würckungen des Monds auf unſere Erde ſagen können. Die übrige Würckungen deſſelben, die man uns in groſſer Menge erzehlt, mag man billig unter die erdichteten rechnen.

Der

Der Mond wird insgemein von den Sterndeutern für einen kalten und feuchten Planeten ausgegeben, ob ſie gleich nicht wiſſen, womit ſie es beweiſen wollen. Der Engelländer Dickinſon will gar behaupten (*) der Cörper des Monds beſtehe gröſten theils aus einer ſchleimichten Feuchtigkeit, und ſey zu dem Ende von GOtt erſchaffen, damit durch ihn und ſeine Ausflüſſe die austrocknende und brennende Sonnen-Strahlen temperirt und gemäßigt würden. Der Graff Digbus will ſolches auch mit folgenden Experiment bekräfftigen. Wann man, ſchreibt er (**) einen holen Spiegel oder eine polirte Schüſſel gegen den Mond hält, und die Strahlen einſammlet, ſo werdet ihr ſehen, wie an ſtatt deren, ſo von der Sonne ſeynd in gleichmäßiger zuſammen Ziehung brennen, alſo befeuchten und kühlen dieſe im Gegentheil mercklich; laſſen dabey auf dem Spiegel eine wäſſerigt ſchleimigte Klebrigkeit. Ich muß aber dabey erinnern, daß ſolches Experiment nicht richtig ſey. Denn, nachdem ich zu unterſchiedenen mahlen die Monds-Strahlen durch ein Brenn-Glaß fallen laſſen, ſo habe in dem Brenn-Punct deſſelben weder Wärme noch Kälte ſpühren können. Ich hielt weiter einen Paraboliſchen Brenn-Spiegel, der von Holtz und vergüldet iſt, gegen

(*) In Phyſic. V. & Vera cap. 9. §. 15. pag. 191.

(**) In der Eröffnung unterſchiedlicher Heimlichkeiten der Natur, oder in dem Diſcours von dem Sympathetiſchen Pulver.

gegen den Mond, konte aber nicht mercken, daß deſſen Strahlen feucht und kalt geweſen wären: Noch weniger fand ſich auf dem Spiegel eine klebrichte Feuchtigkeit. Der Spiegel und die Schüſſel, womit Digbus ſeine Proben gemacht, wo er anders es ſelbſt probiret hat, werden von der Lufft angelauffen ſeyn, oder, wie man zu reden pflegt, geſchwitzt haben, welches nichts ungewöhnliches iſt, und das hat er für eine Feuchtigkeit angeſehen, die von den Monds-Strahlen verurſacht worden. Der Mond iſt ja ein Cörper, welcher unſer Erde gleicht, nur daß er nicht ſo groß als dieſelbe iſt. Es befinden ſich darinn Berge und Thäler, Waſſer, Inſuln und feſtes Land, denen die Aſtronomi zu unſern Zeiten gewiſſe Nahmen geben, wodurch ſie ziemlich genau von einander können unterſchieden werden: Drum kan man nicht abſehen, wie der Mond größten theils aus einer ſchleimichten Feuchtigkeit beſtehen könne. Wann aber auch dem alſo wäre, ſo haben doch die Sternſeher längſt wahrgenommen, und aus dem breiten hellen Glantz, der ſich um den Mond ſehen läſt, wann die Sonne durch den Mond gäntzlich verfinſtert wird, nicht unbillig geſchloſſen, es müſſe der Mond eine Atmoſphære oder Lufft-Kreyß eben wie unſere Erde um ſich haben, worinn die Dünſte des Monds auffſteigen, und durch Regen und Schnee wieder herab fallen. (*) Geſchicht nun das, ſo werden eben ſo wenig einige Ausdün-

(*) v. Wolfii Element. Aſtronom. §. 456. 457.

Ausdünſtungen, oder Ausflüſſe aus dem Mond zu uns auf Erden kommen, als die Ausdünſtungen unſers Erdbodens biß in den Mond hinauf ſteigen. Woraus ſich dann ohne Mühe abnehmen läſt, was von den übrigen Einflüſſen des Monds zu halten ſey, die ihm vielfältig beygelegt werden. Die Auſtern, Muſcheln, Schnecken, Krebſe und andere dergleichen Dinge, ſollen bey vollen Mond völler als ſonſt ſeyn, weil ſie von der Feuchtigkeit des Monds lucker gemacht, und gleichſam geſchwängert werden: Da ſie gegentheils bey abnehmenden Mond, oder wenn er noch nicht voll iſt, ziemlich leer ſeyn. Es bezeuget aber **Ehrenberger**, (*) wie er davon genug das Gegentheil erfahren, und ſtellet einem jeden frey, die Probe zu rechter Zeit öffters zu machen. Was die Krebſe anlangt, ſo können es unſere Fiſcher in der Marck ſattſam wiederlegen, wenn ſie es nicht alſo finden. Man hat auch bey uns ein bekanntes Sprüchwort, daß, wenn man Haber ſäet und mähet, die Krebſe am beſten, folglich am völlſten ſeyn: welches ziemlich wohl eintrifft. Nun iſt aber zu ſolchen Zeiten der Mond nicht allemahl voll. Man erfährt vielmehr das Gegentheil, nemlich daß die Krebſe, obgleich der Mond voll iſt, dennoch ziemlich leer ſind. Weiter ſollen die Gurcken und Kürbiſſe bey vollem Mond mehr Feuchtigkeit als ſonſt bey ſich führen. Davon wiſſen unſere Gärtner nichts, wo ſie es nicht etwa dem Mond zu

(*) In der Vorrede zu J. C. Sturms Vorſtellung von der lügenhafften Stern-Wahrſagerey.

zu Gefallen glauben, weil ſie ſich noch ſehr in ihrem ſäen und pflantzen nach demſelben zu richten pflegen. Blumen in vollen Mond geſetzt ſollen völler als gewöhnlich werden. Plinius ſchreibt, die Ameiſen feyerten zur Zeit des Neu-Monds von ihrer Arbeit, im Voll-Mond aber arbeiteten ſie auch ſo gar des Nachts. Und der P. Kircherus (*) will wahrgenommen haben, daß das Geſicht der Katzen auch den Veränderungen des Monds unterworffen ſey: Und berichtet anbey aus dem Alberto M. wie die Flecken der Panter-Thiere ſich nach dem Schein des Monds änderten, und bald das erſte oder letzte Viertel, bald den Neu-und Voll-Mond præſentirten und vorſtellten. Das wäre eine ſchöne Raritæt. Vielleicht ſtellen ſie auch zugleich die Monds-Finſterniſſen mit vor, und alsdann hätten die Sternſeher nicht nöthig ſolche Finſterniſſen am Himmel mit vieler Mühe zu betrachten: Sondern ſie dürfften ſich nur ein Panter-Thier anſchaffen, ſo würden ſie aus deſſen Flecken den Anfang und Ende, wie auch die Gröſſe der Monds-Finſterniſſen gar leicht bemercken, und ihre Aſtronomiſche Rechnungen daraus vortrefflich verbeſſern können. Das Kraut Lunaria wäre eine eben ſo ſchöne Raritæt, wann man es nur finden könte. Davon ſchreibt Merſilius Ficinus (**) Es habe Zirckul runde blaue Blätter, und bringe bey wachſenden Mond alle Tage ein neu Blatt hervor,

(*) In Arte Magna Lucis & Umbræ. lib. I. Pars I. cap. 15.

(**) De Triplici Vita. lib. 3. cap. 14.

vor, lege aber bey abnehmenden Mond täglich wieder ein Blatt ab. Solches Kraut ſolte man nur den eigenſinnigen Wiederſachern der Aſtrologie vorzeigen, ſo wären auf einmahl alle ihre dawieder gemachte Vernunfft-Schlüſſe nachdrücklich wiederlegt. Daß das Holtz im Zunehmenden und Voll-Mond mehr Feuchtigkeit bey ſich habe, und wenn es alsdann abgehauen wird, eher faule und Wurmſtichigt werde, als wenn man es im abnehmenden Mond fället, iſt eine gantz durchgängige Meynung, daher auch faſt jedermann zu Abſtämmung des Holtzes erſt den rechten Wadel, wie man bey uns zu reden pflegt, erwartet, und ohne höchſte Noth im zunehmenden Mond kein Bau-Holtz fällen läſt. Ich will aber verſichern, daß hierinn der liebe Mond keinen Schaden thun werde, wenn nur übrigens die rechte Zeit zum Holtzfällen, welches ſonder Zweiffel die Winter-Monathe ſeyn, in Acht genommen wird, da das Holtz weniger Safft als im Sommer hat. Die übermäßige Einbildung, ſo man ſich von den Würckungen des Monds macht, iſt ſo hoch geſtiegen, daß auch Bodinus (*) vorgibt, der Mond mache die Männer völlig zu Herren über ihre Weiber, welche ihm die Ehre anthun, und ihn in genere Maſculino nennen. Der Mond iſt faſt in allen Sprachen generis fœminini, ohne in der Teutſchen, da er generis Maſculini iſt. Wäre Bodini Vorgeben wahr, ſo müſten alle teutſche

(*) In Dæmonom. pag. 116.

Männer die völlige Herrſchafft über ihre Weiber beſitzen, welches doch weit gefehlet iſt. Ich beſinne mich in Harsdörffers Schrifften geleſen zu haben, daß die Weiber in Teutſchland das Regiment über die Männer behaupteten, eben deswegen, weil in der Teutſchen Sprache die Sonne, welche das Männliche Geſchlecht bedeutet, generis Fœminini, der Mond aber, dem das Weibliche Geſchlecht verglichen wird, generis Maſculini ſey. Womit dann Bodini Einfälle ſchlecht überein ſtimmen, wiewohl es überall die gröſte Thorheit iſt. Hat dann der Mond Verſtand, daß er wiſſen und überlegen könne, wer ihm Ehre beweiſet oder nicht, und daß er ſich gegen einem gütiger als dem andern erzeigen könne? Die Königin von Engelland Eliſabeth pflegte gedachten Monſieur Bodin nur Badin d. i. einen Narren oder Poſſen-Reiſſer zu nennen: Welchen Titul er unter andern mit ſolchen abgeſchmackten Poſſen wohl verdienet hat. Einige Medici, inſonderheit von den alten, legen den Mond auch eine Würckung bey, die ſich bey gewiſſen Menſchlichen Kranckheiten äuſſern ſoll. Daher ſoll es kommen, daß die Haupt-Wunden im vollen Mond wegen Aufſchwellung des Gehirns, gefährlicher ſeyn als im Neu-Mond, da ſich das Gehirn mehr ſetzet. Diejenigen ſo mit Gicht-Schmertzen geplaget ſind, ſollen dabey die Veränderung des Monds mercklich ſpühren. In der H. Schrifft neues Teſtaments kommen auch die Mohnſüchtigen (Lunatici) vor, deren Kranckheit entweder der

Wahn-

Wahn-Sinn, oder die fallende Sucht geweſen. Dadurch ſind viele auf die Gedancken gerathen, als wenn bey dieſen Kranckheiten die Würckungen des Monds ſich vornehmlich ſpühren lieſſen, und dieſelbigen nach der Veränderung des Monds ihre Abwechſelungen hätten, wozu ihnen der Nahme ſolcher Kranckheit Gelegenheit gegeben. Wenn man aber erwäget, wie geſchickte Medici dergleichen Veränderungen und Abwechſelungen dabey nicht gewahr werden, ſo findet man Urſach genug, es in Zweiffel zu ziehen. Was aber die Benennung ſolcher Kranckheit betrifft, daß ſie in H. Schrifft die Mohn-Sucht heiſſet, ſo iſt ſelbige darinn zu ſuchen, weil der Wahnwitz ſo wohl als Epilepſie nicht beſtändig und in einem Stück fortdauren, ſondern gleich dem Mond ihre Abwechſelungen und Intervalla haben, ob ſie ſich gleich darinn ſo eben nicht nach dem Mond richten. Dieſen vorgeblichen Würckungen des Monds fehlt es an der Erfahrung, und das iſt ſchon gnug zu ihrer Wiederlegung. So viel von dem Einfluß der Sonne und des Monds, welcher, da er auf ſchwachen Füſſen ſtehet, zugleich den Einfluß der Sterne und anderer Planeten im fallen zu Boden ſtürtzt.

Doch muß ich noch einiger Schein-Gründe gedencken, womit man dieſen Einfluß unterſtützen, oder ihm gar wieder aufhelffen will. Einige, da ſie nicht in Abrede ſeyn können, daß die Fix-Sterne lauter Sonnen, und die Planeten unſer Erden gleiche Cörper ſind, die von der

Sonne erleuchtet, erwärmet, und fruchtbar gemacht werden: Auch deshalb wohl zugeben, wie ſie dennoch ihren Nutzen haben könten, ob ſie ſchon auf unſere Erde nicht würcketen: wollen gleichwohl, es ſey nicht unmöglich, daß aus denſelben eine Subtile Materie ausflöſſe, und biß zu uns gelangete. Denn weil ſie uns ihr Licht zuſchicken, ſo könten damit zugleich eine ſubtile Materie herab kommen, welche auf der Erde allerhand Veränderungen verurſachte. (*) Das eintzige, ſo in dieſem Schluß gewiß, iſt daß die Fix-Sterne und Planeten uns ihr Licht auf dem Erdboden mittheilen. Wer aber weiß, wie das Licht propagirt und fortgeſchickt wird, kan die daraus gezogene Folgerung nicht zugeben. Nach denen Lehr-Sätzen Carteſii, die man billig für die geſchickteſten erkennet, iſt der gantze Himmel, wie auch unſere Lufft, Waſſer und andere irrdiſche Cörper, voll einer ſubtilen Himmliſchen Materie, die man insgemein Æther oder die Himmels-Lufft nennet. Dieſe Materie ſtöſſet allenthalben in der Form ſehr ſubtiler Kügelein an einander. Wann nun z. E. die Sonne uns ihr Licht zuſchickt, ſo kommen die Lichts Ausflüſſe deſſelben nicht zu uns auf den Erdboden, ſondern es wird durch ſie die zwiſchen der Sonne und uns befindliche Himmels-Lufft in Bewegung geſetzt, und dieſe Bewegung, welche in unſern Augen die Empfindung des Lichts verurſacht, in unglaublicher Geſchwindigkeit fortgebracht.

(*) So urtheilet unter andern Buddeus in Elem. philoſoph. Theoret. Pars IV. cap. 3. §. 2.

bracht. Auf gleiche Art gelangt das Licht der Fix-Sterne zu uns. Die Planeten aber, als danckele Cörper, empfangen ihr Licht von der Sonne, d. i. es wird die zwiſchen ihnen und der Sonne befindliche Himmels-Lufft durch der Sonnen Licht in Bewegung geſetzt, und ſolche Bewegung biß an die Planeten continuirt. In den Planeten aber, als dunckeln Cörpern, prellen ſie zurück, und ſetzen damit die zwiſchen ihnen und unſerer Erde vorhandene Himmels-Lufft auch in Bewegung, daher uns von ihnen auch ein Licht in die Augen fällt, welches aber aus angeführter Urſach weit ſchwächer, als das Sonnen-Licht iſt. Auf ſolche Weiſe kommt ja nicht die allergeringſte Materie aus der Sonne zu uns, ſondern wir empfinden nur die Bewegung ſolcher ſubtilen Materie vermittelſt der Himmels-Lufft, und alſo iſt es noch weniger möglich, daß uns die Sterne und Planeten gewiſſe Einflüſſe zuſchicken ſolten. Jedoch möchten manchen die Lehr-Sätze Epicuri und anderer neuen Naturkündiger beſſer anſtehen, nach welchen aus der Sonne und allen leuchtenden Cörpern gewiſſe ſubtile Theilgen ausgehen, die den Schein oder das Licht verurſachen. So man dieſes annimmt, könte das Licht eines leuchtenden Dings nimmermehr ſo geſchwinde fortgehen, als wir wahrnehmen, daß es geſchicht. Wir wollen mit den heutigen Mathematicis annehmen, das Sonnen-Licht bringe 7. oder 8. Minuten zu, ehe es biß auf unſere Erde kommt, welches ſie aus den Finſterniſſen der Jupiters

Trabanten abgenommen haben. (*) Wie wäre es möglich, daß, wenn das Licht der Sonne in gewiſſen aus ihr flieſſenden Theilgen beſtünde, die biß auf unſere Erde gelangen, ſolche Theilgen, oder Lichts Ausflüſſe, in ſo kurtzer Zeit, nemlich in 7. oder 8. Minuten, einen ſo weiten Weg, nemlich 29564220. Teutſche Meilen, als ſo weit nach des de la Hire Obſervationibus die Sonne in der mittlern Weite von der Erde abſtehet, ſolten fortwandern können? Das iſt eine unbegreiffliche Sache, und macht des Epicuri Lehr-Satz ſehr verdächtig. Gleichwohl will ich ihn gelten laſſen. Was werden es dann vor ſubtile Theilgen ſeyn, die uns die Sonne vom Himmel herab ſchickt? Keine andere, als die Licht und Wärme verurſachen. Die Sonnen-Strahlen, welche Licht und Wärme zuwege bringen, dringen durch Glaß, welches eine der dichteſten Materien iſt, die nicht einmahl der ſubtilſten Lufft den Durchgang verſtattet. Darum iſt nicht glaublich, daß ſie andere als ſolche Licht und Wärme verurſachende Theilgen ſolten bey ſich führen. Ich müſte mich ſehr irren, oder die Einflüſſe der Sonne, Sternen und Planeten gehören unter die erdichtete Dinge.

Noch beruffen ſich die Liebhaber der Aſtrologie auf das Alter der Kunſt, auf eine viel hundert jährige Erfahrung, wodurch ſie das Anſehen und die Reguln derſelben gnugſam befeſtiget zu ſeyn vermeynen. Die Chaldäer und Egyptier,

(*) Beſ. davon Scheuchzers Phyſic. oder Natur-Wiſſenſchafft 1. Theil. cap. 13. §. 9.

gyptier, ſagen ſie, haben ſchon vorlängſt die Aſtrologie aus vielfältigen Obſervationibus des Himmels erfunden und gelernet: So hat auch zu allen Zeiten die Erfahrung bezeuget, daß ſie Grund haben müſſe, indem dasjenige offt eingetroffen, was man daraus vorher verkündiget hat. Nun mag vors erſte das Alter der Kunſt ihr kein Anſehen oder Gewißheit geben, ſonſt müſte die Heydniſche Religion auch Grund haben, weil ſie noch älter als die Aſtrologie iſt. Die Erfahrung aber, welche man als den vornehmſten Grund anführet, iſt ſo zweiffelhafft und ungewiß, daß man daraus nichts ſchlieſſen kan. Zuweilen ſind ja die Prophezeyungen der Sterndeuter wohl eingetroffen, und es müſte wunderlich zugehen, wenn unter ſo vielen Aſtrologis nicht einer oder der ander einmahl von ohngefehr ſolte was wahres vorher verkündigt haben. Aber wie offt haben ſie ſich hingegen betrogen, und mit ihren Weiſſagungen zum Geſpött und Gelächter gemacht. Das bewog dann auch Lutherum, daß er von der Aſtrologiæ folgendes Urtheil (*) fällete: *Aſtrologia* **iſt keine Kunſt, denn ſie hat keine** *Principia* **und** *Demonſtrationes*, **darauf man gewiß/ unwanckend fußen und gründen könte; ſondern die Stern-Gucker richten ſich/ und urtheilen nach den Fällen, wie ſichs zuträgt, und geben für, das iſt einmahl oder zwier geſchehen, und hat ſich alſo zugetragen, dar-**

(*) Welches in den Tiſch-Reden cap. 71. von der Aſtronomie und Stern-Kunſt anzutreffen iſt.

um muß allezeit ſo geſchehen und ergehen, was ſich zuträgt und geſchicht. Und die Fälle, ſo da zutreffen, davon ſagen ſie wohl, die aber fehlen, davon ſchweigen ſie wohl ſtille. Weiter läſt er ſich davon alſo vernehmen: (*) Der *Aſtrologia* und Stern-Gucker gemahnet mich gleich, wie eines der Würffel feil trägt, und ſagt, ich habe gute Würffel, ſie werffen ſtets 12. Nun du wirffſt offte hin, wenn einem 12. kommen, ſo iſt die Kunſt recht. Man ſiehet aber nicht, wie offt man zuvor 2. 3. 4. 5. 6. geworffen hat. Alſo thun auch die *Aſtrologi.* Wenns einmahl oder zwey zutrifft und geräth, ſo können ſie die Kunſt nicht gnug rühmen, loben und erheben. Aber von andern, das ſo offt gefehlet hat, ſchweigen ſie ſtille. Wäre alſo etwas an der Kunſt, ſo würden nicht die allerbeſten Meiſter darinn ſo offt fehlen, wovon gleichwohl viel Exempel vorhanden ſind. Cicero ſchreibt (**) ſchon zu ſeiner Zeit: Wie viel Dinge ſind nicht dem *Pompejo, Craſſo, Julio Cæſari* von den Chaldäern (d. i. von den Aſtrologis) geweiſſaget worden: nemlich es würde keiner unter ihnen anders, als im hohen Alter, und zu Hauſe mit groſſem Ruhm ſterben. Daher komt es mir wunderlich vor, daß ſich noch Leute finden, die ihnen (den Aſtrologis) Glauben geben, da doch ihre Weiſſagungen täglich

(*) Ibidem.
(**) De Divinationibus lib. 2. cap. 99.

lich durch den **Ausgang** wiederlegt werden. Wer es nicht glauben will, nehme nur fleißig den Calender zur Hand, ſo kan er gewahr werden, wie ſchlecht das, nach den Reguln der Aſtrologie, darinn verzeichnete Gewitter eintrifft. Ein Bauer in meiner Nachtbarſchafft kam zu ſeinen Prediger, und weil eben damahls die Witterung mit dem Calender, den er ſtets fleißig zur Hand nahm, nicht eintraff, ließ er ſich vernehmen, es müſte für daſſelbige Jahr nicht der Meiſter ſelbſt, ſondern etwa, wie ſeine eigentliche Worte lauteten, ein Lehr-Junge den Calender verfertigt haben. Alſo kan auch ein gemeiner Mann mercken, wie wenig die Aſtrologiſche Muthmaſſungen gegründet ſeyn, und wie offt ſie zu fehlen pflegen. Welches ſie dann mit dem gemeinen Sprüch-Wort, ſo ſie bey ſolcher Gelegenheit offt gebrauchen andeuten wollen, wenn ſie ſagen: **Der Calender-Macher mache den Calender, aber der liebe GOtt das Wetter.** Von Talete Mileſio wird zwar erzehlet, er habe aus dem Geſtirn vorher geſehen, wie in zukünfftigen Jahre die Oliven-Bäume ſehr fruchtbar ſeyn würden, daher er viele Oel-Berge und Gärten an ſich gekaufft, und damit ein groſſes Geld gewonnen. Allein es wird heutigs Tages für eine Fabel gehalten, weil die Erzehlungen davon, ſo man bey den Alten findet, unbeſtändig und veränderlich ſind. (*) Vielleicht hat man es zu dem Ende

 erdichtet,

(*) Conf. Heumanni Acta Philoſoph. Volum. I. pag. 16. und Volum. 3. p. 174.

erdichtet, damit man der Aſtrologie durch einen ſo groſſen Mann, als Thales war, ein Anſehen gebe. Wiewohl man auch von ihm zur Kurtzweil mag erdichtet haben, daß als er einsmahls des Nachts den Himmel betrachtet, und darüber unverſehens in eine Grube gefallen, ihm ſeine Magd damit verſpottet und geſagt: Er wolte erforſchen, was am Himmel paſſirte, und wüſte nicht einmahl was auf der Erde bey und für ſeinen Füſſen wäre.

Wann die Sterndeuter mit ihrer Kunſt nicht fortkommen können, und ihre Prophezeyungen nicht eintreffen wollen, wiſſen ſie ſich mit allerhand Ausflüchten zu behelffen, damit die Schuld nicht auf ſie und ihre Kunſt komme. Einige meſſen dem Himmel ſelbſt die Schuld bey, welches gewiß höchſt ungereimt und lächerlich iſt. Iſrael Ziebner von Schneeberg ſchreibt: (*) **Ob zwar einer ſo glücklich gebohren wäre, daß er an zeitlichen Gütern, Ehr, Tugenden, Leibs Fruchtbarkeiten, beſtändigen Freunden und gutem Nahmen keinen Mangel hätte, wird er doch endlich in des Todes Stachel fallen, alldieweil ſeither der Erſchaffung der Welt die** *Influen*tzien **der 7. Planeten niemahls ſo vollkommen gefunden werden, als wie ſie Anfangs geweſen.** Andere ſetzen hinzu, man verſtehe die Kunſt nicht recht mehr, indem ſie ſehr verfälſcht worden. Wir wollen davon die Worte

(*) In Myſterio Sigillorum, herbarum & lapidum pag. 160.

Worte eines Alchimiſtiſchen Autoris (*) vernehmen, welcher alſo ſchreibt: **Die** *Aſtronomie* **iſt eine herrliche Kunſt, ſie iſt aber ſehr verfälſcht worden. Die** *Calculation* **iſt verlohren worden, und behelffen ſich jetzige** *Aſtronomi* **nur, wie ſie** *Ptolomaus* **beſchrieben hat, daß unrecht und falſch iſt. Dann jezunder der Himmel anders und ſehr geſuncken, langſamer, fauler und träger im lauffen worden iſt, auch an der Krafft ſehr abgenommen.** Die Thorheit ſolches Vorgebens mag jedermann leicht beym erſten Anblick gewahr werden. Woraus will man zuförderſt ſchlieſſen, daß die Influentzien des Geſtirns nicht mehr ſo kräfftig als im Anfang ſeyn? Wir wiſſen ja von keinen andern Einflüſſen, als dem Licht, ſo aus den Sternen und Planeten kommt, und der Wärme, ſo daneben die Sonne auf Erden würcket. An dieſen Dingen haben wir bißhero noch keinen Abgang verſpühret. Will man es aber von gewiſſen verborgenen Einflüſſen verſtehen, ſo läſt ſich davon nichts gewiſſes ſagen; denn weil es geheime und verborgene Dinge ſind, ſo kan niemand wiſſen, ob ehedem ſolche Einflüſſe kräfftiger als jetzt geweſen. Ja heißt es, die Kräffte der Welt nehmen täglich ab, der Himmel iſt ſeit Ptolomæi Zeiten, welcher vor 1600. Jahr gelebet hat, ſchon 2266. Meilen herunter geſuncken, neiget ſich nunmehro zum Einfall, und drohet der Welt den gäntzlichen Untergang.

(*) Anonymi in Tractat. Cabalæ verior deſcriptio. Quæſt. 2. pag. 27.

tergang. Solche Gedancken machten ſich ehedem viele Gelehrten, und unter andern auch Phil. Melanchton, dem andern hierinn in groſſer Menge folgten; Nachdem Copernicus, und andere Aſtronomi vor und nach ihm, ſich auf des Ptolomæi und ſeines Vorgängers Eratoſthenis Obſervation verlieſſen, und die declination der Ecliptic für veränderlich hielten, folglich die Sonne ein gut theil näher zu unſer Erde herunter ſetzten, als ſie zu Ptolomæi Zeiten geſtanden. Der Jeſuit Ricciolus aber hat zuerſt den Fehler entdecket, welchen Eratoſthenes in den aus ſeinen Obſervationibus gemachten Schlüſſen begangen, daher weder ihm noch dem Ptolomæo zu trauen iſt. Vielmehr geben ſo wohl die alten als neuen Obſervationes, daß die Declination der Ecliptic unveränderlich (*) und daher kein endlicher Einfall des Himmels zu beſorgen ſey. Wolte man hier den Herrn Newton und andere Engelländer hören, ſo wäre es wohl möglich, daß dieſes Welt-Gebäude endlich in Unordnung geriethe, und wo es länger beſtehen ſolte, von GOtt müſte wieder reparirt und ausgebeſſert werden, folglich könte auch ſeyn, daß die Einflüſſe des Geſtirns immer mehr und mehr geſchwächet würden. Allein auch dieſe Meynung hat ſchon längſt der Herr von Leibnitz wiederlegt, und klärlich dargethan, wie GOtt ein ſchlechter Künſtler ſeyn müſte, wenn er

(*) v. Wolfii Elementa Aſtronom. §. 156. 157. Man mag auch davon den luſtigen Rollenhagen nachleſen in den wahrhafftigen Lügen pag. 242.

er ſeinem Wercke eine ewige Dauer zu geben nicht im Stande geweſen, ſondern, wo es beſtehen ſolte, daran immer etwas zu beſſern fünde. (*) Endlich verdient faſt keine Antwort, wenn man ſagt, die *Calculation* **ſey verlohren gangen**, oder wie Melanchton (**) will, die **Kunſt ſey wohl vorhanden, aber niemand habe ſie.** Damit will man ſo viel ſagen, man verſtünde heutigs Tags die Kunſt nicht recht mehr. Das mag endlich ſeyn: Wenn die Herrn Aſtrologi ihre Kunſt nicht recht verſtehen, ſo haben wir deſto mehr Urſach, ſie für Hümpler und Betrieger zu halten. Ich könte noch vielerley wunderliche Einfälle erzehlen, welche die Aſtrologie auf die Bahn gebracht, will aber zur Probe nur einen berühren. Wenn der Ritter Digbus lehret, wie man Krebſe in groſſer Menge zeugen könne, ſo befiehlt er (***) man ſolle die Operation in zunehmenden Mond vornehmen, und wo möglich, wenn er in dem Krebs, oder in einem wäſſerigen Zeichen iſt. Gleich als wenn das Zeichen des Krebſes zur Zeugung der Krebſe, welche durch den vorgeſchriebenen Proceſſ ohnedem nimmermehr wird zum Stande gebracht werden, etwas beytragen könte. Wolte man etwa auch Löwen in groſſer Menge zeugen, würde

(*) Beſ. die merckwürdige Schrifften zwiſchen Leibnitzen und Clarcken gewechſelt, gleich in der erſten Schrifft des Herrn von Leibnitz.

(**) So urtheilet er in Lutheri Tiſch-Reden cap. 71. von der Aſtronomie und Stern-Kunſt.

(***) In den auserleſenen Philoſophiſchen Geheimniſſen pag. 127. 128.

würde es geſchehen müſſen, wenn der Mond in dem Zeichen des Löwens ſtehet. Haben aber die Himmliſche Zeichen der Benennung wegen mit ſolchen Thieren eine Verwandſchafft? Das glauben zwar die Aſtrologi, ob ihnen gleich nicht unbekannt iſt, daß ſie ſo wenig einen Krebs oder Löwen ähnlich ſehen, als einem Brat-Spieß oder Drôſch-Pflegel. Davon ſchreibt ein Frantzöſiſcher Autor (*) ſehr wohl: **Am Himmel heiſſet ein gewiſſes Geſtirn die Wage; ſelbige ſiehet einer Wage, damit wir wägen nicht ähnlicher, als die Mühle dem Winde, ſo die Mühle treibt. Nun iſt aber die Wage ein Zeichen der Gerechtigkeit,** Ergo, **die Leute in dieſem Himmliſchen Zeichen gebohren, ſind gerechte und billige Menſchen. Noch 3. andere Geſtirne im Thier-Creyß heiſſen, der Widder, Stier, und Steinbock, welche man mit gleichem Recht** (das die Alten gehabt) **Elephanten, Crocodille und Einhörner nennen könte. Nun ſind aber der Widder, Stier und Steinbock wiederkäuende Thiere:** Ergo, **So man Artzneyen einnimmt, wann der Mond in ſolchen Zeichen ſtehet, iſts nicht geſund, ſondern Gefahr dabey, man werde ſie wieder von ſich brechen.** Ob nun das ſchon närriſche Folgen, und ſchlechte Urtheile ſind, fehlts doch ſo wenig an ſolchen, die ſie feil bieten, als andern, die ſich der-

gleichen

(*) In præfat. Artis dirigendi cogitationes, in latinum Sermonem verſæ per Cornel. ab Ackersdyck.

gleichen aus den *Aſpecten* und Himmels Zeichen bereden laſſen. Dem ohngeacht glaubet Dickinſon die Conſtellationes und Himmliſche Zeichen wären nicht von Menſchen erdichtet, ſondern von GOtt ſelbſt weißlich geordnet, und einem jeden ein ſolcher Nahme von ihn gegeben worden, der mit ihrer Natur und Kräfften ſehr wohl überein komme. (*) Ob er damit nicht der Göttlichen Weißheit zu nahe trete, mögen andere urtheilen.

So wir dem Cornelio Agrippæ (**) glauben dürffen, ſo hat ehedem die Obrigkeit zu Alexandria von den Aſtrologis einen gewiſſen Zins gefordert, welchen man Blacenommon, zu Teutſch den Narren-Groſchen genannt, weil ihre Handthierung und Gewerbe in einer Sinnreichen Narrheit beſtund, und allein die Narren und verwegene Leute ſie um Rath zu fragen pflegten. Woraus abzunehmen iſt, in was für ſchlechten Eſtim damahls dieſe Kunſt bey vernünfftigen Leuten geſtanden, und zwar an einem ſolchen Ort, wo ſie gleichſam zu Hauſe war, auch häufig gelehrt und practiciret ward. Es iſt auch nicht zu leugnen, daß die Aſtrologie mannigmahl viel Schaden angerichtet habe, wovon wir nur ein paar Exempel vernehmen wollen. Anno 1667. lagen die Perſer wieder den Feld-Herren der Coſacken, Steno Radzin mit einer groſſen Armée zu Felde, und hatten viel Sterndeuter bey ſich, welche den Tag und die

(*) In Phyſica Vet. & Vera Cap. 9. §. 24. pag. 201.
(**) De Vanit. Scientiarum. cap. 31. p. m. 139.

die Stunde benennten, die für die Perſer zur Schlacht glücklich ſeyn ſolten. Die *Aſtrologi* konten erſt in Erwehlung der rechten Zeit nicht einig werden, und darüber ward die beſte Gelegenheit dem Feind Abbruch zu thun verſäumet. Als ſie aber zu der für glücklich angegebenen Zeit und Stunde die Coſacken angriffen, wurden ſie aufs Haupt geſchlagen, und verlohren 10000. Mann, da **Steno** mit ſeinen Coſacken kaum 1000. Mann ſtarck war. (*) Cardanus war ein ſo groſſer Verehrer der *Aſtrologie*, daß, weil er ihm ſelbſt daraus prophezeyet hatte, er würde das 75. Jahr nicht überleben, er ſich lieber zu Tode gehungert, als in ſeiner Wahrſagung wollen gefehlt haben. (**) Der jüngere Noſtradamus wolte im Wahrſagen eben ſo berühmt, als ſein Vater Michael werden, und prophezeyete, die Stadt **Pouſſin**, ſo damahls eben belagert war, würde in Feuer aufgehen. Damit er aber nicht möchte gelogen haben, ſo legte er ſelbſt, als die Stadt eingenommen und geplündert ward, Feuer an; weswegen ihn auch der Herr de Saint Luc mit ſeinem Pferde zu Boden rennte, wovon er ſeinen Geiſt aufgab. (***)

Die Betrieglichkeit dieſer Kunſt, und der Schade, ſo daraus zu entſtehen pflegt, hat Zweifels

(*) Allerneueſter Staat von Caſan, Aſtracan, Georgien 2. Abtheilung cap. 4. §. 20.

(**) Menckens Reden von der Marcktſchreyerey der Gelehrten, die teutſche Uberſ. p. 246. in Not.

(***) v. Bourdelon dans le tombeau de L. Aſtrologie Judiciaire. §. 37.

fels ohne Anlaß gegeben, daß die Aſtrologie mannigmahl aufs ſchärffſte verbothen worden. Welches nicht allein von verſchiedenen Kayſern, ſondern auch in vielen Chriſtlichen Conciliis geſchehen iſt.

8.

Von Nativitæt-Stellen.

Wenn wir das Nativitæt-Stellen im weitläufftigen Verſtand nehmen, ſo verſtehet man dadurch die Kunſt, aus der Beſchaffenheit der Sterne, ihrer Bewegung und Stand gegen einander, nicht allein der Mineralien, Kräuter, Thiere und Menſchen, Beſchaffenheit, Temperament und Inclination zu erkennen; ſondern auch eben daraus von des Menſchen Leben und Todt, Geſundheit und Kranckheit, Glück und Unglück, ingleichen von denen Welt-Händeln, ein Urtheil zu fällen, und ſolche Dinge vorher zu verkündigen. Dieſe Kunſt oder Wiſſenſchafft läſſet ſich füglich in die Natürliche und Künſtliche eintheilen. Zu der Natürlichen gehört erſtlich, wenn man die Beſchaffenheit, Temperament, Kräffte und Inclination, der Mineralien, Kräuter und Thiere, aus dem Geſtirn herleiten, und daraus erforſchen will. Wir dürffen an dieſer Kunſt keinen Zweiffel haben, weil die Aſtrologi allen ſolchen Dingen ihre eigene Planeten genau zu beſtimmen wiſſen, und zugleich, vielleicht aus einer geheimen Offenbah-

 rung,

rung, ihnen beſondere Fix-Sterne beylegen. Wir wollen von den Thieren den Anfang machen. Die *Solari*ſche Thiere, ſchreibt Abraham von Franckenberg, (*) ſind behertzt und ſcharffſinnig, als der Löwe und Adler: Die *Jovial*iſchen ſanfftmüthig, als das Schaf: Die *Mercurial*iſchen, verſchlagen, liſtig, künſtlich, als Fuchs, Schlange: Die *Veneri*ſchen freundlich, wollüſtig, als die Ziege, Caningen: Die *Martial*iſchen grauſam und Blutgierig, als der Bär, Hahn, Hecht: Die *Lunari*ſchen ſind ungeſchickt, langſam, fruchtbar und unrein, als Säue, Enten ꝛc: Die *Saturnini*ſchen ſind furchtſam und fauler Art, als Eſel, Katze, Haaſe, Wolff ꝛc. Weiter ſchreibt vorgedachter Autor (**) Eine jede Art der Thiere, von *Quadrupedibus*, Fiſchen und Vögeln, hat ſeinen eigenen Stern, welcher ſeine Einflieſſungen und verborgene *Impreſſionen* auf ſolche Thiere richtet; Daher weiß der Hahn die Morgen-Stunde zu entſcheiden, und die Veränderung des Gewitters anzukündigen. Von den Kräutern und Bäumen läſt er ſich alſo vernehmen: (***) Von den Bäumen gehört der Sonne zu der Lorbeer-Baum, die Eſche und Eiche: Unter den Stauden der Weinſtock und Roßmarin: Unter den Kräutern Sonnen-Wirbel und Johannis Kraut. Dann dieſe letztern ſtellen mit ihrer

(*) In Gemma Magica 2. Theil. p. 70. 71.
(**) Ibid. p. 66.
(***) Ibid. p. 72. ſeqq.

rer Gold-Farbe und Strahlen, der Sonnen Laufft, Natur und Heimlichkeiten, die Kranckheiten und das Gifft vom Hertzen zu treiben, gar eigentlich vor. Und ſo hat, wie man daſelbſt mit mehrern finden wird, ein jeder Planet ſeine Bäume, Stauden und Kräuter. Noch erklährt ſich mehr gedachter Autor (*) wie auch gewiſſe Sterne der Bäume, Stauden und Kräuter ſeyn, welche ſich mit ihren Einflüſſen in den Erd-Gewächſen freundlich vereinbaren, zugleich mitblühen, und in den Saamen gehen. Von den Metallen iſt bekannt, wie man einem jeden Planeten ſein eignes Metall zuſchreibe. Nicht weniger empfangen, nach dieſer geheimen Welt-Weiſen Meynung, die Steine und Mineralien von den Sternen ihre Kräffte und Auswürckungen. Davon wollen wir abermahl Franckenbergs eigene Worte (*) anführen: Es gibt auch, ſo lauten ſie, *Mineral*iſche Sterne. Andere ſind *Antimonial*iſche, andere *Vitrioli*ſche, andere Schwefelichte, andere *Arſenica*liſche, andere *Mercurial*iſche u. ſ. w. welche durch ihre ſchädliche und gifftige Auflöſungen die Lufft und Waſſer zu vergifften pflegen, und die Land-Seuchen zu machen. Alſo ſagt man *Solar*iſche Sterne, welche durch ihre mit den dreyen Urheben eingeträncktenAuswürffen, zuerſt und vornehmlich den Carfunckel und *Jaſpides*, nachgehends

(*) Ibid. pag. 68.

hends aber das *Indiani*ſche und gedingenſte Gold gebåren. Die *Lunari*ſche den Sapphyr und das Silber: und ſo weiter. Ich weiß nicht, ob dieſe Magiſche Sterndeuter, wie ich ſie billig nennen mag, jemahls einen Beweis ihres, jetzt der Långe nach erzehlten, Vorgebens werden aufbringen können. Wenigſtens habe ſolchen Beweiß dieſer wichtigen Dinge noch nirgendswo finden können, ob ich mich ſchon in ihren Schrifften vielfåltig darnach umgeſehen. Das bloſſe ſagen und daher ſchwatzen will es nicht ausmachen. Vielleicht ſoll ihnen die Erfahrung ſtatt eines Beweiſes dienen. So müſſen ſie dann in der Vernunfft-Lehre ſchlecht geübet ſeyn, weil ihre Erfahrung nicht die geringſte Kenn-Zeichen einer gewiſſen Erfahrung hat. Laſſet uns davon einmahl eine Probe hören. Der Löwe, ſagen ſie, und Adler ſind behertzte Thiere, darum müſſen ſich in ihnen ſonderlich die Kråfften und Ausflüſſe der Sonnen, als des vornehmſten Planeten, der über die andern das Regiment führet, finden. Aber es iſt eins ſo wahr als das andere. Daß man Löwen und Adler für behertzte Thiere hålt, iſt in der That gantz uneigentlich geredet. Den Löwen kan man wegen ſeiner Stårcke und Geſchicklichkeit für den ſtårckſten unter allen Thieren wohl halten: Aber deswegen nicht ſagen, er ſey das allerbehertzteſte Thier. Seine Gröſſe macht es, daß er den kleinern Thieren an Kråfften überlegen iſt, und ſeine Geſchicklichkeit verurſacht, daß er ſich für weit gröſſere Thiere, die weniger Geſchicklichkeit als

er

er, haben, dergleichen ein Elephant iſt, nicht fürchtet. Gleiche Bewandniß hat es auch mit dem Adler. Wolte man recht eigentlich reden, müſte es heiſſen: Der Löwe und Adler ſeyn den übrigen Thieren und Vögeln an Kräfften und Geſchicklichkeit überlegen. Das iſt aber gantz was anders, als wenn man ſie für die behertzteſten unter den Thieren und Vögeln ausgiebt. Ein groſſer General kan wenig Hertz im Leibe haben, und doch, weil ſeine Armée den Feind überlegen iſt, groß gnug thun. Solche Bravoure rühret ſodann nicht von ſeiner eigenen Tapferkeit her, ſondern von ſeiner Macht, worauf er ſich verläſt. Man findet unter den Menſchen ſo wohl, als unter allerhand Thieren welche, die behertzt, andere die feige und verzagt ſind; Alſo auch unter Löwen und Adlern. Warum will man dann das gantze Geſchlecht der Löwen und Adler für behertzt ausſchreyen? Was das andere anlangt, daß in den Löwen und Adlern ſich beſonders die Kräffte und Ausflüſſe der Sonnen zeigten: So weiß ich auf keine Weiſe zu begreiffen, wie man dieſes aus der Erfahrung habe. Man muß erſt die Art und Weiſe eröffnen, wie man zu ſolcher Erfahrung kommen könne. Dann und nicht eher wolte ichs glauben. Ich frage auch billig dieſe Magiſche Weiſen, ob nicht die Bäume, Kräuter, und vermuthlich auch die Mineralien, eher als die Sonne, Planeten und Sterne erſchaffen worden? Das werden ſie ja aus der Hiſtorie der Schöpffung wohl wiſſen. Wie läſſet ſich dann behaupten, daß die Sterne

einen Einfluß in dieſe Dinge haben, und ihnen ihre Kräffte mittheilen? Sie empfiengen ihr Temperament und Kräffte unmittelbahr von GOtt durch die Schöpffung, und nicht von den Sternen, als welche erſt nachhero geſchaffen wurden. Die Sterndeuter theilen die Thiere, Bäume, Kräuter und Mineralien unter die 7. Planeten aus, und bedencken nicht, daß man heutigs Tags mehr als 7. Planeten am Himmel gewahr wird. Was werden nunmehro die, um den Jupiter und Saturnus entdeckte neue Planeten für Kräffte und Einflüſſe haben? Welche Thiere, Pflantzen und Metallen ſind ihnen unterworffen? Sie müſſen leer ausgehen, indem die ſieben alte Planeten ihnen bereits alle Dinge auf dem Erdboden entzogen, daß man ſie als regirende Herrn ohne Land und Leute anſehen kan. Vielleicht machen die neuern Aſtrologi eine andere Eintheilung, und eignen den neu entdeckten Planeten auch gewiſſe Unterthanen auf dem Erdboden zu. Dann könte man wohl ſagen, daß nicht die Erde von dem Himmel, ſondern der Himmel und die Planeten von den Sterndeutern auf dem Erdboden dependirten, indem dieſe die Herrſchafft über die irrdiſche Dinge denen Planeten nach ihrem Gefallen austheilten. Und ſo iſts ſchon in der That ergangen. Die Planeten dürffen ſich keine andere Herrſchafft anmaſſen, als die ihnen von den Aſtrologis zugeſtanden wird. Die neuern Aſtronomi, und zum theil die Aſtrologi (*) ſelbſt, haben

(*) Hieher rechne ich den vornehmſten unter allen

haben ſchon längſt die Sonne aus der Zahl der Planeten heraus genommen, und ihr einen höhern Rang gegeben, weil ſie in dem Centro des Planeten Würbels ſtehet, und gleichſam die Herrſchafft über die Planeten führet. An deren ſtatt hat die Erde wieder einen Platz unter den Planeten einnehmen müſſen, weswegen auch die gemachte Eintheilung der irrdiſchen Dinge unter die Planeten von ſelbſt hinweg fällt. Endlich ſo ſind die Sterndeuter zu beweiſen verbunden, daß am Himmel eben ſo viel, nicht mehr oder weniger Sterne ſtehen, als Dinge auf den Erdboden befindlich ſind. Das muß nothwendig ſeyn, wenn ein jedes Ding, oder eine jede Art der Dinge ſeinen beſondern Stern haben ſoll. Jedermann erkennet ohne Mühe, wie ſolcher Beweis ihnen in Ewigkeit unmöglich bleiben werde: Und man findet daher ſattſamen Urſach ſolches Vorgeben unter die Gedichte müßiger Köpffe zu rechnen.

Weiter handelt das **Natürliche** Nativitæt-Stellen von den 7. Planeten, und 12. Himmliſchen Zeichen, von dem Lauff der Sonne und des Monds, und man urtheilet daraus von des Menſchen Beſchaffenheit, Temperament und Inclination, beſtimmt auch einiger maſſen, was ihm im Leben begegnen werde. Solches zu verſtehen, mercke man 1) wie die Aſtrologi denen

Magiſchen Stern-Künſtlern, Jacob Böhmen, welcher in Aurora cap. 25. p. m. 549. 550. den Still-Stand der Sonne, und die Bewegung der Erde behauptet.

7. Planeten gewiſſe Eigenſchafft, Kräffte und Würckungen beylegen, die ſie in die Menſchen ausgieſſen ſollen. Z. E. Saturnus, ein Männlicher Planet, wird vor böſe, kalt und trocken gehalten, er beherrſchet gewiſſe Theile des Menſchlichen Leibes, als das rechte Ohr, die Miltz, Blaſe, Zähne u. ſ. w. ſoll auch die Krätze, Aſſatz, Podagra und andere Kranckheiten verurſachen. Und ſo weiter von den übrigen Planeten. 2) Eignet man den 12. Himmliſchen Zeichen des Thier-Creyſes auch gewiſſe Eigenſchafften und Einflüſſe zu. Das Zeichen des Widders ſoll z. E. das Haupt, Geſichte, Augen, Ohren, und die Kranckheiten, ſo im Kopff entſtehen, ingleichen die Cholniſche Feuchtigkeiten beherrſchen. Etliche von dieſen Zeichen ſollen dem Menſchen eine vernünfftige und gute Stimme geben, andern fette oder magere Leiber machen, andere ein gut Ingenium geben, noch andere vortreffliche Muſicanten machen, und was des wunderlichen Zeugs mehr iſt. 3) Nachdem die Sonne und der Mond ſich, zur Zeit der Geburth eines Menſchen, in dieſem oder jenem Himmels-Zeichen befinden, ſollen ſie ihm nicht allein gewiſſe Inclinationes und Gemüths-Gaben imprimiren und mittheilen; ſondern auch Glück oder Unglück bringen. Z. E. Ein Menſch gebohren, wenn die Sonne im Zeichen der Jungfrau iſt, wird kalt und trocken, Mercurialiſch, verſchlagen und beredt, hat Luſt zum Studiren, zur Schreiberey, Rechen-Kunſt, Kauffmannſchafft ꝛc. Der Mond, wenn er im Zeichen des Stiers ſtehet,

ſoll die Menſchen, ſo alsdann gebohren werden, höflich, luſtig und verliebt, auch im Heyrathen glücklich machen. 4) Geben die müßige Stern-Gucker auch auf die Stunde der Geburt acht, und nehmen daraus Gelegenheit den Leuten zu ſagen, z. E. Ein Menſch zu Mittage um 11 oder 12 Uhr gebohren, kommen zu groſſen Ehren, werden von Stands-Perſohnen geliebet, und an groſſer Herrn Höfen glücklich ſeyn u. ſ. w. Was davon zu halten ſey, wird ſich in folgenden zeigen, wo ich die Nichtigkeit des künſtlichen Nativitæt-Stellens klärlich entdecken werde, womit es ziemliche Verwandſchafft hat.

Mit dem Künſtlichen Nativitæt-Stellen kommt es darauf an, daß der Aſtrologus die Zeit der Geburth eines Menſchen gantz genau wiſſe, und wann er dieſelbige erforſchet, den Stand der Planeten, wie er zu der Zeit geweſen, in den Aſtronomiſchen Tage-Büchern aufſuche, einem jeden Planeten ſeinen Ort, den er alsdann in den 12. Häuſern, worinn ſie den gantzen Himmel einzutheilen pflegen, anweiſe, auch in welchem Zeichen des Thier-Creyſes die Planeten geſtanden, bemercke, ſolches alles, in einer gewiſſen Figur entwerffe, dabey auf die Aſpecten der Planeten gegeneinander, nicht weniger auf den Stand, worinn ſie ſich mit den Fix-Sternen befunden, acht habe, und aus dieſen allen endlich von des Menſchen Temperament, Leben und Tod, Glück und Unglücks-Fällen, nach den häufig vorgeſchriebenen Reguln der Kunſt ein Urtheil fälle, und was ihm begegnen werde vorher

her ſage. Mein Vorhaben leidet nicht, dieſes alles weitläufftig zu erklähren: Sonſt würde es das Anſehen gewinnen, als ob ich den Leſer in einer Kunſt, wovon ich nichts halte, unterrichten wolte. Wenn daran gelegen, kan ſich deshalb in den Aſtrologiſchen Schrifften weiter Raths erholen. Ich ſchreite vielmehr zur Wiederlegung vorgedachter Kunſt, und will zuförderſt die Gründe, worauf man dieſelbige bauet, ein wenig beleuchten.

Zuerſt nimmt man aus der Erfahrung an, wie das Gemüth der Menſchen, nachdem die Jahrs-Zeiten abwechſeln, und das Gewitter ſich ändert, auch davon einige Veränderung empfinde, bey duncklen und neblichten Wetter traurig und verdrießlich, bey hellem und anmuthigem Wetter aber vergnügt und wohl aufgeräumt ſey: Woraus der Schluß gemacht wird, die Sterne müſten einen Einfluß in die Gemüths-Beſchaffenheit der Menſchen haben, weil die Abwechſelung der Jahrs-Zeiten, ingleichen das Gewitter von der Sonne, den Planeten und Sternen herrühre. (*) Ich bemercke hiebey, wie man in dieſem Schluß gewiſſe und ungewiſſe Dinge untereinander menge, und für bekannt annehme, was doch mit der täglichen Erfahrung ſtreitet. Eine ausgemachte Sache iſt es, daß der Stand der Sonnen gegen der Erde die Abwechſelung der Jahrs-Zeiten, nemlich den Frühling, Sommer,

(*) Das ſind ohngefehr Lemnii Gedancken, welche er lib. 2. C. 41. de Occultis Naturæ Miraculis vorträgt.

Sommer, Herbſt und Winter verurſache: Allein ſolche Abwechſelung kommt eigentlich nicht von einem beſondern Einfluß der Sonne auf unſere Erde her, ſondern von der veränderlichen Situation der Sonnen gegen unſer Erde. Daher geſchichts, daß die Sonnen-Strahlen an einem Ort des Erdbodens bald Senckelrecht, oder gerade zu, einfallen, ein andermahl aber denſelbigen ſchräge und von der Seite her berühren, welches die eigentliche Urſache gedachter Abwechſelung iſt. Nun will ich zugeben, das Menſchliche Gemüth ſey, den Jahrs-Zeiten zu folge, bald ſo, bald wieder anders conſtituirt: Was kan ſolches der Aſtrologie helffen? Sintemahl nicht ein beſonderer Einfluß der Sonne, ſondern nur ihre verſchiedene Lage gegen der Erde dieſes verurſachen würde. Wiewohl es damit nicht überall, auch nicht einmahl bey den meiſten Menſchen eintrifft, daß ſie zu gewiſſen Jahrs-Zeiten frölich, zu andern allemahl traurig ſeyn ſolten. Vielmehr findet ſich zu allen Jahrs-Zeiten ein groſſer Unterſcheid, indem einige traurig, andere aber zu gleicher Zeit deſto munterer und aufgeweckter ſind. Gleicher Geſtalt werden ſich allemahl Menſchen finden, die auch bey dem allerverdrießlichſten Wetter wohl aufgeräumt, und andere, welche bey dem allerſchönſten Wetter weder Ruhe noch Zufriedenheit des Gemüths empfinden. Uberdem iſt noch lange nicht erwieſen, daß die Veränderung des Gewitters von den Sternen und ihren Einflüſſen herrühre, wir werden das Gegentheil im folgenden Satz mit mehrern zu vernehmen haben.

Die Sterndeuter fahren weiter fort: GOtt habe eine gewiſſe Ordnung gemacht, daß alle Dinge, ſo die Menſchen angehen, durch die Sterne, ihren Stand und Bewegung ſolten angedeutet werden, und vorher verkündigt: Daher würde ein jeder Menſch zu der Zeit gebohren, da die Sterne einen ſolchen Stand haben, welcher ihm ſeine bevorſtehende *Fata*, Glück und Unglück gantz genau anzeigen könne. (*) Wo das nicht Heydniſch klingt ſo weiß ichs nicht. Wer kan uns die Verſicherung geben, daß GOtt eine ſolche Ordnung gemacht habe? Die Autoritæt der Alten, worauf man ſich berufft, will es nicht ausmachen. Dieſe ſind Heyden geweſen, welche nach ihren Heydniſchen Lehr-Sätzen urtheilten: Chriſten wiſſen es beſſer, ſintemahl die H. Schrifft, woraus wir die von GOtt gemachte Ordnungen am gewißten erkennen, ſolchem Vorgeben mit klaren Worten wiederſpricht, wenn es Jerem. 10. 2. heißt: Ihr ſolt nicht der Heyden Weiſe lernen, und ſolt euch nicht fürchten für den Zeichen des Himmels, wie die Heyden ſich fürchten. Welche Worte nichts anders ſagen wollen, als man ſolle die Himmliſche Cörper, Sonne, Mond und Sterne, nicht wie die Heyden thaten, für Götter halten und ehren; für den Zufällen, die ſich daran eräugnen, nicht erſchrecken; noch ſelbige als

(*) So trägt uns ihre Meynung vor Buddeus in Philoſoph. Theoret. Part. 4. c. 3. §. 20.

als Zeichen und Vorbothen eines bevorſtehenden Unglücks anſehen. (*) So bezeugt auch die H. Schrifft vielfältig, daß dem Menſchen ſein bevorſtehendes Unglück, und inſonderheit die Todes Stunde verborgen ſey. Wie könte aber ſolches ſeyn, wenn uns GOtt dieſe Dinge durch die Sterne hätte anzeigen und verkündigen wollen. Wir wollen annehmen, die Sterne ſeyn Zeichen, wodurch GOtt den Menſchen ihr Schickſaal kund mache: So iſt gleichwohl der Lauff und Stand der Sterne und Planeten ſo ordentlich, daß ihn die Sternſeher auf viele Jahr vorher verkündigen und beſtimmen können. Darum iſt nicht abzuſehen, wie dadurch etwas könne vorher bedeutet und angezeigt werden. Darzu gebraucht man ſich auſſer ordentlicher Dinge, wie GOtt ſelbſt that, als er durch den Stillſtand der Sonne und des Monds am Himmel dem Joſua den gewiſſen und vollkommenen Sieg über die Feinde verſicherte; dem Hiſkia aber durch zurück-Ziehung des Schattens an ſeinem Sonnen-Zeiger die Gewißheit ſeiner Geneſung beſtätigte. Was würde endlich daraus folgen, wenn man ſagt: Ein jeder Menſch werde zu der Zeit gebohren, da die Sterne einen ſolchen Stand haben, welcher ihm ſein bevorſtehendes Glück oder Unglück anzeigen könne? Nichts anders, als daß GOtt die Geburt der Menſchen entweder

(*) Wie ſie alſo die Tübingiſche Bibel ſehr wohl erkläret. Man ſchlage auch eben dieſe Bibel nach über Jeſ. 44. 25.

entweder befördere, oder mannigmahl ſo lange zurück halte, biß die Sterne einen ſolchen Stand am Himmel bekommen, wornach man ſein, ihm im Leben bevorſtehendes Glück oder Unglück genau abmeſſen könne. Das wäre ein trefflicher Einfall für das unzüchtige Frauens-Volck, wenn ſie etwa zu frühe oder zu ſpäte niederkommen, und dennoch dieſen oder jenen zum Vater des Kindes angeben. Was wolte man ihnen antworten, wenn ſie ſich darauf berieffen, und den Nahmen GOttes, der entweder ihre Geburth befördert, oder auch zurück gehalten, zum Decke ihrer Boßheit brauchten? Es könte für ſie kein beſſer Stückchen erdacht werden. Weg mit dergleichen Gedancken, die ſo wenig Grund haben, als ſie im gemeinen Leben von ſchlimmer Folge ſind.

Gemeiniglich laſſen ſich die Sterndeuter, zur Vertheidigung ihrer Kunſt, auch alſo vernehmen: *Es wären im Menſchen von Natur gleichſam ein gewiſſer Saame der Tugenden und Laſter, wodurch er Gutes und Böſes zu verrichten angetrieben würde. Dieſer Saame aber käme von den Sternen, ihrem Stande und* Aſpecten *her, wodurch zwar der Menſch nicht gezwungen würde, Gutes oder Böſes zu thun, ſondern nur eine Neigung zum Guten oder Böſen bekäme.* (*) Solch Vorgeben aber will ſo wenig Stich

(*) Sind ohngefehr Planeri Worte in præfat. ad Strauchii Aſtrologiam.

Stich halten, als alles übrige, womit man der Aſtrologie aufzuhelffen gedenckt. Man giebt zwar gern zu, daß ein jeder Menſch ſein Temperament und beſondere Gemüths Neigungen von der Geburth her habe; jedoch iſt dabey zu erinnern, wie ſolche natürliche Gemüths Gaben durch die Zeit, Auferziehung, Gewohnheit, und andere Umſtände mehr, können verbeſſert, auch wohl verſchlimmert werden. Deshalb läſt ſich von des Menſchen Neigungen aus dem Geſtirn nicht ein richtiges Urtheil fällen, weil ſie der Veränderung unterworffen ſind. Weiter iſt es eine verkehrte Meynung, daß das Temperament und die Gemüths Neigungen der Menſchen durch die Sterne ſolten gewürdt werden, und zwar alsdann, wenn der Menſch des Tages Licht zuerſt erblicket: Dann die Kinder haben ſchon ihr Temperament und Leibs Beſchaffenheit, wovon die Gemüths-Neigungen gröſten Theils dependiren, wenn ſie gebohren werden, und dürffen ſolches nicht erſt von den Sternen empfangen. Ich will den Aſtrologis vor die lange Weile zugeſtehen, der Menſch empfange ſein Temperament in der Geburths-Stunde von den Sternen. So müſſen dann die Sterne einen ziemlichen Verſtand haben, daß ſie ihre Ausflüſſe, wodurch der Menſchen Temperament gewürcket werden, nicht eher auf den Menſchen richten, als biß er durch die Geburth ans Licht kommt, da ſie es doch, weil er noch im Mutter Leibe iſt, eben ſo wohl verrichten könten. Sie werden, ſo bald der Menſch gebohren wird, geſchwinde dabey ſeyn,

damit

damit ſie nicht die Zeit verſäumen, und den Menſchen ohne ein Temperament auf den Schau-Platz der Welt treten laſſen. Was haben wir nicht für kluge Sterne am Himmel. So artig ſind die Nativitæt-Steller in ihren Einfällen, und wie mich dünckt, wieder ihren Willen. Ich will ihnen noch mehr zugeſtehen. Die Sterne mögen immerhin die Menſchlichen Temperamente in der Geburths-Stunde machen und würcken. Rühren dann alle Zufälle, ſo dem Menſchen begegnen, ſein Tod und die Art des Todes bloß von ſeinem Temperament her? Hangen alle dieſe Begebenheiten an dem einem Augenblick, darinn der Menſch gebohren wird? Stehen ſie alsdann nur, und zu keiner andern Zeit am Himmel angeſchrieben? Das iſt mir unbegreifflich, und ich bekenne meine Unwiſſenheit, will auch gern Unterricht annehmen. Die Erfahrung giebts, daß Menſchen von gleichen Temperamenten nicht einerley Zufälle erleben, auch nicht einerley Art des Todes ſterben. Weswegen ich in dieſem Stück, wie gern ich auch wolte, mit den Aſtrologis nicht einig ſeyn kan. Noch eins fällt mir bey. Vielleicht arbeiten die Sterne an des Menſchen Temperament, nicht nur wenn er gebohren, ſondern die gantze Zeit über, weil er im Mutter Leibe gebildet wird. Das wiederſprechen einmüthig alle Nativitæt-Steller, ſonſt müſten ſie in ihren Prognoſticis nicht bloß auf den Stand der Sterne, wie er zur Zeit der Geburt geweſen, acht haben; Sondern auch die vorigen Stände derſelben; von der Empfängniß

an

an, mit dazu nehmen. Das möchte ihnen zu viele Mühe und viele Verwirrung verurſachen, woraus ſie ſich nicht loßwickeln könten, darum bleiben ſie allein bey der Geburths-Stunde, und laſſen die übrige Zeit fahren. Sie wollens auch nicht verſtehen, ob es ihnen gleich vielfältig vorgeworffen iſt, daß ihre angeführte Lehr-Sätze der Freyheit des Menſchlichen Willens groſſen Eintrag thun, und denſelben einer unumgänglichen Fatalitæt unterwerffen. Wenn der Menſchen Glück und Unglück, Leben und Tod an den Sternen hangt, ſo können ihre Handlungen nicht freywillig ſeyn, ſondern müſſen nothwendig alſo und nicht anders geſchehen, weil es der Einfluß der Sterne ſo mit ſich bringt. Zwar ſuchen ſie ſolche Beſchuldigung damit abzulehnen, indem ſie, wie wir bereits aus Planeri Worten verſtanden haben, nicht ſagen, daß die Sterne den Menſchen zwüngen, ſondern ihm nur dieſe oder jene Inclination und Gemüths-Neigung mittheilten, und die Freyheit lieſſen, zu thun und zu laſſen, was er wolte. Allein wann dem alſo iſt, wie können die Sterndeuter aus dem Geſtirn etwas gewiß vorher ſagen, da der Menſch, weil er ſeinen freyen Willen hat, ſich den Sternen entreiſſen, und ihre Bedeutung zunicht machen kan. Ich ſolte endlich wohl meynen, die Sterne wären gar nicht im Stande, die Temperamente dem Menſchen zu geben, oder wie man zu reden pflegt, ihnen dieſe oder jene Gemüths-Neigung einzupflantzen, weil ihre Einflüſſe, worauf es hauptſächlich ankommt,

wie wir im vorigen Abſatz gehöret haben, auf Sandigten Grunde ſtehen. Derjenige mags glauben, welcher ſich nichts daraus macht, ob er in ſeiner Meynung betrogen werde, oder nicht.

Doch laſſen wir dieſes alles fahren, und wollen ein wenig die Reguln erwegen, nach welchen man ſich im Nativitæt-Stellen richten muß. Die allererſte Regul iſt, **daß man die Geburts-Zeit eines Menſchen gantz genau wiſſe und erforſche.** Das erfodern ſchlechterdings die Grund-Sätze der Aſtrologorum: denn wenn ſie die Geburts-Stunde, oder gar Minute nicht genau wiſſen, ſo können auch ihre Prognoſtica nicht accurat ſeyn. Die Sterndeuter wollen ja auch Aſtronomi ſeyn, daher ihnen nicht unbekannt ſeyn muß, wie viel Mühe und Aufmerckſamkeit dazu gehöre, wenn man z. E. den Anfang, Mittel und Ende einer Sonnen- und Monds-Finſterniß, oder auch den Eintritt eines Sterns in den Mittags-Circkul, und was dergleichen mehr iſt, genau obſerviren will, ſo daß man darinn gar leicht einen Fehler begehen kan. Gleichwohl vermeſſen ſie ſich, die accurate Zeit der Menſchlichen Geburt zu wiſſen, wobey ſie nicht einmahl zugegen geweſen, ſondern es auf guten Glauben der Weh-Mutter, welche gemeiniglich die Zeit der Geburt genau anzumercken vergißt, oder, wenn es hoch kömmt, ſich insgemein darin nach einer, nicht gar zu accurat gehenden Uhr, richtet, müſſen ankommen laſſen. Weswegen auch ihre Prognoſtica nothwendig unrichtig ſeyn müſſen. Hier wird man mir einreden,

reden, ob ich dann nicht wüſte, wie ſie durch beſondere Kunſt-Stücke, Animodar, und Trutina Hermetis genannt, die Geburts-Zeit eines Menſchen verbeſſern, und alſo genau treffen könten. Darauf muß ich zur Antwort geben, es ſey mir wohl bekannt, daß die Herrn Aſtrologi es damit ausrichten wollen, aber auch, daß ſie damit weniger als nichts ausrichten. Sie nehmen nemlich ungewiſſe und höchſt zweiffelhaffte Dinge an, und wollen daraus etwas gewiſſes, ſchlieſſen, welches ſchlechterdings unmöglich iſt. Wer erkennet alſo nicht, daß die Deſperation ihnen dieſe herrliche Reguln von Correction der Geburts-Zeit eingegeben. Hievon ſchreibt Sturm ſehr wohl. (*) Das kommt mir eben für, als wann einer die Höhe eines Thurms nicht wiſſend, dieſelbe finden wolte durch die Höhe des Himmels von der Erden, in Meynung, wann er erſtlich die Höhe des Himmels von des Thurms Spitze abzöge von der Höhe des Himmels biß auf die Erde/ oder biß an den Fuß des Thurms/ ſo müſte des Thurms Höhe überbleiben. Wer würde aber dieſen Thurm-Meſſer nicht für einen grauſamen Narren halten, wann er etwas ungewiſſes (welches doch zu wiſſen nicht möglich iſt) aus einem viel ungewiſſern, und aller Vernunfft zu wiſſen unmöglichen Ding, heraus

(*) In der Vorſtellung von der Lügenhafften Stern-Wahrſagerey Sect. I. c. I. pag. 15.

bringen wollen? Noch lächerlicher iſts, wenn ſie aus dem, was einem erwachſenen Menſchen bereits begegnet iſt, ſeine Geburhs-Stunde ſchlieſſen und beſtimmen wollen, ob ſie ſolches gleich für eine hohe Weißheit ausgeben. **Ein weiſer Mann, ſpricht** *Leovitius* (*) **muß nicht nur aus der Geburt die Zufälle eines Menſchen, ſondern auch aus den Zufällen die Geburt deſſelben errathen können.** Das gemahnt mich eben ſo, als wenn z. E. jemand die Zeit, da ein König ſeine Regierung angetreten, nicht wüſte, dieſelbe aber aus den Begebenheiten, welche ſich unter ſeiner Regierung zugetragen, gantz genau erforſchen wolte. Würde er nicht darüber ausgelacht werden? Und vielleicht lachten die Nativitæt-Steller ſelbſt mit. Sie verfahren aber eben ſo, indem ſie aus den Zufällen, die ein Menſch erlebt hat, ſeine Geburts-Stunde errathen und gewiß beſtimmen wollen. Darum mögen ſie über ſich ſelbſt lachen.

Die Reguln der Sterndeuter erfordern weiter, **daß, wenn man nun die Geburts-Zeit eines Menſchen gantz genau heraus gebracht, man darauf die** *Aſtronomi***ſche Tage-Bücher, oder** *Ephemerides*, **aufſchlage, und ſich daraus belehren laſſe, was zu ſolcher Zeit die Planeten für einen Stand am Himmel gehabt, damit man ſie in die 12. Himmliſche Häuſer, worinn ſie den gantzen Himmel**

(*) Apud Strauchium in Aſtrologia Aphoriſtica pag. 42.

Himmel eintheilen, eintragen, und daraus ſeine Weiſſagung hernehmen könne. Sie haben auch einen jeden von ſolchen 12. Himmliſchen Häuſern beſondere Dinge zugeordnet, die man daraus ſchlieſſen und vorher ſagen will. Z. E. Aus dem erſten Hauſe urtheilen ſie von des Menſchen Leben, Geſundheit, Schönheit, Stärcke, Leibes Geſtalt und Sitten. Aus dem andern Hauſe, von Reichthum, Armuth, Haußrath, Gewinn und Verluſt. u. ſ. w. So legt man auch den Planeten, nachdem ſie ſich zur Zeit der Geburt in dieſem oder jenem Hauſe befinden, beſondere Bedeutungen bey. Z. E. Saturnus ſoll im erſten Hauſe ſchwartze, Citronfärbige, ungeſtalte und unreinliche Leute machen: und was des Dings mehr iſt. Das heißt ungewiſſe Dinge mit noch ungewiſſern häuffen, und dennoch was gewiſſes heraus bringen wollen. Zwar läſt ſich aus den Aſtronomiſchen Ephemeridibus der Stand der Planeten auf eine gegebene Zeit ziemlich genau erkennen. Doch ſoll man nicht meynen, es könne ſo genau geſchehen, daß nichts daran fehle. Die Ephemerides ſind nicht allemahl accurat, wie denn die Aſtrologi ſelbſt von des Argoli ſeinen, welche bey ihnen im vorigen Jahr hundert in groſſem Ruff und Gebrauch waren, zugeſtehen, daß der Calculus Mercurii darin nicht überall richtig ſey: zu einem unumſtößlichen Beweiß, daß, wo eine vollkommene Accurateſſe erfordert wird, wie beym Nativitæt-Stellen, man ſich nicht ſicher darauf verlaſſen könne, ſondern die Rech-

nung nach den Aſtronomiſchen Tabellen ſelbſt vornehmen müſſe. Das iſt aber für die Herrn gar zu mühſam, darum laſſen ſie es wohl bleiben. Die wenigſten verſtehen auch ſolche Rechnungen, und bleiben daher lieber bey denen bereits ausgerechneten Ephemeridibus. Es würden ſich auch noch viel Schwierigkeiten finden, wenn man die Rechnung nach den Aſtronomiſchen Tabellen ſelbſt anſtellen wolte. Wir haben viele dergleichen Tabellen, deren einige in gewiſſen Stücken mehr, in andern weniger mit dem Himmel überein treffen. Welche ſoll man nun dazu vor andern erwehlen, da ihrer heutiges Tags eine ziemliche Menge iſt? Die Herrn Nativitæt-Steller haben ſich darüber noch nicht verglichen, darum kan man in dieſem Stück noch lange nicht zu einer vollkommenen Gewißheit gelangen. Von der Eintheilung des Himmels in 12. Häuſer, iſt ebenfals zu mercken, wie deswegen unter ihnen eine groſſe Uneinigkeit ſey. Man hat wenigſtens viererley Arten ſolcher Eintheilung, und niemand weiß mit Grund der Warheit zu ſagen, welches die beſte ſey. So jemand nach allen 4. Arten ein Prognoſticon ſtellen wolte, würde eins immer anders, als das andere lauten. Zwar ziehen ſie heutiges Tages den Methodum rationalem, oder die vernünfftige Art, welche Regiomontanus erdacht, den übrigen vor. Es hat aber ſchon Abdias Treu, (*) der doch die Aſtrologie noch ziemlich in Ehren hielt,

(*) Teſtante Sturmio L. C. Sect. I. C. 3. pag. 41.

hielt, darin nicht viel vernünfftiges finden können. Die Eintheilung des Himmels in 12. Häuſer iſt etwas willkührliches, und hat keinen Grund in der Natur und Beſchaffenheit des Himmels, ſintemahl er ſich mit gleichem Recht in mehr oder weniger Theile bringen lieſſe: Daher auch alle Arten dieſer Eintheilung willkührlich ſind. Woraus abzunehmen ſtehet, daß die gantze Kunſt, ſo darauf gebauet wird, ein Spielwerck Menſchlicher Gedancken ſey, und in der Natur der Dinge nicht gegründet. So iſt auch nicht abzuſehen, wie ein und eben derſelbige Planet, nachdem er dieſen oder jenen Stand hat, unterſchiedene Würckungen haben könne. Z. E. In dieſen Himmliſchen Hauſe Glück und Verſtand, in einem andern Unglück und ſchlechten Verſtand prophezeyen. Ich meyne ja, alle Würckungen der Planeten kämen von ihren Ausflüſſen her. Verändern ſich aber ſolche Ausflüſſe mit dem Stand, den ſie nach und nach haben? Dis kan ſo wenig ſeyn, als daß ein geſchickter Lehrer mit ſeinem Unterricht zu N. alle Studenten zu klugen Leuten, und wenn er von da nach einer andern Univerſitæt zöge, die Studenten zu lauter dummen Kerls machen ſolte. Woraus ſich dann zugleich erkennen läſt, was von den Aſpecten der Planeten, welche die Sterndeuter bey ihren Prognoſticis mit zu Rathe ziehen, zu halten ſey. Die Kräffte und Ausflüſſe der Planeten können weder durch die Conjunction, Oppoſition, noch andere Aſpecten gehemmet oder gefördert, oder auch alterirt und

verändert werden, ſondern bleiben, die Planeten mögen ſtehen wo und wie ſie wollen, immer einerley. Das wird jedermann von ſelbſt leicht begreiffen können. Wiſſen es aber die Nativitæt-Steller beſſer, ſo mögen ſie es uns ſagen und deutlich erklären. Es ſind Dinge, die in unſere Sinne nicht fallen, noch damit können erreicht werden, darum gehört ein Himmel-hoch-erhabner Verſtand dazu, dergleichen vielleicht den Aſtrologis beywohnt. Ich geſtehe aufrichtig, daß es mir unbegreifflich ſey, und glaube, alle vernünfftige Menſchen werden mit mir ein gleiches Bekenntniß thun. Wann ein Menſch gebohren wird, ſo ſtehen ja nicht alle Planeten in den Himmliſchen Häuſern, die in Anſehung ſeiner über der Erde ſind, ſondern es finden ſich auch einige in den Häuſern unter der Erde. Wie machen es nun dieſe letztere Planeten, wenn ſie ihren Einfluß dem gebohrnen Kinde mittheilen wollen? können ſie damit durch die Erde dringen? Da würde, wenn es auch möglich wäre, viel Zeit zu gehören: Oder das Kind müſte ſo lange warten, biß dieſe Planeten wieder über ſeinen Horizont zu ſtehen kämen. Unterdeſſen aber bekommen ſie ſchon einen andern Stand, als ſie in der Geburths-Stunde hatten, und damit wäre die gantze Nativitæt auf einmahl verrückt.

Es lieſſen ſich noch mehr Reguln beybringen, derer man ſich in dieſer Kunſt bedienet, wenn es nicht zu weitläufftig fiele. Jedoch kan ich verſichern, daß ſie alle miteinander ſo ſchlech-

ten Grund, als die angeführten haben. Z. E. Wann der Nativitæt-Steller einem nicht allein ſein Glück oder Unglück, ſondern auch die Zeit, worinn ihm dieſes oder jenes begegnen ſoll, verkündigen will, ſo braucht er dazu die Directiones, inſonderheit des Horoſcopi, die Revolutiones, Perfectiones, Tranſitus und wiederkommende Aſpecten. Was das vor Wunder Dinge ſind, mag man aus den Aſtrologiſchen Schrifften lernen, weil ſie ſich hier in der Kürtze nicht erklären laſſen. So viel kan davon Nachricht geben, daß es lauter willkührlich, erdachte und angenommene Sätze ſind, die ſich aus dem, was bereits wieder andere Kunſt-Reguln erinnert worden, ohne Mühe beurtheilen laſſen. (*) Es hat damit ſo viel als nichts zu ſagen, und ſie können in Ewigkeit nicht leiſten, was man ſich von ihnen verſpricht. Sind die Aſtrologi, wie wir offt gehöret haben, nicht im Stande, künfftige Dinge zu verkündigen, ſo werden ſie noch weniger die Zeit, worinn ſie ſich begeben ſollen, zu erforſchen geſchickt ſeyn. Uberhaupt gibt es dem Nativitæt-Steller einen harten Stoß, wenn wir gewahr werden, wie Kinder zu gleicher Zeit, folglich unter einem und eben demſelbigen Stand der Sterne und Planeten gebohren, gantz verſchiedene Temperamente haben, gantz ungleiche Zufälle erleben, und weder in der Lebens- noch Todes-Art miteinander überein kommen, auch nicht zu gleicher Zeit ſterben, wie doch

(*) Conf. Sturm. l. c. Sect. I. cap. 4. pag. 56. ſeqq.

zu folge den Aſtrologiſchen Regeln geſchehen müſte. Eſau und Jacob waren 2. Brüder, von einem Vater und Mutter, zu gleicher Zeit, und unter einerley Geſtirn gebohren, und hatten dennoch gantz wiederwärtige Temperamente, Lebens-Art und Zufälle. Dieſen Einwurff will man nicht gern auf ſich ſitzen laſſen, und antwortet daher, mit dem Mathematico Nigidio, der Himmel ſey in ſeinem Lauff weit ſchneller, als die Scheibe eines Töpffers, darum könten 2. Zwillinge unmöglich ſo geſchwinde nach einander an die Welt kommen, daß nicht indeſſen der Stand der Sterne ſolte ein wenig verrückt werden. Solche Antwort läſt ſich gar füglich umkehren, und wieder die Kunſt ſelbſt brauchen. Denn wenn der Himmel in ſeinem Lauff ſo geſchwinde iſt (welches doch weit gefehlet, indem die Töpffer-Scheibe ſich faſt in einem Augenblick, der Himmel aber erſt in 24. Stunden einmahl umdrehet) wie können die Aſtrologi gantz accurat den Augenblick der Menſchlichen Geburth wiſſen, und darauf die Nativitæt bauen. Entweder kommt es dabey auf einige Minuten, oder Viertel-Stunden nicht an; und dann behält der gemachte Einwurff ſeine Richtigkeit: Oder die Nativitæt-Steller verfahren nicht aufrichtig, indem ſie den Augenblick der Geburts-Zeit, ihren eigenen Geſtändniß nach, nicht wiſſen können, und doch wieder allen Danck wiſſen wollen. Was will man endlich dazu ſagen, wann viele Menſchen in einer Stunde, Minute oder gar Augenblick, auf einerley Weiſe umkommen,

welches

welches ſich bey Schiffbrüchen, in Schlachten, Einfallung eines Gebäudes, offt zuträgt? Dieſe alle, weil ſie zu gleicher Zeit, und auf gleiche Art ſterben, müſten auch zu gleicher Zeit, und unter einerley Geſtirn gebohren ſeyn. Das aber wiederlegt ſich von ſich ſelbſt, indem unter etlichen 100. Menſchen, die alſo auf einmahl umkommen, wohl nicht 2. zugleich in einer Stunde, oder gar Minute gebohren worden.

Ein eintziges iſt noch zu berühren, womit ſich die Nativitæt-Steller ſehr breit machen, nemlich die Erfahrung, daß ihre Prognoſtica mannigmahl eingetroffen ſeyn. Sie wiſſen mit vielem Prahlen aus dem Tacito zu erzehlen, wie Tiberius, ehe er noch Kayſer worden, ſich vielfältig die Nativitæt ſtellen laſſen. Damahls hielt er ſich in der Inſul Rhodus auf, allwo neben ſeinen Pallaſt ein ſteiler Felſen am Meer befindlich war, dahin man nicht anders, als über lauter gefährliche Klippen kommen konte. Hieher ließ er die Aſtrologos, welche ihn die Nativitæt ſtellen wolten, durch einen ziemlich ſtarcken Knecht führen, des Vorhabens, wann der Nativitæt-Steller nicht nach ſeinem Sinn eine Antwort geben würde, denſelbigen alſobald durch vorgedachten Knecht ins Meer ſtürtzen zu laſſen. Nun kam die Reihe auch einsmahls an Thraſullum, einen vortrefflichen Meiſter in dieſer Kunſt; Der prophezeyete ihm an dieſem abgelegenen, gefährlichen Ort, viel zukünfftige Dinge. Darauf fragte ihn Tyberius, ob er dann auch wohl ſein eigen Schickſal wüſte?

Thraſul-

Thraſullus ſtellete alſobald ſich ſelbſt die Nativitæt, und antwortete darauf: Die Sterne zeigten ihm den letzten Augenblick ſeines Lebens an. Darůber ward Tyberius voller Freuden, und hielt nachher dieſen Thraſullum allemahl fůr ſeinen vertrauteſten Freund. Ich will kůrtzlich ſagen, was mir bey dieſer Geſchichte bedencklich vorkommt. Einmahl iſt nicht glaublich, daß Thraſullus ſich wůrde haben an einen ſo gefåhrlichen Ort fůhren laſſen, um daſelbſt dem Tyberio die Nativitæt zu ſtellen, zumahl weil daſelbſt zu ſolchem Vorhaben weder Raum noch Gelegenheit war. Weiter iſt nicht abzuſehen, wie Thraſullus ſo geſchwinde ſeine eigene Nativitæt habe ſtellen kŏnnen, als Tacitus vorgibt, weil bekannt, daß dazu viel Zeit und Můhe gehŏre. Endlich muß auch Thraſullus ein ſchlechter Kůnſtler geweſen ſeyn, indem ſeine geſtellte Nativitæt nicht eintraff. Er prophezeyete ſein ſehr nahe ſeyendes Ende, und lebte noch viel Jahre hernach. Dis gibt Vermuthung, die gantze Erzehlung ſey entweder ein Gedichte, oder Thraſullus habe ſeinen zu beſorgenden Tod nicht aus den Sternen, ſondern aus der Gelegenheit des Orts, und der an ihm von Tyberio geſchehenen Frage gemuthmaſſet, welches eine ſchlechte Kunſt war: Doch rettete ſie ihm ſein Leben.

Von dem Kayſer Domitiano erzehlet Suetonius, wie ein Mathematicus, Nahmens Aſcletarion, ihm den Tag, die Stunde und Art ſeines Todes vorher verkůndiget. Der Kayſer

frug dieſen Aſtrologum, ob er dann wohl wüſte, weſſen Todes er ſterben würde? Aſcletarion antwortete: Er würde eheſtens von den Hunden zerriſſen werden. Darauf befahl Domitianus ihm alſobald auf dem Scheiter-Hauffen zu verbrennen, damit er ſeine Weiſſagung zu Schanden machte. Was geſchah? Als Aſcletarion bereits auf den Scheiter-Hauffen lag, fiel ein groſſer Platz-Regen ein, daß jedermann davon lief, worauf die Hunde den halb verbrannten Cörper auf der Gaſſe herum ſchleppten. Dieſe Geſchichte ſcheinet mit allerhand Umſtänden, welche dazu nicht gehören, ausgeſchmückt zu ſeyn. So viel iſt gewiß, daß Domitianus viel Sterndeuter um ſich gehabt, die ihm die Nativitæt ſtellen müſſen, und mehrentheils einen gewaltſamen Tod prophezeyeten. Das konten ſie aber wohl durch Muthmaſſung errathen, weil Domitianus ein grauſamer Tyrann, und bey jedermann verhaßt war. Zwar ſollen ſie ihm auch, und inſonderheit Aſcletarion die Stunde ſeines Todes vorher verkündigt haben. Das iſt auſſer Zweiffel eine unmögliche Sache, nemlich die Todes Stunde eines Menſchen zu beſtimmen, da man nicht einmahl ſeine Geburts-Stunde allezeit genau wiſſen kan, und dennoch jene aus dieſer muß beurtheilet werden. Alſo läſt ſich muthmaſſen, Aſcletarion habe um den Anſchlag, den einige auf Domitiani Ermordung gemacht, gewußt; oder die Mörder dieſes Kayſers haben ihn ausdrücklich angeſtifftet, daß er ſeine Weiſſagung alſo einrichten müſſen, weil ſie zu ihren

Vorha-

Vorhaben beqvem war. Er muſte ihm die 5te Stunde des Tages zu ſeinem Tod beſtimmen. Man überredete aber den guten Kayſer, es hätte ſchon 6 geſchlagen. Alſo ward er ſicher, und meynte, die Gefahr ſey vorüber. Wodurch die Mörder Gelegenheit bekamen, den Mord an ihm auszzuführen. Man findet auch nicht Urſach, von des Aſcletarions Prophezeyung ſo viel Weſens zu machen, weil doch die Art ſeines Todes nicht gantz eigentlich eintraff. Er ſtarb vom Feuer, und wenn die Hunde ſich nachhero mit ſeinen Gebeinen herum ſchleppten, ſo war er ſchon todt, und es konte eigentlich nicht heiſſen, er ſey alſo geſtorben, daß er von den Hunden zerriſſen worden. Geſetzt ein Nativitæt-Steller prophezeyete einen Soldaten, daß derſelbige von den Hunden würde zerriſſen werden. Der Soldat aber bliebe in einer Schlacht, und die Hunde ſchleppten ſich, nebſt andern Cörpern, auch mit ſeinem Leichnam und Gebeinen herum. Würde man nicht ſagen, der Nativitæt-Steller habe gelogen, und die eigentliche Art des Todes dieſes Soldaten nicht gewuſt? Auf gleiche Weiſe muß man von dem Aſcletarion urtheilen, wo nicht etwa die Weiſſagung von ſeinem eigenen Tode der gantzen Geſchichte, als ein Gedichte mit angeflickt worden. Dieſe Begebenheit, wie ſie von Suetonio erzehlet wird, hat Zweiffels ohne den Aſtrologis Gelegenheit gegeben, die folgende nach ſolchen Model zu erdichten. Galeacius Maria, Hertzog zu Mayland, ließ ſich auch die Nativitæt ſtellen, und bekam von dem Aſtrologo

zur

zur Antwort: Er würde von einem ſeiner Vaſallen eine Wunde bekommen, und daran ſterben. Der Hertzog fragte den Aſtrologum, ob er dann wüſte, wie er ſelbſt ſterben würde? Der Aſtrologus antwortete: Er würde auf öffentlicher Gaſſe von einem Balcken todt geſchlagen werden. Allein der Hertzog befahl den Aſtrologum zu enthaupten, und wolte damit beweiſen, daß ſeine Kunſt falſch ſey. Als man ihm nun zum Gericht führete, fiel ein groſſer Thurm ein, und erſchlug nebſt andern auch den Aſtrologum. (*) Der Hertzog aber ward bald darauf von ſeinen eigenen Vaſallen ermordet. Dieſe gantze Hiſtorie iſt auch darum ſehr Zweiffelhafft, weil andere berichten, Galeacius hätte einen Mathematicum Hungers ſterben laſſen, weil er ihm auf ſeine Frage nur noch 10. Lebens-Jahre prophezeyet hatte. Es ſtehet alſo noch dahin, ob man nicht dieſe letztere Hiſtorie mit der erſten verwechſelt habe. Oder vielleicht iſt eine ſo wahr als die andere.

Der bekannte Johannes Stöflerus hatte aus ſeiner Nativitæt wahrgenommen, daß ein gewiſſer Tag ſeinem Leben ſehr gefährlich ſeyn würde. Weil er aber in ſeinem Hauſe nichts böſes vermuthete, ſo wolte er an ſolchem Tage nicht ausgehen, ſondern bat einige gelehrte Leute zu ſich, mit denen er die Zeit kürtzen, und ſich darüber aller Bekümmerniß entſchlagen möchte. Da er nun

(*) Dieſe Geſchichte findet ſich beym Wolfio Lect. Memorabil. Tom. I. p. 929.

nun mit denſelbigen in eine Diſputation gerieth, und dabey ein Buch von dem oberſten Brett ſeines Repoſitorii herab holen wolte, fiel ihm der gantze Bücher-Schranck auf dem Kopff, und verwundete ihm dergeſtalt, daß er bald darauf ſterben muſte. Stöflerus war ein groſſer Liebhaber der Aſtrologie, und es kan ſeyn, daß er den Tag ſeines Todes errathen, oder aus ſeiner Nativitæt zufälliger Weiſe heraus gebracht; Wie dann unter ſo viel 100. Nativitæten wohl eine einmahl von ohngefehr eintreffen kan. Gleichwohl wuſte er die Art ſeines Todes nicht, ſonſt würde er ſich für ſeinem Bücher-Schranck wohl gehütet haben. Uberdem iſt aus ſeinem Lebens-Lauff bekannt, wie ſchlecht ſeine andere Stern-Prophezeyungen eingetroffen ſeyn. Er prophezeyete, daß im Jahr 1524. eine erſchreckliche Sündfluth und Überſchwemmung der Länder ſeyn würde. Es war aber zu allem Unglück im gedachten Jahr, und ſonderlich im Februario in welchem die Sündfluth kommen ſolte, ſo dürr und trocken, daß man nicht eine Wolcke am Himmel ſahe. (*) Nach ſeiner Weiſſagung ſolte auch der jüngſte Tag entweder Anno 1586. oder 1588. kommen. Es iſt aber nichts draus worden (**)

Im abgewichenen Jahrhundert machte ein Aſtrologus, Nahmens Fuhrmann, mit ſeinen Aſtrologiſchen Prophezeyungen viel Aufſehens. Beck-

(*) v. Bourdelon Tombeau de l' Aſtrologie judiciaire §. 17.

(**) Beſ. das Compendieuſe Gelehrten Lexicon.

Becmann (*) berichtet von ihm, wie er in ſeinem Calender auf das Jahr 1656. die Zuſammenkunfft des Königs von Schweden und Chur-Fürſtens zu Brandenburg, welche den 29. Junii zu Bartenſtein in Preuſſen geſchahe, auf eben dieſen Tag vorher verkündigt habe, mit folgenden Worten: Rother Adler und Löwe trincken frölich ihre Geſundheit. Weiter hätte Fuhrmann in eben dieſem Calender die Schlacht, ſo in obgedachten Jahr bey Warſchau zwiſchen dem König von Schweden und Chur-Fürſten von Brandenburg einer Seits, und den Pohlen anderer Seits vorgieng, bey dem Monath Julius bemercket und vorher prophezeyet, indem er geſchrieben: Laßt ſehen, wer in dem Treffen, ſo vorfällt, den Platz behalten, und die Sieges-Crone davon tragen wird. Es ſcheinen zwar die Sachen allerſeits mißlich, dürffte aber dem Löwen und rothen Adler mehr, als ihrem Wiederſacher das Glück *favoriſiren*: Man hats zu vernehmen, und werden es mit der Zeit die *Reporten* eröffnen. Gleichwohl hat man nicht Urſach, davon groß Weſens zu machen. Denn erſtlich hatte ſich der Krieg zwiſchen Schweden und Pohlen ſchon Anno 1655. erhoben, wobey die Schweden ſo glücklich waren, daß ſie bey nahe Herrn von gantz Pohlen wurden, und der König von Pohlen ſelbſt ſich nach Schleſien retiriren muſte. Darauf nahmen ſie auch faſt gantz Preuſſen ein, und der

(*) In Diſſertat. de Turbamentis Vulgi cap. 2. §. 4.

der Chur-Fürſt zu Brandenburg muſte verſprechen, ſein Antheil von Preuſſen von der Schwediſchen Crone zu Lehn zu tragen. Alſo iſt ſchon abzunehmen, woher Fuhrmann, da er ſeinen Calender auf das folgende 1656te Jahr verfertigte, auf die Muthmaſſung gerathen können, daß der Chur-Fürſt zu Brandenburg und König von Schweden würden gute Freunde miteinander werden, (welches ſie vielleicht ſchon dazumahl waren, als er ſeinen Calender ſchrieb) und mit geſammter Hand gegen Pohlen agiren. Dieſes wollen ohngefehr die zweydeutige Worte ſagen: **Rother Adler und Löwe trincken frölich ihre Geſundheit.** Wie wohl ſie auch auf eine Zuſammenkunfft dieſer beyden hohen Häuptern können gedeutet werden.

Das iſt der Stern Wahrſager ihre Weiſe, daß ſie ihre Weiſſagungen ſo zweydeutig, als ehemahls die Heydniſche Pfaffen ihre Oracula einrichten, damit ſie ſich nach Belieben drehen und umkehren laſſen. So können ſie noch einiger maſſen durchkommen, und bey Ehren bleiben. Hätte Fuhrmann gewußt, daß dieſe beyde Potentaten den 29. Junii eine Zuſammenkunfft halten würden, warum hat er ſolches nicht mit klaren Worten ausgedruckt? Was das Treffen anlangt, ſo in dieſem Jahr zwiſchen den Pohlen einer Seits, und den alliirten König von Schweden und Chur-Fürſten zu Brandenburg auf der andern Seite vorgieng; ſo laſſen wir ſeine Prophezeyung davon für eine gute Muthmaſſung gelten. Den Tag wenn dieſes Treffen

ſen geſchahe, hatte er nicht beſtimmt: Der Monath traff ſo von ohngefehr ein, und vermuthlich iſt er eben auf dieſen Monath verfallen, weil nach zurück gelegten Winter, der mit dem Monath Martio zu Ende geht, zu den Kriegs Præparatorien noch Zeit gehört, und damit noch wohl ein paar Monath zu verſtreichen pflegen. Noch geht wohl ein Monath hin, ehe man mit dem Feind aneinander geräthet. Daher darff man nach der Urſach nicht lange forſchen, warum er das Treffen in den Julium geſetzt hat. Den Sieg prophezeyete er den Schweden, weil ſie im vorigen Jahr ſo glücklich geweſen, und nunmehr, wie er muthmaſſen konte, durch die Brandenburgiſche Trouppen mercklich verſtärckt waren. Wiewohl er von dem Sieg noch ziemlich Zweiffelhafftig redet, und den Ausgang zu erwarten befiehlt.

Becmann gedencket ferner am vorgedachten Ort, daß ein Aſtrologus, Nahmens Vogt, in ſeinem Calender die groſſe Rebellion, ſo ſich Anno 1682. in der Stadt Moſcow begeben, auf die Woche, darin ſie angegangen, mit dieſen Worten prophezeyet habe: Moſcow wird ſeinem Unglück auch nicht entgehen. Weswegen auch nachhero ſeine Calender, die man ſonſt in die Moſcowitiſche Sprache zu überſetzen pflegt, bey den Moſcowitern verbothen worden, indem man den Autorem der Hexerey beſchuldiget. Es iſt aber die angeführte Prophezeyung ziemlich general, und wenn in dem Moſcowitiſchen Reich ſich auch nur das geringſte

Unglück zugetragen hätte, muſte ſie doch eintreffen. Hätte Vogt ein rechter Meiſter in ſeiner Kunſt ſeyn wollen, ſolte er ſich deutlicher erklärt haben. Das konte er aber nicht thun, und gab damit zu verſtehen, wie die Aſtrologi wohl mannigmahl etwas errathen, aber nicht für gewiß vorher ſagen können. Die Moſcowiter hätten auch nicht Urſach gehabt, deshalb ſeinen Calender zu verbieten, und den Aſtrologum für einen Zauberer zu halten. Man kan es ihnen dennoch ſo ſehr nicht verdencken, daß ſich ſo wohl der groſſe Bagle, als andere Gelehrten, wenn ſie ſich in denen einiger maſſen eingetroffenen Prophezeyungen der Sterndeuter nicht haben finden können, ſolche ebenfalls dem Teuffel zugeſchrieben haben. Da doch gewiß iſt, daß er die zufällige zukünfftige Dinge eben ſo wenig, als ein Aſtrologus ohnfehlbar vorher wiſſen könne. Errathen aber kan ſie der Aſtrologus eben ſo wohl, als der Teuffel, ob ſchon der Teuffel dazu mehr Geſchicklichkeit und Ubung, als ein Menſch beſitzt.

Ich ſetze mit beſſern Recht den Nativitæt-Stellern ſolche Exempel entgegen, da ihre Prophezeyungen Himmel weit gefehlet haben. Als Anno 1540. Phil. Melanchthon in eine ſchwere Kranckheit verfiel, hatte er ſich ſelbſt aus den Sternen ſeinen Tod verkündigt. Doch lebte er noch viel Jahre hernach. Wilhelmus Hertzog von Mantua hatte in ſeinem Stall eine trächtige Stute, und ließ die Zeit, da ſie werffen würde, genau beobachten. Wie ſie nun ei-

nen

nen Maul-Eſel brachte, ſchickte er alſofort zu den berühmteſten Aſtrologis in Italien, um ihnen einen Poſſen zu reiſſen, und ſich darüber zu kützeln, die Geburths-Stunde dieſes Thiers, mit Bitte, ihm zu benachrichtigen, was ein in ſeinem Pallaſt gebohrner Baſtard vor Glück haben werde, verboth aber dabey, daß man ihnen nicht ſagen ſolte, wie er einen Maul-Eſel meyne. Nun thaten die Herrn Nativitæt-Steller ihr beſtes ſich dieſem Hertzog gefällig zu erweiſen, weil ſie meynten, dieſer Baſtard würde ihm ſelbſt zugehören. Einige ſagten, er werde ein General werden, andere machten einen Biſchoff aus ihm: Einige verſprachen ihm den Cardinals Hut, ja es machte ihm gar einer zum Pabſt. (*) Und proſtituirten ſich ſolcher geſtalt alle heßlich mit ihrer Kunſt. Dem König in Arabien Zica, hatten die allerberühmteſten Aſtrologi ſeiner Zeit ein langes Leben verheiſſen, damit er die Chriſten recht verfolgen könte, und ſiehe er ſtarb juſt in demſelbigen Jahr, da man ihm ſolches prophezeyete. Henricus II. König in Franckreich, welchem Cardanus und Gauricus ein glückliches Alter verkündiget hatten, muſte in der beſten Blüthe ſeiner Jahre in einem Turnier elendiglich ums Leben kommen. Des Hertzogs von Mayland Johannis Galeacii *Aſtrologus* prophezeyete ſich ſelbſt ein langes und glückſeliges Leben, und ward in eben den Augenblick, da es geſchahe, von Meuchel-Mördern umbracht.

(*) Solches erzehlt Bourdelon L. Sæpius Cit. 4. 16.

bracht. Ein gewiſſer Hertzog von Savoyen hatte von einem Aſtrologo vernommen, daß in kurtzer Zeit kein König in Franckreich mehr ſeyn würde, und in dieſer Hoffnung fieng er einen Krieg mit Franckreich an. Die Prophezeyung aber traff wunderlich ein, und zwar wieder des Hertzogs Meynung, auch des Aſtrologi Abſicht, indem der König würcklich aus Franckreich gieng, um den Hertzog zu Paaren zu treiben. (*)

Dergleichen Vorwürffe aber wiſſen die Aſtrologi, mit einem ſehr weiſen Einfall, den ſie von einem Juden gelernet haben, abzulehnen. Ein Jüdiſcher Aſtrologus ſagte einsmahls zu Petro Crudeli, Könige in Caſtilien: Wenn gleich der Himmel Kälte *prognoſticirt*, und man geht in eine Bad-Stube, ſo wird man doch bey der gröſten Kälte ſchwitzen. (**) Womit er zu verſtehen gab, die Sterne würckten zwar dieſe und jene Dinge in der Welt, aber der Menſch hätte die Freyheit ihren Würckungen zu entgehen, und ein ander Kerl zu werden, als die Sterne gern aus ihm machen wolten. Das will ich aufs feyerlichſte zugeſtehen, weil der letztere Satz den erſten, und zugleich das Nativitæt-Stellen übern Hauffen wirfft. Von gleichem Schlag iſt der bekannte Vers:

Aſtra regunt Homines, Sapiens dominabitur aſtris.

Ob

(*) Alle dieſe Geſchichte finden ſich beym Bourdelon I. C.

(**) Sübens gelehrter Criticus Part. 3. Q. 6.

Ob gleich das Sternen-Heer der Menſchen thun
regiert:
Bleibt doch ein weiſer Mann von ihnen unbe-
rührt.

Weswegen andere ſolchen Vers geändert, und
wie folget ausgedrückt haben:

Aſtra regunt fatuos, Sapiens dominabitur
aſtris.

Ein Thor glaubt, daß die Krafft der Sterne ihn
regiert:
Ein Weiſer glaubt es nicht, drum bleibt er un-
berührt.

Jenen *Aſtrologo* ward zu Venedig von einigen luſtigen Burſchen, die ihn mit ſeiner Kunſt zu Schanden machen wolten, ein artiger Poſſen geſpielt. Dieſer Stern-Prophete ſtund zur Carnevals Zeit öffentlich aus. Da funden ſich 4. vermaſquirte Perſonen, die ihn frugen, ob er auch wiſſen könte, was ihm ſelbſt heute noch begegnen würde? Worauf er mit ja antwortete, und hinzu ſetzte: Es würden ihn in kurtzen einige von den Herrn Zuhörern mit einer ungemeinen Wolthat erfreuen. Allein die 4. maſquirten lieffen zu, huben ihn mit ſeinem groſſen Stuhl, worauf er ſaß, auf, und trugen ihn in vollen Trabe fort, und wurffen ihn in den auf dem Platz ſtehenden Spring-Brunnen: Worauf einer von ihnen zu ihm ſagte: Nun haſt du durch die Erfahrung gelernet, daß man von zukünfftigen Glücks-Fällen keine gewiſſe Vorbedeutung haben könne.

Man hat das Nativitæt-Stellen ſo hoch getrieben, daß man ſich damit an gantze Länder,

Städte, wie auch Religionen und deren Urheber gemacht. Hieronymus Cardanus wolte darin ſonderlich ein groſſer Meiſter ſeyn, wie wir zum theil noch werden zu vernehmen haben. Darüber darff man ſich nicht wundern, weil die Aſtrologi nicht allein den Ländern und Städten ihre gewiſſe Sterne und Planeten zueignen, ſondern auch die Religionen aus gewiſſen Conſtellationibus herleiten. Zuförderſt räumen ſie den Planeten die Herrſchafft, nicht nur über gewiſſe Städte und Länder, ſondern gar über den gantzen Erdboden ein, alſo daß eine gewiſſe Zeitlang ein jeder Planete die Regierung des Erdbodens behauptet hat, und dieſelbige hernach wieder einem andern abtreten müſſen. Welches wir aus dem Thoma Campanella lernen können. Seine Worte davon lauten (*) alſo: Die *Aſtrologi* ſagen, die Welt ſey erſtlich regiert worden vom *Saturno*, dem Prieſterlichen, weiſſeſten und höchſten Stern, und zwar im güldenen *Seculo*. Hernach hätte *Jupiter*, welcher nicht ſo gut iſt, das Regiment empfangen, und da wäre das ſilberne *Seculum* geweſen. Folglich der ſtrenge *Mars* unter dem König *Nino*, da dann das eiſerne *Seculum* entſtanden u. ſ. w. Wann nun ſolche Herrſchafft auch an den Mond würde gelangt ſeyn, müſte ſie wieder von ihm auf den *Saturnum* kommen, und in voriger Ordnung damit wieder abgewechſelt werden.

(*) In Atheiſmo Triumphato Cap. 5.

den. Solche Meynung iſt ſonder Zweiffel aus den Heydniſchen Fabeln genommen, welche ebenfalls den Saturnum zum Regenten im güldenen Seculo u. ſ. w. machen. (*) Daher ſie auch wohl ein Gedichte bleiben wird. Weiter theilen die Aſtrologi die Länder und Städte unter die 12. Himmliſche Zeichen aus. Z. E. Unter dem Zeichen des Widders ſollen ſtehen, von Ländern, Syrien, das gelobte Land, Franckreich, Ober-Burgund, Teutſchland, Schwaben, Ober-Schleſien, Dännemarck u. ſ. w. Von Städten, *Neapolis*, *Capua*, *Ancona*, Lindau, Utrecht, Braunſchweig, und andere mehr. Uberdem theilen ſie dieſe 12. Himmliſche Zeichen des Thier-Creyſes unter die Planeten aus, da dann die Sonne und der Mond, weiß nicht warum, nur jeder ein Zeichen, die 5. übrigen aber 2. dergleichen Zeichen bekommen. Wann ſie nun den Ländern und Städten ihr Glück oder Unglück prophezeyen wollen, ſo geben ſie acht auf die Finſterniſſen, Cometen, *Aſpecten* und dergleichen Himmels-Begebenheiten, in welchem Himmels-Zeichen ſie ſich begeben und zutragen. Nachdem es aber in dieſem oder jenem Zeichen geſchicht, ſo halten ſie davor, daß die Würckung ſolcher Himmels Begebenheiten diejenige Länder und Städte treffen, welche ſolchem Zeichen, ihrer gemachten Eintheilung nach, unterworffen ſind. Welches gewiß ſehr luſtig heraus kommt.

(*) Das iſt aus Ovidii Lib. I. Metamorph. ſattſam bekannt.

Denn zu geſchweigen, wie dieſe Eintheilungen gantz willkührlich ſind, daher ſie auch der eine ſo, der andere wieder anders gemacht hat, und in der Natur der Dinge nicht den gerinſten Grund haben: So iſt mehr als zu bekannt, daß die 12. Himmliſche Zeichen innerhalb 24. Stunden mit dem gantzen Himmel herum gehen. Das eine Zeichen gehet einem Lande auf, das andere unter, und keines bleibt beſtändig über einem Land oder Stadt ſtehen. Vielmehr ſtreichen ſie alle bald über dieſe, bald über jene Stadt und Landſchafft hin: Folglich müſte die Bedeutung alle Städte und Länder treffen, oder es müſte dieſes oder jenes Zeichen einem Ort ſo viel gutes oder böſes bedeuten, als dem andern. (*) Endlich ſo iſt noch die Frage, ob die Finſterniſſe, Cometen und andere Himmels Begebenheiten Gutes oder Böſes bedeuten? welche wir in folgenden zum Nachtheil der Aſtrologie zu entſcheiden gedencken. Dis alles möchte noch hingehen, und man könte den Aſtrologis, wenn ſie es nicht beſſer haben wollen, ihre Freude an dergleichen Phantaſien wohl gönnen, wenn ſie nur nicht auch auf die Religionen und deren Urheber verfallen wären, und ihnen die Nativitæt geſtellet hätten. Hier laſſen ſich einige vernehmen, Saturnus ſey der Urheber des Jüdiſchen Geſetzes, darum feyerten die Juden den Sonnabend, oder den Tag Saturni. Die Chriſtliche Religion ſoll von der Sonne herkommen, weil die Chriſten

(*) Conf. Sturm l. c. Sect. II. c. 3. 4.

ſten den Sonntag feyren. (*) Die Mahometaniſche aber wird der Veneri zugeſchrieben, weil dieſe am Freytag ihren Sabbath haben. Andere wollen, die Jüdiſche Religion ſey entſtanden unter der Conjunction Jovis und Saturni: Die Chaldäiſch-Perſiſche, unter der Conjunction Jovis und Martis: Die Egyptiſch-Griechiſche, unter der Conjunction Jovis und der Sonne: Die Römiſche, unter der Conjunction Jovis und Veneris: Die Chriſtliche, unter der Conjunction Jovis und Mercurii: Die Mahometaniſche, als Jupiter und der Mond in Conjunction geſtanden. (**) Wiewohl andere vorgeben, das Moſaiſche Geſetz habe ſeinen Anfang genommen ſub Trigono Saturni & Mercurii. Die Chriſtliche Religion ſey entſtanden ſub Trigono Jovis & ſolis. Und die Mahometaniſche ſub Trigono Martis, da die nächſt vorhergehende groſſe Conjunction im 4ten Grad des Scorpions geſchehen. (***) Die guten Leute aber haben nicht bedacht, daß wenn die Religionen aus dem Geſtirn herzuleiten, eine ſo gut, und GOtt ſo angenehm ſeyn müſſe, als die andere. Denn da GOtt den Lauff der Sterne, und ihren daraus folgenden verſchiedenen Stand gegeneinander geordnet, auch ihnen, nach der Sterndeuter Grund-

(*) Boutdelon le Tombeau de l' Aſtrologie judiciaire §. 14.

(**) Buddeus de Atheiſmo & Superſtitione. Cap. 9. §. 4. in Not. pag. 722.

(***) v. Thom. Campanell. Atheiſm. Triumphat. cap. 14.

Grund-Sätzen, die Krafft dieſe oder jene Religion zu erwecken, beygelegt, ſo muß daraus nothwendig folgen, daß er entweder an allen Religionen ein Wohlgefallen habe, oder daß er die Einführung der falſchen Religionen, ſchlechterdings nicht habe hindern können, noch wollen. Welches von GOtt zu gedencken, ſehr ungereimt und gottloß iſt. Zwar werden die Aſtrologi ſagen, die Sternen würckten eigentlich nicht die Religionen, ſondern GOtt deute durch ſie nur den Urſprung derſelben an. Allein, was war es nöthig, die neu entſtandene Religionen durch die Sterne anzudeuten, da ſich der Ruff davon ohnedem zeitig gnug allenthalben ausbreitete? Wie wir ein Exempel an der Religion des Mahomets haben. Warum hat GOtt die wahre ſo wohl, als falſche Religionen, nicht eher den Menſchen verkündigt, als biß ſie würcklich entſtanden ſind? Nachdem ſie bereits entſtanden waren, ſchien es etwas überflüßiges zu ſeyn, ſo man mit der Göttlichen Weißheit nicht reimen kan. Wäre es nicht etwas überflüßiges und unnöthiges, einem Freund ſein Glück oder Unglück alsdann erſt kund zu machen, wenn er es ſchon weiß und empfindet? Wäre es auch wohl der Göttlichen Weißheit und Güte gemäß, wann er den Urſprung einer neuen Religion durch die Sterne andeutete, aber keine Kenn-Zeichen hinzuthäte, woraus man ſchlieſſen könne, daß es entweder eine wahre, oder falſche Religion ſey? Nun haben aber die Aſtrologi die Kenn-Zeichen einer wahren oder falſchen Religion,

gion, in den Sternen noch nicht finden, und uns anzeigen können: Darum müſten entweder alle Religionen GOtt gleich angenehm ſeyn, oder es läſt ſich auf keine Weiſe behaupten, daß GOtt ihren Urſprung durch die Sterne verkündigen wolle. Ubrigens iſt noch zu erinnern, wie diejenige Aſpecten, aus welchen man die Religionen herleitet, ſich am Himmel vielfältig wieder ereignet haben. Man iſt aber nicht gewahr werden, daß ſie auf eine neue Religion gezielt hätten. Drum macht man den ſichern Schluß, daß ſie niemahls den Urſprung einer neuen Religion bedeutet haben, oder auch bedeuten können.

Man verfällt endlich auf die Urheber und Anfänger der Religionen und Secten, und will ihnen, als beſonders merckwürdigen Perſonen, die Nativitæt ſtellen: hat auch ſo gar unſers theuerſten Heylandes nicht verſchonet, der doch nicht ein bloſſer Menſch, ſondern zugleich GOtt iſt, und den Sternen zu gebieten hat. Ein Mahometaner, Nahmens Abumaſar, war ohngefehr der erſte, der dieſe Thorheit begieng: Und es iſt denjenigen Chriſten eine Schande, die ihm hierinn nachgefolget ſind. *Albertus M.* der Cardinal Petrus de *Alliaco*, Tyberius Ruſſilianus Sextus, und der Phantaſtiſche Hieronymus Cardanus, ſind es, auf welche ich ziele. Dieſe ſcheueten ſich nicht dem HErrn Chriſto die Nativitæt zu ſtellen, in der Meynung, ihrer Kunſt dadurch ein beſonders Anſehen zu geben. Es war aber ein lächerliches Beginnen. Einmahl, weil

ſie die Geburths-Stunde unſers Heylands nicht wiſſen konten, zumahl da der Tag ſeiner Geburth noch nicht gantz richtig ausgemacht iſt: Zum Andern, weil er eine Perſon war, in welcher Göttliche und Menſchliche Natur miteinander in genauer Verbindung ſtunden, weswegen ſich von ihm nicht alſo, wie von andern Menſchen urtheilen läſt. Hier gedencke ich auch billig derjenigen, welche ſagen, bey der Geburth Chriſti ſey Saturnus, zugleich mit den Zwillingen, in der 9ten Himmels Gegend geſtanden, und weil ſolche Conſtellation es alſo mit ſich brächte, wäre er auch ein ſo groſſer Prophet worden. (*) Es iſt aber vermuthlich, daß in eben derſelbigen Minute, da der HErr Chriſtus gebohren worden, noch andere Kinder mehr das Licht dieſer Welt erblicket haben: Sintemahl wohl nicht ſo leicht eine Minute hingehen mag, daß unter ſo viel Millionen Menſchen, die auf der Erde wohnen, nicht ſolten einige Kinder gebohren werden. Warum ſind aber dieſe nicht ſo groſſe Propheten, als unſer Heyland worden, da ſie bey ihrer Geburt mit ihm einerley Conſtellation gehabt? Wer will dann auch behaupten, daß die auſſer ordentliche Lehr- und Propheten-Gaben von den Sternen eingedruckt werden, da wir wiſſen, daß ſie durch eine beſondere Erwählung und Ausrüſtung dazu, allein von GOtt kommen?

Der Seel. Lutherus hat ſich von ſeinen Feinden, den Papiſten, auch vielfältig die Nativitæt müſſen ſtellen laſſen. Franciſcus Junctinus ein Neapolitaner, und Florimundus Raymundus ein Frantzoſe, wie auch der mehr gedachte Cardanus, haben darin ihre hohe Aſtrologiſche Weißheit angebracht: Sind aber damit billig von andern auch ſo gar Römiſch-Catholiſchen, ausgelacht worden, weil niemand die Geburths-Stunde Lutheri weiß, welches doch zum Nativitæt-Stellen unumgänglich erfordert wird. (**) Paulus Jovius aber gibt vor, daß die Lutheriſche

(*) Teſtante Cornelio Aprippa de Vanit. Scient. Cap. 31. deſſen Worte hievon gleichwohl ſehr unverſtändlich ſind.

(**) Vid. Buddeus de Atheiſmo & Superſtit. Cap. 9. §. 4. in Not. pag. 726.

ſche Ketzerey bloß durch eine geheime Gewalt des Himmels, und unglückliche Stellung der Sterne ſey befördert worden. (*) Wir überlaſſen ihm dieſen trefflichen Einfall, weil er damit ſonſt nichts ausrichtet, als daß er bloß ſein gehäßiges Gemüth gegen unſere Kirche verräth.

Zum Beſchluß muß ich noch einer beſondern Art der Stern-Wahrſagerey gedencken, wovon inſonderheit Gaffarellus viel Wercks macht. Er bildet ſich ein, GOtt habe die Sterne in einer gewiſſen Ordnung geſetzet, daß ſie ein *Alphabet* ausmachen: Die Fix-Sterne veränderten die Geſtalt ihrer Buchſtaben, nach den beſondern *Aſpecten* der Planeten: Die Cometen und andere neue Sterne machten beſonders eine ſolche Himmliſche Schrifft aus: Die Sterne, welche ſich über eines Landes Scheitel-Punct befinden, müſten ins beſondere beobachtet werden, und die Sterne im Schwantz des groſſen Bären wären die Cardinal Buchſtaben: Man habe auch die Sterne ordentlich nach den Himmels Gegenden einzutheilen, und dann könne man die Schickſaale eines Landes, und was dergleichen mehr iſt, daraus beurtheilen. Hierinn ſcheint er dem Wilhelmo Poſtello gefolgt zu ſeyn, der in ſeinem Tractat: Signorum cœleſtium Vera configuratio eben dergleichen Gedancken hegt, und ſich rühmet, er habe am Himmel mit ſolchen Buchſtaben, als Eſdra gebraucht, wiewohl nur Confus alle Wercke der Natur geleſen. Dis aber ſind lauter Jüdiſche Grillen, worauf man wenig zu geben hat; wiewohl Buddeus (**) dafür hält, daß ſie von den Arabern ausgeheckt worden. Wer nicht eine recht ſtarcke Einbildungs Krafft beſitzet, wird

(*) v. Menckens Reden von der Charlatanería der Gelehrten. Die teutſch. Uberſ. p. 250. in Not.

(**) In Introduct. in Hiſt. Philoſ. Hebr. §. 45. in Not.

wird dieſes Alphabet am Himmel nimmermehr zu Stande bringen. Weiß man doch nicht einmahl/ ob es Ebräiſche/ Egyptiſche/ Arabiſche oder gar Tartariſche Buchſtaben ſeyn ſollen. Wenn auch die Sterne würcklich ein dergleichen Alphabet formirten/ welches doch weit gefehlet iſt/ würde es noch Schwierigkeit gnug ſetzen/ dieſe Buchſtaben alſo zuſammen zu bringen/ daß man ſie leſen/ und daraus etwas vorher ſagen könte. Sind nicht in dem Alphabeth alle Fata der gantzen Welt enthalten/ indem ſie damit können beſchrieben und ausgedruckt werden? Wo findet ſich aber der Meiſter/ der es bewerckſtelligen kan? Wenn man die Schickſaale der Welt nicht vorher weiß/ wird man ſie aus dem Alphabet nimmermehr erforſchen können. Gaffarellus wolte zwar zeigen/ daß er dieſe Himmliſche Schrifft vollkommen verſtünde/ und weiſſagte daraus/ das Türckiſche Reich würde Anno 1655. untergehen. Seine Worte (*) lauten ohngefehr zu teutſch alſo: Es ſtehen 7. Sterne über dem Scheitel-Punct des Türckiſchen Reichs, welche von Abend gegen Morgen geleſen, dieſe Ebräiſche Buchſtaben ausmachen כאה, welches Wort bedeutet, geſchlagen werden, ſchwach und dem Untergang nahe ſeyn. Weil man aber an der Zeit zweiffeln könte, ſo wird auch dieſelbige durch ſolche Buchſtaben nicht undeutlich angezeigt. Der mittelſte Buchſtabe א, deſſen Sterne am hellſten ſcheinen, bedeutet 1000. Jahr, ob er gleich ſonſt nur eins andeutet. Der erſte Buchſtabe bedeutet 20. und der letzte 5. macht zuſammen 1025. Nun hat ſich das Türckiſche Reich *Anno* 630. angefangen. Dazu ſetzte man 1025. So iſt wahrſcheinlich, das Türckiſche Reich werde nur biß 1655. beſtehen. Jedoch hat der Ausgang dieſer Prophezeyung klärlich bewieſen/ daß Gaffarellus weder die Buchſtaben dieſes Alphabets recht gekannt/ noch auch dieſelbige zuſammen ſetzen/ und alſo gut leſen können. So viel mag von dem Nativität-Stellen gnug ſeyn/ weil ohnedem heutigs Tags faſt jedermann die Thorheit dieſer Kunſt in die Augen leuchtet.

(*) In Curioſitatib. Inaudit. cap. 12.

Schau-Platz
Vieler
Ungereimten Meynungen und Erzehlungen:
Worauf die unter den Titul

Der MAGIÆ NATURALIS

So hoch geprieſene

Wiſſenſchafften und Künſte

Von dem Geſtirn und deſſen Influentz,
Von den Geiſtern/ ihren Erſcheinungen
und Würckungen,
Von andern natürlichen Dingen/ ihren
geheimen Kräfften und Eigenſchafften.

Jngleichen

Die mancherley Arten der Wahrſagerey/
Und viel andere fabelhaffte, abergläubiſche und un-
gegründete Dinge mehr,
Vorgeſtellet, geprüfet und entdecket werden.

Zur Beförderung der Warheit
Wie auch
Zum Unterricht und Warnung,
Sich für thörichten Einbildungen und Betrug zu hüten,
eröffnet Von

THARSANDERN.

III. Stück.

Berlin und Leipzig,
Zu finden bey Ambroſius Haude, 1735.

Inhalt.

9) Von den Wetter Prophezeyungen und Erwehlungen.

10) Von den Prodigiis, oder Wunder-Zeichen überhaupt.

11) Von den Ominibus und Ahndungen.

12) Von den Præſagiis mortis, oder Todes Vorboten.

9.

Von den Wetter Prophezeyungen und Erwehlungen.

WJr haben in dieſem Abſchnitt noch 2. zu der Aſtrologie gehörige Stücke zu erwägen; Das erſte werden die Wetter-Prophezeyungen, das andere die Erwehlungen ſeyn. Diejenigen, welche ſich auf die Wetter-Prophezeyungen legen, wollen auf eine geraume Zeit vorher verkündigen, was an dieſem oder jenem Tage, an dieſem oder jenem Ort, für Witterung ſeyn werde, woraus ſie dann weiter die Fruchtbarkeit, oder Unfruchtbarkeit des Jahrs ſchlieſſen. Dazu bedient man ſich unterſchiedener Mittel, und nimmt gewiſſe Dinge als Zeichen an, welche die Witterung vorher bedeuten und anzeigen ſollen, oder man bildet ſich gar ein, die Witterung würde von gewiſſen Himmels-Aſpecten gewircket, daß man ſie alſo deſto gewiſſer vorher ſagen könne. Das Barometrum, welches ein bekanntes Inſtrument iſt, ſo aus einer mit Qveckſilber angefüllten Röhre beſtehet, die in einem kleinen höl-

zern Gefäß, ſo ebenfalls mit Qveckſilber angefüllt, ſtehet und feſt gemacht iſt, zeiget durch das Steigen und Fallen des Qveckſilbers die Schwere und Leichte der Lufft an, und weil daraus die Veränderung des Gewitters einiger maſſen kan abgenommen werden, ſo dienet es dazu, daß man etwa aufs höchſte 24. Stunden vorher die Veränderung des Wetters wiſſen kan. Jedoch von dieſer Art der Wetter-Prophezeyung iſt hier die Rede nicht. Wiewohl ſie auch öffters betrieglich iſt, weil die Veränderung der Schwere und Leichte der Lufft mannigmahl geſchwinde abwechſelt, und überdem darauf nicht ſtets einerley Witterung zu erfolgen pflegt.

Es finden ſich noch andere Arten der Wetter-Prophezeyungen, welche vornemlich bey dem gemeinen Mann im Gebrauch ſind. Die 12. Tage zwiſchen Weyhnachten und dem H. 3. Königs-Tag, werden von vielen genau obſerviret, weil ſie in den Gedancken ſtehen, daß ein jeder dieſer Tage 1. Monath bedeute, und wie das Wetter an einem jeden dieſer Tage regiert, alſo müſſe es auch in den darauf folgenden Monathen eintreffen. Ja einige glauben für gewiß, daß die Calender-Schreiber eben wie ſie dieſe Tage in acht nehmen, und daraus die Beſchaffenheit des Wetters in ihren Calendern vorher ſagen können, ob gleich die Calender ſchon gedruckt ſind, ehe dieſe 12. Tage ihren Anfang nehmen. Man braucht aber zur Wiederlegung dieſer abgeſchmackten Wetter-Prophezeyung nichts mehr, als daß man dieſen einfältigen Leuten vorſtelle,

wie

wie in dieſen Tagen gemeiniglich die gröſte Kälte einzufallen pflegt, dahingegen in den Frühlings, und zum theil Herbſt-Monathen es gelinde Wetter, im Sommer aber die gröſte Hitze iſt. Daraus folgt unwiederſprechlich, daß in den 12. Tagen nicht ſolch Wetter ſey, als in den darauf folgenden Monathen. Uberdem muß man mercken, daß der alte und neue Calender miteinander nicht überein kommen, und die 12. Tage nach dem alten Calender ſich erſt anfangen, wenn ſie nach dem neuen ſchon zu Ende lauffen. Nach welchem Calender ſoll man ſich nun richten? Man richte ſich aber, nach welchem man will, ſo wird man ſich doch betrogen finden. Von gleichem Schlage ſind folgende Bauer-Reguln: Man müſſe am Michaelis Tage früh von 6. Uhr an, biß gegen Abend um 6. Uhr, gar genau die Winde beobachten, weil alsdann, wie beym vorhergehenden, 1. Tag, alſo hier 1. Stunde einen Monath bedeute, und daraus die Witterung für das gantze Jahr abzunehmen ſey. (*) Welche Prophezeyung aber eben ſo wenig Grund, als die vorhergehende hat. Wenn es am Tage Medardi regnet, ſo ſoll es hernach ohnfehlbar 30. Tage hinter einander regnen, und zwar zum Gedächtniß deſſen, was bey dem Tode dieſes Heiligen vorgegangen, da ein warmer Regen herab gefallen. Und wann es am Tage der Sieben-Schläffer, oder den Tag vorher regnet, ſoll es darauf 7. Wochen nach einander regnen.

 (*)

(*) Paulini Bauren-Physic. 2. Abtheil. c. 8. p. 101.

(*) Es zeigt ſich aber alſobald, daß dieſes ein aus dem Pabſtthum entlehnter Aberglaube ſey. Wann die Sonne am Tage Mariä Reinigung hell ſcheinet, ſo ſoll es viel kälter werden, als es zuvor geweſen iſt, wie die alten Verſe beſagen:

Si Sol ſplendeſcat Maria purificante,
Major erit glacies poſt feſtum, quam fuit ante.

Das mag wohl mannigmahl eintreffen, kan aber auch offt fehlen, drum muß daraus keine gewiſſe Regul gemacht werden.

Die Eich-Aepfel müſſen auch vielen zu einem Mittel dienen, wodurch ſie die Witterung des folgenden Jahrs erforſchen wollen. Man bricht einen Eich-Apffel auf, und ſo man eine Spinne darin findet, ſoll das künfftige Jahr unglücklich ſeyn: Eine Fliege darin ſoll ein mittelmäßiges Jahr anzeigen; Eine Made aber ein fruchtbares: Gar nichts darinnen, ein Sterben. Es müſſen aber die Eich-Aepffel kurtz vor- oder nach Michaelis abgebrochen werden. Wenn ſie auch inwendig ſchön und friſch ſeyn, ſoll es künfftig ein gut Jahr, inwendig naß, ein naſſes Jahr, mager und dürre, einen heiſſen Sommer bedeuten. (**) Was haben aber die Eich-Aepfel, nebſt denen darin befindlichen Spinnen, Fliegen und Maden, für eine Connexion mit dem zukünfftigem Jahr? Der Autor, welcher dieſes Kunſtſtück erzehlet, läſſet ſich davon alſo vernehmen: **Mit den Würmgen, Fliegen und**

(*) Männlings Curioſitæten In- und Ausländiſcher Albertäten Cap. 8. §. 7.

(**) Paulini Bauren-Physic. 1. Abtheil. c. 2. p. 22.

und Spinnen in Eich-Aepffeln läſt es ſich ziemlich hören, denn die Maden werden aus einer Fäule, Wärme und Feuchtigkeit gebohren, und warm und feucht bedeutet die Erde. Die Fliegen entſtehen aus einer Trockne, und bedeuten dürre Lufft: Die Spinnen aus einer unreinen Lufft, welche Menſchen, Vieh und Gewächſen Schaden thut. Das kommt ziemlich abgeſchmackt heraus. Es werden die Maden, Spinnen und Fliegen weder durch die Trockene, Wärme oder Feuchtigkeit, noch durch die unreine Lufft gezeuget, wiewohl dieſe Dinge die Zeugung einiger maſſen hindern, oder fördern können; Sondern aus ihrem Saamen hervor gebracht. Und wenn ja daraus etwas zu ſchlieſſen, würde es dieſes ſeyn, daß die vergangene Witterung entweder trocken oder naß, heiß oder gelinde geweſen. Auf die zukünfftige Witterung, die ſich erſt im folgenden Jahr begeben ſoll, iſt daraus kein Schluß zu machen. Wann die Bauren die Beſchaffenheit des vorſtehenden Winters erforſchen wollen, ſehen ſie an Martins-Abend das Bruſt-Bein einer gemäſteten Ganß an, und ſchlieſſen aus deſſen Farbe des Winters Beſchaffenheit. Wenn es durchſcheinend iſt, ſagen ſie von ſeiner Schärffe, iſts aber dunckel, ſo ſoll ein unbeſtändiger Winter werden. Oder noch deutlicher, das braune am Bruſt-Bein ſol Kälte, das weiſſe aber Schnee bedeuten: Nemlich, viel braun viel Kälte, viel weiß viel Schnee. (*) Diß iſt ein Einfall,

(*) Paulini l. c. pag. 124.

fall, der weiter keinen Grund hat, als daß er vielleicht ſehr alt iſt, ſintemahl Olaus Magnus bezeuget, wie dieſe Art der Prophezeyung ſchon bey den alten Nordiſchen Völckern im Gebrauch geweſen. Morhoff (*) gedencket eines ſonderbahren Krauts, Chifung genannt, ſo in der Sineſiſchen Provintz Canton gefunden wird. Deſſen ſollen ſich die Schiffer bedienen, und daraus abnehmen können, was das gantze Jahr über für Wetter ſeyn, und was in jedem Monath für Ungewitter entſtehen werden. Solches aber lieſſe ſich erkennen aus den Knoten, welche dieſes Kraut hat. Hätte das Kraut wenig Knoten, ſo ſtünden auch wenige Gewitter zu vermuthen. Nachdem aber die Knoten, von der Wurtzel an zu rechnen, nahe beyeinander, oder weit voneinander entfernet ſtünden, nachdem müſte das Gewitter in dieſem oder jenem Monath eintreffen. Dis iſt entweder ein bloſſer Aberglaube des gemeinen Mannes, oder das Kraut ſelbſt ſteht mit dem vorgedachten Kraut Lunaria in einer Claſſe, und iſt nirgends als auf dem Papier anzutreffen.

Die eigentliche ſo genannte Wetter-Prophezeyungen, wie ſie bey den Calender-Schreibern im Brauch ſind, gründet man auf die Aſpecten der Planeten, und glaubet, daß dieſe die Witterung auf dem Erdboden würcken und regieren. Ins gemein vermuthet man bey dem Monds-Wechſel, wenn nemlich der neue und volle

(*) In Polyhiſt. Philoſoph. lib. 2. part. 2. Cap. 18. §. 6. pag. 358.

volle Mond, das erſte und letzte Viertel eintritt, und alſo der Mond mit der Sonne in der Zuſammenkunfft, Gegen- oder Gevierten Schein ſtehet, eine Veränderung des Gewitters. Und ob gleich die Erfahrung damit ſchlecht überein ſtimmt, ſind doch viele von ſolcher Meynung nicht abzubringen. Auf gleiche Weiſe läſt man ſich von den übrigen Planeten träumen, daß ihre verſchiedene Aſpecten dieſe oder jene Witterung auf dem Erdboden würcken und hervor bringen. Man erinnere ſich aber, was ich im vorhergehenden Abſatz wieder ſolche Aſpecten der Planeten eingewandt habe, ſo wird man leicht erachten können, daß ihr verſchiedener Stand gegen einander keine beſondere Würckung haben könne. So ſind auch die Aſpecten der Planeten allenthalben auf dem Erdboden einerley, warum haben ſie aber nicht allenthalben einerley Würckung, und verurſachen an einem Ort ſolch Wetter, als am andern? welches billig ſeyn müſte, wenn ſie das Gewitter hervor brächten. Wir werden vielmehr täglich gewahr, daß das Wetter in den Gegenden des Erdbodens, die unter einem Climate liegen, auch wohl ſehr nahe bey einander, und unter eben demſelbigen Mittags-Zirckul, ob darin ſchon die Aſpecten der Planeten ſich zu gleicher Zeit begeben, gantz verſchieden ſey, und wenn es an dem einen Ort regnet, es an dem andern ſchön und helle Wetter iſt: Zu einem unumſtößlichen Beweiß, daß die Witterung von den Aſpecten der Planeten nicht herkommen, ſonſt müſte

ſie wenigſtens an ſolchen Orten allemahl einerley ſeyn.

Von den Hunds-Stern, zu lateiniſch Sirius genannt, hat man viele wunderliche Dinge erdichtet, und ihm ſolche Würckungen beygelegt, die er unmöglich haben kan. Von ihm führen die Hunds-Tage den Nahmen, und man ſchreibt ihm insgemein die groſſe Hitze zu, welche darin zu ſeyn pflegt, wie auch daß er alsdann die Hunde raſend mache. Dieſe Hunds-Tage fangen ſich an, wenn das Geſtirn, der kleine Hund genannt, zugleich mit der Sonne aufgehet, oder wenn die Sonne in das Zeichen des Löwens tritt. Was nun zuförderſt die Hitze anlangt, welche um dieſe Zeit in unſern Ländern am gröſten zu ſeyn pfleget, ſo iſt es recht lächerlich, wenn man dieſelbe dem Hunds-Stern zuſchreiben will, (welche Meynung etwa daher kommen mag, weil dieſer Stern uns ſehr groß ſcheinet) da ſie doch vielmehr von der Sonne herrühret. Der Januarius und Februarius pflegen die kälteſte Monathe zu ſeyn, ob gleich alsdann die Sonne höher zu ſtehen kommt, und folglich immer wärmer zu ſcheinen beginnet. Die Urſach davon iſt, weil die Kälte ſich mehrentheils ſchon im November und December angefangen hat, ſo pflegt ſie nachdem ſie lange anhält, immer gröſſer zu werden. Im November und December iſt ſie ſo groß noch nicht, weil ſie alsdann nur erſt ihren Anfang nimmt, obgleich die Sonne darin eben ſo niedrig, als im Januario und Februario ſtehet. Gleiche Beſchaffenheit hat es mit dem Junio

und Auguſto. In dieſen Monathen haben wir gemeiniglich die gröſte Hitze, weil in den vorhergehenden die Sonne das Erdreich ziemlich durchwärmet. Je länger ſie aber mit ſolcher Erwärmung angehalten, je gröſſer muß auch alsdann die Hitze ſeyn. Aus eben dieſer Urſach iſt in den Sommer-Tagen die Wärme des Nachmittags allemahl gröſſer als des Vormittags. Alſo haben wir dann die wahre und eigentliche Urſach vernommen, warum es in den Hunds-Tagen ſehr warm iſt, ohne daß wir den Hunds-Stern zu Hülffe nehmen dürffen. Deswegen wundert mich gar ſehr, wie man ihm dieſe Würckung hat beylegen können, daß er die Hunde toll machen ſoll, welche Meynung doch vor nicht gar langer Zeit auch unter uns Platz zu finden ſchien. Denn weil man in der Einbildung ſtund, die Hunde würden gemeiniglich in den Hunds-Tagen toll, ſo hatten die Scharff-Richter in unſerm Lande das Privilegium, daß ſie in dieſen Tagen alle Hunde, ſo nicht ein Zeichen, welches man um ein gewiſſes Geld von ihnen löſen muſte, um den Halß hatten, durch ihre Knechte auf öffentlicher Gaſſe konten todtſchlagen laſſen. Dieſe Gewohnheit aber iſt, wie ich nicht anders weiß, anitzt gäntzlich aufgehoben worden. Wenn man auch zugeben wolte, daß die Hunds-Tage den Hunden ſo gefährkich wären, und bey ihnen die Tollheit erweckten, ſo würde ſolches doch nicht von dem Hunds-Stern, ſondern von der Sonnen Hitze herrühren. Es iſt aber die Sache ſelbſt ohne Grund, weil, wie ich bemerckt habe, die

Hunde

Hunde im Winter ſo wohl als im Sommer toll zu werden pflegen. Die Meynung von der Schädlichkeit der Hunds-Tage iſt auch unter die Gelehrten gerathen, wo ſie nicht gar von ihnen zuerſt auf die Bahn gebracht worden. Woher kommen ſonſt die in den Schulen, und bey den Gerichten, in den Hunds-Tagen gewöhnliche Ferien? Ich glaube aus keinem andern Grund, als weil man ehedem beſorget hat, es möchten Lehrer und Schüler, ingleichen die Gerichts-Perſonen, wenn ſie in dieſen höchſt gefährlichen Tagen den Kopff gar zu ſehr zerbrächen, auch leicht in Tollheit und Wahnwitz gerathen. Dis ſind Früchte einer thörichten Einbildung, und man ſolte meynen, diejenigen, welche ſie zuerſt ausgeheckt, müſten die ſchädliche Würckung des Hunds-Sterns im höchſten Grad empfunden haben. Die Alten fiengen die Hunds-Tage an, wenn der Hunds-Stern aus den Strahlen der Sonnen hervor kam, meyneten auch, man müſte ſo lange dieſelbige währeten, weder purgiren, noch zur Ader laſſen oder ſonſt einige Artzneyen gebrauchen, ſondern die Cur der Natur überlaſſen; gleich als wenn die Artzneyen zu der Zeit auch Feyer-Tage hätten, und ihre gewöhnliche Würckungen nicht ſpühren lieſſen. Hippocrates der Fürſt unter den Aertzten, ſtehet ſelbſt in dieſen Gedancken, worinn ihm aber die heutigen Medici gantz zuwieder ſind, indem ſie ihre Kunſt niemahls feyren laſſen, ſondern wohl mitten in den Hunds-Tagen ihren Patienten mit den kräfftigſten Artzney-Mitteln zu Hülffe kommen. Sonſt ſchreibt auch Plinius:

us: (*) Das Thier Oryx in Egypten, welches einer Ziege ähnlich iſt, und nur ein Horn, die Haare aber gegen den Kopff zugekehret haben ſoll, ſolle es mercken, wenn der Hunds-Stern aufgehen will, und alsdann denſelben, wie auch die Strahlen der Sonnen ſcharff anſehen, und den Hunds-Stern gleichſam anbeten. Das muß ein kluges Thier ſeyn; Wer weiß aber ob es jemahls in rerum natura zu finden geweſen. Noch gaben die Alten alle Jahr fleißig Achtung auf den aufgehenden Hunds-Stern, und wie Heraclides Ponticus berichtet, urtheilten ſie daraus, ob das Jahr würde geſund oder ungeſund ſeyn. Ging er trübe und dunckel auf, ſagten ſie, der Himmel ſey gleichſam geronnen, daß daher nichts anders als grobe und gifftige Lufft entſtehen könte. Schien er aber klar und hell, ſo hielten ſie den Himmel rein, und für gar geſund. Aber warum ſahen ſie hiebey abſonderlich auf den Hunds-Stern und deſſen Aufgang? Sie mochten etwa glauben der Hunds-Stern, wenn er aufgehet, mache mannigmahl trübe, mannigmahl heitere Lufft, und zeige damit an, wie die Lufft in der folgenden Zeit werde beſchaffen ſeyn. Hat denn der Hunds-Stern einen mehr als Menſchlichen Verſtand, daß er die künfftige Witterung vorher ſehen, und dieſelbige uns anzeigen kan? Wenn auch die Sterne vernünfftige Thiere wären, ſo ſolte man wohl den Hunds-Stern für das dümmſte unter ihnen halten, weil er die Leute dumm und aberwitzig macht, wie von

(*) Hiſtor. Natur. lib. 2. c. 40. it. lib. 8. cap. 53.

von ihm die gemeine Sage iſt. Gleichwohl muß er klüger denn andere Sterne ſeyn, und mit ſeinem Schein ein geſundes oder ungeſundes Jahr anzeigen können.

Die Sterndeuter haben ſonderliche Einfälle, womit ſie die Wetter-Prophezeyungen zu vertheidigen gedencken. (*) Erſtlich muß die Sonne und der Mond ihnen zum Beweiß dienen, weil jene den Winter und Sommer, und folglich die darin ſich eräugnende Witterung verurſacht; Dieſes Würckung aber, wie ſie meynen, ohnedem jedermann bekannt ſey. Was die beſondere Jahrs-Zeiten, als da ſind der Frühling, Sommer, Herbſt und Winter betrifft, ſo habe ich ſchon im vorhergehenden Abſatz klärlich dargethan, wie daraus kein Schluß zum Vortheil der Aſtrologia, folglich auch der Wetter-Prophezeyungen, zu ziehen ſey: Welches hier zu wiederholen unnöthig iſt. Von dem Mond aber habe ebenfals ſchon etliche mahl angemerckt, daß die Würckungen, die man ihm beylegt, falſch und erdichtet ſeyn. Indeſſen fahren die Wetter-Propheten fort, und ſagen: Wir hätten nicht alle Jahr in gleichen Jahrs-Zeiten einerley Wetter. Der Winter wäre manches Jahr härter, und der Sommer mannigmahl ſehr trocken, mannigmahl aber ſehr naß, und das müſte allerdings von den verſchiedenen Aſpecten der Planeten herrühren. Die Sache an ſich ſelbſt iſt zwar richtig, und wird durch die Erfahrung beſtätigt:

(*) Beſ. davon Joh. Gigantis Syſtema Coſmographicum lib. I. cap. 10. Problem. 2.

beſtätigt: Allein man trifft die wahre Urſach nicht, wenn man ſelbige in den Aſpecten der Planeten ſucht. Weil der verſchiedene Stand der Planeten, wie wir ſchon mehr als einmahl vernommen haben, keine beſondere Würckung haben kan, ſo fällt damit dieſe Meynung auf einmahl weg, und man findet Urſache, dieſe verſchiedene Witterung zu gleichen Jahrs Zeiten aus gantz andern Gründen her zu holen, die uns aber theils unbekannt ſeyn, theils in der Kürtze ſich hier nicht ausführen laſſen. Was man endlich uns von der Erfahrung vorſchwatzt, iſt ſo beſchaffen, daß dadurch die Wetter-Prophezeyungen ſich von ſelbſt wiederlegen. Wer ſich nur die Mühe nehmen will, und den Calender mit den Witterungen, wie ſie ſich würcklich begeben, zuſammen halten, wird bald gewahr werden, wie ſelten die vorgeſagte Witterungen eintreffen. Solte diß nicht vielmehr zu einem Beweiß der Nichtigkeit dieſer Kunſt dienen können? Die Herrn Aſtrologi können es nicht leugnen, ſondern ſuchen vielmehr allerhand Ausflüchte, ſich und ihre Kunſt bey Ehren zu erhalten. Bald wollen ſie die Kunſt nicht für gantz vollkommen ausgeben, ſondern rechnen ſie unter diejenige Wiſſenſchafften, welche noch eine tägliche Verbeſſerung nöthig haben. Bald muß ihnen die Materie, von welcher die Witterungen entſtehen, gar zu veränderlich ſeyn, daß ſie leicht andere Wetter verurſachen kan, als es die Planeten haben wollen. Die Winde ſollen auch dieſe Materien öffters an einem andern Ort hintreiben,

ben, und dadurch die Witterung einem Ort entziehen, welchem ſie die Planeten zugedacht hatten. Endlich fünden ſich an vielen Oertern des Erdbodens mancherley verborgene Eigenſchafften, wodurch das Wetter, welches nach den Aſpecten der Planeten daſelbſt ſeyn müſte, ſehr offt alterirt und verändert wird. Dis ſind gewiſſe recht kurtzweilge Raiſonements (*) die von dem was ſie beweiſen ſollen, juſt das Gegentheil erhärten. Iſt die Kunſt unvollkommen, und die Witterung ſelbſt aus mancherley Urſachen, die man als verborgene Dinge nicht erforſchen kan, vielen Veränderungen unterworffen, ſo wird ſie wohl in Ewigkeit unvollkommen und betrieglich bleiben. Weiter iſt die Witterung ſolchen Zufällen unterworffen, welche die Planeten nicht hindern können, ſo kan man nicht ſagen, daß die Aſpecten der Planeten das Gewitter verurſachen, weil ſie ſich darinn von vielen andern, zum theil verborgenen Dingen, müſſen vorgreiffen laſſen. Man ſehe die Sache an, wie man will, ſo kommt nichts weiter heraus, als daß die Wetter-Prophezeyungen auf ſchlechten Grund beruhen.

Ich laſſe ſie auch deswegen fahren, und wende mich zu den Erwehlungen. Durch die Erwehlungen verſteht man, wenn die Menſchen zu ihren Verrichtungen gewiſſe Zeiten, Tage, oder gar Stunden erwehlen, und dafür halten, daß ſie darin müſten deſto beſſer gelingen, und von ſtatten gehen. Dergleichen Erwehlungen ſind

(*) Man findet ſie beym Gigante l. c. Problem. 3.

ſind theils natürlich und höchſt nöthig, theils ungereimt und Abergläubiſch. Zu den natürlichen Erwehlungen rechne ich das ſäen und pflantzen. Gleichwie wir mancherley Arten von Saamen und Pflantzen haben, ſo erfordert auch eine jede Art ſeine beſondere Zeit, wenn ſie in die Erde zu bringen iſt, wo man will, daß ſie gut gerathen ſoll: Welches eine Sache, die den Bauern und Gärtnern beſſer als vielen Gelehrten bekannt iſt. Die Herrn Artzney-Verſtändige wiſſen auch, wie zu Brechung und Sammlung gewiſſer Kräuter dieſe oder jene Zeit beſſer, als eine andere ſey. Nemlich diejenige, wenn entweder die Kräuter in der Blüthe ſtehen, oder den beſten Safft haben, oder auch zur völligen Reiffe gelanget ſind. Allein man hat dieſen natürlichen Erwehlungen mancherley Aberglauben zugeſetzt. Z. E. wenn man zu der allgemeinen Zeit, da man ſäen und pflantzen muß, dazu gewiſſe Tage, oder auch Stunden, glücklicher als andere hält, welche auch in den Calendern pflegen bemerckt zu werden. Weiter, wann man einigen Saamen lieber bey abnehmenden, andern aber bey zunehmenden Mond ausſtreuet. Das erſtere iſt ein bloſſer Aberglaube, ſintemahl ein Tag oder Stunde an und vor ſich ſelbſt nicht kan glücklicher geachtet werden, als die andern. Zwar iſt mannigmahl der Witterung wegen ein Tag zur Saat beqvemer, als der andere. Weil man aber ſolche Witterung vorher nicht wiſſen kan, ſo mag man auch nicht vorher ſagen, welcher Tag zur Saat gut oder nicht gut ſeyn

werde. Vielmehr findet es ſich, daß der zum ſäen und pflantzen im Calender bemerckte glückliche Tag, öffters dazu am wenigſten beqvem iſt. Von dem ab-oder zunehmenden Mond, welchen viele bey ihrem ſäen und pflantzen in acht nehmen, können wir aus den vorhergehenden Abſätzen leicht abnehmen, daß er dabey nichts zu ſchaffen habe, und die Erfahrung bezeugts auch, daß daran gar nichts gelegen ſey. Den Kohl-Saamen ſäet man gern im zunehmenden, Erbſen und Rübe-Saamen aber im abnehmenden Mond. Ich kan aber verſichern, daß es mir gleichwohl gerathen, wann ich öffters den Kohl-Saamen im abnehmenden, Erbſen und Rübe-Saamen aber im zunehmenden Mond habe ſäen laſſen. Mit Sammlung und Brechung der Kräuter kömmts ohnedem auf einen gewiſſen Tag nicht an, weil die Kräuter, nachdem ſie entweder in gutem oder ſchlechtem Lande, gegen der Sonne, oder im Schatten ſtehen, eher oder ſpäter blühen, und zur Reiffe gelangen, darnach hat man ſich mehr, als nach gewiſſen Tagen und Stunden zu richten. Alle übrige Erwehlungen, deren es eine groſſe Menge gibt, ſind ſo abgeſchmackt, als abergläubiſch. Z. E. Zum Hauß-und Städte bauen, reiſen, jagen, fiſchen, Vogel-fangen, Ader-laſſen, Purgiren, Artzney einnehmen, Haar abſchneiden, Kinder entwöhnen, Heyrathen, mit dem Feind ſchlagen, und dergleichen mehr. Daher klingt der Aſtrologorum Vorgeben recht wunderlich, indem ſie ſagen: Wenn der Mond eine Zuſammenkunfft

mit

mit dem Saturno hält, ſo ſey es ein unglücklicher Tag, an welchem man weder reiſen, noch mit Land-Leuten zu thun haben, auch nicht mit groſſer Herrn, oder alten Leuten reden müſſe. Wenn Venus mit dem Mond im gedritten Schein iſt, ſoll man ſich um die Liebe der Weibs Perſonen bewerben, und Kinder zeugen. Wenn Venus mit dem Mond im Gegen-Schein iſt, müſſe man Geſinde miethen, und Heyrathen vornehmen. Alle dergleichen Handlungen hangen ja nicht an den Sternen, und man thut thörlich, wenn man den glücklichen oder unglücklichen Fortgang derſelben den Aſpecten der Planeten beymißt. Sondern der Menſchliche Verſtand, Geſchicklichkeit, reiffe Uberlegung, und gute Anſtalten, müſſen dabey das beſte thun; Wo es daran fehlet, und man wehlet auch dazu die allerglücklichſte Stunden, ſo können ſie nicht gelingen. Albumaſar ein Mahomethaner ſchreibt: (*) Wenn jemand etwas von GOtt bitte in der Stunde, da der Mond im Drachen-Haupt mit dem *Jupiter* in *Conjunction* ſtehet, dem würde gewiß ſeine Bitte gewähret werden. Gleich als wenn der liebe GOtt zu der Zeit beſſer denn ſonſt aufgeräumet wäre, und es bey dem Gebet mehr auf eine gewiſſe Zeit, als auf die innere Beſchaffenheit des Hertzens ankäme. Es wäre zu wünſchen, daß die Bemerckung gewiſſer Tage, die zu dieſer oder jener Verrichtung glücklich seyn ſollen, aus den Calendern gäntzlich weg bliebe. So lange das nicht geſchicht, läſt ſich der Aberglaube von den Erwehlungen nicht ausrotten.

(*) v. Ægidii Strauchii Aſtrolog. Aphoriſt. p. m. 13

Die meiſte Menſchen machen den Schluß, es müſſe was daran ſeyn, weil es im Calender ſtehet, und davon ſind ſie nicht abzubringen, wenn ſchon der Calender-Schreiber alljährlich wiederholet, wie er ſelbſt von der Nichtigkeit der Erwehlungen gnugſam überzeugt ſey.

10.

Von den Prodigiis oder Wunder-Zeichen überhaupt.

UNter den Magiſchen Künſten findet man eine, Teratoſcopia genannt, welche darin beſtehet, daß man die in der Lufft, und auf der Erde erſcheinende Wunder-Zeichen, nach ihrer Bedeutung recht auslegen kan. Die Prodigia oder Wunder Zeichen, worauf es in dieſer Kunſt hauptſächlich ankommt, werden uns von einigen folgender Geſtalt beſchrieben. Ein *Prodigium*, oder Wunder-Zeichen, iſt eine Sache, welche nicht über die Natur, (ſo wäre es ein Wunder) auch nicht wieder die Natur, (dann ſo müſte darauf, ob nicht *totalis*, doch *partialis deſtructio* erfolgen, das iſt, das Geſchöpffe, ob nicht gantz und gar, doch zum theil hinfällig werden) doch welche *præter*, über den gewöhnlichen Lauff und Ordnung der Natur geſchicht, und darum iſt es, ob kein Wunder doch (*mirum*) was wunderbares (*) Damit dieſe Beſchreibung deutlicher werde,

(*) v. Amphitheatr. Magiæ Univerſæ. Sect. X. cap. I. pag. 403.

werde, ſoll man mercken, daß dasjenige über natürlich heiſſe, was weder im Weſen, noch in der Krafft der Dinge, folglich nicht in ihrer Natur gegründet iſt. Wodurch dann die Wunder-Zeichen von den Wunder-Wercken, nachdrücklich unterſchieden werden. Denn die Wunder-Wercke überſchreiten die Natur, dahingegen die Wunder-Zeichen nur wieder den gewöhnlichen Lauff und Ordnung der Natur geſchehen. Wieder-natürlich pflegten die alten Schul-Lehrer nach Ariſtotelis Anweiſung zu nennen, wenn zwey Dinge mit und bey einander ſich nicht wohl vertragen können, ſondern eins das andere deſtruirt, und aus ſeinem Weſen ſetzt. Z. E. Wenn das Waſſer das Feuer auslöſcht, und das Feuer hingegen das Waſſer in Dampf und Dünſte verwandelt. Hier muß ich anmercken, wie dergleichen Würckungen uneigentlich wieder-natürlich genennt werden, da ſie vielmehr gantz natürlich ſind. Was iſt natürlicher, als daß das Feuer vom Waſſer ausgelöſcht wird? Solte es nicht geſchehen, würde es etwas übernatürliches und ein Wunder-Werck ſeyn. Auſſer-natürlich (præter naturam) heiſſet man, was wieder den gewöhnlichen Lauff und Ordnung der Natur geſchicht, oder deutlicher zu ſagen, wenn die natürliche Kräffte nicht den Endzweck erreichen, worzu ſie von GOtt beſtimmet ſind, ſondern vielfältige Verhinderungen und Veränderungen leiden, und dadurch ſich etwas ungewöhnliches, oder auſſer ordentliches zuträgt, oder hervor gebracht wird. Z. E. Die Zeigungs-

Krafft der Menſchen zielet auf die Zeugung eines, an allen Gliedern vollkommenen und geſunden Menſchen: Wenn aber an deſſen ſtatt eine Miß-Geburt, oder ein an gewiſſen Gliedmaſſen zerſtümmeltes Kind, gezeuget wird, ſo ſagt man, daß ſolches auſſer-natürlich (præter naturaliter) geſchehe. Wie dann auch bey den Medicis gebräuchlich iſt, daß ſie den geſunden Zuſtand eines Menſchen natürlich, den kräncklichen aber auſſer natürlich nennen. Und ſolche auſſer-natürliche Dinge ſollen auch die Wunder-Zeichen ſeyn. Es gehet aber mit dieſen auſſer-natürlichen Dingen ebenfalls gantz natürlich zu. Wenn eine Miß-Geburt gezeuget wird, ſo geſchicht es aus natürlichen Urſachen, weil entweder der Saamen, woraus die Zeugung geſchicht, ſchon verdorben geweſen, oder die Frucht ſelbſt, ehe ſie zeitig worden, durch allerhand Zufälle, Schaden gelitten, und verdorben worden. Dergleichen Miß-Geburten ſind zwar wieder die allgemeine Göttliche Abſicht, und geſchehen wieder den gewöhnlichen und ordentlichen Lauff der Natur, aber aus lauter natürlichen Urſachen; Sonſt würde man ſie für Wunder-Wercke halten müſſen. Hieraus läſſet ſich nun gantz deutlich erkennen, was eigentlich ein Wunder-Zeichen ſey, nemlich eine Begebenheit, die wieder den gewöhnlichen Lauff der Natur iſt, dennoch aber aus natürlichen Urſachen entſtehet. Kurtz zu ſagen, es iſt ein ungewöhnlich Ding, ſo ſich ſelten begibt, und deswegen die Menſchen gemeiniglich in Furcht und Schrecken ſetzt, weil ſie

ſich

ſich einbilden, es werde dadurch ihnen ein Unglück vorher bedeutet. Der vorgeblichen Wunder-Zeichen ſind ſo viel, daß man ſie kaum alle erzehlen kan. Einige davon werde ich in folgenden Abſätzen ins beſondere berühren, als die Cometen, Finſterniſſen, wunderbahre Regen, Miß-Geburten, Heuſchrecken, und allerhand Blut-Zeichen. Andere aber hier anführen, und kürtzlich unterſuchen.

Von den groſſen Sturm-Winden glaubt man insgemein, daß ſie GOtt nicht allein zur Straffe über die Menſchen ſchicke, ſondern auch, daß ſie Vorboten und Zeichen vieler andern Plagen ſeyn. Nun bedient ſich freylich der groſſe GOtt der Sturm-Winde ſo wohl, als anderer natürlicher Dinge, zur Rache über die Gottloſen, welches unter andern auch Sirach lehret Cap. 40. 31. ſeqq. Im Theologiſchen Verſtand kan man auch wohl ſagen, daß die Sturm-Winde Vorbothen vieler andern Göttlichen Gerichten ſeyn, nemlich wo die Menſchen ſich daran noch nicht kehren, und mit Schaden nicht klug werden wollen. Und in ſo weit laſſe ich die Gedancken unſer Gotts-Gelehrten gelten, wenn ſie die Sturm-Winde zu Vorbothen künfftigen Unglücks machen. Allein wenn man ſie für Wunder-Zeichen ausgiebt, wodurch GOtt groſſe und ſchwere Kriege, Hunger und theure Zeit, Verfolgung, Peſtilentz, das Abſterben groſſer Könige und Fürſten, auch wohl allerhand Ketzereyen, vorher bedeuten wolle, ſo kan ich mit ihnen nicht eins ſeyn. Der gantze Beweiß, den

ſie davon führen, kommt auf die Erfahrung an, und man macht folgenden Schluß: Weil auf ungeheure Sturm-Winde mannigmahl dergleichen Dinge erfolget ſind, ſo wären ſie dadurch vorbedeutet worden. Man erzehlet, wie vor den Tod des Kayſers Trojani ſtarcke Sturm-Winde geweſen, die groſſen Schaden gethan. Als Anno 1410. den 23. Januar. die Sturm-Winde in Meiſſen und Thüringen ſehr hauſeten und viele Gebäude einwarffen, und darauf in demſelbigen Jahr, um den Anfang des Junii Kayſer Rupertus zu Oppenheim ſtarb, ſo muſten dieſe Sturm-Winde den Tod des Kayſers verkündiget haben. (*) Es kommt gewiß ſehr gezwungen heraus, wenn man den Sturm-Wind, der in Meiſſen und Thüringen gehauſet, auf den Tod des Kayſers, welcher erſt einige Monathe hernach, und zwar zu Oppenheim in der Pfaltz geſtorben, deuten will. Denn einmahl finden wir nirgends in H. Schrifft, daß die Sturm-Winde ſolche Bedeutung haben. So entſtehen auch viele Sturm-Winde, ohne daß ein Todes-Fall eines groſſen Fürſten darauf erfolgen ſolte. Und endlich, wenn ein Sturm-Wind dergleichen Todes-Fall andeuten ſolte, ſo müſte er entſtehen an dem Ort, wo ſich derſelbige aufhält, und an keinem andern Ort mehr, ſonſt könte man ja nicht wiſſen, wem es eigentlich gelten ſolle. Nun entſtand der Sturm-Wind in Meiſſen und Thüringen, (ob er auch in der Pfaltz gehauſet, berichtet der Scri-
bent

(*) Matth. Dreſſerus in Chronic. Saxonic. p. 395.

bent nicht) allwo der Kayſer damahls nicht gegenwärtig war, welche Länder ihm auch nicht unmittelbar unterworffen waren. Darum hätte man viel eher urtheilen mögen, es würde den regierenden Herrn dieſer Länder Fridericum Bellicoſum gegolten haben, der aber noch lange hernach lebte. Uberdem geſchah der Sturm-Wind einige Monathe für des Kayſers Tod, wie konte er dann füglich deſſen Vorbothe ſeyn? Man mag überhaupt ſagen, daß die Sturm-Winde nicht unter die Wunder-Zeichen gehören. Denn einmahl begeben ſie ſich nicht ſo gar ſelten, und vors andere kan man nicht eher wiſſen, was ſie bedeuten, biß etwas darauf erfolgt iſt. Das mögen nicht Wunder- ſondern vielmehr wunderliche Zeichen ſeyn, weil ſie nicht allein öffters fehlen, und nichts bedeuten, ſondern auch nichts gewiſſes vorher ſagen können, ſondern was ſie bedeuten ſollen, aus dem Erfolg der Dinge erſt muß errathen werden. Iſt das nicht wieder die Natur eines vorher anzeigenden Zeichens (ſigni prognoſtici) dergleichen die Sturm-Winde ſeyn ſollen?

Die Erdbeben werden auch vielfältig für ein Wunder-Zeichen und Vorbothen der göttlichen Gerichte gehalten. *M.* Paul Walther ehemahls Prediger zu Flensburg, will (*) daß auf Erdbeben falſche Lehren eingeriſſen, Krieg und Blutvergieſſen erfolget, Hohe Häupter mit Tode abgegangen, Peſtilentz und Sterben ſich geäuſſert habe. Er berufft ſich deshalb auf den

 Plinium

(*) In der 4ten Zeit Buß-Predigt vom Erdbeben.

Plinium, welcher ſchreibt: Es ſey kein Erdbeben zu Rom geſchehen ohne Bedeutung künfftiger Dinge. Woraus ſich denn abnehmen läſt, daß ſolches ein alter und Heydniſcher Aberglaube ſey. Die Erdbeben haben ihre natürliche Urſachen, daher man ſo wenig Urſach findet, ſie für Zeichen und Vorbothen künfftiger Dinge auszugeben, als wenn man den Einfall eines alten Hauſes auch für ein Wunder-Zeichen halten wolte. Die Erdbeben haben mit den Dingen die ſie bedeuten ſollen, nicht die geringſte Verwandſchafft, und ſchicken ſich alſo nicht zu vorher anzeigenden Zeichen ſolcher Dinge. Man berufft ſich deswegen zwar auf die Heilige Schrifft, worinn Matth. 24. 7. ausdrücklich ſtehet, daß vor dem Untergang der Stadt Jeruſalem, und der Verfolgung über die Jünger Chriſti, groſſe Erdbeben entſtehen würden. Allein daraus folgt nicht, daß auf alle Erdbeben dergleichen erfolgen müſſe: Sondern es iſt ein eintzeler Fall, woraus keine allgemeine Regul zu machen iſt. Man verſieht es darin, daß man Dinge, ſo nicht zuſammen gehören, miteinander verknüpffet, und die vorher gehenden für Zeichen der folgenden hält. Z. E. Als Anno 740. zu Conſtantinopel ein groß Erdbeben war, welches in dieſer Stadt groſſen Schaden that, und bald darauf der Kayſer Leo Iſauricus, wie auch in Franckreich der bekannte Carolus Martellus ſtarb, ſo muſte das Erdbeben dieſe Todes-Fälle angedeutet haben. (*) Wie reimt ſich das zuſammen, inſonderheit mit

(*) Mich. Sachs in der Kayſer Chronick. part. 2. p. 131.

mit Carolo Martello? Wer hätte ſich dazumahl wohl träumen laſſen, daß das Erdbeben zu Conſtantinopel, den Tod dieſes groſſen Mannes bedeuten ſolte, der über etliche 100. Meil weges von Conſtantinopel entfernt lebte? Auf den Kayſer Leo will es ſich auch nicht gar zu wohl deuten laſſen, weil derſelbige erſt Anno 741. geſtorben iſt.

Wenn ſich ungemeine und groſſe Waſſer-Fluthen einfinden, geräth man bald auf die Gedancken, es werde dadurch ein bevorſtehendes Unglück prophezeyet, gleich als wenn es an dem Unglück und Schaden, ſo dergleichen ſchnelle Waſſer-Fluthen anrichten, nicht gnug wäre. Man legt ihnen gleiche Bedeutung mit den Sturm-Winden bey, weil ohnedem die Uberſchwemmungen, an dem Geſtade des Meers, gemeiniglich von groſſen Winden verurſacht werden. Man mag aber davon billig ein gleiches Urtheil, als von den Sturm-Winden, fällen. Sonſt läſt ſich aus gewiſſen Flüſſen und Brunnen, nachdem ſie viel oder wenig Waſſer haben, eine Vorbedeutung eines guten oder ſchlechten Jahrs nehmen. Von dem Fluß Nilo in Egypten iſt bekannt, daß je höher er zu gewiſſer Jahrs-Zeit anläufft, und je weiter er die daran liegende Felder überſchwemmet, je fruchtbarer er das Land machet, und dem Ackers-Mann eine deſto reichlichere Erndte gewähret. Man gedencket auch einer Art Brunnen, oder Bäche, welche wann ſie flieſſen, theure Zeit vorbedeuten. Ein ſolcher iſt zu Wangen, einem Dorff

in der Schweitz, Zürcher Gebiets. Weiter der Seltenbach zu Egliſau, der Haarſee bey Henckart, und verſchiedene andere in Engelland (*) Wovon Scheuchzer folgende ſehr wahrſcheinliche Urſach anführet (*) Unſere Hunger See, ſchreibt er, oder Hunger-Brunnen zeigen, wann ſie flieſſen, oder viel Waſſer haben, an viele in der obern Erd-Rinde ſich befindende Feuchtigkeiten, oder einen naſſen Jahrgang, in welchem das Korn, und andere Gewächſe nicht wohl gerathen, eher faul als reiff werden. Dergleichen Vorbedeutungen ſind gantz natürlich, und hangen mit den Sachen, welche ſie bedeuten und anzeigen, gantz genau zuſammen, daher ſie auch ſelten fehlen. Wann alle übrige vorgebliche Wunder-Zeichen von ſolcher Art wären, wolte ich ihnen im geringſten nicht zuwieder ſeyn, ſondern ſie vollkommen gelten laſſen.

Wenn ſich mannigmahl viel Ratten und Mäuſe einfinden, ſo muß es gleichfals nichts gutes bedeuten. Allein es iſt kein Wunder, wenn zu mancher Zeit die Ratten und Mäuſe fruchtbarer als ſonſt ſind. Wir werden ſolches auch bey andern Thieren gewahr. Manches Jahr finden ſich mehr Fliegen und Mücken, als gewöhnlich, welches ſeine natürliche Urſachen hat, und für kein Wunder-Zeichen darff gehalten werden. Die Ratten und Mäuſe thun freylich deſto mehr Schaden, je häufiger ſie gefunden werden,

(*) Davon beſ. Scheuchzers Phyſ. oder Natur-Wiſſenſchafft 2. Theil. cap. 23. §. 8.

werden, denn ſie wollen alle freſſen und Nahrung haben: Und das iſt das eintzige Unglück, ſo man von ihnen zu beſorgen hat. Die Geſchichte, welche von den häufigen Ratten und Mäuſen erzehlet werden, ſind gemeiniglich von den Alten mit vielen falſchen Zuſätzen vermehret, und die Sache vergröſſert worden. So berichtet Aventinus, es hätte ſich Anno 1233. bey Freyſingen eine ſolche Menge Mäuſe finden laſſen, die alle Früchte abgenagt, und die Leute aus den Häuſern gejagt. Wenn es wahr iſt, ſo müſſen dieſe Leute keine Katzen gehabt haben, die den Mäuſen das Handwerck legen können. Es iſt aber eben ſo glaublich, als daß der Hertzog in Pohlen Popielus II. und Hatto II. Ertz-Biſchoff zu Mayntz, von den Mäuſen ſollen ſeyn gefreſſen worden, oder daß die Ratten und Mäuſe mit einer beſondern Weiſſagungs-Krafft begabt ſeyn, indem ſie den Einfall eines Gebäudes vorher mercken, und ſich deshalb in höchſter Eyl aus einem ſolchen Bau-fälligen Hauſe über Halß und Kopff hinweg machen. Das ſind Mönchs-Fabeln, die man heut zu Tage auszumertzen, und zu verwerffen pflegt. Die Alten erzehlen uns noch mehr ſolche Wunder-Dinge. Anno 1059. hat ſich eine groſſe Menge Schlangen, umweit Tournay in Flandern, ſehen laſſen; Dieſe haben unter ſich eine Schlacht gehalten; nachdem aber auf beyden Seiten viele geblieben, ſo haben ſich die überwundene in einem holen Baum begeben, und die Uberwinder mit ziſchen ein groſſes Geräuſch gemacht, biß ſie endlich von einem, um ſie

angeleg-

angelegten Feuer, durchgehends ſind verbrannt worden. Anno 1086. haben ſich die Hunde, Gänſe, Pfauen und andere Hauß-Vögel der Menſchen Geſellſchafft gäntzlich entriſſen, und in die Wälder begeben. (*) Anno 1541. ſind im Hertzogthum Mayland über 200. Hunde zuſammen kommen, welche ſich bey Alexandria verſammlet, und nach der Haupt-Stadt Mayland gelauffen, die Leute auf dem Felde angefallen, und ſie beſchädiget haben. Wodurch der Stadt angedeutet worden die feindliche Anfälle und Beſchädigung von vielerley Feinden, die ſich um das Hertzogthum Mayland, als um eine ſchöne reiche Braut zanckten. (**) Bald ſollen die Ameiſen, Adler, Krähen und andere Vögel miteinander gekämpffet und eine öffentliche Schlacht gehalten haben: Bald ſich frembde Vögel ſehen laſſen, oder die Hunde ungewöhnlich geheulet haben, und was dergleichen mehr iſt. (***) Von dem heulen der Hunde ſchreibt inſonderheit Paulini, (****) daß es Feuers-Gefahr oder dergleichen bedeute, gleich als wenn die Hunde klüger denn die Menſchen wären, und ſolche Dinge vorher mercken könten. Man darff aber nicht alles glauben, was

uns

(*) Dieſe Geſchichte werden erzehlet in dem Amphith. Mag. Univerſ. Sect. X. p. 411. aus Sigeberti Chron. Saxon. Contract.

(**) Mich. Sachs in der Kayſer-Chronick. part. 3. pag. 346.

(***) Dieſe und dergleichen Prodigia mehr, findet man in dem Anhang zu Walthers 1ſten Triade ſeiner Zeit-Buß-Predigten.

(****) In der Bauren-Phyſic. pag. 133.

uns die Alten von Wunder-Zeichen berichten, weil ſie gar zu leichtgläubig waren, und gewohnt ſind viel falſche Nachrichten einzumiſchen, oder die wahren mit falſchen Umſtänden auszuſchmücken, oder aus bloß natürlichen Dingen Wunder-Zeichen zu machen. Man lieſet ſo gar mit vieler Verwunderung, daß Menſchen ſeyn in Hunde verwandelt worden, dergleichen Exempel man von einem Edelmann in Pohlen, Nahmens Albrecht Perikoffsky erzehlet, ſo ſich *Anno* 1632. ſoll begeben haben. (*) Jedoch iſt kein Zweiffel, man habe dergleichen Mährgen von den Landſtreichern gelernet, die auf die Märckte herum ziehen, und allerhand traurige Mord-Geſchichte abſingen, damit ſie ihre davon gedruckte Lieder deſto beſſer verkauffen, auch zum Uberfluß ſolche erſchreckliche Geſchichte abgemahlt bey ſich führen, und beym Abſingen mit einem Stock darauf weiſen, auf daß die einfältige Leute es deſto eher glauben mögen. Vor etwa 2. Jahren wolte uns die gemeine Sage ein Wunder-Zeichen aufbürden, dergleichen ich niemahls in den Geſchicht-Büchern gefunden habe. Man erzehlte nemlich, daß ein Bürger aus Bernau in den Buſch um Holtz zu holen gefahren, allwo er einen Hund mit einem ſilbern Halß-Band angetroffen, den er mit ſich nach Hauſe genommen, und ihm daſelbſt das ſilberne Halß-Band abgenommen, worauf dieſer Hund in einen Menſchen verwandelt worden, der das Halß-Band wieder gefordert und nicht von der Stelle weichen wollen. Man erzehlte gar, es

(*) Happelii Relat. Curioſ. Tom. 3. p. 369.

es hätten die Herrn Geiſtlichen dieſen in einen Menſchen verwandelten Hund beſchwohren aber ihn damit nicht wegſchaffen können. Endlich ward dieſe Lügen entdecket, und an der gantzen Sache war weiter nichts wahres, als daß ein Bürger einem Hunde, der einem Officier zugehöret, das ſilberne Halß-Band abgelöſet habe. Daraus ſiehet man, wie der gemeinen Sage gar nicht zu trauen ſey.

Wir finden in den alten Geſchicht-Büchern, wie mannigmahl unvernünfftige Thiere geredet haben, und das müſſen nothwendig groſſe Wunder-Zeichen ſeyn. Ich verſtehe aber hier nicht das Reden ſolcher Thiere, die dazu abgerichtet ſind, als Papagoyen und anderer Vögel, welches eine bekannte Sache iſt: ſondern ſolcher Thiere, die weder abgerichtet worden, noch zum Reden tüchtig ſind. Nach den Bericht der Alten, ſollen mannigmahl ein Lamm, Ochſe, Kuh, Hund, und Elephant geredet haben, wie man beym Plinio findet. Wer auch jemahls den Livium geleſen, dem können dergleichen Exempel nicht unbekannt ſeyn. Darüber aber darff man ſich nicht wundern, weil bey den Römern dieſer Aber-Glaube im Schwange war, daß die unvernünfftigen Thiere Glück oder Unglück prophezeyen könten, worinn ſie von ihren betrieglichen Wahrſagern geſtärcket wurden, die dabey ihren Vortheil funden. Und es iſt wohl zu mercken, wie insgemein ihre Prieſter, *Augures* oder andere heilige Leute die Thiere haben reden gehört. Solte man daraus nicht ſchlieſſen, daß es eitel Betrug und

Lügen geweſen. Wir finden zwar in der H. Schrifft, daß die Eſelin Bileams geredet habe, aber das war nicht ein Wunder-Zeichen, wie man das Wort zu nehmen pflegt, ſondern ein würckliches Wunder-Werck. (*) Sintemahl wir 4. Moſ. 22. 28. ausdrücklich leſen, daß GOtt ſelbſt dieſer Eſelin den Mund geöffnet habe.

Wann die jungen Hüner als ein Hahn krähen, ſo muß es gewiß was ſonderliches bedeuten. Peucerus (**) ſchreibt: Man habe die Hüner niemahls krähen gehört, ohne daß es ein Unglück bedeutet hätte. Man wird aber ſolche Gedancken fahren laſſen, wenn man ſich berichten läſt, wie die Hüner alsdann zu krähen pflegen, wenn ſie voll Futter haben, und fett worden ſind. (***) Angelus erzehlet, (****) wie Anno 1532. als Marggraff Joachimus II. beſtimmter Haupt-Mann des Nieder-Sächſiſchen Creyſes, dem Kayſer wieder den Türcken zuführete 1100. Pferde, und 4000. Knechte, und nun am 10. Auguſti zu Cölln an der Spree aufbrach, die jungen Hähnichen gekrähet, ſo allererſt vor 2. Tagen ausgebrütet waren, den gantzen Tag und folgende Nacht, welches doch ein ungewöhnlich Ding ſey, derhalben es auch jedermann für ein Zeichen gehalten. Gleichwohl erfolgte kein Unglück dar-

(*) Dafür erkennet es Wolff in den vernünfftigen Gedancken von GOtt, der Welt ꝛc. §. 632.

(**) De præcip. divinat. Generibus. fol. 232. pag. 2.

(***) v. Die geſtriegelte Rocken-Philoſophie Cent. I. cap. 86. p. 136.

(****) In Breviario rerum Marchic. pag. 131.

auf, ſondern der Marggraff, wie *Angelus* weiter berichtet, ward, als er aus Ungarn wieder nach Wien kam, von Kayſerl. Majeſt. zum Ritter geſchlagen. Vor nicht gar langer Zeit ſchrieb man in den Zeitungen, wie zu groſſen Schönebeck, einem in der Marckt Brandenburg belegenen Ort, die jungen Hüner auch gekrähet hätten. Ich habe aber niemahls gehöret, daß es entweder dieſem Dorff, oder dem gantzen Lande ein Unglück bedeutet hätte.

Noch iſt ein merckwürdiges Wunder-Zeichen übrig, welches viel Aufſehens, Redens und Schreibens verurſacht hat, aber zuletzt auf einen Betrug hinaus gelauffen, und ſich mit einem Gelächter geendigt hat. Im Jahr 1595. entſtand ein Gerüchte, es wären in dem Städtgen Weildorſt in Schleſien, (andere ſchreiben, es ſey in einem Adelichen Dorffe Weigeldorff genannt, geſchehen,) einem Kinde von 7. Jahren die Zähne ausgefallen, und an ſtatt des letzten Back-Zahns, ihm ein güldener wieder gewachſen. Dieſe ungemeine Begebenheit ermunterte viel Gelehrten, Nahmentlich Jacob Horſtium, Mart. Ruland, Joh. Ingolſtetter, And. Libavium, daß ſie davon pro und contra gantze Volumina ſchrieben. Inſonderheit hielt Horſtius es für ein groß Wunder-Zeichen, wodurch der bevorſtehende Untergang des Türckiſchen Reichs angedeutet würde. Endlich entdeckte ein Medicus zu Breßlau, Chriſtoph Rumbaum, den Betrug, und fand nach genauer Unterſuchung dieſes Zahns, daß es ein gantz natürlicher, und nur

auf

auf eine geſchickte und hinterliſtige Weiſe mit einigen Gold-Blättgen bedecket war. (*)

Soll ich ſchließlich von den Wunder-Zeichen überhaupt meine Meynung ſagen, ſo wird es darauf hauptſächlich ankommen, ob die vorgegebene Wunder-Zeichen ſich zu der gegebenen Beſchreibung deſſelben ſchicken oder nicht. Man ſchreibt ſie zuförderſt GOtt zu, und will, er laſſe ſie zu dem Ende kommen, daß ſie den Menſchen etwas vorher andeuten ſollen. Welches, ſo man es von einer unmittelbahren und auſſerordentlichen Würckung GOttes verſtehet, nicht ſtatt finden kan, man wolte dann aus den Wunder-Zeichen gar Wunder-Wercke machen. Ein Wunder-Werck iſt ein übernatürliches Werck, und kan allein von GOtt verrichtet werden. Ein Wunder-Zeichen aber ein auſſernatürliches Werck, welches anders geſchicht, als es der allgemeinen Göttlichen Abſicht gemäß iſt. Ich habe dieſe Erklärungen gleich Anfangs durch Exempel erläutert, die man hier wiederholen kan. Soll ich nun die erzehlte Wunder-Zeichen nach ſolcher Beſchreibung prüffen, ſo werden ſie ſich hieher nicht ſchicken. Vors erſte läſt ſich nicht ſagen, daß die groſſen Sturm-Winde, Erdbeben und Waſſer-Fluthen, wieder die Abſichten GOttes ſeyn. Vielmehr ſind ſie den Göttlichen Abſichten gemäß. Sie gehören ſchlechterdings unter die natürliche Dinge, weil ſie ihre natürliche Urſachen haben. Will man ſie aber deß-

(*) v. Mſr. de St. André Brieffe von der Zauberey. pag. 26. it. Happel. Relat. Curioſ. Tom. I. pag. 59.

halb zu auſſernatürlichen Dingen machen, weil ſie ſich nicht ſo gar offt begeben, ſo iſt ſolches dazu kein gnugſamer Grund, indem nicht alle ungewöhnliche und ſeltſame Dinge auſſernatürlich ſind. Wir bekommen hier zu Lande ſelten einen Löwen oder Elephanten zu ſehen, dennoch ſind dieſe Thiere nicht etwas auſſerordentliches, als wie die Miß-Geburthen, denn ſie halten ſich nur nicht in unſern Ländern auf, da ſie doch anderswo häufig zu finden ſind. Begeben ſich nun bey uns die Sturm-Winde, Erdbeben und Waſſer-Fluthen nicht ſo gar offt, ſo ſpühret man ſie doch anderswo deſto häufiger, und eben deswegen mag man ſie nicht für auſſernatürliche Dinge halten, ſo wenig als Löwen, Elephanten und andere frembde Thiere. Aber vielleicht geſchehen ſie wieder die Göttliche Abſichten, indem dadurch offt groſſer Schade angerichtet wird, und ſie die Natur zu perturbiren ſcheinen. Wann wir von denen Abſichten GOttes ein Urtheil fällen wollen, müſſen wir die Dinge nicht für ſich und allein betrachten, ſondern auch auf die Verknüpffung, welche ſie mit andern haben, acht geben. An und vor ſich thun freylich mannigmahl die Sturm-Winde groſſen Schaden, und wer nicht weiter ſiehet, ſolte daher wohl ſchlieſſen, ſie wären wieder den Göttlichen Endzweck. Allein wenn wir ſie in der Verbindung mit andern Dingen betrachten, ſo ſind ſie vielmehr den Abſichten GOttes gemäß, und zielen entweder auf die Erhaltung der Natur, oder ſind von der Beſchaffenheit, daß ſie aus der Ordnung der

Dinge

Dinge nicht haben weg bleiben können. Weil die Winde auf dem Erdboden unentbehrlich ſind, ſo iſt kein Zweiffel, GOtt habe ſie weißlich angeordnet. Wann ſie aber zum öfftern ſich ſehr gewaltig erheben, ſo geſchicht es aus natürlichen Urſachen, die in der Ordnung der Dinge nothwendig muſten mit begriffen ſeyn, wo nicht eine Unordnung in der Natur entſtehen ſolte, wiewohl uns ſolche Urſachen nicht allezeit gnugſam bekannt ſind. Die Sturm-Winde haben auch ihren Nutzen: Sie reinigen die Lufft, trocknen das gar zu naſſe Erdreich aus, welches ein ordinairer Wind nicht ſo gut würde verrichten können. Solte uns ſolches denn nicht überzeugen, daß ſie den Göttlichen Abſichten gemäß ſind? Thun die Sturm-Winde gleich hier und da groſſen Schaden, ſo iſt der Vortheil, der daraus überhaupt entſtehet, doch deſto gröſſer, und GOtt hat es hiemit machen müſſen, wie die Wund-Aertzte, welche mannigmahl braff um ſich ſchneiden, oder gar ein gantzes Glied abnehmen, und alſo auch in dem Menſchlichen Cörper groſſen Schaden anrichten, aber in keiner andern Abſicht, als damit der Krebs nicht weiter um ſich freſſe, oder der kalte Brand den Menſchen gar zu Grunde richte. Wovon der Poet ſchreibt:

Immedicabile vulnus
Enſe reſcindendum eſt, ne pars ſincera trahatur.
Wenn der Schade ſchon zu groß, und nicht mehr zu heilen iſt,
Nimmt man bald das Glied hinweg, eh er weiter um ſich frißt.

Wann wir alſo die Sturm-Winde anſehen, wird es leicht zu urtheilen ſeyn, ob man ſie vor vorher bedeutende Wunder-Zeichen halten, oder unter die auſſernatürliche Dinge rechnen könne. Vielmehr iſt zu bewundern, daß die Winde ſelten oder nimmer ſo ungeſtüm und ſtürmiſch ſind, daß ſie Häuſer, ja gantze Städte über einen Hauffen werffen, die Bäume mit den Wurtzeln heraus reiſſen, und gantze Wälder danieder ſchlagen, oder die See über die niedrige Landſchafften treiben. Solches leget die Weißheit und Gütigkeit deſſen am Tage, der die Winde hervor bringt aus ihren Schätzen. (*)

Die groſſe Waſſer-Fluthen entſtehen zum theil von den Sturm-Winden, und ſind ein Erfolg derſelben, weswegen ſie auch nicht wieder die Göttliche Abſichten ſeyn können. Denn der die Sturm-Winde weißlich angeordnet hat, will auch dasjenige, was natürlicher Weiſe daraus erfolgt, nemlich groſſe Waſſer-Fluthen: Zumahl da ihm nicht unbekannt ſeyn konte, wie eins aus dem andern nothwendig erfolgen müſſen. Die andere Waſſer-Fluthen anlangend, welche von häufigem Schnee oder groſſem Regen ihrem Urſprung nehmen, ſolche ſind ſo wenig auſſernatürlich, als der Schnee oder Regen ſelbſt, welche noch niemand unter die Wunder-Zeichen geſetzt hat. Es geſchehen auch an vielen Orten des Erdbodens die Uberſchwemmungen des Meers, oder

(*) Sind Worte des Engelländers Raji in dem Spiegel der Weißheit und Allmacht GOttes lib. 2. cap. 8. in fine.

oder der Flüſſe, zur gewöhnlichen Jahrs-Zeit, und bringen dem Lande vielfältigen Nutzen, wie man bey dem Erdbeſchreibern finden kan. Man mag alſo, auch nicht mit der geringſten Wahrſcheinlichkeit ſagen können, daß ſolche Waſſer-Fluthen wieder die Göttliche Abſichten ſeyn, da vielmehr das Gegentheil ſtatt findet.

Die Erdbeben haben gleicher geſtalt ihre natürliche Urſachen. Die Erde iſt inwendig, inſonderheit an den gebürbigten Oertern voller Hölen und Löcher, worinn ſich theils Wäſſerige Dünſte, theils Schweffelichte und Salpetriſche Ausdämpffungen, theils würckliches Feuer, oder auch nur bloſſe Lufft, eingeſchloſſen befinden. Wenn nun dieſe Dinge einen Ausgang ſuchen, indem ihnen der Raum, worinn ſie beſchloſſen ſind, zu enge wird, ſo muß es nothwendig mit Erſchütterung der Erde geſchehen, und daraus ein Erdbeben entſtehen. Dabey finde ich nichts auſſernatürliches, oder das wieder die Göttliche Abſichten wäre. Da GOtt die Erde alſo zubereitet hat, und die Hölen derſelben aus weiſen Abſichten mit dergleichen Dingen anzufüllen für nöthig befunden, die ein Erdbeben verurſachen können, ſo muß man allerdings glauben, daß die Erdbeben nicht demjenigen allgemeinen Endzweck zuwieder lauffen, den ſich GOtt eigentlich vorgeſetzt hat. Von den übrigen angegebenen Wunder-Zeichen hat man billig ein gleiches Urtheil zu fällen, daß, wo ſie nicht gar unter die Fabelhaffte Dinge zu rechnen, dennoch nicht als auſſernatürliche, ſondern bloß natürli-

che Dinge können angeſehen werden. Was iſt natürlicher, als daß mannigmahl viel Ratten und Mäuſe gezeuget werden, oder die Hunde heulen, oder die jungen Hüner, wenn ſie fett worden ſind, wie ein Hahn krähen? Solches iſt auch oben bereits ausgeführet worden. Wenn die Thiere miteinander kämpffen, ſo darff man daraus kein Wunder machen, da ja ſelbſt die Menſchen vielfältig und mit gutem Vorbedacht ſo hart aneinander gerathen, daß ſie ſich bey tauſenden aufreiben, und darin die unvernünfftigen Thiere weit übertreffen. Alle dergleichen Dinge ſchicken ſich nicht zu Wunder-Zeichen, weil ſie nichts auſſerordentliches an ſich haben, als daß ſie ſich nur etwa ſelten begeben. Und eben dieſes hat die Menſchen verleitet, ſie für Wunder-Zeichen zu halten, wiewohl ſolches kein gnugſamer Grund iſt, indem ſich mehr ſeltene Dinge finden, die doch niemand für Wunder-Zeichen ausgibt. Z. E. Daß eine Frau Zwillinge gebieret, oder ein Menſch hundert Jahr alt wird, oder der Winter ungemein hefftig iſt, und dabey der Froſt lange anhält, geſchicht auch ſelten: Allein deswegen ſind dergleichen Begebenheiten noch niemahls unter die Wunder-Zeichen gerechnet worden. Warum will man denn andere ſeltene Dinge dafür halten?

Es iſt bey dieſer Materie noch zu unterſuchen übrig, ob GOtt dergleichen Wunder-Zeichen geſchehen laſſen wolle, die uns unſer bevorſtehendes Unglück kund machen müſſen. Die ſolches behaupten, geben vor, er bediene ſich der-

ſelben als Buß-Wecker, und weil er mitten im Zorn ſeine Liebe gegen die Menſchen nicht gäntzlich fallen läſt, ſo wolle er ſie damit ermuntern, von ihres Boßheit abzuſtehen, und ſich von Hertzen zu ihm zu bekehren. Denn ob er uns gleich in der H. Schrifft gnugſam zur Buſſe vermahne, ſo ſey doch das Buch der Natur auch nicht gäntzlich zu verwerffen. (*) Nun geht es wohl an, daß man diejenige Wunder-Zeichen, welche in der That ſchon Schaden anrichten, als da ſind die Sturm-Winde, Erdbeben, Waſſer-Fluthen und dergleichen, für Vorbothen des fernern Göttlichen Zorns halte. Es ſchicken ſich auch hieher ſehr wohl die Worte Davids aus dem 7. Pſalm v. 12. 13. 14. GOtt iſt ein rechter Richter, und ein GOtt der täglich dräuet. Will man ſich nicht bekehren, ſo hat er ſein Schwerdt gewetzet, und ſeinen Bogen geſpannet, und zielet, und hat darauf gelegt tödtliche Geſchoß, ſeine Pfeile hat er zugericht zu verderben. So man aber eigentlich und genau reden will, ſo ſind die Wunder Zeichen nicht Vorbothen eines gewiſſen bevorſtehenden Unglücks. Denn

1.) Sind es lauter natürliche Dinge, wie wir bereits vernommen: Und weil ſie nichts beſonders vor andern haben, ſoll man nicht meynen, daß ſie nach GOttes Abſicht etwas bedeuten. Man wolte denn alle natürliche Dinge zu Wunder-Zeichen machen. Z. E. daß die Sonne an einem Ort bald eher, bald ſpäter auf-

(*) Amphith. Mag. Univerſ. Sect. X. pag. 447.

und untergehet, daß der Mond bald neu und ohne Licht iſt, bald mit vollem Licht u. ſ. w. ſcheinet; welches ungereimt ſeyn würde.

2.) Können ſie gar nicht etwas gewiſſes bedeuten, weil ſie gar zu general ſind, und auf alle darauf folgende Unglücks-Fälle ſich deuten laſſen. Sie haben keine Verwandſchafft mit den zubedeutenden Dingen, ſondern ihre Bedeutung muß erſt aus dem Erfolg der Dinge errathen werden. Ich wolte faſt ſagen, man verkleinere damit die Göttliche Weißheit. Wenn ſeine Abſicht wäre, uns durch die Wunder-Zeichen etwas gewiſſes anzudeuten, würde er ſie ſo einrichten, daß man ihre Bedeutung daraus deutlich leſen könte. Da er ſie aber ſo deutlich nicht eingerichtet, ſo folgt daraus, er wolle damit entweder nichts gewiſſes andeuten, als etwa nur überhaupt ſeinen Zorn; oder er habe ſie nicht weißlich gnug eingerichtet, welches letztere zu ſagen gottloß iſt.

3.) Iſt nicht abzuſehen, warum uns GOtt ſolche Dinge durch gewiſſe Zeichen offenbahren ſolte, da er ſonſt dasjenige, was dem Menſchen im Leben bevorſtehet, ſehr weißlich allein für ſich behält, und es ihm nicht wiſſen läſt; damit der Menſch, wenn er ſeine Zufälle vorher wüſte, beym bevorſtehenden Glück nicht vor der Zeit ſtoltz und übermüthig, beym Unglück aber nicht verzagt und kleinmüthig werde. Wer die böſe Folgen einzuſehen vermögend iſt, die daraus entſtehen würden, wenn die Menſchen ihr Glück und Unglück vorher wüſten, wird auch zugeben, daß GOtt ſehr weißlich gehandelt, indem er uns ſol-

ches verborgen habe. Woraus ich weiter den Schluß mache, daß er die Wunder Zeichen (wofür man ſie nemlich ausgibt) nicht in der Abſicht geſchehen laſſe, daß man ſein künfftiges Unglück daraus abnehmen ſolle.

4.) Endlich treffen die Bedeutungen der Wunder-Zeichen ſehr ſelten ein, wie die Erfahrung ſchon längſt bezeuget hat, daher ſie ſich auch mit Recht verwerffen, oder wenigſtens in Zweiffel ziehen laſſen. Wenn ſie ja noch eintreffen, ſo kommts damit ſehr gezwungen heraus, und ihre Bedeutung wird mit den Haaren herzu gezogen. Man möchte ſie demnach billig fahren laſſen, und wohl bedencken, was der gelehrte Mencke davon ſchreibt: (*) Prediger reden offt von Wunder-Zeichen, daß das Waſſer im Teich zu Blut, ein Nachtliches Geheule gehöret worden ꝛc. Und das müſſen ihnen Vorbothen des Kriegs, Feuers-Brünſte, Sterbens ſeyn. Ich fürchte aber ſehr, daß wann die Deutung hernach nicht eintrifft, die Zuhörer durch dergleichen Dinge eher zur Atheiſterey verleitet, als den Laſtern geſteuret werde.

Zum Beſchluß iſt noch zu erinnern, welcher geſtalt man gar dem Teuffeli die Krafft beylege, Wunder-Zeichen zu thun. (**) Womit es aber gewiß nicht viel wird zu bedeuten haben. Denn einmahl

(*) In der zweyten Rede von der Charlataneria oder Marcktſchreyerey der Gelehrten pag. 282. der teutſchen Ubersetzung.

(**) Amphith. Mag. Univerſ. Sect. X. pag. 430.

einmahl kan dieſer Geiſt ohne GOttes Zulaſſen den ordentlichen Lauff der Natur nicht ändern, und es ſteht dahin, ob es ihm GOtt auch zulaſſen wolle. Ferner ſind ihm zukünfftige Dinge, inſonderheit die den Menſchen betreffen, eben ſo wenig als uns bekannt: wiewohl er ſie zu errathen mehr Geſchicklichkeit, als wir, beſitzt, aber doch auch öffters fehlen und ſich betriegen muß. Daher darff man den Wunder-Zeichen, die von ihm herrühren ſollen, ſo wenig trauen, als man verſichert ſeyn kan, ob dergleichen bloß natürlicher Weiſe geſchehen, oder von ihm gewürcket worden. Wovon wir aber bey ander Gelegenheit mit mehrern handeln wollen.

II.

Von den Ominibus und Ahndungen.

Von den Wunder-Zeichen kommen wir auf die Omina, weil beyde gantz genau miteinander verknüpffet ſind. Wir haben noch kein teutſches Wort, wodurch man das lateiniſche, Omen, ausdrucken könte, daher wir daſſelbige ſo lange beybehalten müſſen. Unter den Wunder-Zeichen und Ominibus findet ſich folgender Unterſcheid. Ein Wunder-Zeichen wird genannt, wenn man die Sachen an und vor ſich betrachtet: Ein Omen aber iſt, wenn man ſolche Sachen nicht bloß betrachtet, wie ſie an ſich ſind, ſondern auch von ihnen eine gute oder böſe

Bedeu-

Bedeutung vermuthet. Dieſe Omina unterſcheidet man in gegebene und genommene. (*) Gegebene Omina ſind, wenn man aus den bereits angeführten Wunder-Zeichen eine gute oder böſe Bedeutung nimmt, indem man ſie als Zeichen anſiehet, wodurch den Menſchen etwas angedeutet werde. Von dieſen Ominibus habe ich im vorhergehenden Abſatz zur Gnüge gehandelt, und gezeiget, wie die vorgegebene Wunder-Zeichen keine Bedeutung haben, und man folglich daraus kein Omen nehmen könne. Ich habe aber daſelbſt von den Wunder-Zeichen, die eine glückliche Bedeutung haben, nichts gedacht, daher ich hier kürtzlich noch ein paar Exempel anführen will. Von Servio Tullio, den 6ten König der Römer, melden die Römiſche Geſchicht-Schreiber (**) daß als er noch ein Knabe geweſen, und einsmahls geſchlaffen, man eine Flamme um ſein Haupt geſehen, woraus man ominirt, es müſſe aus ihm noch etwas groſſes werden, welches denn auch eingetroffen. Erwäget man aber dieſe Geſchichte genau, ſo ſcheinet die verſchmitzte Tanaquill, des vorigen Königs Tarquinii Priſci Gemahlin, einen Staats-Streich geſpielet, und ſolches Wunder-Zeichen erdichtet zu haben. Servius Tullius, der gleichwohl nur von einer Magd gebohren, war ihr Eydam, den ſie gern das Königreich zugeſchantzet hätte. Zu dem Ende erdichtete ſie die Sache von der Flamme, und ließ ſelbige zugleich allenthalben

(*) v. Dannhauer in Volum. Diſput. p. 1272. ſeqq.
(**) v. Florus lib. I, cap. 6. und andere.

halben ausſprengen, damit die Römer deſto weniger Schwierigkeit machen möchten, den Servium für einen König anzunehmen. Dergleichen Politiſche Räncke giengen bey den Römern vielfältig im Schwange, und die Groſſen wuſten den gemeinen Mann durch mancherley erdichtete Wunder-Zeichen, trefflich bey der Naſe herum zu führen. Von dem im Anfang dieſes Jahrhunderts, verſtorbenen Könige William von Engelland, erzehlet man, daß als in dem kleinen Fürſtenthum Orange die Huldigung vor ihm angenommen worden, ſich über dem Thron eine Crone in der Lufft præſentiret habe. Nachdem nun dieſer Glorwürdigſte Printz auch König von Engelland ward, ſo muſte die in der Lufft erſchienene Crone ſolches bedeutet haben. Worüber dann auch der Herr von Züllichen folgende Lateiniſche Verſe machte:

Dum ſtat ſtrauſiacæ confirmatura Coronæ
 Antiquam populi læta Corona fidem.
Haud dubie cœlo placuit, quod utrique coronæ
 Tertia de cœlo miſſa coronat opus.

Man findet dieſe Geſchichte beym Chevallier. (*) Allein es ſtehet zu vermuthen, daß man aus einer gewiſſen Müntze, die auf die Oraniſche Krönung geſchlagen worden, und worauf ſich zur Bedeutung, wie die Majeſtät und Gewalt der Groſſen dieſer Welt von oben herab komme, eine Crone über dem Thron in den Wolcken præſentiret,

(*) Dans l' Hiſtoire de Guillaume III. par Medailles p. 11.

ſentiret, Gelegenheit genommen, der Welt weiß zu machen, als ob dergleichen Crone würcklich in den Wolcken erſchienen ſey: Zumahl da dieſen Printzen nachhero noch eine Crone vom Himmel beſchehret ward. Man wird nicht übel thun, ſo man von den glücklichen Wunder-Zeichen allhier wiederholet, was ich zuvor von den unglücklichen geurtheilt habe, daß ſie mehrentheils erdichtet, oder mannigmahl von ohngefehr eingetroffen ſeyn.

Ich komme alſo zu den genommenen Ominibus, welche nicht von Wunder-Zeichen, ſondern von gewiſſen Dingen, die einem ohngefehr aufſtoſſen hergenommen ſind. Wann jemand zufällige Dinge aus Aberglauben für Zeichen eines bevorſtehenden Glücks oder Unglücks hält, ſo heißt ſolches ein genommenes Omen. Dieſe Omina brauchen keine Wiederlegung, weil ſie auf einen Aberglauben hinaus lauffen. Weswegen ich auch nur einige anführen will, damit man ſie kennen, und ſich dafür hüten lerne. So einem das rechte Ohr klingt, ſoll es etwas gutes, das lincke aber etwas böſes bedeuten. Aus der Anzahl des Nieſens, welches gleich hintereinander geſchicht, pflegt man abzunehmen, ob etwas zu thun, oder zu unterlaſſen ſey. Nieſet jemand, pflegt man zu ſagen, er bekräfftige die Sache, wovon die Rede iſt, und ſie werde gewiß wahr werden. Man wünſcht auch den Nieſenden, daß ihm GOtt helffen, oder es ihm wohl bekommen laſſe, welches noch heut zu Tage überall gebräuchlich iſt, ſo daß derjenige für unhöflich

gehälten wird, der ſolchen Wunſch unterläſt. Unterſucht man den Urſprung dieſer Gewohnheit, ſo rühret ſie aus bloſſem Aberglauben her. Denn weil die Heyden ehedem aus dem Nieſen ein gutes oder böſes Omen nahmen, ſo wünſchten ſie, wenn jemand zu nieſen anfing, es möchte ſo offt geſchehen, daß man etwas gutes daraus ominiren könte. Insgemein wird vorgegeben, dieſe Gewohnheit ſey daher kommen, daß, als Anno 580. zur Zeit des Pabſts Pelagii zu Rom eine geſchwinde Peſt regiert, welche ſich mit Nieſen und Hojanen bey den Menſchen geäuſſert, hätte man den Nieſenden zugeruffen, GOtt wolle ihm helffen und gnädig ſeyn, weil nemlich alsdann der Tod ſolches Menſchen nicht ferne war. (*) Aber es iſt ſolche Gewohnheit viel älter. Der Kayſer Tiberius nahm es ſchon übel auf, wann er nieſete, und man unterließ, ihm Glück zu wünſchen. (**) Und Auguſtinus erinnert ſchon, man ſolle auf das lächerliche Nieſen nicht acht haben, und daraus etwa eine Bedeutung nehmen. (***) Zwar wollen unſere GOttsgelehrten ſolche Gewohnheit nicht gäntzlich mißbilligen, wenn man nur aus gutem Gemüthe, und nicht bloß zum Schein ſeinem Nächſten wünſcht, daß ihm das Nieſen wohl bekommen möge. Doch wäre es meinem wenigen Bedüncken nach beſſer, ſie gar abzuſchaffen und ſolcher

(*) Polid. Vergil. de Inventor. rerum lib. 6. cap. 11. p. m. 453.

(**) Plinii Hiſt. Natur. lib. 28. c. 2.

(***) Sermon. 281.

ſolcher geſtalt den Aberglauben, woraus ſie entſtanden, aufzuheben. Wenn die Alten im Ausgehen den Fuß an der Thür-Schwelle ſtieſſen, ſo muſte es ihnen ein übels Omen ſeyn. Der Kayſer Auguſtus hielt es für ein gutes Omen, wann an dem Tage, da er verreiſen wolte, es des Morgens gethauet hatte, hingegen war es ihm ein böſes Omen, ſo man ihm die Schuhe unrecht angezogen, und den lincken mit dem rechten verwechſelt hatte. (*) Wann ein Wolff vor einem überläufft hält man es für ein gutes Zeichen: Ein Haaſe aber muß mit ſeinem vorbey lauffen was böſes bedeuten. Sehet doch wie kurtzweilig dieſes heraus kömmt. Es iſt freylich gut, wenn ein Wolff vorbey ſtreichet, und den Menſchen mit Frieden ſeine Straſſe gehen läſt. Wenn aber ein Haaſe vorbey läufft, iſt es nicht gar zu gut, es wäre beſſer, er lege in der Schüſſel und wäre gebraten. Unmöglich iſts, allen Aberglauben von Bedeutung dieſer oder jener zufälligen Dinge zu erzehlen, darum will ich lieber abbrechen, und noch dis eintzige erinnern, wie ſolche Abergläubiſche Leute damit nichts anders ſtifften, als daß ſie ihr Gemüth durch eine thörichte Einbildung ohne Noth verunruhigen, indem ſie etwas beſorgen, ſo nicht zu beſorgen iſt. Solches erkannte ſchon der Heyde Cicero, deſſen Worte werth ſind, hier angeführt zu werden. **Es treibt und verfolgt**, ſchreibt er (**) **der Aberglaube den Menſchen, er mag ſich**

(*) Suetonius in Vita Auguſti cap. 92.
(**) De divinat.-lib. 2. cap. 72.

wenden, wohin er will. Sein Gemüth wird ſtets beunruhiget; Bald gehet er zu einem Wahrſager, bald ſtößt ihm ein böſes *Omen* auf: Er mag opffern, oder auf die Vögel acht haben, entweder einen Chaldäer oder Weiſſager gewahr werden, ſo gibt ihm ſolches zu neuer Unruhe Gelegenheit. Wann es blitzet oder donnert, oder etwas vom Wetter gerühret wird, oder ſich ſonſt ein Wunder-Zeichen begibt, dergleichen Dinge ſich doch gemeiniglich zutragen müſſen, ſo kan er ſeinem Gemüthe nirgends Ruhe verſchaffen. Er nimmt ſeine eintzige Zuflucht zum Schlaff, als einem Mittel wieder alle Sorgen und Bekümmerniß. Aber mitten im Schlaff werden ſeine Sorgen und Furcht durch Träume vermehret, u. ſ. w.

Es gibt noch eine dritte Art von Ominibus, die man von GOtt begehrte, oder ſelbſt erwählte nennen könte. Dadurch verſtehet man, wenn jemand von GOtt ein Zeichen verlangt, woraus er abnehmen könne, ob das vorhabende Werck werde glücklich oder unglücklich von ſtatten gehen, wovon wir Exempel in der Heiligen Schrifft finden. Elieſer der Knecht Abrahams, als er dem Iſaac ein Weib aus ſeines Herrn Freundſchafft nehmen und holen ſolte, und nun zu der Stadt Nahor kommen war, ſo blieb er auſſen vor der Stadt, und begehrte von GOtt ein Zeichen, ob er in ſeinem Vorhaben würde glücklich ſeyn, mit folgenden Worten:

ten: HErr, ſprach er, du GOtt meines Herrn Abrahams, begegne mir heute, und thue Barmhertzigkeit an meinen Herrn Abraham. Siehe, ich ſtehe hier bey dem Waſſer-Brunn, und der Leute Töchter in dieſer Stadt werden heraus kommen, Waſſer zu ſchöpffen. Wenn nun eine Dirne kommt, zu der ich ſpreche: Neige deinen Krug, und laß mich trincken, und ſie ſprechen wird: Trincke, ich will deine Kameel auch träncken, daß ſie die ſey, die du deinem Diener Iſaac beſcheret habeſt, und ich daran erkenne, daß du Barmhertzigkeit an meinem Herrn gethan habeſt. 1. Moſ. 24. Eben ſo machte es Gideon, als er von GOtt beruffen ward, die Kinder Iſrael von der Hand der Midianiter zu erlöſen. Er forderte deshalb noch erſt ein Zeichen von GOtt, und ſprach zu ihm: Wilt du Iſrael durch meine Hand erlöſen, wie du geredet haſt, ſo will ich ein Fell mit der Wollen auf die Tenne legen. Wird der Thau auf dem Felle allein ſeyn, und auf der gantzen Erde trocken, ſo will ich mercken, daß du Iſrael erlöſen wirſt durch meine Hand, wie du geredet haſt. Und es geſchah alſo. Dem ohngeachtet verſuchte es Gideon noch einmahl, und ſprach zu GOtt: Dein Zorn ergrimme nicht wieder mich, daß ich noch einmahl rede. Ich wills nur noch einmahl verſuchen mit dem Fell. Es ſey allein auf dem Fell trocken, und Thau auf der gantzen Erde. Jud. 6.

Jonathan der Sohn Sauls erwehlte gar gantz zufällige Dinge, woraus er ein gutes oder böſes Omen nehmen wolte. Er ſprach zu ſeinem Waffenträger: Wohlan, wenn wir hinüber kommen zu den Philiſtern, und ihnen ins Geſicht kommen, werden ſie denn ſagen: Stehet ſtille, biß wir an euch gelangen, ſo wollen wir an unſerm Ort ſtehen bleiben, und nicht zu ihnen hinauf gehen. Werden ſie aber ſagen: Kommt zu uns herauf, ſo wollen wir zu ihnen hinauf ſteigen, ſo hat ſie uns der HErr in unſere Hände gegeben, und das ſoll uns zum Zeichen ſeyn. 1. Samuel. 14. Hiebey machen unſere GOtts-Gelehrten folgende Anmerckungen. Es hätten gedachte Perſohnen theils in Einfältigkeit ihres Hertzens, theils in Krafft ihres ſtarcken Glaubens, ſolche auſſerordentliche Zeichen von GOtt erbethen, daher man nicht ſagen könte, daß ſie GOtt verſucht, weil überdem der erwünſchte Erfolg bezeuge, daß es ihm nicht mißfällig geweſen. Unterdeſſen ſey niemand zu rathen, heutigs Tages dergleichen Zeichen von GOtt zu begehren, weil man ihm damit auf eine ſträfliche Weiſe verſuchen würde, indem wir keine Verheiſſung vor uns haben, daß ſie uns der Höchſte gewähren wolle. Die Gläubigen A. T. hätten das Vorrecht gehabt, daß GOtt auf ihr Erfordern öffters Wunder gethan. Wir aber hätten dergleichen nicht nöthig, nachdem wir andere Uberzeugungs-Gründe haben, die alle Wunder übertreffen. Woraus ſich ohnſchwer erachten läſt,

daß man ſolche Exempel auf keine Folge zu ziehen habe.

Die Ahndungen, wovon wir nach Inhalt des Tituls hier noch zu handeln haben, ſind gewiſſe Empfindungen, wodurch man in eine innerliche Traurigkeit und Bangigkeit geſetzet, und ein bevorſtehendes, uns aber unbekanntes Unglück angedeutet werde, ohne daß ſolche Empfindungen von einem unangenehmen *Objecto*, und daher empfundenen Begriffen herrühre, ſondern von ohngefehr entſtanden. (*) Diejenige, ſo nicht genau verfahren, vermengen vielfältig die Ahndungen mit den Ominibus, indem ſie die Ahndungen beſchreiben durch ein ungewöhnliches Zeichen, wodurch des Menſchen Gemüth in Furcht geſetzet wird, daß die Zeit ſeines Todes nahe ſey, ob er ſich gleich noch wohl befindet, oder nur erſt Bettlägerig worden. (**) Wir unterſcheiden ſie aber billig von den Ominibus. und laſſen uns daher die zuerſt angeführte Beſchreibung derſelben, gefallen. Den gantzen Beweiß, daß es Ahndungen gebe, gründet man auf die Erfahrung, und allerhand Hiſtorien, die von je her davon erzehlet worden, und faſt noch täglich vermehret werden. Will man aber die Urſache dieſer Ahndungen entdecken, ſo weiß man ſchwerlich eine zu finden, und ſich heraus zu helffen. Es iſt aber ein recht

(*) v. Walchs Philoſoph. Lexicon, Tit. Ahndungen.
(**) v. Burggravii Jatrice Ominum lethique curioſæ S. de mortis cujuscunque præſenſione.

verkehrtes Verfahren, wenn man zuerſt etwas ungewiſſes oder falſches für bekannt annimmt, oder was von ohngefehr ſich begiebt, als etwas ſonderbahres anſiehet, und alſofort eine Urſach davon auffſuchen will. Dieſes Verfahren hat die Welt mit unzehlichen Mährgen erfüllet, wovon wir nichts wiſſen würden, wenn man zuerſt in Betrachtung gezogen, ob die Dinge ſich würcklich begeben, ob ſie nur von ohngefehr ſich zugetragen, und ob davon ein zulänglicher Grund zu finden ſey. Allein das war viel zu mühſam, drum wolte man es lieber glauben, als ſich damit viel den Kopff zerbrechen. Wenn auch jemand alle ſeine Kräffte angeſpannet hätte, doch aber den Grund ſolcher wunderbahren Begebenheiten nicht finden konte, ſo behalff er ſich mit den verborgenen Eigenſchafften, und wolte ſolcher Geſtalt auch die allerabgeſchmackteſte Dinge wahrſcheinlich machen, damit er nicht, weil ſie jedermann glaubte, für einen Stümper in der Welt-Weißheit angeſehen würde. Solche Leichtgläubigkeit aber brauchten viele zu ihrem Vortheil, indem ſie allerhand Hiſtorien theils aus guter, theils aus böſer Abſicht erdichteten, und in die Welt ausſtreueten, weil ſie verſichert waren, niemand würde ſie nach der Schärffe unterſuchen, ſondern vielmehr bewundern, und für groſſe Geheimniſſe ausruffen. Ich könte hievon gnugſame Exempel anführen, verſpahre es aber mit Fleiß, biß ich auf die verborgene Eigenſchafften kommen werde. Mit den Ahndungen iſt es Zweiffels ohne eben ſo ergangen. Sie betref-

ſen insgemein ein Unglück, und vornemlich die Todes-Fälle, entweder desjenigen, der die Ahndung hat, oder eines ſeiner guten Freunde. Ich will aus vielen nur einige davon anführen. Henrico IV. Könige von Franckreich ward aus ſeiner Nativitæt vorher geſagt, daß im Monath Majo ſein Lebens-Ziel würde zu Ende ſeyn. Es ſoll ihm aber ſein bevorſtehender Tod auch geahndet haben, indem er ſeiner Gemahlin das letzte Adieu ſagte, und gegen ſeine Bedienten ſich vernehmen ließ, ſie ſolten des Freytags nicht zu luſtig ſeyn, damit ſie den folgenden Sonntag nicht Urſach zu weinen hätten, welches auch geſchahe, indem er an gedachtem Tage ermordet ward. (*) Er ſoll auch, wie andere berichten, den Tag vor ſeiner Ermordung, denen Groſſen des Hofes den jungen Cron-Printz mit dieſen Worten gezeiget haben: Bißher habe ich regiert, nun wird dieſer zum Regiment gelangen. Iſt es wahr, daß man dieſem Könige aus der Nativitæt die Zeit ſeines Todes prophezeyet, ſo darff man ſich nicht wundern, daß er auf dergleichen Ahndungen gerathen. Die geringſte Nachricht vom Tode kan einen Menſchen, dem das Leben noch lieb iſt, in Unruhe ſetzen, ob er gleich den Nachrichten ſelbſt keinen Glauben zuſtellt. Und alſo war es bey Henrico keine Ahndung, weil man eigentlich weiß, woher ihm ſolche Vorſtellungen in ſeinem Gemüth kommen ſeyn. Iſt aber mit dem Nativitæt-Stellen nur eine erdichtete Sache,

(*) v. Stockhauſen, wunderliche Todes-Vorbothen. pag. 23.

che, ſo kan alles übrige eben ſo wohl erdichtet ſeyn. Man erzehlet ohnedem viele Anzeigungen, die vor ſeinem Tod ſollten vorher gegangen ſeyn, und es ſcheinet, daß man dazumahl, dergleichen zu erdichten, ſich um die Wette bemühet habe. Bœclerus erzehlet, in ſeinem Muſeo, von einem Gräflichen Wittgenſteiniſchen Fräulein, welcher geſtalt dieſelbe im 17. Jahr ihres Alters, von ihrem herannahenden Ende zu reden angefangen, und daß ſie bald ſterben würde, verſichert hätte. Worauf ſie denn auch, als ſie einen Schlitten beſteigen wollen, von dem vorgeſpannten Pferde im Genick einen Schlag bekommen, daß ſie ohn ein einiges Wort zu reden, todt zur Erden niedergefallen. Ich mercke hiebey, daß wie Böckler ſelbſt berichtet, dieſes Fräulein jederzeit eine groſſe Begierde zum ſterben von ſich ſpühren laſſen, und da ſie alſo vielfältig mit Sterbens-Gedancken umgegangen, hat ſie ſich endlich eingebildet, ihr Abſchied aus dieſer Welt würde bald verhanden ſeyn. Es geſchah aber von ohngefehr, daß ihre Einbildung eintraff, welches denn nichts ungewöhnliches iſt. Als im Jahr 1564. auch zu Baſel die Peſt hefftig graſſirte, ſo trug es ſich zu, daß viele, welche daran ſturben, kurtz vor ihrem Ende, einen von ihren Verwandten, Nachbarn und Freunden mit Nahmen rieffen, da denn die mit Nahmen geruffenen, ihnen im Tode bald nachfolgten. Gleich als wenn es ihnen geahndet hätte, welcher von ihren Freunden, zum erſten ſterben würde.

(*) Es

(*) Es mag etwa bey einem oder dem andern von ohngefehr eingetroffen ſeyn, daß er von ſeinem ſterbenden Freund mit Nahmen geruffen worden, und darauf auch den Weg aller Welt gegangen iſt. Darüber aber hat man nicht Urſach ſich groß zu verwundern, weil ohnedem die Peſt viele Menſchen ohne Unterſcheid dahin riß. Bey allen glaube ich nicht daß es eingetroffen ſey. Weil die Menſchen ſehr geneigt ſind, wunderbahre Dinge zu erdichten, ſo hat man aus ein paar Fällen Gelegenheit genommen, die Sache als etwas allgemeines auszugeben.

Man wird mir aber dieſe Urtheile zu gute halten, wenn ich deutlich erweiſen werde, wie man die Ahndungen ohne Grund annehme. Einige Gelehrten legen der Menſchlichen Seele eine Krafft zu weiſſagen bey, können aber ſolches nicht einmahl wahrſcheinlich beweiſen. Denn wenn ſie ſolches aus den Ahndungen ſchlieſſen wollen, ſo nehmen ſie etwas an, was vorher müſte erwieſen werden, und begehen alſo, wie man in den Schulen zu reden pflegt, eine petitionem principii. Andere, unter welchen die Heydniſchen Welt-Weiſen die vornehmſten ſind, ſchreiben die Ahndungen, entweder dem Schutz-Geiſt eines jeden Menſchen, oder andern gewiſſen Geiſtern zu, durch welche die Dinge der Menſchlichen Seele beygebracht würden. Es läſt ſich aber gar leicht erweiſen, daß weder unſere Seele, noch ein ander erſchaffener Geiſt zukünfftige

(*) v. Stockhauſen l. c. pag. 25. und 31.

Dinge ohnfehlbar vorher wiſſen könne. Zukünfftige Dinge, die ſich zufälliger Weiſe begeben, können von einem endlichen Geiſt, nicht anders als durch gewiſſe Zeichen und Merck-Mahle vorher erkannt werden. Nun haben aber dieſe Dinge kein Zeichen an ſich, woraus man ſie abnehmen und ſchlieſſen könte, darum kan ſie ein endlicher Verſtand auch nicht vorher wiſſen oder offenbahren. Man hat auch bey dieſer Meynung behutſam zu gehen, damit man nicht Gelegenheit gebe, die Weiſſagungen H. Schrifft, welche allein von GOtt herkommen, den erſchaffenen Geiſtern beyzulegen. Spinoſa hat mit ſeinem Exempel gelehret, wie gefährlich dieſes ſey. Denn ob er gleich nur dem Menſchen eine natürliche Geſchicklichkeit und Diſpoſition zum Weiſſagen beylegte, ſo ſchloß er doch daraus, die Weiſſagungen H. Schrifft kämen nicht von GOtt, ſondern wären etwa durch dieſe natürliche Geſchicklichkeit der Menſchen geſtellet worden. (*) Das ſind gefährliche Sätze, wofür man ſich zu hüten hat. Daher bleibt den Vertheidigern der Ahndungen nichts mehr übrig, als daß ſie dieſelbigen von GOtt ſelbſt herleiten. Allein wir wollen ſehen, ob ſolche Meynung beſtehen könne. Sie hat gewiß auch ihre Schwierigkeiten.

1.) Kan man keine gnugſahme Urſachen anführen, warum GOtt einigen Menſchen ihr eigenes, oder anderer Menſchen, Unglück und Tod,

(*) v. Buddeus de Atheiſmo & Superſtit. cap. 3. §. 4. und cap. 7. §. 4.

Tod, durch Ahndungen bekannt machen ſolte, da er ſonſt dieſe Dinge aus ſehr weiſem Rath verborgen hält. Wenn GOtt auſſerordentliche Dinge thut, ſo muß er dazu auch auſſerordentliche und wichtige Urſachen haben. Die Ahndungen ſind nichts anders als auſſerordentliche Dinge, die nicht jedermann, und zu aller Zeit wiederfahren. Was betreffen ſie aber für Dinge? Es ſind, wie man uns erzehlet, nur allgemeine Sachen, die ſich täglich zutragen, und nichts auſſerordentliches an ſich haben. Sie gehören bloß unter die allgemeine Göttliche Vorſehung, weswegen nicht zu vermuthen ſtehet, daß er ſie den Menſchen auf eine auſſerordentliche Weiſe kund thun werde.

2) Sind die Ahndungen Empfindungen in der Menſchlichen Seele, wie es ihre vorſtehende Beſchreibung gibt. Dieſe Empfindungen kommen gemeiniglich her, von einer unordentlichen oder verdorbenen Phanthaſie, daher ſie auch betriegen, und ſolche Dinge vorſtellen, die falſch und ohne Erfolg ſind. Wann man alle vorgegebene Ahndungen aufgezeichnet hätte, ſo würde ſichs finden, daß die allerwenigſten davon eingetroffen. Wenn nun unter 100. Ahndungen (denn wer weiß nicht, daß ſich die meiſten Menſchen damit faſt täglich ſchleppen) kaum eine eintrifft, ſo mag man keiner eintzigen ſicher trauen Ich will annehmen, GOtt ſchicke den Menſchen die Ahndungen zu, ſo wird doch niemand ihm die falſchen und betrieglichen beymeſſen. Denn er iſt ein GOtt, der nicht leugt.

So

So mögen weiter allein die Ahndungen, welche eintreffen, von ihm kommen. Wer ſiehet aber nicht, daß dadurch ſeine überſchwengliche Weißheit ſehr geſchmälert werde? Laſt uns ſetzen, GOtt führe die Abſicht, daß er einigen Menſchen Unglücks-oder Todes-Fälle durch Ahndungen bekannt machen wolle. Allein, warum gibt er dabey nicht ein ohnfehlbares Kenn-Zeichen, wodurch man die wahren von den falſchen unterſcheiden könne? Noch niemand hat dergleichen Kenn-Zeichen wahrnehmen und angeben können, drum laufft es wieder die Göttliche Weisheit, daß er uns Dinge offenbahren ſolte, durch ein Mittel, welches täglich viel Menſchen betriegt, und in Irrthum verleitet. Man gibt zwar zum Kenn-Zeichen der wahren Ahndungen an, daß die Empfindungen von ohngefehr entſtehen, und ſich bey einem Menſchen Traurigkeit und Bangigkeit ſpühren laſſe, ohne daß ſie von einer wiedrigen und unangenehmen Sache erreget worden. Aber auch dieſes Kenn-Zeichen iſt vielen Irrthümern unterworffen. Mancher weiß die Urſach ſeiner Bangigkeit nicht zu finden, ob ſie gleich aus einer vorher gegangenen Vorſtellung wiedriger Dinge natürlicher Weiſe gefloſſen iſt. Wann die Seele mit ſolchen Dingen beſchäfftigt iſt, die ſie in Schmertz und Betrübniß verſetzen, und es werden dieſe unangenehme Vorſtellungen, durch eine andere Empfindung unterbrochen, ſo bleibt dennoch die Bangigkeit des Gemüths, worinn es einmahl gerathen iſt. Wird nun endlich ein Menſch ſolche

Bangigkeit gewahr, oder richtet ſeine Betrachtung darauf, ſo kan er ſie aus denen gleich vorhergegangenen Empfindungen, welche etwa angenehm, oder wenigſtens indifferent waren, nicht herleiten. Alsbald ſchlieſſet er, dieſe Gemüths-Unruhe ſey von ohngefehr entſtanden, weil er entweder die vorigen unangenehme Gedancken gar vergeſſen, oder ſich doch keine Mühe giebt, dieſelben zu erforſchen. Woraus Sonnen klar erhellet, wie ſich der Menſch mit ſeinen Ahndungen betriegen könne. Solte wohl GOtt ſich eines ſo betrieglichen Mittels bedienen, um den Menſchen dadurch zukünfftige Dinge zu offenbahren. Noch kömmt hinzu, daß unſern Leib vielfältig etwas zuſtößt, welches wir nicht einmahl alſofort mercken, oder auch nicht wiſſen was es iſt. Dadurch aber werden plötzlich auch ſchmertzhaffte und wiedrige Empfindungen im Gemüth, oder, wie man zu reden pflegt, eine Hertzens Bangigkeit, verurſacht, weil in dieſem Stück Seel und Leib gantz genau miteinander überein ſtimmen. Die Urſach ſolcher Bangigkeit iſt dem Menſchen verborgen, darum ſchleußt er, ſie ſey von ohngefehr entſtanden, da ſie doch in der Beſchaffenheit des Leibes zu ſuchen iſt. Hieraus können wir zugleich lernen, auf was Art die Ahndungen zuerſt aufkommen ſeyn. Unwiſſenheit hat ſie ausgeheckt, Nachläßigkeit weiter ernähret, Aberglaube und Leichtglaubigkeit zur Vollkommenheit gebracht. So lange man kein ander Kenn-Zeichen der Ahndungen angeben kan, als daß ſie von ohngefehr entſtehen, oder entſtanden

zu

zu ſeyn ſcheinen, werde ich mich nicht entſchlieſ ſen, etwas darauf zu halten, weil ſich davon gantz natürliche Urſachen beybringen laſſen. Wenn das Syſtema Harmoniæ præſtabilitæ ſeine Richtigkeit hätte, wolte ich daraus anführen, wie die faſt unendliche Bewegungen des Leibs, ihre beſondere Impreſſion im Gehirn machen, folglich auch in der Seele gewiſſe Ideen erwecken, der man ſich nicht allemahl bewuſt iſt; und ſolcher geſtalt ſehr ſchön ausführen, wie ſich in der Seele Empfindungen äuſſern können, die da ſcheinen von ohngefehr entſtanden zu ſeyn, und gleichwohl ihren Grund in viel andern vorhergegangenen Ideen haben. Woraus ſich die Richtigkeit der Ahndungen noch deutlicher offenbahren würden. Doch weil dieſes Syſtema noch viel Schwierigkeiten hat, welche ich in einer beſondern Schrifft die ſchon längſt zum Druck parat liegt, gezeiget habe, ſo will ich davon weiter nichts gedencken. Man kan indeſſen die Autores nachſchlagen, welche die Harmoniam præſtabilitam vertheidigt haben. (*)

12.

Von den Todes-Vorbothen.

Von den Præſagiis Mortis, oder Todes-Vorbothen ſind viele Schrifften vorhanden, worinn dieſelben theils mit gewiſſen Gründen, vornemlich aber durch Exempel behauptet werden.

(*) Inprimis Büılffingeri Dilucidat. philoſoph. de Deo &c. Sect. 3. cap. 4. §. 349. p. 360. in Notis.

werden. Ich will ſie in gegenwärtigem Abſatz auch unterſuchen, und davon meine Meynung ſagen. Durch die Todes-Vorbothen hat man zu verſtehen, gewiſſe Zeichen, die nicht aus dem ordentlichen Lauff der Natur entſtehen, ſondern was auſſerordentliches an ſich haben, und dem Menſchen entweder ſeinen ſelbſt eigenen, oder anderer Leute Tod, vorher verkündigen. Wenn einem Menſchen ſein eigener Tod bekannt gemacht wird, ſo ſoll es eine kurtze Zeit vorher geſchehen: Wann aber der Tod anderer Menſchen, ſo ſollen ſich die Zeichen davon entweder kurtz vorher, oder wenn der Sterbende entfernet iſt, in der Todes-Stunde ſelbſt, oder ein wenig hernach begeben und mercken laſſen. (*) Die Ahndungen gehören auch unter die Todes-Vorbothen: Dieweil ich aber derſelben bereits gedacht habe, darff ich ſie hier nicht noch einmahl anführen. Die Zeichen des bevorſtehenden Todes ſind (1.) natürlich, deren ſich die Artzney-Verſtändige bedienen, wenn ſie urtheilen wollen, ob ein Patient wieder aufkommen werde, oder nicht. Es iſt deshalb bey ihnen Facies Hippocratica, oder das Hippocratiſche Angeſicht bekannt, welches daher den Nahmen führet, weil Hippocrates, ein berühmter Medicus, gewiſſe Zeichen in dem Angeſicht eines Krancken angegeben, woraus man deſſen bevorſtehenden Tod ſchlieſſen könne. Solche Zeichen aber ſind, wenn die Augen eingefallen, tieff und hohl im Kopffe liegen, die Naſe ſpitz, und die Schläffe eingedruckt erſcheinen, die Ohren

(*) v. Stockhauſen wunderliche Todes-Vorbothen p. 4.

ren kalt und zuſammen gezogen ſind, die Farbe des Geſichts bleich und ſchwartz iſt, und die Lippen eine Bley-Farbe bekommen. Ich will noch mehr dergleichen natürliche Todes-Zeichen anführen. Wann einem Krancken die Nägel ſchwartz werden, oder ſich braune und ſchwartze Puncte darauf finden, wann ſich ſchwärtzliche Linien an der Stirne oder in den Händen ſehen laſſen, oder man ſein Bild in den Aug-Aepffeln des Patienten nicht mehr ſehen kan. Wenn ein Auge kleiner iſt als das andere, und der Puls im Schlagen ſich plötzlich verändert, oder verringert. Wann ein Krancker offt gähnet, oder den Mund aufthut. Wann ihm die Zunge trocken oder überſchleimet iſt, daß er nicht recht mehr redet, ſondern nur lallet. Wann derſelbige ſich offt umbetten, und anderswohin bringen läſt. Wann er mit den Zähnen knirſchet, ungewöhnliche Thränen vergießt, den Halß offt drehet, die Hände nach dem Mund aufhebet, oder damit an den Betten und Kleidern pflücket, und was dergleichen mehr iſt. Dieſe Kenn-Zeichen des Todes laſſe ich auf ihrem Werth oder Unwerth beruhen, kan aber nicht ungemeldet laſſen, wie ſie gleichwohl offt betriegen und fehl ſchlagen. Die 2.) Art der Todes-Zeichen nenne ich ungereimt und Abergläubiſch, welche ich dann der Länge nach dem Leſer für Augen ſtellen will. Hier kommt uns zuförderſt vor das Heulen der Hunde, welches wieder allen Danck, nicht allein bey dem gemeinen Mann, ſondern auch bey vielen Gelehrten eine Leiche bedeuten muß. Davon findet man

ein

ein merckwürdiges Exempel ſo Olaus Borrichius obſerviret (*) Dieſer als er zu Riepen war, hat daſelbſt offt einen Hund geſehen, welcher klein und Caſtanien brauner Farbe war, und einen Bürger dieſer Stadt zugehörte. Solcher Hund hätte durch ſein Nächtliches Bellen den Tod der Krancken angekündiget, indem er an den Fenſtern der Krancken ein Geheul erhoben, worauf in ſolchem Hauſe in 8. Tagen gewiß eine Leiche geweſen, obgleich die Krancken bey der erſten Ankunfft des Hundes ſich noch nicht gar zu ſchwach befunden. Die gantze 7. Jahr über, weil Borrichius ſich in dieſer Stadt aufgehalten, wäre das Geheul dieſes Hundes, ſo viel er nachgeforſchet, niemahls vergebens geweſen. Allein das mag ſo viel als nichts heiſſen. Dieſer Hund hat die Gewohnheit gehabt, des Nachts auf den Gaſſen herum zu lauffen, zu bellen und zu heulen; Da konte es nicht anders ſeyn, er muſte ſein Geheul auch mannigmahl vor einem Hauſe anſtellen, worinn ein Krancker und Sterbender lag. Daher nahm man Gelegenheit, ſein Geheul für ein Todes-Zeichen zu halten. Zwar verſichert Borrichius, er hätte in 7. Jahren mit ſeinem Geheul niemahls gefehlet. Aber wie kan er uns ſolches verſichern? Vielmehr ſteht zu glauben, der Hund werde öffters geheulet haben, ohne daß es etwas bedeutet hätte: Denn wer hat die gantze Nächte über auf ſein bellen und heulen ſo genau acht gehabt? Es kan uns auch Bor-

(*) v. Thom. Bartholini Act. Med. Vol. 5. cap. 48. pag. 135.

Borrichius nicht verſichern, daß man ihm allezeit die Warheit erzehlet habe. Der Hund mag zum öfftern bey einem andern Hauſe geheulet haben, als worinn der Krancke lag. Die Leute aber, welche ſich einmahl dieſe Meynung in den Kopff geſetzt, daß der Hund ein Todes Poſtilion wäre, wenn ſie etwa einen Krancken im Hauſe hatten, urtheilten alsbald, das Geheul wäre unter ihren Fenſtern, da es doch nur bey ihren Nachbarn neben an, oder gegen über war. Folgende Geſchichte, welche man hin und wieder in den Exempel-Büchern findet, iſt auſſer Zweiffel ein von leichtglaubigen Leuten erſonnenes Mährlein, weil insgemein dabey ſtehet, man ſagt, es wird erzehlet. Es ſoll nemlich einsmahls in den Nieder-Landen ſich ein abſcheuliches Ungeheuer haben ſehen laſſen, welches in der Gröſſe eines Menſchen, aber einen Hund gleich geweſen. Welche Menſchen nun dieſes Ungeheuer angeſchnüffelt, die wären gleich darauf geſtorben, wie ſolches viele, die am Leben geblieben, geſehen hätten. (*) Und ſolches Ungeheuer hätte man Leichmahl genennt. Von gleichem Schlage iſt die ſo genannte Klage-Mutter, welches ein Geſpenſt ſeyn ſoll, ſo ſich vornemlich zu ſterbens-Zeiten hören läſt. Daſſelbige ſoll mannigmahl wie ein wehklagender Menſch gehöret werden, mannigmahl aber wie ein Hund, jedoch aber etwas düſterer und gräulicher heulen. Es wäre aber nicht wie ein Hund, ſondern wie

(*) v. Hondorffii Promptuar. Exemplorum p. m. 172. it. Lutheri Tiſch-Reden cap. 25.

wie ein Kalb oder Affe geſtalt, und unterweilen zeigte es ſich auch nur wie ein weiſſes Bild oder Schatten, vor der Hauß-Thüre, da man das Geſchrey hörete. (*) Unſere Vorfahren waren gewohnt, nach dem Muſter der alten Mährlein, die ſie theils in der Heyden, theils in der Chriſten Schrifften funden, andere von gleicher Art zu erdichten, wovon ſehr viel Exempel könten beygebracht werden. Daher ſcheint es, als ob das Gedichte von der Klage-Mutter, mit einigen veränderten Umſtänden, aus dem Gervaſio Tilbenienſi (**) genommen ſey. Derſelbige erzehlet, in Engelland finde ſich ein gewiß Geſpenſt, welches man daſelbſt Grant nennete, und einem jährigen Füllen gleichete, mit geraden Schienbeinen, und funckelnden Augen. Solches Geſpenſt laſſe ſich auf den Gaſſen ſehen, ſo wohl bey hellem Tage, als auch gegen der Sonnen Untergang. So offt es aber in einer Stadt erſchiene, bedeutete es derſelben eine Feuers-Brunſt. Wenn nun folgenden Tags oder Nachts, die Feuers-Gefahr verhanden, ſo lieffe es auf den Gaſſen herum, und reitzte die Hunde zum bellen, welche es dann verfolgten, doch niemahls erreichen könten. An ſtatt eines Kalbs oder Affens, in welcher Geſtalt ſich die Klage-Mutter zeigen ſoll, iſt es hier ein Füllen: An ſtatt daß die Klage-Mutter heulet, ſo verfolgen die Hunde das Füllen-Geſpenſt

(*) Davon beſ. den Hölliſchen Proteus No. 92. pag. 1016.

(**) In Otiis Imperialibus apud Leibnitium Scriptor. Brunſvicenſ. Tom. I. p. 980.

ſpenſt mit heulen: An ſtatt daß die Klage-Mutter den Tod der Menſchen anzeigt, ſo bedeutet ſolch Geſpenſt eine Feuers-Brunſt. Jedoch dieſe und dergleichen Erzehlungen ſind einer Fabel ſo ähnlich, als ein Ey dem andern.

Weiter müſſen wir auf das Geſchrey der Nacht-Eulen und anderer Vögel acht geben, weil ſie uns auch eine Todes-Poſt bringen. Die Nacht-Eule wird deswegen der Todten-Vogel genannt, und es fehlt nicht an Exempeln, womit man ihre beſondere Wahrſager-Kunſt beſtättigen will. Kurtz vor dem Tod Johann Wilhelms, Hertzogs zu Sachſen Weimar, ſoll ſich die Todten-Eule zu Jena in der Kirche, und im Collegio haben hören laſſen. So offt zu Römhild, in dem Thurm der Stadt-Kirche, eine Nacht-Eule gehöret wird, ſoll allezeit in den Häuſern, die um die Kirche liegen, jemand mit Tode abgehen. (*) Dieſer Aberglaube iſt, wie es der Augenſchein gibt, von den alten Römern entlehnet, und den Chriſten keine Ehre, daß ſie darin den Heyden nachahmen, da ihnen doch ſcharff verbothen iſt, auf kein Vogel-Geſchrey acht zu haben. Man hört ja zu Sommers-Zeiten auf dem Lande die Nacht-Eulen faſt alle Abend ſchreyen, und der Bauer iſt offt klüger, als mancher Gelehrter, indem er ſich aus dem Eulen-Geſchrey, ſo er faſt täglich höret, nichts mehr macht.

Der Jeſuit Caſpar Schottus berichtet, (**) wie

(*) v. Amphith. Mag. Univerſ. Sect. 9. p. 393. 398.
(**) In Phyſ. Curioſ. lib. 6. cap. 4.

wie in einem gewiſſen Cloſter in Franckreich ſich in einem Teiche ſo viel Fiſche befinden, als Mönche im Cloſter ſind. Wann einer von den Mönchen kranck würde, ſo ſchwümme ein krancker Fiſch oben auf dem Waſſer. Stürbe aber ſolcher Fiſch, ſo müſte auch der krancke Mönch ſterben. Ob nun gleich gedachter Autor die Warheit dieſes Wunders mit vielen Zeugniſſen erhärten will, ſo halte ich es doch für ein ſchönes Mährgen, das man denen Mägden vorſchwatzen muß, damit ſie bey dem Spinn-Wocken nicht einſchlaffen.

Offtmahls beiſſen ſich die Katzen, und dann mag ſich der Patient, ſo in ſolchem Hauſe befindlich iſt, nur geſchwinde zum Tode bereiten. Die Katzen beiſſen ſich, und treiben ein groſſes Geſchrey, wenn ſie, wie man bey uns zu reden pflegt, baltzen. Da iſt ein natürlicher Trieb bey ihnen an ſolchem Streit und Geſchrey Schuld. Es läſt ſich aber auf keine Weiſe begreiffen, wie dadurch der Tod eines Menſchen könne angedeutet werden.

Zuweilen hört man im Hauſe einen ſchweren Fall, oder eine Uhr, ſo in langer Zeit nicht aufgezogen, fängt an zu ſchlagen, oder die Glocken läuten von ſelbſt, oder ſie fangen an zu ſchwitzen, man hört ein Geräuſch in den Gräbern, und was der Wunder-Dinge mehr iſt, die man als Vorbothen des Todes anſiehet. Vorgedachter Schottus ſchreibt (*) man hätte obſerviret, daß wenn ein Raths-Herr ſterben ſolte, ſich zu-

(*) L. C. lib. 6. c. 5.

vor auf dem Rath-Hauſe ein Schlag oder Knall, bey dem Stuhl, worauf der Raths-Herr zu ſitzen pflegt, hören laſſe, oder das Küſſen werde umgekehrt, oder ſonſt etwas bemerckt, woraus man den Tod des Raths-Herrn ſchlieſſen könne. Solches ſoll gemeiniglich auf dem Rath-Hauſe zu Bamberg, auch noch in demſelbigen Jahre, da er dieſes geſchrieben, geſchehen ſeyn. Faſt gleiches Schlages iſt die Hiſtorie vom ſpückenden Rebundo in der Dom-Kirche zu Lübeck, welche der Länge nach im Hölliſchen Proteus (*) zu leſen iſt. Zu denen Zeiten des Pabſtthums, alſo lautet ſie kürtzlich, fand man in gedachter Dom-Kirche, eine weiſſe Roſe unter dem Küſſen desjenigen Dom-Herrns, der bald ſterben ſolte. Nachdem nun einsmahls ein gewiſſer Dom-Herr dieſe Roſe unter ſeinem Küſſen fand, und dieſelbige ſeinem Nachbarn heimlich unter das Küſſen ſteckte, entſtand darüber ein Streit, welcher von dieſen beyden ſterben ſolte, indem keiner von ihnen Luſt dazu hatte. Alſo machte ſich endlich der Dom-Herr Rebundus anheiſchig, daß er, an ſtatt der Roſe, den Tod eines jeden auf andere Weiſe ihnen verkündigen wolte. Darauf hätte man, ſo offt ein Dom-Herr ſterben ſollen, unter dem Grab-Stein Rebundi ein entſetzliches Klopfſen, oder vielmehr drey Schläge, ſo ſtarck als Carthaunen-Schüſſe gehört. Und ſoll es, nach Eraſmi Franciſci Bericht, vor etlichen Jahren geſchehen ſeyn, daß ſich ſolches gewaltige Klopfſen mitten unter der Predigt hören laſſen, da dann

(*) No. 97. p. 1057.

dann einige Hand-Wercks Geſellen, welche auf dem Grabe-Stein geſtanden, und die Predigt angehöret, durch Erhebung des Steins, alſo von dem Grabe hinweg geprellet worden, als ob ſie der Donner davon weg geſchlagen hätte: Und wäre darüber das Volck gewiß aus der Kirche gelauffen, wenn ihnen der Prediger nicht zugeruffen, daß es nur ein Teuffels-Geſpenſt ſey, welches gern den GOttesdienſt verſtöhren wolte. Gleichwohl ſey nach etlichen Wochen des Dechants Sohn verblichen. Solche und dergleichen abgeſchmackte Erzehlungen finden heutiges Tages keinen Glauben mehr, wo man nicht beſſere Zeugniſſe, als den Hölliſchen Proteus, anführen kan. In Lübeck lieſſe ſich die Warheit der Sache am beſten erfahren, wenn jemand von den daſigen Gelehrten ſich die Mühe geben wolte, darnach zu forſchen. Jedoch dürffte es der Mühe kaum werth ſeyn, weil es eine Handgreifliche Fabel iſt. Von dem Tod des bekannten Caſp. Peuceri meldet Stockhauſen. (*) Selbiger hätte eine Uhr gehabt, welche in dem Augenblick, da ſeine Seele ausfahren wollen, zu ſchlagen angefangen, da ſie doch in 2. Jahren nicht gegangen, und 3. Tage vorher von ſeiner Frau in den Kaſten verſchloſſen worden. Mit dem letzten, nemlich den eilfften Schlag, wäre Peuceri Seele ausgefahren, nicht ohne Verwunderung der Umſtehenden. Hieraus iſt eben kein groß Wunder zu machen, wenn anders die Geſchichte

(*) In den wunderlichen Todes-Vorbothen c. 1. ſect. II.

Geſchichte ſelbſt richtig iſt. Vielleicht iſt der Kaſten, worinn die Uhr gelegen, angeſtoſſen, oder ſonſt erſchüttert worden, wodurch es gar leicht geſchehen können, daß der Hammer einige Schläge an die Glocke gethan. Von den Schwitzen der Glocken und anderer Dinge, will ich keine Exempel anführen, wiewol deren viel vorhanden ſind: Sintemahl es gantz natürlich zugehet, daß dergleichen Dinge mannigmahl beſchlagen und naß werden, welches man uneigentlich ſchwitzen nennet. Es kommt ſolche Näſſe her von der äuſſern kalten und feuchten Lufft, nicht aber von inwendig her aus den Glocken, Bildern, ꝛc. ſelbſt, wie der Schweiß bey den Menſchen, welches gnugſam bekannt iſt. Vielmehr will ich meine Urſachen anführen, warum ich dieſe Todes-Zeichen für ungereimt und Abergläubiſch erkenne.

Zuforderſt wird mir jedermann zugeſtehen, daß die Todes-Zeichen, wenn man ſie als ſolche anſiehet, von einem Weſen herrühren müſſen, welches nicht allein vernünfftig iſt, ſondern auch künfftige Dinge vorher wiſſen kan. Denn daß die unvernünfftigen Thiere, als Hunde und Nacht-Eulen, eine Erkenntniß zukünfftiger Dinge, vornehmlich aber von dem bevorſtehenden Tod eines Menſchen, haben ſollen, iſt bald geſagt, aber ſchwer zu beweiſen. Welche Materie aber biß in den Satz, von der Thiere Vernunfft und Sprache, muß verſpahret werden. Indeſſen ſind viele auf die Gedancken gerathen, daß inſonderheit die Hunde, welche einen ſtarcken Geruch

ruch haben, von dem herannahenden Tod eines Menſchen Witterung bekommen, indem von den Krancken und Sterbenden gewiſſe Ausdünſtungen ausgiengen, die nach einer Leiche röchen, und von den Hunden eher, als von den Menſchen empfunden würden, welches ſie dann zum heulen und bellen reitzte, und zwar vor demjenigen Hauſe, woraus ſolche Ausdünſtungen kämen. (*) Bey ſolcher Meynung gebe ich zu bedencken. 1) Daß die Ausdünſtungen eines ſterbenden entweder häufig vorhanden ſind, oder nicht. Sind ſie häufig vorhanden, ſo müſſen ſie von den Menſchen, die täglich um den Krancken ſeyn, geſpühret und empfunden werden. Welches ſich aber nicht alſo befindet, ob ſchon die Hunde noch zuweilen ſo ſehr bellen und heulen. Sind aber ſolche Ausdünſtungen nicht ſo gar häufig, daß ſie nicht einmahl von den umſtehenden Menſchen empfunden werden, ſo können ſie noch weniger durch die Wände, Fenſter und Mauern dringen, und die Hunde auf den Gaſſen eine Witterung davon bekommen. Der ſcharffe Geruch der Hunde will es hier nicht ausmachen. Wolte man 2) unterſuchen, was eigentlich der Todten-Geruch bey einem ſterbenden Menſchen ſey, und woher er enſtehe, ſo würde es ſich klärlich zeigen, daß auch ein Patient, der gleichwohl wieder aufkömmt, dergleichen nach Beſchaffenheit ſeiner Kranckheit von ſich geben könne. Iſt aber dieſes, und das heulen der Hunde kommt

(*) v. Stockhauſen l. c. Cap. 2. pag. 127. 128.

von dem Todten-Geruch her, ſo wird es zum öfftern fehl ſchlagen, und keine Leiche bedeuten, daher man auch wenig darauf zu geben hat. Wenn 3) die Hunde durch Empfindung eines Todten-Geruchs zum bellen und heulen gereitzt werden, ſo nimmt michs ſehr Wunder, warum ſie nicht vor den Häuſern, worinn würcklich eine Leiche iſt, ihre Muſic anſtellen, da ihnen ja alsdann der Todten-Geruch weit empfindlicher ſeyn muß, als von einem Krancken und Sterbenden. Man trägt viele Leichen zu Grabe, vor deren Geruch die Träger und Leichen-Begleiter Mund und Naſe zuhalten. Woher kommts aber, daß ſich alsdann die Hunde nicht zuſammen rotten, und ſolche Leichen mit ihrem Geheul und bellen zu Grabe begleiten? Das würden ſie gewiß thun, wenn ſie ein Leichen-Geruch dazu antriebe. Frägt man 4) nach der Urſach, warum die Hunde bey Empfindung eines Leichen-Geruchs heulen? So wird ſich ſo leicht keine finden es wäre dann, daß ſie es etwa thäten aus Begierde zur Speiſe, die ſie bey ſolcher Empfindung vor ſich nahe zu ſeyn vermerckten. Allein das ſtimmet mit der Erfahrung nicht überein, und man wird ſelten einen hungerigen Hund bellen oder heulen hören, wenn er einen Geruch von Speiſen empfindet. Die Gar-Küchen geben gemeiniglich einen ſo lieblichen Geruch von ſich, daß einem ecklen Menſchen aller Appetit vergehen möchte. Die Hunde, welche ſo eckel nicht ſind, empfinden dieſen Geruch auch gar bald. Was thun ſie aber alsdann? Erheben ſie etwa ein Geheul oder Bellen?

len? Nein. Sie ſchleichen ſtillſchweigends in die Küche, erhaſchen ein gut Stück Fleiſch, und ſchleichen damit ſtillſchweigends wieder davon. Daraus iſt ohnſchwer abzunehmen, wie die Hunde natürlicher Weiſe keine Witterung von einem ſterbenden Menſchen haben, wodurch ſie zum bellen und heulen gereitzt würden. Darum bleibt es ein-vor allemahl feſte, daß die Anzeigungen des bevorſtehenden Todes von einem vernünfftigen Weſen herkommen müſſen. Wir erkennen aber, auſſer dem Menſchen, keine andere vernünfftige Subſtantzen, als GOtt und die Engel, daß alſo die Todes-Zeichen nothwendig von ihnen herkommen müſten. Nun ſind die angeführte Todes-Zeichen von der Beſchaffenheit, daß auch derſelben Vertheidiger ſich nicht getrauen, ſie GOtt, oder den heiligen Engeln, als ſeinen Bothen und Geſandten beyzulegen. Wir wollen hören, was **Stockhauſen** davon ſchreibt (*) deſſen Worte alſo lauten: **Denn wer muß nicht (natürliche Urſachen ausbedüngen) unter ungereimten Träumen, närriſchen Einbildungen, Geſpenſtlicher Larve, ſchwartzen Trauer-Geleit, heulender Klage-Mütter, alfantzenden Bildniß des bald ſterbenden, verkappten Cloſter-Habit, Geſtalt der Thiere, ſo auch wohl reden, Abend theuerlichen Blicken, Todenhafften und offt ein Zeichen hinter ſich laſſenden Berührungen, zaghafften und Weibiſchen Geheul, Löwenmäßigen Gebrüll, närri-**

(*) L. C. cap. 6. Sect. 2. §. 4.

närriſchen Geblärr, Hundiſchen Gebell, höniſchen Gelächter, wütenden Tumult, arbeitſamen Klopffen, mühſamen Geräuſch, und beſchäfftigen Treppen fegen, und Thür ſchlieſſen, bey offt heßlichen Todten-Geruch, des Teuffels Alfantzerey, und embſige πολυπραγμοσύνην bemercken, und ſie als *Criteria negativa* annehmen. Zumahl uns die H. Schrifft von der Perſon und Geſchäfften der Heil. Engel viel beſſer benachrichtiget, daß wir von heiligen, Leutſeeligen, ernſthafftigen und wahrhafftigen Geiſtern nimmermehr ſolche Dinge vermuthen dürffen. Weswegen man ſie bloß den böſen Engeln, oder Teuffeln, beylegen kan. So hält man insgemein dafür, wie aus dem Zeugniß Eraſmi Franciſci zu erſehen. Dieſer ſchreibt: (*) Da bringt der Satan bald den Nacht-Vogel zum Schreyen, bald den Hund zum abſcheulichen und ungewöhnlichen Heulen, bald läutet er eine Glocke in den Häuſern, bald rumort und klopfft er in den Gräbern. Man kümmert ſich auch darum, was den Teuffel bewege, den Tod der Menſchen vorher anzuzeigen: Und führt deshalb folgende beweg-Gründe an. Der Teuffel thue es, die Menſchen zu vexiren und bange zu machen, daher er wahre und unwahre Dinge untereinander menge. Er ſuche ſich auch dadurch bey den Menſchen in Hochachtung zu bringen, und ſie zu überreden, als wüſte er zukünfftige Dinge ohnfehlbar vorher.

(*) Imölliſchen Proteus Cap. 28. p. 256. 257.

her. Wenn er bey dem Tod eines Gläubigen Todes-Zeichen würckte, ſo geſchehe es in der Abſicht, ſolchen frommen Menſchen in Verzweiffelung zu ſtürtzen, oder ihn verdächtig zu machen, als ob er nicht ſelig geſtorben ſey. Bey dem Tod eines Ungläubigen aber, freuete er ſich zum voraus, daß ſein Hölliſches Reich vermehret würde, und was dergleichen Einfälle der Menſchen, nicht aber des Teuffels mehr ſind. (*) Denn wer hat den Satan in ſein geheimes Cabinet geſchauet, daß man ſeine Abſichten ſo genau wiſſen kan? Dieſem zu folgen nun, ſtünde zu unterſuchen, ob ſich die erzehlte Todes-Vorbothen dem Teuffel beylegen laſſen. Es ſind ja mehrentheils natürliche Dinge, die ſich täglich begeben. Z. E. Daß die Hunde heulen, Eulen ſchreyen, die Katzen ſich beiſſen, die Bilder oder Glocken ſchwitzen, ein Fall oder Schlag gehöret wird, u. ſ. w. Warum will man den Teuffel zum Urheber ſolcher Dinge machen? So lange man von einer Begebenheit natürliche Urſachen angeben kan, iſt es ungereimt, den Teuffel mit ins Spiel zu miſchen. Ich weiß wohl, was die Menſchen bewogen, ſolche Zufälle für Todes-Bothen anzunehmen. Wenn jemand kranck war, und ſich dergleichen Todes-Zeichen von ohngefehr eräugeten, der Patient aber bald darauf ſtarb, ſo bildete man ſich alſofort ein, ſein Tod wäre dadurch angezeigt worden. Traff es nun damit ein paar mahl ein, ſo ward die Sache ſchon für gantz

(*) Conf. Stockhauſen L. C. Cap. 4. ſect. 3. §. 5. ſeqq.

gantz gewiß angenommen und ausgegeben. Wenn auch die Todes-Zeichen ſich ohne Erfolg äuſſerten, ſo war man dennoch von dem einmahl gefaßten Wahn nicht abzubringen. Das iſt die Gewohnheit des Aberglaubens, daß er aus eintzeln Fällen eine allgemeine Sache macht, obgleich viel 1000. gleiche Fälle das Gegentheil beweiſen. Dinge, die von ohngefehr entſtehen, hält Furcht und Aberglaube für ſolche, die mit Fleiß und Vorſatz hervor gebracht werden, und wann man nicht weiter kommen kan, muß ſie der Satan gewürcket haben. Fehlen die Todes-Zeichen gleich öffter, als ſie eintreffen, ſo behilfft man ſich damit, daß dieſer argliſtige und betrügliche Geiſt Warheit und Lügen untereinander menge. Ich ſolte aber meynen, die Todes-Zeichen treffen darum nicht immer ein, weil es natürliche Dinge ſind, die ſich von ohngefehr begeben, und ſo wenig den Tod eines Menſchen, als etwas anders bedeuten können. Weiter würde die Frage ſeyn, ob GOtt dem Teuffel zulaſſen werde, daß er den Menſchen ihr bevorſtehendes Ende anzeige? Wann er es zulaſſen ſolte, müſſe er dazu wichtige Urſachen haben. Niemand wird zweiffeln, daß GOtt bey ſolcher Zulaſſung gantz andere Abſichten führe, als der Teuffel, deſſen Abſichten wir gleich jetzt vernommen haben. Was ſind es aber für wichtige Urſachen, die den groſſen GOtt bewegen, dem Teuffel ſolche Erlaubniß zu geben? Man kan keine Nahmhafft machen, und deshalb auch der Göttlichen Zulaſſung nicht gewiß ſeyn. Endlich weiß der

Teuffel nicht für gewiß, ob und wenn ein Krancker ſterben werde, ſondern ſeine Erkenntniß davon beruht auf Muthmaſſungen. So iſt auch leicht zu erachten, daß er den zufälligen Tod eines Menſchen, z. E. wenn jemand erſäufft, ſich zu Tode fällt, oder erſchlagen wird, noch weniger wiſſen könne. Darum erreicht er auch ſeine dabey führende Abſichten nicht allemahl, ſondern proſtituirt ſich nur damit. Solte ihn dieſes von ſo langer Zeit her nicht klug gemacht haben, daß er es gar unterwegens lieſſe. Wenigſtens wird ers gewiß unterlaſſen, wenn ihm niemand mehr Glauben zuſtellt, und für ſeinen Todes-Zeichen, da ſie ſo betrüglich ſind, mehr fürchtet. Andere Todes-Zeichen habe ich bereits für Fabeln erkläret, welche man füglich mit dem Engel des Todes, wovon die Juden und Mahomethaner viel Geſchwätz machen, vergleichen mag.

Die Juden nennen den Engel des Todes Sammael, und halten ihn für einen böſen Geiſt. Ob ſie aber ſchon nur von einem Engel des Todes reden, ſo verſtehen ſie doch dadurch einen gantzen Orden böſer Engel, deren Anzahl ſich auf 1840000. belauffen ſoll, die alle unter dem Sammael als ihrem Haupt ſtehen. Dieſer Engel des Todes ſoll voller Augen, und mit einem Schwerdt umgürtet ſeyn. Wenn er in eine Stadt kommt, fangen die Hunde an zu heulen, wann aber Elias dabey erſcheint, ſo ſpielen die Hunde miteinander. Kommt nun etwa eines Menſchen Sterbe-Stunde herbey, ſo ſtellt ſich der Engel zu deſſen Haupt, worüber der Krancke,

wann er ihn gewahr wird, erſchrickt, und das Maul weit aufreißt. Er hält aber ein bloſſes Schwerdt in ſeiner Hand, an welchem ein Tröpflein Galle hängt. Darauf läſt der Todes-Engel dieſen Tropffen Galle in des Krancken Mund fallen, wovon er ſtirbt, zu riechen anfängt, und im Geſicht gelb wird, und was der Grillen mehr ſind. (*) Wiewohl ſich ſolche Fabeln zu theil auf eine Allegoriſche und verblümte Weiſe erklären laſſen.

Von den Juden haben die Anhänger Mahomeths dieſes Mährlein entlehnet, und geſchicht in ihrem Alcoran ſchon ſolcher Todes-Engel Meldung. Mahometh ſchreibt (**) von ihnen: Wenn du ſolteſt ſehen die Gottloſen in ihrer Todes-Angſt; da werden die Engel ihre Hände ausſtrecken, ſie ſchlagen, und zu ihnen ſagen: Gebt von euch eure Seelen. Weiter: Wenn du ſolteſt ſehen, wie die Engel, (nemlich Moncker und Nakir, welche die eigentliche Todes-Engel ſind) die Ungläubigen dem Tod übergeben, und ihre Geſichter und Rücken mit eiſern Prügeln ſchlagen. Und an einem andern Ort: Der Engel des Todes, der euch vorgeſetzt iſt, wird euch ſterben laſſen, oder tödten. Wir laſſen aber dieſe Fabeln, zugleich mit den Abergläubiſchen Todes-

(*) v. Ern. Frid. Neubaueri Diſſertat. Philologico-Hermeneut. de Angelo Mortis.
it. Stockhauſen L. C. Cap. 3. ſect. 4. §. 5. 6.

(**) Im Alcoran Sura 6. Comm. 94. Sura 8. Commat. 53. Sura 32. Comm. 12.

Todes-Vorbothen fahren, und wollen noch eine dritte Art der Todes-Zeichen vor uns nehmen.

Die dritte Art der Todes-Vorbothen würden die auſſerordentliche, und auſſernatürliche Zeichen ſeyn, welche, wie man dafür hält, vor der Menſchen Tod vorher gehen ſollen. Wenn es der Mühe werth wäre, könte ich deren ein langes Regiſter anführen. Ich will aber nur einige davon zur Probe dergeſtalt berühren, daß man daraus die übrigen leicht wird beurtheilen können. Von dem Tod des abtrünnigen Kayſers Juliani meldet Theodoretus (*) daß an dem Tage, da er in der Schlacht wieder die Perſer umkommen, ein gewiſſer Ehrwürdiger Alter, Nahmens Julianus Saba, der dazumahl über 20. Feldweges von dem Ort, wo dieſer Kayſer umkam, entfernet war, mitten in ſeiner Andacht zu weinen aufgehöret, und eine beſondere Freude von ſich blicken laſſen. Nachdem man ihn aber um deſſen Urſach gefraget, habe er zur Antwort gegeben: **Die Sau, ſo des HErrn Weinberg umgewühlet, wird nunmehro zur Straffe ihres Frevels gezogen, den ſie an GOtt verübet, ſie iſt todt, und man hat von ihr keine Verfolgungen mehr zu befürchten.** Zonaras aber berichtet (**) wie an eben demſelbigen Tage, oder vielmehr in der darauf folgenden Nacht, gewiſſe Bürger zu Antiochien etliche Sterne am Himmel gewahr worden, welche ſich zuſammen gezogen, und durch

(*) In Hiſtor. Eccleſ. lib. 3. cap. 24.
(**) In Hiſtor. Univerſal. Tom. 3. in Vita Juliani.

Buchſtaben folgende Schrifft gebildet: Heute wird *Julianus* in Perſien getödtet. Auch ſoll dem Didymo Alexandrino der Tod dieſes Kayſers im Traum ſind bekannt gemacht worden, indem er weiſſe Pferde in der Lufft geſehen, und von ihren Reutern folgende Worte gehöret: **Saget dem *Didymo*, daß *Julianus* heute in eben dieſer Stunde umkommen, und daß er ſolche Zeitung weiter dem Biſchoff *Athanaſio* bringe.** (*) Ich überlaſſe ſolche Erzehlungen ihren Autoribus. Kan aber nicht ungemeldet laſſen, wie der Heyde Philoſtratus eine faſt gleiche Geſchichte von dem Apollonio Tyanenſi, einem Heydniſchen Welt-Weiſen und vorgegebenen Wunderthäter erzehle. (**) Apollonius war zu Epheſus, und trug um den Mittag ſeinen Schülern die Welt-Weißheit vor. Mitten im dociren ſchwieg er ſtill, ſahe ſtarr auf die Erde, und fieng endlich an zu ruffen: **Stoß den Tyrannen über einen Hauffen: Stoß ihn über einen Hauffen.** Man fragte ihn, was ſolches bedeute? Worauf er zur Antwort gab, es ſey jetzund gleich der Tyrann Domitianus umgebracht worden. Welches auch die nachher eingelauffene Nachricht beſtättiget. Die Gelehrten bemercken, daß die Heyden ihrem Held dem Apollonio ſo viel Wunder-Dinge zu dem Ende angedichtet, damit ſie ihn unſern warhafftig

(*) Sozomenus Hiſt. Eccleſ. lib. 6. Cap. 2.

(**) In Vita Apollonii lib. 4. c. 26. Welches Buch mehr ein Philoſophiſcher Roman, als eine Lebens-Beſchreibung iſt.

hafftig Wunderthätigen Heyland entgegen ſetzen könten. Und das mag vielleicht die Chriſten bewogen haben, eben dergleichen Dinge von Chriſtlichen Perſohnen, wiewohl in guter Abſicht zu erdichten, damit ſie die Heyden mit gleicher Müntze bezahlten; Wie dann die Geſchichte vom Apollonio und Juliano Saba einander ſo ähnlich ſehen, als ein Ey dem andern.

Mannigmahl ſollen die Seelen der Abgeſtorbenen erſchienen ſeyn, und den Menſchen ihr bevorſtehendes Ende verkündigt haben. Z. E. Als Johannes Chryſoſtomus aus dem Elend wieder zurück kehrete, und im Tempel zu Comavene war, erſchien ihn der ehemahls daſelbſt geweſene Biſchoff, welcher zu Nicomedien die Märtyrer Crone empfangen, und ſprach: **Sey getroſt Bruder Johannes, Morgen wollen wir beyeinander ſeyn.** Eben dieſer Märtyrer ſoll auch einen Aeltiſten gedachter Kirche erſchienen ſeyn, und zu ihm geſagt haben: **Bereite dem Bruder Johannes eine Stelle.** (*) Worauf aber wenig zu geben iſt, weil in unſer Kirche eine ausgemachte Sache, daß die Erſcheinung der Seelen ein Gedicht ſey, ſo die Pfaffen und Münche zu ihrem Vortheil gar zeitig auf die Bahn gebracht. Jedoch davon an einem andern Ort.

Die Erſcheinung der Geſpenſter hat vielmahls auch den Zweck, daß ſie den Tod der Menſchen kund machen, und man trägt ſich mit beſondern Geſpenſtern herum, welche zu erſcheinen

 pflegen,

(*) Palladius in Dialogo de vita Chryſoſtomi.

pflegen, wenn in gewiſſen Familien ein Todes-Fall vorhanden iſt. Die Geſchichte, welche ſich mit Bruto dem Mörder des Julii Cæſaris ſoll begeben haben, iſt aus dem Plutarcho und Floro jedermann bekannt, und folgendes Inhalts: Als Brutus mit ſeiner Armee aus Aſien in Europa überſetzen wolte, erſchien ihn ein ungeheures und erſchröckliches Geſpenſt. Brutus hatte die Dreiſtigkeit daſſelbige zu fragen: Wer biſt du, und was wilt du hier? darauf er zur Antwort bekam: **Ich bin dein böſer Geiſt, zu Philippen wollen wir uns wieder ſehen.** Nachdem nun Brutus bey Philippen die Schlacht verlohren, und ſeines Freundes Caſſii Tod vernommen, ſo muſte ihn einer von ſeinen Leuten, auf ſeinem Befehl das Leben nehmen. Und da ſoll ihm die Nacht zuvor eben dieſes Geſpenſte wieder erſchienen ſeyn. Wer weiß aber, ob nicht jemand, dem Kayſer Auguſto zugefallen, welcher nebſt Antonio den Brutum und Caſſium überwand, und nachher die Monarchie zu Rom behauptete, dieſe Geſchichte erdichtet hat. Wenigſtens hat ſie keine Wahrſcheinlichkeit, ſondern ſchmecket nach der thörichten Meynung der Heyden, daß einem jeden Menſchen ein guter und ein böſer Geiſt zugeordnet ſey. Es iſt auch viel Redens und Schreibens von dem Dreßdniſchen Mönch, und der Berlinſchen weiſſen Frau, welche Geſpenſter erſcheinen ſollen, ſo offt ein Sterbens-Fall in der Sächſiſchen und Brandenburgiſchen Familie vorhanden iſt. Der Mönch ſoll ſich des Nachts in Dreßden ſehen laſſen, auf

dem Wall der Paſtey, und inſonderheit an dem Ort der Veſtung, gegen der Elbe gelegen, die Jungfer, oder das grüne Hauß genannt, in der Hand ſoll er eine Latern, und unter dem Arm ſeinen Kopff tragen, und nicht allein die Leute erſchrecken, ſondern mit ſeiner Erſcheinung auch dem Churfürſtlichen Hofe, ein Unglück, allermeiſt aber einen Todes-Fall bedeuten. Dieſes Mährchen hat man lange geglaubt: Man findet aber Urſach ſeinen Glauben zurück zu nehmen, nachdem ein gewiſſer Prediger (*) in Dreßden, uns das Verſtändniß geöffnet hat. Er ſchlieſſet ſeine angeführte Nachricht mit dieſem Worten:

Der Dreßdniſche Mönch iſt
Bey den furchtſamen ein Geſpenſt,
Bey den Einfältigen eine geglaubte Sache,
Bey den Verſtändigen eine Fabel,
und bey denen, welche den Leuten gern etwas neues vorzuſchwatzen pflegen,
Eine Vexirerey.

In dem Amphitheatro Mag. Univerſ. (**) finde ich, wie in Dreßden bey demjenigen Hofe, in welchem die Churfürſtl. Bibliothec iſt, zu gewiſſen Stunden um den Abend, eine Weibs-Perſon in weiſſen Kleidern erſcheinen ſoll, welche damit ebenfalls den darauf folgenden Tod eines Fürſten, aus dem Churfürſtlichen Hauſe anzeige. Dieſes verdient eben ſo wenig Glauben, als

(*) M. P. C. Hilſcher in der Nachricht von dieſem Mönche &c. ſo Anno 1729. in 2. Bogen heraus kommen.
(**) Sect. 9. de Ominibus pag. 386.

als der ohne Kopff wandelnde Mönch, zumahl da die Warheit davon bloß auf dem Zeugniß eines eintzigen Mannes beruhet.

Die weiſſe Frau, weil ſie uns etwas näher angehet, wollen wir dem Leſer umſtändlicher für Augen ſtellen. Der gemeinen Sage nach, ſoll ſolches Geſpenſt in der jetzt florirenden Brandenburgiſchen Familie, nicht allein zu Berlin, ſondern auch in Franckenland, erſcheinen, wenn dieſer hohen Familie ein Todesfall bevorſtehet. Es läſſet ſich in Frauens Geſtalt, mit einem weiſſen Trauer-Habit ſehen, trägt ein Bund Schlüſſel am Gürtel, und füget übrigens, wo es nicht erzürnet wird, keinem Menſchen einiges Leyd zu. Nun hat man ſchon längſt in Böhmen von einer ſolchen weiſſen Frau zu ſagen gewuſt, welche auf den meiſten Schlöſſern der Herrn von Roſenberg und Neuhaus erſchienen, und dadurch mannigmahl einen Sterbens-Fall, mannigmahl eine hohe Vermählung, oder ſonſt etwas angedeutet. Wann ſie was trauriges verkündigte, trug ſie in beyden Händen ſchwartze Handſchuh: brachte ſie eine fröliche Bothſchafft, ließ ſie ſich gantz weiß im Talar, wie eine Wittwe ſehen, und ſo ſie jemand grüßte, danckte ſie mit Neigung des Haupts. Dieſe Böhmiſche weiſſe Frau hält man insgemein für Perchta, oder Bertha, von Roſenberg, welche im 15ten Jahrhundert gelebet, und in dieſer Familie viel Gutes geſtifftet hat. Sie ſoll auch eben dieſelbige ſeyn, die in der Brandenburgiſchen Familie erſcheinet. Denn, nachdem Wilhelm von

von Roſenberg eine Gemahlin aus dem Hauſe Brandenburg geheyrathet, ſo ſey dadurch dieſes Geſpenſt mit in die Brandenburgiſche Familie gekommen. (*) Die Böhmiſche Hiſtorien von ſolchem Geſpenſt laſſen wir billig fahren, weil ſie uns von Abergläubiſchen, und mit Erſcheinung der abgeſchiedenen Seelen gantz eingenommenen Romiſch-Catholiſchen Patribus (**) erzehlet werden, denen man nicht füglich zu trauen hat. Allein, daß die weiſſe Frau auch in der Brandenburgiſchen Familie erſcheinet, verdienet eine genauere Betrachtung. Vors erſte muß ja einem jeden bedencklich vorkommen, daß, weil einer von Roſenberg eine Brandenburgiſche Printzeßin geheyrathet, ſich daher die weiſſe Frau auch nach der Brandenburgiſchen Familie gewendet, um derſelben Todes-Poſtilion zu ſeyn. Was hatte ſie dann in dieſer Familie zu ſchaffen? Es wäre ein anders geweſen, wenn jemand aus der Brandenburgiſchen Familie ein Roſenbergiſches Fräulein geheyrathet hätte, auf ſolchen Fall könte ſie etwa die weiſſe Frau als einen Braut-Schatz mit in ſolche Familie überbracht, oder das Brandenburgiſche Hauß durch das Recht der Erbſchafft ſie erlangt haben. Man müſte aber alsdann verſichert ſeyn, daß die Geiſter, oder abgeſchiedene Seelen mit ſich als mit einem Braut-Schatz, oder Erbſchafft wollen um-

(*) Beſ. davon den Hölliſchen Proteus. No. 11. 12. 13.

(**) Worunter der Jeſuit Bohuslaus Aloyſius Balbinus, deſſen Miſcellan. Hiſtor. Bohem. davon nachzuſehen.

umgehen laſſen. Das würde uns aber der im Reich der Geiſter wohl bewanderte Autor der Monathlichen Unterredungen von dieſem Reich am beſten ſagen können, als der ihre Rechte genau inne hat. Allein nach reiferer Überlegung und Unterſuchung der Genealogie meynt er gefunden zu haben, daß zwiſchen dem alten Hohen-Zollerſchen und Brandenburgiſchen Hauſe keine Verbindung mit der Roſenbergiſchen und Slavatiſchen Familie heraus zu bringen ſey. (*) Worin er gleichwohl ſehr irret, indem Angelus in Breviario Rer-Marchic. p. 152. ausdrücklich meldet, wie im Jahr 1561. den 4. Decembr. Sophia, Joachimi II. Churfürſt zu Brandenburg Tochter, vermählet worden Herrn Wilhelmo, Frey-Herrn von Roſenberg in Böhmen, und weiter p. 153. wie gedachte Marggrafin zu Brandenburg Anno 1564. geſtorben ſey. Gleichwohl bildet er ſich ein, es habe mit der weiſſen Frau ſeine Richtigkeit, und ſuchet anders woher ihren Urſprung. Man ſagt, ſo lauten ſeine Worte, (**) es ſey dieſe erſcheinende Frau aus dieſem Durchlauchtigſten (verſtehe Brandenburgiſchen, oder Hohen-Zollerſchen) Hauſe entſproſſen, und weil ihr Gemahl eines unverhofften Todes verſtorben, ſey ſie wegen ſeiner Seligkeit ſehr beſorgt geweſen, und habe um dieſe Gnade bey GOtt inſtändigſt angehalten, daß ſie nach ihrem Tode

(*) Beſ. die Monathliche Unterredung von dem Reiche der Geiſter 15. Stück pag. 312.

(**) Ibid.

Tode ſich offt dürffe ſehen laſſen, als einer von ihren Nachkommen der Zeitlichkeit ſolte entriſſen werden. Sie führte dabey dieſe Abſicht, damit ihre Erſcheinung Anlaß geben möchte, daß ſich die ihrigen gehörig zu dem Tode bereit hielten. Dieſe Gnade ſoll ſie nach der gemeinen *Tradition* erhalten haben, und ſagt man, daß wenn ein Printz aus dieſem Hauſe mit Tode abgehen ſolte, ſelbige mit Stiefeln und Sporen erſcheine, dahingegen, wenn dieſes Schickſahl einer Printzeßin beſtimmet ſey, ſelbige ihr Angeſicht mit einem langen Schleyer bedecket, und ein groſſes Bund Schlüſſel an der Seite hangen haben. Es klingt aber dieſe Erzehlung mehr als zu Papiſtiſch. Wer wolte eine ſolche Bitte der Fürſtin billigen? weil ſie weder Göttliches Gebot noch Verheiſſung vor ſich hat. Und wer wolte glauben, daß ſie GOtt ihrer Bitte gewähret hätte? da er ſich die Zeit und Stunde des Todes der Menſchen gantz eigentlich zu wiſſen, allein vorbehalten hat, auch nicht zugeben will, daß die abgeſchiedene Seelen zurück kehren, und den Menſchen, welche Moſen und die Propheten haben, Buſſe predigen ſolten. Der Autor ſolcher Erzehlung wäre auch verbunden, uns nähern Bericht zu geben, wer dieſer Fürſt geweſen, der eines ſo ſchleunigen Todes geſtorben, wie ſeine Gemahlin geheiſſen, woher er dieſe Geſchichte habe, und aus was Grunde man der Wahrheit davon könne verſichert ſeyn. Aber da feh-

let es an allen Seiten, und er geſtehet ſelbſt, daß ſich ſolche Meynung mehr auf eine Tradition, als Schrifftliche Nachricht gründe.

Damit wir nun, unſer Gewohnheit nach, auch kürtzlich unterſuchen, was die Erſcheinung der weiſſen Frau in der Brandenburgiſchen Familie für Grund und Gewißheit habe, ſo iſt zu wiſſen, daß der Beweiß davon ſehr ſchlecht ſey. Das eintzige Zeugniß, ſo man mit einiger Wahrſcheinlichkeit anführen kan, iſt aus dem Brandenburgiſchen Cedern-Hayn genommen (*) und etwa folgendes Inhalts. **Als der Marggraff Erdmann Philipp** *Anno 1678.* **den** *26. Auguſt* **von der Renn-Bahne zu Bayreuth ins Fürſtliche Schloß ritt, und mitten im Schloß-Hoff mit dem Pferde ſtürtzete, auch nach 2. Stunden ſelig verſchied, ſo hatte ſich, nebſt andern Todes-Vorbothen, auch die weiſſe Frau auf dieſes Printzen Leib-Stuhl ſehen laſſen.** Allein man bedencke die Gewohnheit der damahligen Zeiten, daß man bey unglücklichen Todes-Fällen groſſer Herren Anzeigungen des Todes ſolte und muſte wahrgenommen haben, ſo wird man ſich in ſolcher Erzehlung leicht finden können, und dieſelbe als ein Gedicht anſehen, welches ein oder der ander fürſtliche Bediente damahls auf die Bahn gebracht. Schon Anno 1628. ſoll dieſes Geſpenſt im Decemb. zu Berlin erſchienen ſeyn, und geſagt haben: Veni, judica

(*) Und kan daſelbſt pag. 714. weitläufftig nachgeleſen werden.

dica vivos & mortuos, judicium mihi adhuc ſuper eſt. Das iſt: Komm, und richte die Lebendigen und Todten, ich erwarte auch noch mein Gerücht. (*) Jedoch iſt dieſe Erzehlung ſehr andächtig, weil das Geſpenſt eines Gerichts gedencket, ſo ihm noch bevorſtehen ſoll. Dergleichen Reden gründen ſich auf einen mittlern Zuſtand der abgeſchiedenen Seelen, worin ſie noch erſt ihr Gericht erwarten; welches eine von den Evangeliſchen Kirchen längſt verworffene Meynung iſt. Es haben ſich ja auch in dem Hochfürſtlichen Brandenburgiſchen Hauſe viel Todes-Fälle begeben, wobey man von der weiſſen Frau nichts geſehen noch gehört hat, welches Vermuthung gibt, daß ſie nur ein erdichtetes Geſpenſt ſey. Sonſt iſt kein Zweiffel, die Hoff-Bedienten werden mit dieſem Geſpenſt mancherley Aefferenen und Poſſen-Spiele vorgenommen haben, indem ſie einander vieles davon erzehlet, und mancher wohl gar betheuret hat, daß er es geſehen habe, damit er vor andern davon eine närriſche Ehre haben möchte. Die Furchtſamen mögen ſich öffters die weiſſe Frau geſehen zu haben eingebildet, und die etwas Hertzhafftere jene damit geſchrecket haben, wie man etwa den kleinen Kindern mit dem Popantz eine Furcht einzujagen pflegt. Ich beſinne mich, wie man zu der Zeit, da ich in Berlin in die Schule gieng, ein dergleichen Poſſen-Spiel erzehlte, welches die Königliche Pagen, um

(*) v. Die Monathliche Unterredung vom Reich der Geiſter 7. Stück. pag. 90.

um einem oder dem andern, der erſt neulich nach Hofe kommen, und dabey etwas furchtſam war, einen Schrecken einzujagen, mit dieſem Geſpenſt angeſtellet hatten. Mannigmahl mag ſich auch wohl ein Betrüger gefunden haben, welcher dis Geſpenſt vorgeſtellet, entweder zum Poſſen, oder zur Ausführung ſeiner Diebs-Griffe. Wie dann mehrgedachter *Autor* der **Geſpräche vom Reich der Geiſter** berichtet. (*) Man hätte vor einiger Zeit zu Berlin eine vermummte weiſſe Frau mit verhülltem Angeſicht, auf einem Höltzern Eſel reiten laſſen, vermuthlich weil ſie bey Hofe die Comœdie von der weiſſen Frau geſpielet. Er ſetzet hinzu: Es würde ſich das Cörperliche Weſen derſelben noch deutlicher gezeigt haben, wenn man bey ihr mit dem Staup-Beſen die Probe gemacht hätte. Das iſt ohngefehr, was man von der weiſſen Frau ſagen kan, und alle Umſtände geben es, daß ſie ein erdichtetes Mährlein ſey.

Zuweilen ſoll ſich eine Stimme hören laſſen, und den Menſchen die Todes-Poſt überbringen: Oder gar ein Engel erſcheinen, und ihnen ihr nahes Ende kund machen. Als Chriſtian III. König in Dännemarck kranck war, erſchien ihm ein Mann in einem weiſſen Kleide, und ſprach zu ihm: Er möchte ſeine Kranckheit mit Gedult tragen, denn auf den Neuen-Jahrs Tag würde ſich die Kranckheit endigen, worauf er auch *Anno* 1559. am Neuen-Jahrs Tage verſchieden.

(*) 15. Stück pag. 311.

ſchieden. (*) So ſoll auch dem Churfürſten von Sachſen Johann Friderich im Geſichte von einem Engel der Tod ſeyn verkündigt worden. (**) Welche Engliſche Erſcheinungen mir wenigſtens ſehr verdächtig vorkommen, wovon ich meine Urſach bald anführen will.

Noch eine andere Art der Todes-Vorbothen iſt übrig, nemlich eine ſchöne und liebliche Muſic, welche einige auf ihrem Tod-Bette, zum Vorſchmack der Himmliſchen Freude und Herrlichkeit wollen gehört haben, wovon man viele Exempel in Wenceſlai Bergemanns Tremenda Mortis hora finden kan. M. Johann Herbinius (***) will beweiſen, daß bey dem Tod frommer Chriſten offtmahls eine vortrefliche Muſic, nicht allein von den Sterbenden, ſondern auch umſtehenden, gehöret werde. Er berufet ſich auf die Zeugniſſe Auguſtini, Nicephori, Gaufridi Monachi, Gregorii M. und anderer. Erzehlet auch, wie ſein Groß-Vater, Chriſtoph Süſſenbach, Prediger zu Pierſchen, als er des Morgens aus der Kirche kommen, und geprediget hatte, vorher geſagt, daß er deſſelben Tages noch ſterben würde, worauf ſich dann, nachdem er von jedermann Abſchied genommen, durch die gantze Stadt eine Viertel Stunde lang eine recht Himmliſche Muſic hören laſſen, da dann derſelbige ohne einige Kranckheit ſelig verſchieden. Ich finde groſſe Urſach, an dieſer Begebenheit zu zweiffeln, weil ich dergleichen ſonſt in

(*) In Kyovia Subterranea S. Cryptis Religioſis Kyovienſibus inprimis p. 52.

in keinen Geſchicht-Büchern gefunden, der Autor ſie auch nicht mit gnugſamen Zeugniſſen beſtätigt hat. Denn ob gleich gemeldet wird, dieſe Muſic ſey in der gantzen Stadt gehört worden, daß alſo damahls Zeugen gnug vorhanden geweſen, ſo kommt es doch darauf eigentlich nicht an: Sondern die Frage iſt, von wem der Autor ſeinen Bericht habe, und was vor Zeugniſſe vorhanden, daß ſolches alſo würcklich geſchehen ſey? An dieſem letztern Beweiß mangelt es, und die gantze Begebenheit ſcheinet ein Gerücht zu ſeyn, ſo ſich von hören ſagen ausgebreitet. Von dem berichtigten Schuſter Jacob Böhmen meldet Abrah. von Franckenberg, in deſſen Lebens-Beſchreibung (*) wie derſelbige auf ſeinem Todt-Bette ebenfals eine liebliche und herrliche Muſic gehört habe. Allein da die ungemeine Einbildungs-Krafft dieſes Manns aus allen Blättern ſeiner Schrifften hervor leuchtet, ſo iſt leicht zu erachten, daß er ſich, inſonderheit in der Kranckheit, wobey ohnedem ſich allerhand Phantaſien zu äuſſern pflegen, eine Muſic zu hören eingebildet habe, ob er gleich in der That nichts gehöret hat. Und gleiche Beſchaffenheit mag es mit vielen andern Todes-Vorbothen mehr haben, daß ſie nemlich bloß in der Phantaſie der Krancken und Sterbenden zu ſuchen ſind. Als Anno 1572. Johann Wilhelm Hertzog zu Sachſen zu Weymar ſtarb, ſo träumete ihm, 8. Tage vor ſeinem Tode,

(*) Welche denen Schrifften Jacob Böhmens vorgeſetzt iſt.

Tode, wie ein ſchöner Aufzug von H. Engeln in dem Fürſtlichen Schloß-Hoff erſchiene, welche auf das lieblichſte Muſicirten. Nachdem ſie aber vom Hofe wiederum ihren Abſchied genommen, ſahe der Hertzog auf dem Rücken eines groſſen Engels dieſe Worte, mit groſſen Buchſtaben angeſchrieben: **Bringet mir dieſen zur Ruhe.** (*) Womit nicht undeutlich zu verſtehen gegeben wird, daß die erſchienene Engel, und gehörte Muſic nur eine Frucht ſeiner Einbildung geweſen.

Ubrigens hat man bey den auſſerordentlichen Todes-Vorbothen folgende Stücke wohl zu erwägen.

1) Ob GOtt den Menſchen ihr inſtehendes Ende durch Wunder und Zeichen eröffnen wolle? Sintemahl auf dieſer Frage das Haupt-Werck beruhet. Unſere GOtts-Gelehrten bejahen es gemeiniglich, aber wenn ſie ſolches gründlich beweiſen ſollen, ſo können ſie damit nicht auskommen. Sie beruffen ſich auf Exempel der H. Schrifft, nemlich die Könige Hiſkias und Belſazer, denen ihr bevorſtehender Tod von GOtt verkündigt ward, und ſagen, was GOtt damahls gethan, könne er auch noch jetzt thun, ſintemahl ſeine Hand nicht verkürtzt ſey. Aber damit wird nichts mehr bewieſen, als daß es GOtt thun könne, woran ohnedem niemand zweiffelt: Nicht aber, daß er es noch jetzt thun wolle, wovon eigentlich die Frage iſt. Den

Willen

(*) v. Amphith. Mag. Univerſ. Sect. 9. p. 393.

Willen GOttes erkennet man am ſicherſten aus der H. Schrifft, jedoch finden wir darin nicht die geringſte Spuhren, daß GOtt den Menſchen ihr bevorſtehendes Ende vorher kund machen wolle. Hat er aber ſolches ehedem mannigmahl auſſerordentlich gethan, ſo darff man es auf keine Folge ziehen, ſonſt könte man mit eben demſelbigen Recht auch noch die Gabe der Weiſſagung und unmittelbahre Offenbahrungen von ihm heutigs Tages erwarten. Welches gleichwohl die meiſten Theologi um den Schwermern und Enthuſiaſſen den Mund zu ſtopffen, nicht zugeben wollen. Man gibt zwar vor, GOtt eröffne manchen Menſchen ſeinen inſtehenden Tod, damit er aus dem Schlaff der Sicherheit ermuntert, und bey Zeiten zur Buſſe gebracht werde. Allein da jedermann aus der Erfahrung weiß, daß kein Menſch für den Tod einen Augenblick geſichert ſey, ſo findet er ſchon gnugſame Urſachen, ſich dazu in Zeiten bereit zu halten. Schlägt er aber ſolche vernünfftige Betrachtungen in den Wind, oder läſt ſie ſich gar nicht einmahl in den Sinn kommen, ſo werden an ihm alle Wunder und Zeichen verlohren ſeyn. Das iſt der Lehre unſers Heylands gemäß. Denn wenn der reiche Mann im Evangelio von Abraham bittet, er wolle Lazarum ſenden in ſeines Vaters Haus, damit er ſeinen Fünff Brüdern Buſſe predigte, und ihnen bezeugte, auf daß ſie nicht auch kommen, an den Ort der Qvaal. So gab ihm Abraham zur Antwort: Sie haben Moſen und die Propheten,

pheten, laß ſie dieſelbigen hören. Hören ſie Moſen und die Propheten nicht, ſo werden ſie auch nicht glauben, ob jemand von den Todten auferſtünde. Luc. 19.

2) Wann GOtt etwas auſſerordentliches thut, ſo müſſen groſſe und wichtige Dinge vorhanden ſeyn. Z. E. Als der Heyland der Welt gebohren ward, ſo muſten die Engel und ein auſſerordentlicher Stern dieſe hohe Geburth den Menſchen bekannt machen. Nun iſt der Tod der Menſchen, ob es gleich Könige und Fürſten ſeyn, eine gantz gemeine Sache, wovon ſich täglich Exempel finden, und daher nicht glaublich, daß GOtt ſolche gemeine Dinge durch auſſerordentliche Zeichen ankündigen ſolte.

3) Sind die Todes-Zeichen ſehr ungewiß und betrieglich, daß man ſie alſo kaum dem allweiſen GOtt zuſchreiben kan. Wie offt betriegt die Menſchen, inſonderheit wann ſie kranck ſind, ihre eigene Phantaſie, daß ſie ſich Dinge zu ſehen und zu hören einbilden, ob ſie gleich in der That nichts ſehen oder hören? Die allermeiſten Todes-Bothen haben daher ihren eigentlichen Urſprung. Weswegen man auch folgende Regul gibt, nach welcher man ſie prüffen, und die wahren von den falſchen unterſcheiden ſoll. Kommt dir, heißt es, etwas vor, ſo einen groſſen Schein hat, daß dirs etwas ankündige, ſo forſche fleißig nach, und unterſu-

che alle Umſtände, ob es nicht entweder aus Irrthum deiner Sinne, bloſſer Phantaſie, Boßheit und Schalckheit anderer Leute herrühre, oder ob ſonſt nicht etwas in der Natur ſtecke, daß ſolche Zeichen von ſich zu geben ſattſames Vermögen habe. (*) Damit bekennet man deutlich, wie es um die Todes-Zeichen eine ungewiſſe und betriegliche Sache ſey. Ich trage deshalb Bedencken, ſie für GOttes beſondere Wercke zu erkennen. Wäre es ſein Wille, den Menſchen ihr nahes Ende zu verkündigen, würde er es auf ſolche Weiſe thun, daß dabey auch nicht der geringſte Betrug oder Zweiffel übrig bliebe. Das wäre ſeiner Warheit und Weißheit gemäß.

4) Läßt ſich der Göttliche Wille in dieſem Stück am beſten erkennen, aus dem was würcklich geſchehen iſt, wobey es auf die Frage ankommt, ob jemahls dergleichen auſſerordentliche und ohnfehlbare Todes-Zeichen geſchehen ſind? Dieſe Frage aber wird dadurch nicht entſchieden, wenn man Exempel anführt, wie auf dieſe oder jene Zeichen der Tod eines Menſchen erfolgt ſey. Denn ſind die Zeichen von der Art, daß ſie ſich natürlicher Weiſe begeben können, ſo haben ſie mannigmahl nur von ohngefehr eingetroffen, deſto öffter aber hingegen gefehlet haben. Darum beweiſen ſie ſo viel als nichts. Haben aber dieſe Zei-

(*) v. Stockhauſen l. Sæpius C. cap. 7. ſect. 2. §. 2. pag. 330.

Zeichen was auſſerordentliches an ſich, und kommen mit dem gewöhnlichen Lauff der Natur nicht überein, ſo muß man zuforderſt verſichert ſeyn, ob ſie ſich würcklich zugetragen haben. Woher will man aber dieſe Verſicherung nehmen? Die Menſchliche Phantaſie ſchweifft zum öfftern dergeſtalt aus, daß ſie ſich etwas auſſer ihr geſchehen zu ſeyn vorſtellet, was doch in ihr ſelbſt vorgegangen iſt. Die Menſchen ſind auch ſehr geneigt zur Betrügerey, und wiſſen dergeſtalt ihre Rolle zu ſpielen, daß die Leute glauben müſſen, es hätten ſich auſſerordentliche Todes-Zeichen begeben, die ſie doch entweder nur erdichtet, oder durch ihre betriegliche Kunſt-Griffe ſelbſt hervor gebracht. Man hat weiter wohl zu mercken, welcher geſtalt ehedem faſt jedermann geneigt war, bey ſonderbahren Todes-Fällen, vornemlich groſſer Herren, allerhand Todes-Vorbothen zu erdichten, oder aus gantz natürlichen Dingen dergleichen zu machen, wodurch dann die Todes-Vorbothen nicht wenig verdächtig gemacht werden. Als Mauritius Churfürſt von Sachſen in der unglücklichen Schlacht bey Siwershauſen blieb, ſo waren die Zeichen, welche vor ſeinem Tod vorher gegangen faſt unzehlich. Zu Berlin warff ein Sturm-Wind dem in Stein gehauenen Bildniß dieſes Churfürſten den Kopff herunter. Im Cloſter Walckenried fiel ſein an der Wand hangender Harniſch ohne Berührung von ſelbſt herab. In Leipzig hörete man einige Nächte ein groſſes Bellen und Raſen der Hunde, welche ſich einander zu Tode biſſen. An

dem

dem Ort, wo die Schlacht geſchahe, ließ ſich Tages zuvor ein Geſchrey der Leute, Wiehern der Pferde, Schieſſen groſſer Stücke, und Geraſſel der Waffen hören. Als der Churfürſt zu Pferde ſteigen wolte, gleitete er aus, und fiel gantz auf die Erde nieder. Ein Sturm-Wind warff ſein Gezelt nieder, die Sonne ſahe Blutroth aus, man ſpührete grauſame Winde, und man ſahe häufige Bluts-Tropffen in ſeinem Lande, auf den Baum-Blättern, Gebäuden u. ſ. w. Es fehlte auch an Geſpenſtern und Erſcheinungen nicht. (*) Als Johann Wilhelm Hertzog zu Sachſen Weymar ſtarb, ſo ſoll ihm zuvor nicht allein ein Engel erſchienen ſeyn, wie wir bereits oben vernommen haben, ſondern es brannte auch im Schloß zu Altenburg, wie auch in dem Rathhauſe zu Jena und an andern Orten mehr: In der Jenaiſchen Kirche ließ ſich die Todten-Eule hören, die Sonne ſtund gantz erblaſſet, und gab keine Strahlen von ſich: Die Hunde heulten und bellten: Die Heiligen in einer gewiſſen Dorff-Kirche neigten ſich, als der Küſter in die Kirche zu läuten gieng: Und was dergleichen Todes-Zeichen, wo nicht gar Alfantzereyen mehr geweſen, (**) Hieraus läſt ſich ohnſchwer die damahlige, auch unter dem Evangeliſchen im Schwange gehende Gewohnheit abnehmen, daß man bey den Todes-Fällen groſſer Herren, allerhand Todes-Anzeigungen ſolte und muſte wahrgenommen haben. So man endlich noch dieſes in Erwegung nimmt, wie vielfältige Erzehlungen von Todes-Zeichen, ſich auf

bloſſes

bloſſes hören ſagen gründen; ſo wird aus dieſer, und mehr angeführten Urſachen, mir nicht verdacht werden, wenn ich dieſelbige ſo lange in Zweiffel ziehe, biß ſie jemand beſſer und nachdrücklicher, als bißher geſchehen, erwieſen hat: Welches aber wohl ſchwerlich geſchehen dürffte.

Schau=Platz
Vieler
Ungereimten Meynungen
und Erzehlungen:
Worauf die unter den Titul
Der MAGIÆ
NATURALIS
So hoch geprieſene
Wiſſenſchafften und Künſte
Von dem Geſtirn und deſſen Influentz,
Von den Geiſtern/ ihren Erſcheinungen
und Würckungen,
Von andern natürlichen Dingen/ ihren
geheimen Kräfften und Eigenſchafften.

Jngleichen

Die mancherley Arten der Wahrſagerey/
Und viel andere fabelhaffte, abergläubiſche und ungegründete Dinge mehr,
Vorgeſtellet, geprüfet und entdecket werden,
Zur Beförderung der Warheit
Wie auch
Zum Unterricht und Warnung,
Sich für thörichten Einbildungen und Betrug zu hüten,
eröffnet Von

THARSANDERN.

IV. Stück.

Berlin und Leipzig,
Zu finden bey Ambroſius Haude, 1735.

Inhalt.

13) Von allerhand Blut=Zeichen.
14) Von den Cometen, Finſterniſſen und andern Himmliſchen Zeichen.
15) Allerhand wunderbahre Regen.
16) Vom Donner=Keil.
17) Von dem Waſſer über der Veſte.
18) Die mancherley Lufft=Reiſen.

13.

Von allerhand Blut-Zeichen.

Wir fahren in der Materie von den Wunder-Zeichen fort, und wollen in dieſem Abſchnitt die ſo genannte Blut-Zeichen vor uns nehmen. Dadurch verſtehet man diejenige Begebenheiten, da ſich in und bey allerhand Dingen, im Himmel, auf Erden, im Waſſer, Getreyde, Speiſe, Tranck, Menſchen, Häuſern u. ſ. w. ungewöhnlicher Weiſe eine rothe Farbe zeiget. Der einfältige Aberglaube nennet dieſe rothe Farbe Blut, ob es gleich nichts weniger als Blut iſt. Die Wunder-Zeichen von dieſer Art ſind theils bloß natürliche Dinge, theils aber erdichtet, oder durch einen Betrug hervor gebracht worden. Welches ſich klärlich zeigen wird, wenn wir ſolche Blut-Zeichen, eins nach dem andern werden vor uns nehmen.

1) Es verurſachte ehedem groſſe Furcht, viel Reden und Schreiben, wenn die Sonne, oder der Mond am Himmel röthlich erſchien, oder wie man zu reden pflegte, Blutroth gefärbet war. Dieſes begiebt ſich offt, und daher wird nicht nöthig ſeyn, viele Exempel davon aus den Geſchicht-Büchern anzuführen. Im Jahr

 935,

935. ſoll die Sonne bey hellem Himmel ſind verdunckelt worden, und durch die Fenſter der Häuſer Blutrothe Strahlen geworffen haben. (*) Man findet aber keine Urſach, hieraus ſo groß Wunder zu machen: Denn wenn die Lufft mit gewiſſen Ausdünſtungen angefüllt iſt, die einem ſubtilen Rauch gleichen, und öffters mit bloſſen Augen nicht können wahrgenommen werden, ſo müſſen davon die Strahlen dieſer Himmels-Lichter eine Veränderung leyden, und etwas röthlich ſcheinen. Wenn der Mond ſonderlich um die Herbſt-Zeit, mit vollem Lichte aufgehet, ſo iſt er vielfältig nicht allein gröſſer als gewöhnlich anzuſehen, ſondern zeiget auch eine ſolche Röthe, daß man ihn für ein aufgehendes Feuer halten ſolte, welches mich ſelbſt einige mahl betrogen hat. Der Himmel war gantz helle, und keine Wolcken oder andere Dämpffe wahrzunehmen. Nachdem aber der Mond immer höher kam, fieng er an kleiner zu werden, und verlohr allmählich ſeine Röthe. Da konte ich nun nichts anders ſchlieſſen, als daß ſich in der Lufft Ausdünſtungen befinden müſten, welche die Monds-Strahlen Feuer roth färbeten, ob ich ſie gleich mit meinem ohnedem ſchwachen Geſichte nicht wahrnahm. Je näher aber der Mond dem Horizont ſtehet, je dicker ſind die Dämpffe, welche deſſen Strahlen zu durchdringen haben, indem ſie ſchräger dadurch fallen,

(*) v. Joh. Chriſtoph. Becmanni diſſert. de Prodigiis Sanguinis, quæ ſecunda eſt in Vol. diſſert. Academ.

ſallen, als wenn er ſchon etwas über den Horizont erhaben iſt. Und eben daher ſcheinen die Strahlen des Monds nahe bey dem Horizont am rötheſten, die Röthe aber verliehret ſich allmählich, nachdem der Mond immer höher zu ſtehen kommt. Das iſt die eigentliche Urſach dieſer Begebenheit, und aller übrigen Blut-Zeichen an Sonne und Mond. Wer es nicht glauben will, der gebe einmahl acht, wann ihm ein Feuer alſo in die Augen fällt, daß der Rauch davon zwiſchen ihm und dem Feuer aufſteigt, ſo wird ſolches Feuer weit röthlicher ſcheinen, als wenn zwiſchen ihm und dem Feuer kein Rauch befindlich wäre: Oder er ſehe einmahl die Sonne durch einen Rauch an, ſo läſt ſie ſich ebenfals röthlich anſehen. Uberdem ſiehet man die Sonne oder den Mond an einem Ort der Erde in röthlicher Geſtalt, an andern aber nicht, weil daſelbſt, wo ſie roth erſcheinet, in der Lufft dergleichen Dämpffe befindlich ſind, und anderswo nicht. Kommt nun die Röthe der Sonnen und des Monds aus natürlichen Urſachen her, ſo mag es nicht ein Zeichen der bevorſtehenden Göttlichen Gerichte und Straffen ſeyn. Man hat es auch für eine Papiſtiſche Aufſchneiderey zu halten, wenn ein gewiſſer Geſchicht-Schreiber dieſer Kirche berichtet, an dem Tage, da der Churfürſt von Sachſen Johann Friderich von Kayſer Carl V. geſchlagen und gefangen worden, ſey die Sonne nicht allein Blut-roth erſchienen, ſondern wie zu Joſua Zeiten,

 am

am Himmel ſtill geſtanden, und habe ſolcher geſtalt einen längern Tag gemacht. (*)

2) Wir finden vielfältig in den alten Chronicken, daß blutige Creutze am Himmel, oder in der Lufft erſchienen. So erzehlet Michael Sachs, wie vor dem Tod vorgedachten Churfürſten Johann Friderichs, und ſeiner Gemahlin Sibylla, dergleichen Blutige Creutze am Himmel ſich hätten ſehen laſſen: Und ein ſolches iſt, ſeinem Bericht nach, auch Anno 1547. zu Rom erſchienen. Allein es können die rothe Wolcken, welche am Himmel nicht ungewöhnlich ſind, wohl ohngefehr einiger maſſen ein Creutz vorſtellen, woraus aber nichts zu machen iſt, indem man aus der Geſtalt der Wolcken auch zuweilen Löwen und Elephanten machen könte, wann man eine ſtarcke Einbildung zu Hülffe nimmt.

3) Ein ander Exempel der Blut-Zeichen geben die Brunnen und Seen, deren Waſſer zuweilen Blutroth erſchienen iſt. Im zehnten Jahrhundert ſoll zu Genua ein Blut-Brunn entſprungen ſeyn an dem Ort, den man Fontanella nennt, worauf bald hernach die Stadt von den Saracenen überfallen und erobert worden. (**) Anno 1530. entſprung dergleichen Brunn in Italien, und darauf erfolgte der Krieg in der Schweitz. (***) Man lieſet auch beym Gervaſio Tilberienſi, (****) daß als in dem

(*) v. Becmann l. c.
(**) v. Faſcicul. Temporum fol. 69.
(***) Michel Sachs in der Kayſer-Chronick pag 269.
(****) In Otiis Imperialib. pag. 920.

dem 13ten Jahr der Regierung Henrici, Kö-
nigs der Gothen, mitten in der Stadt Toulou-
ſe Blut hervor gequollen, ſolches den Untergang
des Gothiſchen Reichs durch die Francken be-
deutet habe. Ich will dieſe Erzehlungen für be-
kannt annehmen, weil ſie nichts enthalten, ſo
ſich nicht natürlicher Weiſe hätte zutragen kön-
nen. In der Erde finden ſich hin und wieder
ſolche Materien, welche das Waſſer roth zu fär-
ben vermögend ſind. Wenn nun eine neu ent-
ſtandene Waſſer-Quelle ſolche rothe Farbe zei-
get, ſo iſt vermuthlich, das Waſſer habe dieſe
Farbe unter der Erden von gedachter Materie,
durch welche es gefloſſen, angenommen: Daher
auch die Röthe nicht lange gedauret, ſondern
nachdem die rothfärbende Materie weggeſpület
worden, iſt das Waſſer ſo klar als ſonſt worden.
Daß das Waſſer in Pfützen, Graben und Seen
roth wird, geſchicht auch offt. Jedoch haben
die neuern Natur-Kündiger die natürliche Urſa-
chen davon ſchon entdecket. Sie haben nemlich
wahrgenommen, daß wenn im Früh-Jahr, da
mannigmahl noch Nacht-Fröſte einzufallen pfle-
gen, der Froſchleich verfrieret, das Waſſer da-
durch roth gefärbet werde. Man findet aber
Exempel, daß auch ſtehende Waſſer im Herbſt
roth worden ſeyn, welche Begebenheit ſich durch
den verfrornen Froſchleich nicht füglich erklären
läſt, weil um dieſe Zeit die Fröſche nicht zu lei-
chen pflegen. Anno 1631. mit Ausgang des
Novembers, verwandelte ſich zu Meuſelwitz, 4.
Meilen von Leipzig, ein Teich in Blut, und der-

 gleichen

gleichen geſchahe in dem Leipziger Stadt-Gräben, welches man damahls auf die Schlacht bey Lützen ohnweit Leipzig deutete, worin das Jahr darauf der König Guſtavus Adolphus ſein Leben einbüßte. (*) Ein neuers Exempel erzehlet Becmann (**) wie nemlich im Jahr 1675. in einem See, bey dem Dorffe Hermsdorff in der Neumarck, um den Anfang des Novembers, biß zu Ende des Winters, das Waſſer gantz roth geweſen. Erſtlich hätte ſich die Röthe vom Ufer an biß ohngefehr auf 30. Schritte erſtreckt, hernach habe das Eis eben dieſe Farbe angenommen, welches aber nicht überall roth geweſen, ſondern es hätten ſich darauf, und zwar über den gantzen See, an dem einen Ort kleine, an dem andern aber groſſe rothe Flecke gefunden. Ob aber dieſes Blut-Zeichen eine Vorbedeutung der rothen Ruhr geweſen, welche folgendes Jahr faſt in gantz Europa graſſiret, getrauet ſich Becmann nicht für gewiß zu beſtimmen. Wir wollen einen Verſuch thun, ob ſich dieſe rothe Farbe nicht auch aus natürlichen Urſachen herleiten laſſe. Becmann berichtet, daß die Fiſcher, auf dem See bey Hermsdorff, einige Tage vorher wahrgenommen, wie derſelbige mit einer ſubtilen Haut überzogen geweſen, folglich ſich etwas auf dem Waſſer befunden, ſo dieſe Röthe verurſacht. Solche ſubtile Haut aber kan entweder

(*) v. M. Paul Walthers Predigt von allerhand wunderbahren Blut-Zeichen Anno 1635. gehalten. Item Becmanni Diſſert. de prodigiis Sanguinis.

(**) Becmann l. c.

weder aus der Erden entſtanden ſeyn: Denn die Pfützen und Seen haben vielfältig auch ihre unterirrdiſche Qvellen und Zuflüſſe. So können auch mitten darin aufs neue Qvellen entſpringen. Man ſetze nun, daß die neu entſpringende Qvellen, wie wir von den Brunnen vernommen haben, durch eine rothfärbende Materie dringen, ſo läſt ſich dadurch das Geheimniß auflöſen. Es hat ſich nemlich ſolche Materie zuerſt wie eine Haut oben auf dem See geſetzet, und weil ſie zu dünne geweſen, noch keine Röthe gezeigt. Nachdem ſie aber entweder durch den Wind, oder durch die Nacht-Kälte, welche ſchon im November ſich findet, dicker zuſammen getrieben worden, hat man erſt die rothe Farbe daran wahrnehmen können. Nachhero hat ſie ſich allmählich über den gantzen See ausgebreitet, und iſt hier in kleinen, dort in groſſen Klumpen mit eingefroren. Oder es kan ſolche rothe Materie etwa Leich von gewiſſen Fiſchen geweſen ſeyn, welcher, nachdem er verfroren, eine rothe Farbe bekommen, wie wir von den Froſch-Leich gehöret haben. Welches, daß es nichts unmögliches ſey, aus dem abzunehmen iſt, was Happelius aus dem Nierenbergio erzehlet (*) mit folgenden Worten: **Bey der *Americani*ſchen Provintz *Chiribichi*, wird das Meer zu gewiſſen Zeiten des Jahrs gantz Blutfarbig an dem Ufer des Landes, daher bekommt es von vielen *Scribenten* den Nahmen des Blut-Meers.** Die älteſten unter

(*) In Relat. Curioſ. Tom. 2. pag. 446.

den Einwohnern ſind der Meynung, es rühre daher, weil zu gewiſſen Zeiten eine groſſe Menge Fiſche ihre Eyer oder Rögen auswirfft, welche das Waſſer aufraffet, und ſich dadurch wie Blut anröthet.

4) Kommt das Blut vor, ſo ſich zuweilen in dem Brod, oder andern Speiſen ſoll gefunden haben. Becmann (*) berichtet aus Conrado Urſpengenſi, daß Anno 1104. in dem Bißthum Speyer Blut aus dem Brod gefloſſen, auch dergleichen ſich in einem Linſen-Gerichte gezeiget habe. Wie dis natürlich zugehen könne, wollen wir aus Becmanns Worten vernehmen. Wenn zur Sommers-Zeit, ſchreibt er, eine groſſe Hitze iſt, ſo wird das Brod ſchimlicht, welcher Schimmel, nach Beſchaffenheit der Zeit und des Orts, bald blau, gelb, weiß und roth iſt, wie dann das ſchimmlichte Brod offt alle dieſe Farben zugleich zeiget. Und von ſolchem Schimmel läſt ſich füglich das Blut im Brod herleiten, welches man für ein Wunder-Zeichen hält. Als man im Jahr 1667. bey uns viel von dergleichen blutigen Brod redete, ſo wieß es der Augenſchein, daß das Brod nicht blutig, ſondern nur von einem rothen Schimmel verdorben war. Das Brod ſchimmelte in dieſen Jahr um Johannis ungewöhnlich, und ein gewiſſer Student in meinem Hauſe hatte wahrgenommen, daß ein Semmel-Brey nach 2. Tagen voller rothen Flecken

(*) L. Sæpius C.

cken worden. Wie dann ſelbſt den Köchen bekannt iſt, daß der Fiſch, Dors genannt, wenn er erſt zur Speiſe bereitet iſt, innerhalb 24. Stunden, häufige rothe Flecke bekomme.

Was das blutige Brod betrifft, davon will ich eine andere natürliche Urſach eröffnen. Es wächſet an vielen Orten unter dem Korn ein Kraut, Criſta galli S. pedicularis flore luteo, bey uns Klöter-Pott genannt, welches ſich manches Jahr ſehr häufig findet. Wenn der Saame dieſes Krauts, welcher aus dem Korn nicht ſo leicht zu ſcheiden iſt, mit dem Korn gemahlen wird, ſo wird das davon gebackene Brod Violett, oder röthlich blau, wie ich dann ſolch Brod offt geſehen, auch davon gegeſſen habe. Anfänglich hatte einen Eckel dafür, nachdem ich aber von gemeinen Bauers-Leuten die wahre Urſach erfuhr, und verſichert ward, daß es weder ein Wunder, noch auch ſchädlich zu eſſen ſey, ſo habe es gekoſtet, und etwas bitter am Geſchmack befunden: Ubrigens hatte es den natürlichen Geſchmack des Brods. Wenn ſolch Brod nicht wohl ausgebacken, ſondern noch naß und teigigt iſt, ſiehet es noch röthlicher aus, und ſcheinet gleichſam mit Blut gemenget zu ſeyn, deſſen Röthe etwas verſchoſſen iſt. Daher iſts kommen, daß man gar fabulirt, es ſey Blut aus dem Brod gefloſſen.

5) Iſt noch übrig der blutige Schweiß, wie auch die blutige Thränen, ſo ſich zuweilen bey Menſchen geäuſſert haben. Doch da die Herrn

Medici

Medici davon natürliche Urſachen anzugeben wiſſen, darff man kein Wunder-Zeichen daraus machen. Sie leiten dergleichen Zufall theils von der Beſchaffenheit des Menſchlichen Cörpers, theils von dem Blut ſelbſt her. Wann die Adern gar zu dünne, und ihre Oſcula, oder wo ſie ſich endigen und das Blut zu andern Adern überſchicken, gar zu weit ſind: Oder das Blut ſelbſt ſehr dünne iſt, und überdem eine Schärffe bey ſich führet, auch die Schweißlöcher ziemlich weit offen ſind, ſo muß das Blut nothwendig ſeine Röthe behalten und zeigen, wann es auſſernatürlich in Schweiß und Thränen hervor bricht, da es ſonſt bey einem geſunden Cörper ſeine Röthe ablegt, und gleichſam filtriret wird.

Unſere Vorfahren pflegten dieſe und dergleichen Blut-Zeichen für Vorbothen des Krieges und Blut-vergieſſens, wie auch blutiger Verfolgung der Rechtgläubigen, oder gar der rothen Ruhr anzuſehen. Womit ich aber nichts mag zu ſchaffen haben. Vielmehr iſt in den vorhergehenden Abſätzen zum öfftern klärlich dargethan worden, daß man keine natürliche Dinge als Vorbothen eines Unglücks annehmen könne. Man berufft ſich zwar auf die Worte des Propheten Joel. 2. 30. 31. Und will Wunder-Zeichen geben im Himmel und auf Erden, nemlich Blut, Feuer und Rauch-Dampff. Die Sonne ſoll in Finſterniß, und der Mond in Blut verwandelt werden, ehe denn der groſſe und ſchreckliche Tag des HErrn kömmt. Allein weil dieſe Weiſſagung

auf

auf eine gewiſſe und determinirte Zeit zielt, entweder auf den Anfang des N. T. oder auf die Zeiten, die kurtz vor dem jüngſten Tag vorher gehen werden, ſo folgt daraus nicht, daß GOtt auch zu andern Zeiten Blut- und Wunder-Zeichen wolle geſchehen laſſen. Ich halte auch gäntzlich dafür, daß die Blut-Zeichen, wovon der Prophet redet, von gantz anderer Art ſeyn werden, als die oberzehlten.

Von den erdichteten, und durch Liſt und Betrug hervor gebrachten Blut-Zeichen, will ich kürtzlich einige zur Probe anführen. Hieher rechne ich zuförderſt die blutige Creutze, ſo auf die Menſchen ſollen gefallen ſeyn. Schon zu den Zeiten Kayſer Carls des groſſen, lieſſen ſich ſolche blutige Creutze auf den Kleidern der Menſchen ſehen: Und Anno 958. abermahls, welche aber dazumahl denjenigen, die dieſes Wunder-Zeichen verlachten, den Tod zuwege brachten, andern aber, die dieſe Creutze heilig verehrten, keinen Schaden thäten. (*) Aus der letztern Erzehlung läſſet ſich ohne Mühe abnehmen, woher die blutige Creutze, ſo von Himmel herab ſollen gefallen ſeyn, ihren Urſprung genommen. Es iſt aus der Kirchen-Hiſtorie bekannt, wie in dem 8ten Jahrhundert, in welchem Carl der Groſſe lebte in der Chriſtlichen Kirche ein groſſer Streit entſtanden, ob man das Creutz und die Bilder verehren ſolte, oder nicht. Johannes Damaſcenus, ein berühmter Lehrer der Griechiſchen

(*) v. Annales Hildeshemenſ. apud Leibnitium Scriptor. Brunſvic. Tom. I. pag. 713. 718.

ſchen Kirche, vertheidigte die Verehrung des Creutzes, den Bilder-Dienſt und die Reliquien. Im Jahr 787. ward auch eine Verſammlung der Geiſtlichkeit zu Nicæa gehalten, und darin die Verehrung des Creutzes, und der Bilder-Dienſt beſtätigt. Carolus M. aber verwarff die Schlüſſe dieſer Verſammlung auf einem andern Synodo, der Anno 794. zu Franckfurth am Mayn gehalten ward, und war ſo wohl dem Bilder-Dienſt, als der Verehrung des Creutzes durchaus zuwieder. Gleichwohl hat ſich nachhero der Aberglaube von Verehrung des Creutzes doch in die Occidentaliſche Kirche eingeſchlichen, und zu deren Behuff und Recommendation, ſind die Wunder-Zeichen der blutigen Creutze von den Mönchen und Pfaffen erſonnen worden: Welches daher ohnſchwer abzunehmen, daß man von ſolchen blutigen Creutzen vor Caroli M. Zeiten keine Spuhren oder Nachricht findet. Hatte man nun einmahl angefangen dergleichen blutige Creutze vorzugeben, ſo ward es in den folgenden Zeiten zur Gewohnheit, aufs neue noch mehr zu erdichten, und dadurch das gemeine Volck in dem Aberglauben von Verehrung des Creutzes zu ſtärcken. Wie dann kurtz vor der Reformation noch ein Exempel davon verhanden iſt. Es berichtete nemlich der Biſchoff zu Lüttich an dem Kayſer Maximilianum, wie im Jahr 1501. um die Oſter-Zeit, an einem und dem andern Ort der Lüttichſchen Diœces, bald in den Häuſern und Schlaff-Cammern, bald in den Kirchen Creutze erſchienen, welche

ſchwartz

ſchwartz und roth ausgeſehen, auch mannigmahl als wahres Blut, Marck und Eiter anzuſehen geweſen. Dieſe Creutze wären gemeiniglich denen Weibern, inſonderheit aber den Mägden oben auf dem Haupt, oder auf ihren Schleyern erſchienen. (*) Dieſes iſt vielleicht ein Mährlein, ſo jemand aus einem heiligen Eyfer erſonnen, um dadurch das Frauen-Volck von ihrem übermäßigen Kopff-Putz abzumahnen. Ich weiß mich zu beſinnen eines gewiſſen Liedes, welches wieder die Fontangen des Frauen-Zimmers gerichtet war, und etwa auch die Abſicht haben ſolte, demſelben dieſe Frantzöſiſche Mode leid zu machen. Ich weiß nicht, ob ich daraus folgende Worte hieher ſetzen darff. Doch es mag seyn, weil ich verſichert bin, daß ſich ein vernünfftiger nicht daran ſtoſſen werde. Sie lauten alſo:

Es geſchah des Morgens früh,
Der Pfaff der wolte beten,
Er fiel auf ſeine Knie:
Und alſobald geſchah es eben
Daß Hunde vom Himmel muſten regnen,
Mit Donner, Hagel und Blitz.
Der Hund der fiel behend
Der Jungfer auf die Fontange,
O Menſch bedenck das End! ꝛc.

Wer das letztere glauben, und als eine wahre Geſchichte annehmen kan, wird keine Urſach finden, an der Erzehlung des Biſchoffs von Lüttich

(*) Solches erzehlet Becmann l. c. aus dem Nauclero.

Lüttich zu zweiffeln. Ich will noch eine Anmerckung hinzuthun, die uns die Fabel von den blutigen Creutzen überaus wohl erläutern kan. Als im 11ten Jahrhundert die Creutz-Züge aufkamen, und die Occidentaliſche Chriſten mit hellen Hauffen nach dem gelobten Lande zogen, damit ſie daſſelbige, inſonderheit aber das Grab unſers Heylands, aus der Ungläubigen Gewalt reiſſen möchten, ſo lieſſen ſich diejenige, welche dieſen Zug mitthaten, mit dem Creutze zeichnen, das iſt, ſie bekamen von den Biſchöffen und der Cleriſey ein rothes Creutz, welches ſie als ein Feld-Zeichen auf den Schultern trugen, und davon wurden ſie Creutzfahrer genannt. Da läſt ſich nun gantz wahrſcheinlich muthmaſſen, es werden die Geiſtlichen viele Hiſtorien von blutigen, oder rothen Creutzen, ſo den Leuten auf die Kleider gefallen, erdichtet haben, damit ſie hohen und niedrigen weiß machen möchten, dieſe Creutz-Fahrt ſey nicht nur GOtt angenehm, ſondern er ſelbſt habe die Leute mit rothen Creutzen vom Himmel herab bezeichnet, auf daß jedermann ſich dazu deſto williger finden lieſſe. Die Gewohnheit damahliger Zeiten brachte es ſo mit ſich, daß man durch allerhand pias fraudes, oder wohl gemeinten Betrug den Leuten Dinge zu überreden ſuchte, die man für heilig und GOtt wohlgefällig hielt.

In einer gewiſſen alten Legende (*) lieſet man

(*) Legenda de Sanctis Martyribus in Hamburg & in Ebbekeſtorp reconditis, apud Leibnitium Script. Brunsvicenſ. Tom. I. pag. 191.

man, daß als man einige Reliquien der Märtyrer, welche zu den Zeiten des Kayſers Ludewigs von den Sclaven umgebracht worden, von Hamburg aus nach Rom und andern Orten bringen wollen, und damit nach Ebbekeſtorpe kommen, wo dazumahl ſich gewiſſe Mönche aufhielten, ſo hätten ſich ſolche Reliquien nicht weiter wollen führen laſſen; Sondern es wäre aus der Erde Blut gegen die Räder der Wagen, auf welchen die Reliquien ſich befunden, geſprungen, daß auch etliche 1000. Pferde ſie nicht hätten von der Stelle bringen können: Und alſo wären ſie in Ebbeckeſtorpe begraben worden. Das haben Zweiffels ohne die Mönche damahls erdichtet, damit ſie ſolche Reliquien bey ſich behalten, und durch den Zulauff des gemeinen Volcks davon ihren Profit ziehen möchten.

Von der Stadt Teriton Tortona, oder Terdona in Italien wird erzehlt, daß wenn man daſelbſt den Acker pflüge, und unter dem Pflügen Blut hervor qvelle, ſo müſſe der Herr, dem der Acker zugehöre, noch ſelbiges Jahr ſterben. (*) Das iſt eine alte Lügende, die man ſchon beym Gervaſio Tilberienſi findet. (**) Nach deſſen Bericht ſoll Terdona den Nahmen haben, von 3. Wunder-Gaben, welcher dieſer Stadt eigen ſind. Erſtlich, ſoll am Oſter-Abend in der Stunde, da man die Kinder zu tauffen pflegt, aus dem

(*) Stockhauſen wunderl. Todes-Vorbothen Cap. I. Sect. XI. §. 14.

(**) Apud Leibnit. Script. Brunsvic. Tom. I. p. 962.

dem Tauff-Stein ein helles Waſſer von ſelbſt hervor qvellen: Zum andern, derjenige Menſch, welcher in der Kirche des heil. Quintii getaufft würde, 40 Jahr leben: Und drittens, denen Hauß-Wirthen ihr Tod durch vorgedachtes Blut-Zeichen angedeutet werden. Zu welchen allen ein ſtarcker Glaube gehört. Zum wenigſten hört man heutigs Tags von ſolchen Wunder-Dingen nichts mehr.

Von dem Blut ſo ſich in den geweyheten Hoſtien gezeiget, hat man im Pabſtthum ſo viele Exempel, die unmöglich alle zu erzehlen ſind. Sie kommen auch theils ſo abgeſchmackt heraus, daß man ihr Fabelhafftes Weſen mit Händen greiffen kan. Zu Erfurth empfieng ein krauckes Mägdchen das H. Abendmahl, und nachdem ihr der Prieſter ſolches gereichet, wuſch er ſeine Hände in einem Becher, worin Waſſer war, und befahl dem Mägdchen dis Waſſer auszutrincken. Der Prieſter gieng davon, und die Patientin hieß den Becher wohl zudecken, weil ſie wahrgenommen, daß an den Fingern des Prieſters noch ein Stücklein von der Hoſtie geklebet, und beym Waſchen in ſolches Waſſer gefallen. Nachdem man ihr aber dis Waſſer zu trincken gab, war es in Blut verwandelt, und man fand darin das Stücklein von der Hoſtie in der Geſtalt eines ſehr kleinen Fingers. (*) Es iſt nicht nöthig, dieſe und dergleichen Hiſtorien mühſam zu

(*) Arnoldus Abbas Lubecenſ. in Chronico Slavorum lib. 4. c. 14. apud Leibnit. Script. Brunſv. Tom. II.

zu prüffen, weil eine ausgemachte Sache iſt, daß ſie von den Päbſtlern bloß zu dem Ende erſonnen worden, damit ſie den Leuten überreden möchten, wie im H. Abendmahl ihnen unter der Geſtalt des Brodes nicht allein der Leib, ſondern auch das Blut CHriſti dargereichet würde, und ſie alſo nicht nöthig hätten, auch den Kelch, oder den Wein zu empfangen, als welchen ſich die Herrn Geiſtlichen allein vorbehielten. Hieraus laſſen ſich auch diejenige Geſchichte beurtheilen, darinn erzehlet wird, wie die Juden geweihete Hoſtien, welche ſie entweder geſtohlen, oder durch Geld an ſich gebracht, zerſtochen und zerſchnitten, daß daraus häufiges Blut gefloſſen ſey. Dergleichen ſich auch in der Marck Brandenburg Anno 1501. ſoll zugetragen haben. (*) Denn weil man einmahl von der Meynung eingenommen war, es müſte in den geweyheten Hoſtien auch zugleich CHriſti Blut ſeyn, ſo wurden die Juden ſo lange gemartert, biß ſie bekannt hatten, daß aus denen von ihnen zerſtochenen Hoſtien Blut gefloſſen wäre. Man könte etwa ſagen, weil die Juden durch dergleichen gottloſe That die gantze Chriſtliche Religion zu ſchänden geſucht, ſo hätte GOtt ein ſolch Wunder geſchehen laſſen, daß aus den Hoſtien Blut flieſſen müſſen, damit er ihnen bezeugte das Unrecht, ſo ſie dadurch auch an ihm ausgeübet hätten, und daß es ihnen nicht ungeſtrafft hingehen ſolte: Welche Gedancken ſich Becmann davon macht.

(*) Becmann l. c. cap. 4. §. 4.

(*) Jedoch iſt nicht vermuthlich, daß GOtt ſolch Wunder gethan habe, weil dadurch die Päbſtler in ihrer vorgedachten falſchen, und dem Göttlichen Wort zuwieder lauffenden Lehre, von der Communion unter einer Geſtalt, nur mehr und mehr würden geſtärcket worden ſeyn.

Nicht weniger hat man auch aus dem Pabſtthum allerley Hiſtorien, wie der Wein im H. Abendmahl ſich in Blut verwandelt habe. Es iſt aber jedermann bekannt, daß ſolche Hiſtorien zu keinem andern Ende erdichtet worden, als dadurch die irrige Lehre der Päbſtler von Transſubſtantiation zu befeſtigen, und den Leuten weiß zu machen, es würde Brod und Wein im H. Abendmahl würcklich in den Leib und das Blut CHriſti verwandelt. Zwar findet ſich eine dergleichen Geſchichte, die ſich unter den Evangeliſchen ſoll begeben haben, und von mehr gedachten Becmann erzehlet wird. (**) Als Anno 1615. den 15. Martii zu Rudau, einem Dorffe in Preuſſen, der Prediger den Communicanten den Kelch reichte, ſo ward er gewahr, wie aus dem geſegneten Wein von unten her, gleichſam eine Ader roth Carmaſin Blut herfür kam, und ſich in den halben Kelch verzog, welches ohngefehr bey einem Vater Unſer lang gewähret. Solches zeigte nicht allein der Prediger einem gewiſſen Edelmann, der in der Kirche gegenwärtig war, ſondern er nahm auch mit einem

(*) Becmann l. c.

(**) Ibidem.

einem kleinen Altar-Tüchlein ein kleines Zeichen aus dem Kelch, welches roth geblieben, und nachhero von vielen Menſchen geſehen worden, weil es zu erkennen geweſen. Becmann urtheilet davon, es könte dieſe Röthe vielleicht von denen einfallenden Sonnen-Strahlen, oder von dem verguldeten Kelch entſtanden, oder von einer gewiſſen Materie, die ſich unten im Kelch geſetzet, herkommen ſeyn. Vielleicht iſt auch der Wein ſelbſt unrein und eine rothe Materie darin befindlich geweſen, die zu Boden geſuncken, und durch die Bewegung des Kelchs ſich empor gehoben. Wiewohl in der Erzehlung ſelbſt etwas vorkommt, ſo dieſelbige verdächtig machen kan. Als der Prediger dis Wunder-Zeichen zuerſt wahrnahm / ſo ſtand er anfänglich gantz beſtürtzt, daß er nicht wuſte, was er thun oder laſſen ſolte, wie die Relation ausdrücklich beſagt. Darauf winckte er dem gegenwärtigen Edelmann, daß er zu dem Altar treten, und dis Wunder beſchauen ſolte. Dieſer muſte aber dreymahl gewincket werden, ehe er kam. Ja er tunckte auch noch ein Tüchlein zum Wahr-Zeichen in dieſem blutigen Wein: Und gleichwohl zeigte ſich dieſes Blut nur ein Vater Unſer lang, welche Zeit zu dieſen Verrichtungen viel zu kurtz muß geweſen ſeyn, denn ſo viel und noch mehr Zeit iſt wohl hingegangen, ehe er ſich beſinnen können, was zu thun oder zu laſſen ſey. Zudem ſo ſcheint Becmann ſelbſt an der War-

heit der Hiſtorie zu zweiffeln, wie es ſeine Worte geben, womit er ſie vorträgt. (*)

Unter die betrigliche Blut-Zeichen, rechne ich erſtlich das Wilßnackiſche Blut, welches vor der Reformation in der Marck Brandenburg ſehr berühmt war, und womit es folgende Beſchaffenheit hatte. Als Anno 1383. Heinrich von Bülow in einer Fehde auch die Kirche zu Wilßnack mit abgebrannt hatte, ſo fiel dem Prieſter des Orts ein, wie er um der Krancken willen 3. Hoſtien in Vorrath conſecriret. Als er nun auf der Brand-Städte das zerſchmoltzene Metall von den Glocken zuſammen leſen wolte, ſo fand er dieſe 3. Hoſtien, auf dem Altar aber über und über mit Blut beſprützet, wie ſie dann auch gleichſam in einander gefloſſen waren, nebſt 2. Wachs-Lichtern und einem weiſſen Tuch, die noch unverſehrt. Die blutige Hoſtien wurden in einem Cryſtall eingefaſſet, und zum Wunder und Abgöttiſcher Verehrung aufgeſtellet. Die Leute lieffen mit Hauffen zu, inſonderheit aber die Krancken, welche die Beſuchung dieſes Wunder-Bluts wieder geſund machte. Die Biſchöffe zu Brandenburg und Havelberg, ertheilten einen jeden, der ſolches Blut beſuchen würde, für eine jede Meilwegs, die er dahin zu reiſen hatte, auf 40. Tage Ablaß

(*) Er ſchreibt: Idem hoc ſeculo in Boruſſiæ pago Rudau contigiſſe fertur, quod Paſtor itlius loci litteris ad ſereniſſ. Electorem Brandenburgicum exaratis, & juſſu, uti quidem præ ſe ferunt, Superiorum typis poſtea excuſis, teſtatus fuit,

laß: eben ſo viel ſolte er auch empfangen, ſo offt er würde um den Kirchhoff herum gehen, und für dem Blute niederknien, und es anbeten. Vernünfftige Leute merckten ſchon dazumahl, daß es damit lauter Betrügerey, und Johann Huß, der einen gantzen Tractat davon geſchrieben, hielt dafür: Es ſey nichts anders als ein Gedichte und Lügen der geitzigen Pfaffen. Der Pabſt Nicolaus ließ dieſes Wunder Anno 1450. durch den Biſchoff von Lübeck unterſuchen, worauf ein Verboth heraus kam, dis heilige Blut weg zu ſchaffen. Allein es ward nichts daraus, biß endlich nach der Reformation, Anno 1552. der Prediger dieſes Orts, Nahmens Joachim Ellefeld, aus einem H. Eyfer das Cryſtall zerbrach, und das Wunder-Blut ins Feuer warff, welches ihm aber übel bekam, dieweil er ſich deſſen eigenmächtig unternommen; Dann er ward ſeines Amts entſetzet, und des Landes verwieſen. Gedachter Ellefeld berichtete: dieſes Wunder-Blut ſey nichts anders, als veraltetes Bocks-Blut geweſen, und wie es angerühret worden, als Fiſch-Rögen von einander gefallen; auch für ſich nicht roth geweſen, als allein wenn der Schein von einem brennenden Licht ins Cryſtall geleuchtet, und einen Glantz verurſachet. Mir gefällt ſehr wohl die Meynung eines gewiſſen Predigers (*) der

(*) Heinrich Schmidts in der Einleitung zur Brandenburgiſchen Kirchen- und Reformations-Hiſtorie. §. 32.

der ſich in der Märckiſchen Hiſtorie ſehr wohl umgeſehen, von dieſem Wilßnackiſchen Blut, welche ich mit deſſen eigenen Worten anführen will. Man ſiehet hie gleich, lauten ſie, daß die gantze Sache auf den eintzigen Pfarrer ankommt. Dem guten Mann war einmahl die Kirche abgebrannt, und weil es durch eine Feindliche Streifferey des unruhigen Adels geſchehen, waren ſeine Bauren mit *ruinirt* worden. Was war nun zu thun? Es muſte doch die Kirche wieder gebauet werden, und wie ſchwer in ſolchen Fällen die Leute, um der Warheit willen, etwas beytragen, mögte dem Mann nicht unbekannt ſeyn. Deswegen war *pia fraus*, oder eine heilige Betrügerey das ſicherſte Mittel für ihm, wodurch er ſich helffen konte. Da nun der ſteinerne Altar in dieſem Brande gantz unverſehrt, wie gar kein Wunder iſt, beſtehen geblieben, gieng es leicht an, daß ein paar neue Wachs-Lichter hingeſtellet, ein weiſſes Tuch aufgeleget, und 3. friſche Hoſtien mit Blut zuſammen geklebet wurden, welches freylich den armen Bauren, da ſie es zuerſt ſahen, und nicht wuſten, wie es zugegangen, als ein groſſes Wunder gar leicht einzubilden war. (*)

Hiebey fällt mir das Blut des H. Januarii ein, welches in einer Capelle der Haupt-Kirche zu

(*) Mehr Blut-Wunder von dieſer Art findet man l. c. §. 31. ingleichen beym Becmann l. c.

zu Neapolis, nebſt dieſes Märtyrers Kopff, zu finden iſt. Das Blut wird in 2. Gläſernen Flaſchen, deren die eine gröſſer, als die andere, und die oben zugeſchmoltzen ſind, verwahret, und läſt ſich als ein geronnenes, oder erhärtetes Blut anſehen. So bald die Flaſchen zu dem Kopff dieſes Märtyrers gethan werden, alſo daß kein ander Cörper zwiſchen ihnen iſt, ſo fängt das darin befindliche Blut an zu zergehen und aufzuwallen, und nach einiger Zeit gerinnet es wieder, und wird dicke. Zu welcher Solennitæt vornemlich 3. Tage im Jahr gewidmet ſind, an welchem dis Blut ordentlich aufgeſtellet wird: Nemlich den 19. Septembr. als der Gedächtniß Tag des Märtyrers: Ferner der nächſte Sonntag nach dem 1. Maji, an welchem Tage deſſen Gebeine nach Neapolis gebracht worden: Und endlich der 20. Decembr. zum Andencken, wie GOtt an dieſem Tage die Stadt Neapolis wieder das Wüten des Feuerſpeyenden Bergs Veſuvii erhalten hat: Wiewohl auch ſolches Blut in allgemeinen Land-Plagen auſſerordentlich aufgeſtellt wird, um dadurch den Zorn GOttes von dem Lande und der Stadt abzuwenden. Merckwürdig iſts, daß das Blut mannigmahl alſobald zu flieſſen anfängt, wann es zu dem Kopf geſtellet wird: Mannigmahl aber will es nicht ſo gleich flüßig werden, da man es dann durch Gebet, und angeſtellte Proceſſionen erweichen muß. Inſonderheit will es den Ketzern nicht den Gefallen thun, und in ihrer Gegenwart flieſſen. Als im Jahr 1719. den 6. Maji mit

dem damahligen Vice-König, Grafen von Daun, viele Lutheraner zugegen waren, ſo wolte es auf keine Weiſe flüßig werden. Nachdem aber die Lutheraner auf Befehl des Vice-Königs abtraten, und ehe ſie noch alle hinweg waren, fieng es an zu zergehen und aufzuwallen. (*) Welches ſattſam Vermuthung giebt, daß die Pfaffen und Mönche, ſo lange die Lutheraner zugegen waren, und ihnen auf die Finger ſahen, ihre Hocus Pocus Stückchen, wodurch ſie die Materie in den Fluß bringen, ſich nicht getrauet haben anzubringen. Nachdem dieſe aber mehrentheils hinweg, war es ihnen nicht mehr ſo ſchwer, ihren Betrug zu ſpielen. Dann meines Erachtens wird die in den Flaſchen befindliche Materie von der Art ſeyn, daß ſie durch gewiſſe äuſſerliche Mittel kan flieſſend gemacht werden, die dann nach einiger Zeit von ſelbſt wieder gerinnet, und die vorige Härte annimmt. Dergleichen Materie, es in der Natur wohl giebt; und dürffte ein erfahrner Chymicus ein ſolches Wunder auch leicht nachmachen. Das lächerlichſte bey dieſem Wunder-Blut iſt, daß als vor Zeiten, da man ſich im Pabſtthum noch des alten Julianiſchen Calenders bediente, es in zerflieſſen die vorbenannten Tage nach dem alten Calender hielt, nachdem aber der neue Gregorianiſche Calender eingeführt worden, es ſich nicht mehr nach dem alten, ſondern neuen richtet. Der

(*) v. P. Joh. Dominci Putignani Tract. de redivivo Sanguine D. Januarii. In Supplement. Actor. Erudit. Tom. 9. Sect. 9. p. 353. ſeqq.

Der liebe GOtt, dem man dieſes Wunder bey-meſſen will, erzeigt ſich den Papiſten ſo gefällig, daß er ihren Calender zu Gefallen, dieſe Wunderthat auf andere Tage verleget hat. Woraus der Jeſuit Ricciolus den elenden Schluß macht, es müſſe die Einführung des neuen Calenders GOtt recht angenehm ſeyn. Allein wer ein wenig Nachdencken hat, wird aus allen Umſtänden vielmehr ſchlieſſen, daß dis Wunder-Blut eine von Menſchen gekünſtelte Sache ſey, welches ſie, wann und wo ſie wollen, flüßig und wiederum hart machen können.

Noch ein betrügliches Blut-Zeichen will ich aus dem Becmann anführen. Im Jahr 1675. fand ſich in der Neumarck ein Mägdchen, welches etliche mahl am Haupt und Rücken mit Blut beſprenget ward, ohne daß ſie wiſſen konte, woher es käme. Einsmahls fiel das Blut gar auf die Erde, und ward von den Hunden aufgeleckt. Dieſe Geſchichte machte anfänglich groß Aufſehens, zuletzt aber kam heraus, daß einige Müller-Burſche den einfältigen und furchtſamen Mägdchen dieſen Poſſen geſpielt, und ſie unvermerckt mit friſchem Schweine-Blut, das ſie in kleine Röhrchen gethan, beſprützet hätten. Becmann (*) beſchlieſſet dieſe Erzehlung mit recht artigen Worten, die ſich hieher wohl ſchicken: Sie lauten alſo zu teutſch: Die gantze Geſchichte wäre nicht werth etwas davon zu ſchreiben, oder ſie zu leſen, wenn ich nicht

(*) l. c. Cap. 3. §. 8. p. 35. 36.

nicht wüſte, daß bereits gelehrte, aber leichtgläubige Männer ſie in ihre Schrifften einflieſſen laſſen, welche hiemit ſollen gebethen ſeyn, daß ſie mit ihrem Beyfall zu dergleichen Dingen, wo nicht etliche Jahr, doch wenigſtens 9. Monathe, ſo lange nemlich ein Kind im Mutter-Leibe verborgen liegt, zurück halten, und indeſſen mit harten Ausdrückungen denjenigen nicht ſchmähen und beläſtigen, welche nicht ſo leichtgläubig als ſie ſind.

Ein kurtzweiliges Blut-Wunder berichteten uns vor nicht gar langer Zeit die Zeitungen aus Dreßden, welches den Beſchluß dieſer Materie machen ſoll. Am H. Chriſt-Abend ward das Röhr-Waſſer in dem Juden-Hauſe auf der Pirnaiſchen Gaſſe Blutroth gefunden. Der Pöbel, der nicht ſelten eine Sache vor ein Wunder-Werck hält, welche nichts weniger, als daſſelbe iſt, drang mit ſolchem Ungeſtüm in das Hauß, dieſes vermeynte Wunder-Werck zu ſehen, daß die Wache den Zulauff hemmen muſte. Die gantze Kurtzweil war indeß, als man die Sache beym Lichte beſahe, ein Werck des Röhr-Meiſters, der das Waſſer gefärbet, um zu ſehen, wie er auf befragen die Urſach angegeben, wo der Lauff deſſelben hinginge, welcher Schertz ihm aber vermuthlich einen wohlverdienten Verweiß gekoſtet haben wird.

14.

Von den Cometen, Finſterniſſen, und andern Himmliſchen Zeichen.

Die Cometen haben jederzeit bey den Leuten viel Furcht und Schrecken erweckt, und noch heut zu Tage werden ſie von vielen für Göttliche Zorn-Zeichen angeſehen: Darum wollen wir einen Verſuch thun, ob ihnen ſolche Einbildung nicht endlich zu benehmen ſey.

Man hat lange Zeit nicht gewußt, was man aus dieſen auſſerordentlichen Sternen, welche nicht beſtändig am Himmel zu ſehen ſind, ſondern ſich wieder verliehren, und gemeiniglich einen langen hellen Schweiff haben, machen ſoll. Daher iſt kein Wunder, daß einige ſo gar auf lächerliche Meynungen von den Cometen verfallen ſind. Es finden ſich Leute, die ihren Urſprung dem Teuffel zuſchreiben. Sie ſagen, als GOtt die Sterne, und alle Himmliſche Lichter gemacht, ſo habe der Teuffel, um ſeinem Schöpffer nachzuäffen, und ſeiner neuen Schöpffung zu ſpotten, die Cometen, als eine Art Fix-Sterne hervorgebracht: Wie aber dieſelben einer verbrennlichen Natur waren, und er ſie in dem Abgrund hätte wollen herum gehend machen, hätten ſie ſich durch eine unrichtige und übel geſetzte Bewegung herum gedre-

gedrehet, und da ſie denen Fix-Sternen, als groſſen feurigen Cörpern, zu nahe gekommen, Feuer gefangen, und nachdem ſie alſo, als ein übel zubereitetes Feuer-Werck angezündet worden, von ſelbſt unterſchiedene wunderliche, und aus ihrem *Centro* gehende Bewegungen, wieder des Satans willen bekommen, der ſie nachgehends niemahls wieder hat in Ordnung bringen können. (*) Welche Meynung aber ſich durch ihren abgeſchmackten Zuſammenhang von ſelbſt wiederleget. Andere haben dafür gehalten, die Cometen entſtünden, wenn 2. Planeten ſo nahe zuſammen kämen, daß beyder Licht ſich miteinander vereinigte, und weil es alsdann nur wie eins anzuſehen wäre, etwas länglicht erſchiene. Dieſen Traum aber hat ſchon längſt Seneca (**) wiederlegt, indem er anmercket, wie gleichwohl bey Erſcheinung der Cometen, ſich alle Planeten am Himmel ſehen lieſſen, die Cometen auch auſſer dem Thier-Creyß erſchienen, wohin die Planeten niemahls kämen. Folgendes Fürgeben wird meines Erachtens wohl niemand ſo leicht gelten laſſen, wenn man die Cometen für böſe Engel hält, gleichwie die Sterne hingegen gute Engel ſeyn ſollen. (***) Hiebey fällt mir eine andere Meynung ein, daß nemlich die Cometen aus

(*) v. Geſchichte des Teuffels aus dem Engliſchen überſetzt. 1. Theil cap. 8. pag. 123.

(**) Natural. Quæſt. libr. 7. cap. 11. 12.

(***) v. Morhofii Polyh. Philoſoph. lib. 2. part. 2. cap. 24. §. 3.

aus einer verdickten Himmels-Materie, oder aus vielen Sternen, die durch Hülffe der Engel in eine Runde gebracht, gezeugt werden, damit ſie nach GOttes Willen Vorbothen der künfftigen Straffen ſeyn ſollen. (*) Welche Meynung ſo wenig Grund hat, als die vorigen. Ariſtoteles und viel andere mit ihm, ſtehen in den Gedancken, die Cometen wären nichts anders, als gewiſſe trockene Ausdünſtungen des Erdbodens, die ſich in der Lufft entzünden. Allein daß ſolche Gedancken nicht richtig ſind, erhellet daraus, daß die Cometen offt ſehr lange am Himmel zu ſehen ſind, welches wieder die Natur ſolcher irrdiſchen Ausdünſtungen iſt, als die ſich bald wieder verzehren müſſen. Solten aber die Ausdünſtungen in groſſer Menge vorhanden ſeyn, daß alſo der Comet lange brennen könte, ſo müſte er, wenn er in unſer Lufft befindlich, weit gröſſer erſcheinen, als es zu geſchehen pflegt. Man ſetzte auch, der Comet bekomme nach und nach von der Erde neue Ausdünſtungen, und brenne deswegen deſto länger, ſo muß zuvor ausgemacht werden, wer dieſe Ausdünſtungen dirigire, daß ſie dem Cometen nicht auf einmahl zuflieſſen, ſondern nur allmählich, oder daß einmahl nicht mehr zuflieſſen als das andere. Dann daß das letztere geſchehen müſte iſt klärlich daher abzunehmen, weil die Cometen immer in einerley Gröſſe verharren, biß ſie endlich kleiner werden, und ſich gar unſerm

(*) Das bildet ſich P. Petrus Galtruchius ein, in ſeiner durch Johann Heinrich Müllern ins teutſche überſetzte Mathematic.

ſerm Geſicht entziehen. Weiter ſo gehen die Cometen gleich andern Sternen auf und unter, welches nicht geſchehen würde, ſo ſie ſich in unſer Lufft befünden. Es haben demnach die groſſen Aſtronomi Kepler und Hevelius eine andere Hypotheſie erdacht, welche wenigſtens ziemlich wahrſcheinlich iſt. Sie halten die Cometen für Himmels-Wolcken, die von den Ausdünſtungen der Erde und übrigen Planeten, auch der Sonne und Fix-Sterne entſtehen, und nachdem ſie eine Zeitlang in dem Himmel herum geſchweifft, ſich ſo häufig zuſammen geben, daß ſie endlich durch die einfallende, und davon zurück prallende Sonnen-Strahlen, ſichtbar gemacht werden. Ob nun gleich aus dieſem Lehr-Satz alles, was wir bey den Cometen gewahr werden, ſich füglich erklären läſt, ſo ſtehet doch das eintzige im Wege, das andere nach der Zeit wahrgenommen haben, wie die eigene Bewegung der Cometen ſo ordentlich geſchehe, daß man ſie auf einige Zeit vorher ſagen könne, auch die Zeit beſtimmen, wenn ſie wiederkommen, und was ſie alsdann für einen Strich in ihrer Bewegung halten werden: Als woraus unwiederſprechlich folgt, daß ſie keine von ohngefehr zuſammen gefloſſene Himmels-Wolcken ſeyn, ſondern beſtändige Welt-Cörper, die bald erſcheinen, bald aber ſich wieder aus unſerm Geſicht verliehren. Und der letztern Meynung war ſchon Seneca (*) welche dann auch durch die neuere Obſervationes iſt beſtätigt worden. Ein Frantzos Nahmens Auzout war einer von den erſten

(*) Natural. Quæſt. lib. 7. cap. 22.

erſten, der ſich unterſtund, die Cometen und ihre Bewegung vorher zu verkündigen, womit es ihm auch ziemlich glückte. (*) Nachdem ein ander Frantzöſiſcher Mathematicus, Nahmens Petit, bey Gelegenheit des Anno 1664. erſchienenen Cometen, wahrnahm, wie die Cometen eine ſo ordentliche Bewegung hätten, welche gantz gewiß, auf künfftige Tage und Stunden könne vorher geſagt werden, ſo fieng er an die Cometen für beſtändige Welt-Cörper zu halten, ob er gleich vorher anderer Meynung war. (**) Ihm folgte der berühmte Caſſini Obſervator regius zu Paris, welcher eine Methode angab, wie man den Lauff der Cometen, eben wie den Lauff der Planeten, ausrechnen ſolte. Wenn die Cometen beſtändige Welt-Cörper ſeyn, die ihren ordentlichen Lauff haben, ſo folgt daraus, daß ſie in einer gewiſſen Zeit wieder kommen, und ſich ſehen laſſen müſſen. Vorgedachter Petit hielt dafür, daß der Anno 1664. geſehene Comet, eben derſelbige ſey, ſo Anno 1618. erſchienen, theils weil beyde gleichen Lauff gehabt, gleiche Zeichen durchwandert, und zwar in gleichen Monathen: theils auch, weil allezeit in 46. Jahren, als ſo weit dieſe beyde Cometen voneinander ſtehen, rückwerts zu rechnen, biß auf Caroli M. Zeiten, faſt 20. Cometen angemerckt worden, die innerhalb ſolcher Zeit erſchienen ſind, wiewohl mannigmahl 1. oder 2. Jahre eher oder

(*) v. Oldenburgii Acta Philoſoph. pag. 3. 13. 27.
(**) Beſ. Scheuchzers Phyſic. 2. Theil cap. 21. §. 23.

der ſpäter. (*) Welches letztere man ſich nicht darff befremden laſſen, ſintemahl gewiſſe Urſachen verhanden, woher es kommt, daß die Cometen die Zeit ihrer Wiederkunfft nicht gantz accurat halten können: Welche ſich aber hier in der Kürtze unmöglich ausführen laſſen. (**) Wenn auch in vorgemeldter von Petito beſtimmten Zeit ſich Jahre finden, da dieſer Comet hätte erſcheinen ſollen, man aber davon keine Nachricht findet, ſo gehet ſeine Meynung dahin, daß er zwar würcklich erſchienen, aber entweder des Tags über unſerm Horizont geſtanden, und unter den Sonnen-Strahlen verborgen geblieben, oder von den unachtſamen Geſchicht-Schreibern aufzuzeichnen vergeſſen worden. Der Italiäniſche Marggraff Ghislerius nimmt die Caſſiniſche Hypotheſin an, und ſetzet, daß die Anno 1668. und 1702. erſchienene Cometen, ein und eben derſelbige geweſen, welcher dann Anno 1736. ſich wieder müſte ſehen laſſen

(*) Beſ. Scheuchzers Phyſic. l. c. §. 24.

(**) Ich will indeſſen Newtons Worte hieher ſetzen, worin ſolche Urſachen kürtzlich angezeigt werden. Ceterum, ſchreibt er, Cometæ ob magnum eorum numerum, & magnum Apheliorum a ſole diſtantiam, & longam moram in Apheliis, per gravitates in ſe mutuo nonnihil turbari debent, & eorum eccentricitates, & revolutionum tempora nunc augeri aliquantulum, nunc diminui. Proinde non eſt expectandum, ut Cometa idem, in eodem orbe, & iisdem temporibus periodicis, accurate redeat. Sufficit, ſi mutationes non majores obvenerint, quam quæ a cauſis prædictis oriantur. Princip. Philoſ. Natural. Mathemat. lib. 3. propoſit. 42. pag. 480.

laſſen. (*) Solches wird die Zeit lehren. Newton will nicht allein den rechten Weg gefunden haben, auf welchen die Cometen am Himmel ihren Lauff halten, ſondern auch die Geſetze, wornach ſich ihre Bewegung richtet. (**) Und Halley hat uns gezeiget, wie man der Cometen Lauff, nach Newtons Grund-Sätzen aufs richtigſte ausrechnen können. (***) Aus dieſen allen läſt ſich wenigſtens ſo viel abnehmen, daß die Cometen keine Himmels-Wolcken, ſondern beſtändige Welt-Cörper ſind, ſie mögen am Himmel ſelbſt ihren Ort haben, wo ſie wollen. Eine ausgemachte Sache iſt, daß ſie ſich nicht unter dem Mond oder der Sonne befinden, ſondern von der Erde ungleich weiter, als dieſe beyde Lichter abſtehen. Die Muthmaſſung, daß ſie in dem ungeheuren Raum, der zwiſchen dem Saturno und den Fix-Sternen anzutreffen iſt, ihren eigentlichen Platz haben, ſcheinet nicht ohne Grund zu ſeyn. Was den Schweiff der Cometen anlangt, ſo hält Petitus dafür, daß er entſtehe aus den vielen Ausdünſtungen der Sonne und Planeten, welche, indem ſie von denen Sonnen-Strahlen immer abwerts, und wenn ſie ſich an die Cometen angehenckt, hinter das Corpus derſelben getrieben werden, da ſie dann wegen ihrer Zähigkeit ſich nicht wieder loß reiſſen können, ſondern einen langen Schweiff vorſtellen,

(*) v. Act. Erudit. 1725. p. 408.

(**) In Princip. Phil. Nat. Mathem. lib. 3. Prop. 40. p. 445.

(***) v. Act. Erudit. 1707. pag. 297.

ſtellen, der eben deswegen allezeit der Sonne entgegen ſtehet, und einem Rauch gleichet, welcher von einem angezündeten Cörper durch den Wind hinter denſelbigen getrieben wird. Diß läſt ſich endlich wohl hören, es ſteht aber nicht zu läugnen, daß der Schweiff der Cometen, aus denen Lehr-Sätzen Kepleri und Hevelii, ſich weit geſchicklicher erklären laſſe. Carteſius machte ſich von den Cometen gantz beſondere Gedancken; Er ſetzte zuforderſt, weil alle Fix-Sterne Sonnen wären, und mit eigenem Lichte glänzten, ſo hätte ein jeder ſeinen eigenen Würbel, oder Vorticem, in deſſen Mitte er (die Bewegung um die Axe ausgenommen,) unbeweglich ſtünde; ingleichen auch wohl gewiſſe Planeten, die ſich beſtändig um derſelben bewegten. Wenn nun ein Fix-Stern mit vielen Flecken überzogen, und dadurch verdunckelt wird, ſo werde er dergeſtalt geſchwächet, daß er in ſeinem eigenen Würbel oder Vortice nicht beſtehen könne, ſondern von einem ihm nahe ſtehenden Würbel dahin geriſſen, und wanderte, ſo lange als er noch ziemlich dichte und ſolide iſt, aus einem Würbel in den andern fort, und würde alſo zu einem Cometen. Wann aber endlich ſeine Soliditæt und Dichte mehr und mehr geſchwächet worden, ſo bliebe er endlich in einem Vortice ſtehen, und würde ein Planet daraus, der ſich nachhero, gleich den andern Planeten, um die Sonne dieſes Wirbels bewegte. (*) Solche Meynung verdienet keinen Beyfall, erſtlich, weil

(*) v. Carteſii Princip. Philoſoph. Part. 3. §. 115. ſeqq.

weil von je her zwar viel hundert Cometen ſind geſehen, aber noch niemahls wahrgenommen worden, daß ſich einer von den bekannten, und in gewiſſe Bilder gebrachten Fix-Sternen am Himmel verlohren hätte: Zum andern, weil die Cometen innerhalb gewiſſen Zeiten wiederkommen, und bey nahe eben den Lauff als vorher am Himmel halten. Unterdeſſen mögen die Cometen ſeyn was ſie wollen, ſo iſt nicht glaublich, daß ſie etwas böſes bedeuten ſolten, wie ſich faſt alle Welt überreden will. Auguſtinus nennet die Cometen Himmels-Zungen, weil ſie den Menſchen gleichſam den Zorn GOttes predigen und verkündigen. Man glaubt auch, es ſey niemahls ein Comet am Himmel geſehen worden, der nicht was böſes bedeutet hätte. (*) Ungewitter, Sturmwinde, Unfruchtbarkeit, groſſe Dürre, ungeſunde Lufft, theure Zeit, Peſt, Sterben, Krieg, Auffruhr, Veränderung der Reiche, der Tod groſſer Herrn und ſo weiter, ſind die Dinge, welche von den Cometen ſollen vorher angezeigt werden. Man nimmt aber ſo vielerley Dinge an, worauf die Cometen zielen ſollen, damit ſie ja niemahls vergebens am Himmel erſcheinen mögen, ſondern man ſagen könne, daß, wo ſie nicht das eine, doch das andere bedeutet hätten. Viele haben ſich eingebildet, die Cometen bedeuteten nicht allein mancherley Unglücks-Fälle, ſondern würckten ſie in

(*) Phil. Melanchthon lib. 6. Epigrammat.
Nulla ætas vidit flagrantem impune Cometum,
Non leve venturum nuntiat ille malum.

der That. Wir wollen davon den Baſilium Valentini vernehmen. Es wird auch, ſchreibt er, (*) Gifft gewürcket durch das Geſtirn, indem wiederwärtige *Oppoſitiones* und *Conjunctiones* der Planeten und Sterne geſchehen, dadurch die *Elementa inficirt* werden, daß ſie Urſach gebären können in der kleinen Welt, zur Peſtilentz und vielen andern giftigen Kranckheiten mehr, alſo auch von den Cometen zu verſtehen. Andere ſtellen ſich die Sache alſo vor, daß wenn der Dampff nach der verbrannten Materie hin und wieder getrieben und zerſtreuet wird, er die Lufft und Winde vermehre, und wenn ſolche trocken, gifftig, oder ſonſt übel ſind, entſtünden daher allerhand Plagen, Dürrung, Peſt, Sterben u. ſ. w. (**) Wieder andere fangen es noch künſtlicher an, und wollen, die Cometen trockneten durch ihren grauſamen Brand alles aus und verbrennten ſehr, dadurch würde dann bey den Menſchen die ſchwartze Galle vermehret, und die Gemüther erhitzet, daß ſie in allerhand Laſter ausbrächen, welches zu Kriegen, Aufruhr, Blutvergieſſen u. ſ. w. Gelegenheit gebe. (***) Was von Würckung der Cometen her geſchwatzt wird, iſt ſonder Zweiffel alſo beſchaffen, daß es zu wiederlegen keine groſſe Mühe braucht. Baſilii Valen-

(*) Im Triumph-Wagen des Antimonii part. I. pag. 357.

(**) Paulini Bauren-Phyſic. pag. 155.

(***) Peucerus de præcipuis divinationum generibus. fol. mihi 356. ſeqq.

lentini Vorgeben iſt auf der Aſtrologie gegrün-
det, welche wir bereits mit allen ihren Grund-
Sätzen und Regeln verworffen haben. Die
andere Meynung, daß der Dampff von den
verbrannten Cometen viel ſchädliches auf dem
Erdboden anrichte, hat die falſche Hypotheſin
zum Grund, daß die Cometen in unſer Lufft ſte-
hen, die gleichfalls ſchon ihre Abfertigung be-
kommen hat. Endlich iſt es vollends gantz un-
gereimt, daß der hefftige Brand der Cometen
die ſchwartze Galle erregen, und die Menſchli-
che Gemüther erhitzen ſolte, da zur Zeit kein
Menſch jemahls ſolche grauſame Hitze gefühlet
oder empfunden hat, auch die im Winter er-
ſchienene Cometen, noch niemahls einen Men-
ſchen für 1. Pfennig Holtz erſparet haben. Zu-
dem iſt nicht möglich, daß, wenn die Cometen
ſich nicht in unſer Lufft befinden, ſondern entwe-
der zwiſchen, oder über den Planeten, ſie der Er-
de eine ſo groſſe Hitze zuſchicken könten.

Man hat nicht weniger Urſach die Bedeu-
tung der Cometen ſo wohl, als ihre Würckung
zu verwerffen.

Denn 1) haben ſich längſt gelehrte Leute
gefunden, welche nicht allein aus Gründen der
Vernunfft, ſondern auch aus der Erfahrung,
dargethan, daß die Cometen vielmehr gutes als
böſes bedeuten. (*) Welches gantz natürlich
iſt. Denn wenn etwa, nach Erſcheinung eines
Cometen, einem Lande, Stadt oder groſſem

 Herrn

(*) v. Menckens Reden von der Marcktſchreyerey der Gelehrten. pag. 281. in Notis.

Herrn ein Unglück begegnet, ſo wiſſen andere nichts davon, ſondern es wächſet ihnen wohl gar aus anderer Unglück ein deſto groſſer Glück zu. Daher ſich die Cometen, in Anſehung der letztern, füglicher für Glücks- als Unglücks-Bothen achten laſſen.

2) Sind offt Cometen erſchienen, worauf nichts ſonderliches erfolgt iſt. Von dem Cometen des 1678. Jahrs, ſchreibt ein Engliſcher Autor: (*) Wir würden uns eben ſo wenig um ihn bekümmern, als um den groſſen Cometen, welcher *Anno* 1678. erſchien, und ſich ſo lange und beſtändig ſehen ließ, ohne daß eine beſondere Begebenheit darauf erfolgt wäre, daß man ſich endlich ſo wenig darum bekümmerte, als um die gewöhnliche Sterne, welche ſich ſehen laſſen, ehe wir, oder unſere Vorfahren, gebohren waren.

3) Werden die meiſten Cometen von den wenigſten Menſchen wahrgenommen. In dem jetztlauffenden Jahrhundert ſind ſchon welche erſchienen, die auſſer einigen fleißigen Sternſehern niemand beobachtet hat. Wie man denn dafür halten will, daß ſich faſt alle Jahr Cometen am Himmel gewahr werden lieſſen. Ferner ſtehen die Cometen nicht an einem Ort, über einem Lande oder Stadt ſtille, ſondern lauffen alle Tage, gleich andern Sternen, um die Erde herum, und man kan deswegen unmöglich wiſſen, welches Land oder Stadt ſie gelten ſollen.

Nimmt

(*) Der Geſchichte des Teuffels. 2. theil. 3. Cap. pag. 293.

Nimmt man ſie nun für Göttliche Zorn-Zeichen an, ſo laſſen ſie ſich ſchwerlich mit der Göttlichen Weißheit reimen. Solten ſie den Menſchen nach GOttes Willen ein Unglück verkündigen, müſten ſie jedermann leicht und ohne Mühe in die Augen fallen. Und wenn ihre Bedeutung gewiſſe Länder oder Städte betreffe, müſten ſie beſtändig über dieſen Ländern und Städten ſtehen bleiben: Auf die Art, wie Joſephus berichtet, daß ſich, vor Zerſtöhrung der Stadt Jeruſalem durch die Römer, ein Comet über Jeruſalem und dem Jüdiſchen Lande, beſtändig ſehen laſſen. Von beyden lehrt die Erfahrung das Gegentheil, und wo man der Göttlichen Weißheit nicht will zu nahe treten, muß man zugeſtehen, daß die Cometen nicht beſondere Vorbothen der Göttlichen Gerichte ſeyn.

4) Wann endlich die Cometen beſtändige Welt-Cörper ſind, ſo können ſie ſo wenig als die übrigen Sterne bedeuten, die wir beſtändig am Himmel ſehen. Bey dieſer Gelegenheit muß ich einem Einwurff begegnen, den einige zu machen pflegen, wenn man, wie hier geſchicht, natürliche und ordentliche Dinge, als die Cometen ſind, nicht für Zeichen halten will. Man berufft ſich auf den Regenbogen, welcher aus natürlichen Urſachen entſtehet, und dennoch den Menſchen zu einem Zeichen von GOtt gegeben iſt, daß er die Erde nicht mehr mit Waſſer, als in der Sündfluth geſchahe, heimſuchen wolle. (*) Allein was den Regenbogen anlangt, ſo

 ſind

(*) Dieſen Einwurff macht Becmann in diſſertat. de Turbamentis vulgi. Cap. 2. §. 3.

ſind wir aus H. Schrifft verſichert, daß er ein Zeichen des Bundes zwiſchen GOtt, und den Einwohnern der Erden ſey. Kan man nun auch aus H. Schrifft darthun, daß die Cometen von GOtt zu Zeichen ſeines Zorns verordnet ſind, alsdann, und nicht eher, hat man ſie dafür anzunehmen. Wie wird es aber um den Beweiß ſtehen? In GOttes Wort findet ſich keiner, ſondern vielmehr das Gegentheil, nemlich daß wir uns für den Zeichen des Himmels, folglich auch für den Cometen, nicht fürchten ſollen. Jerem. 10. 2. Darum folgt nicht: GOtt hat den Regenbogen zu einem Zeichen ſeiner Gnade gemacht, deswegen ſind auch andere natürliche und ordentliche Dinge Zeichen ſeiner Gnade, oder ſeines Zorns. Sonſt lieſſen ſich alle natürliche Dinge dazu machen, und dieſer Zeichen würde kein Ende ſeyn.

Ich beſchlieſſe dieſe Materie mit dem vernünfftigen Urtheil unſers groſſen D. Luthers. Anno 1539. den 18. Januar. Abends um 6. Uhr ſahe D. Luther nebſt andern einen Cometen zu Wittenberg, der war dunckel, aber ſehr lang bey 20. Graden, reckte den Schwantz nach den Zeichen der Fiſche, vom Abend nach Mitternacht gegen Aufgang der Sonnen, wenn ſie am höchſten ſteht. Da ſagte D. Luther: **Ich will Teutſchland wahrſagen, nicht aus dem Geſtirn, ſondern verkündige ihr GOttes Zorn aus der *Theologia*, und GOttes Wort: Denn es iſt unmöglich, daß Teutſchland ſolte alſo ungeſtrafft hingehen. Es muß eine groſſe Schlap-**

pe

pe nehmen, da wird nichts anders aus. Denn GOtt wird täglich gereitzt, uns zu verderben. (*) GOttes Wort deutet der ruchloſen Welt überall die Göttliche Straffen und Gerichte an, um ſie dadurch zur Buſſe zu bewegen. Was braucht es dann auſſerordentlicher Wunder-Zeichen, und warum weiſet man die Menſchen mehr auf Zeichen und Wunder, als auf die Heil. Schrifft?

Mit den Finſterniſſen an Sonne und Mond hat es gleiche Beſchaffenheit, als mit den Cometen, ſintemahl ſich die Menſchen jederzeit dafür gefürchtet haben. In Indien und Sina, zweyen groſſen Aſiatiſchen Reichen, glaubt der gemeine Mann, dieſe Finſterniſſen würden von einem groſſen Drachen verurſacht, der die Sonne oder den Mond verſchlingen wolte. Daher erregen ſie bey Finſterniſſen ein groſſes Getümmel, und ſchlagen auf Meßingen Becken, wollen damit dieſen Himmels-Lichtern zu Hülffe kommen, und den Drachen von ſeinem Vorhaben abſchrecken. Die ſonſt kluge Römer urtheilten von den Finſterniſſen ehedem nicht viel beſſer. Wie denn Plutarchus berichtet, daß ſie bey Mond-Finſterniſſen mit allerhand Metallenen Inſtrumenten ein Gethöne gemacht, und groſſe brennende Fackeln angezündet, um damit den Mond in ſeiner Noth Hülffe zu leiſten. Die Einwohner der Americaniſchen Landſchafft Peru hatten vorzeiten von den Finſterniſſen gantz ungereim-

(*) Beſ. die Tiſch-Reden cap. 77. von Ländern und Städten.

gereimte Gedancken. Wenn eine Sonnen-Finſterniß zu ſehen war, ſagten ſie, die Sonne ſey ihrer Sünden wegen zornig, und verſtelle ihr Angeſicht nicht anders, als ein zorniger Menſch zu thun pflegt. Daher waren ſie von derſelben zur Straffe ein groſſes Unglück gewärtig. Ward der Mond verfinſtert, ſo muſte er, ſeines ſchwartzen Anſehens wegen, kranck ſeyn, und ſie waren bekümmert, daß er bey gäntzlicher Verfinſterung gar ſterben, vom Himmel herab fallen, und damit den Untergang der Welt befördern möchte. So bald die Finſterung anfieng, machten ſie mit allerhand Inſtrumenten einen entſetzlichen Lermen: Bunden die Hunde an, und prügelten ſie gewaltig, daß ſie bellen muſten, in der Hoffnung, der Mond würde dieſes alles hören, und von dem Schlaff, den ihm die Kranckheit verurſachte, aufwachen. So baten ihn auch Jungen und Alten mit Thränen und groſſem Geſchrey, daß er ja nicht ſterben möchte, und dadurch ihren eigenen Untergang befördern. (*) Alle dieſe Einbildungen ſind ziemlich grob und abgeſchmackt, und geben zu erkennen, daß man die eigentliche Urſach der Finſterniſſen nicht wiſſe. Wann der Mond, welcher ſich unter der Sonnen befindet, mit der Sonne und Erde in einer geraden Linie zuſtehen kommt, muß er uns nothwendig das Licht der Sonnen verdecken, und eine Sonnen-Finſterniß verurſachen. Wann hingegen Sonne, Erde und Mond

(*) Bourdelon. Tombeau de l' Aſtrologie Judiciaire §. 8.

Mond alſo in einer geraden Linie ſtehen, daß die Erde in der Mitten iſt, ſo verhindert ſie, daß die Sonnen-Strahlen, von welchen der Mond, der ſonſt kein eigen Licht hat, erleuchtet wird, nicht zu demſelbigen gelangen können, und ſo muß nothwendig der Mond verfinſtert werden. Wie iſt es nun möglich, aus ſolcher wahren Beſchaffenheit der Finſterniſſen einem Schluß zu machen, daß ſie etwas böſes würcken oder bedeuten? Alles was ſie mit ſich bringen, iſt eine Dunckelheit, dergleichen wir alle Tage wahrnehmen, wenn entweder bey Tage die Wolcken uns das Sonnen-Licht, oder bey Nacht den Mond verdecken, oder wenn des Nachts die Sonne gar von uns weicht, und der Mond auch nicht über unſerm Horizont ſtehet. Daß dieſe Dunckelheit, welche zum theil weit gröſſer iſt, als die, ſo von den Finſterniſſen entſtehet, eine beſondere Würckung und Bedeutung habe, wird wohl niemand ſagen. Daher muß auch folgen, daß weil die Finſterniſſen eine Dunckelheit ſeyn, die ebenfals von der Abweſenheit des Lichts entſtehet, man ihnen auf keine Weiſe eine beſondere Würckung und Bedeutung zuſchreiben könne. Als der Griechiſche Schiffs-Capitain Pericles, einmahls auf der See war, da eben eine Sonnen-Finſterniß entſtund, ſo war ſein Steuer-Mann gantz erſchrocken, weil er ſich davon nichts gutes verſprach; Pericles nahm ſeinen Rock, und hielt ihn den Steuer-Mann für die Augen, und fragte, ob er dieſes auch für ein erſchreckliches Wunder-Zeichen hielte? Der Steuer-Mann antwortete

tete, Nein: darauf verſetzte Pericles: Es iſt aber zwiſchen dem, das die Sonnen-Finſterniß verurſacht, und meinem Rock, kein ander Unterſcheid, als daß jenes gröſſer, denn dieſer iſt. Er wolte damit ſo viel ſagen: Du hältſt es für kein Wunder-Zeichen, wann mein Rock dir das Sonnen-Licht entziehet; Alſo kan es auch kein Wunder-Zeichen ſeyn, wenn der Mond durch ſeinen Zwiſchen-Stand uns auf eine kurtze Zeit des Lichts der Sonnen beraubet. War gewiß wohl geredet. Man erzehlet zwar von dem berühmten Engelländer Baco de Verulamio, daß er allemahl bey Mond-Finſterniſſen in eine Ohnmacht gefallen ſey. Ich will wieder die Erzehlung ſelbſt nicht ſtreiten, gebe aber zu bedencken, ob ſolche Ohnmacht nicht vielmehr von der Einbildung, als von den Finſterniſſen entſtanden ſey. Vielleicht iſt ihm die Ohnmacht das erſtemahl angetreten, da eben eine Monds-Finſterniß war, und er hat den Zufall der Finſterniß zugeſchrieben. So offt aber eine Monds-Finſterniß nachhero vorhanden, machte er ſich eine hefftige Impreſſion und Einbildung, daß das vörige Ubel zugleich wiederkommen würde: Und ſolche Einbildung war Schuld daran, daß es zu eben der Zeit würcklich wieder kam. Auf die Bedeutung der Finſterniſſen hat man noch weniger zu geben. Denn da dieſelbige ſo häufig ſind, daß manches Jahr 4. 5. oder mehr, einfallen, ſo können ſie nicht füglich als Vorbothen des Göttlichen Zorns angeſehen werden, weil daraus folgen würde, daß GOtt über die Menſchen

ſchen immerdar zornig ſey, und ihnen durch die Finſterniſſen nichts als ſeine Gerichte und Straffen verkündigen laſſen. Wer auch bedencket, daß wegen des Laufſs dieſer Himmels-Lichter ſich nothwendig Finſterniſſen begeben müſſen, der wird gar leicht begreiffen, wie ſie nicht ausbleiben würden, wenn ſchon die Menſchen nicht ſündigten, und damit die Göttliche Straffen nicht verdienten. Mich wundert demnach, wie der ſonſt gelehrte Samuel Clark auf den Einfall kommen, daß vor den haupt-Veränderungen, ſo in jeder der 4. Monarchien ſich begeben, allemahl groſſe Mond-Finſterniſſen vorher gegangen, und daß daher das Jahr 1736. als der letzte Periodus der Römiſchen Monarchie, wegen gleichmäßiger groſſen Mond-Finſterniß, ſehr mercklich ſeyn werde. (*)

Wann ſich am Himmel Neben-Sonnen, und Neben-Monde zeigen, oder dieſe Lichter einen Creyß, oder ſo genannten Hoff um ſich haben, will man, daß es auch von böſer Bedeutung ſey. Warum aber legt man nicht auch den Wolcken eine böſe Bedeutung bey? da eine ausgemachte Sache iſt, daß die Urſache der Neben-Sonnen und Monden, ingleichen der Cronen oder Creyſſe um dieſen Lichtern, in den Wolcken oder in gewiſſen Dünſten, die alsdann in der Lufft befindlich, zu ſuchen ſey.

Von den ſo genannten fliegenden Drachen hegt vornemlich der gemeine Mann, mancherley Aberglauben. Es muß ihnen der Teuffel ſelbſt ſeyn

(*) v. Memoires of the Life of D. Clark. pag. 159.

ſeyn, der bey ſeinen lieben Getreuen durch den Schorſtein einkehret, und ihnen etwas bringt, ſo er vorher andern weggeſtohlen. Da aber den Verſtändigen ſattſam bekannt, wie der fliegende Drache unter die feurige Lufft-Geſchichte gehöre, und aus Schwefelichten und Oelichten Dünſten beſtehe, die ſich in der Lufft entzünden, eine kurtze Zeit brennen, und dabey eine geſchwinde Bewegung, gleich dem Blitz, haben: So findet man keine Urſach, denſelben für ein Werck des Teuffels anzugeben. Gleiche Beſchaffenheit hat es mit dem fallen der Sterne; Dann ob zwar viele der lächerlichen Meynung ſind, als ob die Sterne vom Himmel herab ſchöſſen, oder ſich wenigſtens ſchneutzten (wie dann die Alchimiſten dieſe Stern-Putzen auf der Erde fleißig aufſuchen, und daraus den Stein der Weiſen bereiten wollen) ſo hat doch das Stern-ſchieſſen gantz andere Urſachen, und entſtehet ebenfals aus gewiſſen fetten und Schwefelichten Dünſten, die ſich entzünden, und eine geſchwinde Bewegung haben. Von den fliegenden Drachen will ich noch ein paar artige Hiſtorien beyfügen, woraus zu erkennen ſeyn wird, wie geneigt die Menſchen ſeyn, ungewöhnliche Dinge für Wunder-Zeichen zu achten. In einer ſichern Stadt, ſchreibt Eraſmus Franciſci (*) dürffen die Prediger das Wort Barmhertzigkeit nicht von ſich hören laſſen. Denn etliche Knaben dieſer Stadt machten einen fliegenden Drachen, und lieſſen ihn auſſer der Stadt von der Spitze des Berges

(*) In der luſtigen Schau-Bühne part I. pag. 982.

Berges mit dem Wind in die Höhe fahren, daß er recht über der Stadt ſchwebte. Den Einwohnern war es etwas ungewöhnliches, lieffen zuſammen, und rieffen GOttes Barmhertzigkeit an, biß endlich der Irrthum in ein Gelächter verkehret ward. Hierüber wurden dieſe Bürger von den benachbarten verſpottet, darum können ſie das Wort Barmhertzigkeit nicht gern hören. Als die Chriſten einsmahls unter den Barbariſchen Indianern in groſſe Noth gerathen waren, und dieſe ſchon einige Chriſten gefangen hielten, ſo drohete man ihnen, wo ſie die Gefangenen nicht loß laſſen würden, GOttes Zorn durch grauſame Zeichen in der Lufft. Darauf machten einige Jeſuiten einen Pappiernen Drachen, ſchnitten auf deſſen Bauch mit Indianiſchen Worten: GOttes Zorn. In dieſer Machine war ein Gemenge von Schweffel, Pech und Wachs zubereitet, daß das gantze Werck davon erleuchtet wurde, und jetzt beſagte Worte gantz feurig gläntzten, auch deutlich geleſen werden konten. So bald die Indianer dieſes ſahen, lieſſen ſie die Gefangnen loß, voller Schrecken, und baten die Jeſuiten für ſie GOtt zu bitten. Worauf endlich der künſtliche Drache ſich entzündete, und im Feuer aufgieng. (*)

Der Irrwiſche will ich allhier auch mit wenigen gedencken. Die gemeine Leute halten ſie für ein Teuffels-Geſpenſt, wodurch Menſchen und Vieh verführt werden. Allein geſchickte

(*) Kircherus in Arte Magna Luc. & Umbræ Part. II. cap. 7. Experim. 4.

Naturkündiger wiſſen uns beſſer zu ſagen, was es mit ihnen für eine Bewandniß habe. Sie ſind nemlich nichts anders als ein leuchtender Dampff ohne Hitze, und von der wärmenden Flamme unterſchieden, wie das leuchtende faule Holtz von glüenden Kohlen. Sie laſſen ſich aber gemeiniglich ſehen an Moraſtigen Oertern, in und bey den Kirchhöfen, weil an ſolchen Oertern gemeiniglich fette und Oelichte Dünſte aufſteigen, welche die Materie zu den Irrwiſchen abgeben. Einige Engelländer, als Johannes Rajus (*) und Richard Bradley (**) ſehen die Irrwiſche für kleine leuchtende Inſecta oder Würmlein an, weil gewiß iſt, daß es ſolche leuchtende Inſecta gibt, und die Bewegung der Irrwiſche von einem Ort zum andern, mit derjenigen Bewegung ſehr überein kömmt, die man bey einer Menge Mücken anmerckt, welche ſich bald langſam in einem Hauffen, bald wiederum mit groſſer Geſchwindigkeit bewegen, und ſich zuſammen hangen. Welche Meynung dann nicht unwahrſcheinlich iſt. Daß es leuchtende Würmlein gebe, bezeugen die bekannte Johannis Würmlein, und es iſt kein Zweiffel, daß ſich mehr dergleichen finden. Als ich einsmahls zur Herbſt Zeit des Nachts durch einen Wald reiſete, ward ich hin und wieder auf der Erde einen hellen Schein gewahr, welchen ich anfänglich

(*) In Obſervat. Topograph. Moral. & Phyſ. p. 410.
(**) Beſ. die Anmerckung des teutſchen Überſetzers die Brieffe des Herrn von St. André von der Zauberey pag. 149.

lich dem faulen Holtz zuſchrieb. Weil aber der Schein nicht gar zu groß war, ſo fieng an zu zweiffeln, ob er vom faulen Holtz herrührete. Derowegen nahm ich einige dergleichen leuchtende Dinge von der Erden auf, die ich dann nur gantz klein befand, und ſie behielten ihren Schein, als ich ſie in Händen hatte. Nachdem ich ſie in ein Pappier gewickelt, mit nach Hauſe nahm, waren es länglichte Würmer mit vielen kurtzen Füſſen, an denen ich aber keine Flügel gewahr werden konte. Des Morgens waren ſie todt, und glänteten noch wohl 2. Tage im Dunckeln. Was übrigens zu Wiederlegung des mancherley Aberglaubens von den Irrwiſchen geſagt werden kan, hat Scheuchzer (*) kurtz zuſammen gefaßt, deſſen Worte ich daher um ſo viel deſto lieber hier mit einrücke. Das gemeine Volck, ſchreibt er, hält die Irrwiſche für Geſpenſter, und in ſolcher Meynung wird es geſtärcket durch die Betrachtung des Orts, allwo ſich dieſe Feuer-Männlein ſehen laſſen, nemlich um die Hoch-Gerichte, in und bey den Kirchhöfen. Ein Naturkündiger hingegen achtet dis nicht, weil er weiß, daß an bemeldten Orten aufſteigen fette, Oelichte Dünſte, welche die Materie abgeben zu dergleichen Lufft-Geſchichten. Nicht mehr ſoll uns bewegen, daß die Feuer-Männlein ſich ſonderlich ſehen laſſen bey und in Moraſtigen Orten, dahin ſie auch zu Nachts manchen

(*) In der Natur-Wiſſenſchafft 2. theil. Cap. 26. §. 8.

chen Reiſenden ableiten, und verführen, als die ſolchem Licht nachgehen, vermeynende in ein Hauß oder Dorff zu kommen. Dergleichen angezündete fette, zähe Dünſte bewegen ſich ſonderlich gegen diejenige Oerter, wo die Lufft ſtill und verdickert iſt, ja ſie werden von der wärmern und ausgedehnten Lufft gleichſam dahin getrieben, daß alſo die durch ſie geſchehene Verführungen ihnen unwiſſend ſich begeben. Alſo iſt auch nothwendig auszunehmen ein gemeines Vorurtheil des Volcks, daß dergleichen Feuer-Männlein ſich herzumachen durch das Gebet, aber entfernen durch Schweren und Fluchen, deſſen dann als ein kräfftiges Mitttel dieſen Irr-Geiſtern zu entweichen, man ſich ſolle bedienen. Wir haben deſſen wiederum natürliche Urſachen. So man ſich fürchtet, vor Angſt betet, und den Athem vielmahl an ſich ziehet, oder ſo man fliehet, wird die umſtehende Lufft ſtärcker an uns gezogen, hingegen von uns geſtoſſen durch Thurniren, Balgen, Fluchen, welches aber ebener maſſen geſchehen kan durch ruffen, ſtarck reden, ſtill ſtehen rc. So daß wir dieſe feurige Irr-Geiſter anſehen vor Materialiſche Geiſter, und natürliche Cörper, läugnen aber nicht, daß der Teuffel könne bißweilen aus GOttes Zulaſſen ſein Spiel mit haben, unter der Geſtalt dieſer Feuer-Männlein, die Reiſenden plagen, ſchlagen, rauffen, verführen. Die-

Diejenige Himmliſche Wunder-Zeichen, derer ich noch zuletzt gedencken will, ſind aus Einbildung und Lügen zuſammen geſchmiedet, am Himmel aber wohl niemahls würcklich geſehen worden. Ich rede von denen Wunder-Zeichen, wann man in der Lufft ſtreitende Kriegs-Heere, groſſe Schiffs-Flotten, Löwen, Adler, Leichen-Processiones, feurige Ruthen, Bogen mit darauf liegenden Pfeilen u. ſ. w. will wahrgenommen haben: Wovon man in den Wunder-Büchern Exempel in groſſer Menge finden kan, (*) die ich anzuführen nicht der Mühe werth achte. Zwar wollen einige dieſe Lufft-Erſcheinungen aus natürlichen Urſachen herleiten, indem ſie vorgeben, daß dieſe Lufft-Bilder nichts anders ſeyn, als ein Schein von den Dingen, die ſich würcklich auf der Erde befinden, und in den Wolcken, als in einem Spiegel ſich unſerm Geſicht darſtellen. Allein ſolche Meynung hält keinen Stich, weil man gemeiniglich dieſe Dinge bey danckler Nacht will obſervirt haben, da denn die auf der Erden befindliche Dinge nicht alſo haben können erleuchtet werden, daß ſie ſich in den Wolcken præſentirt hätten. Man gehe nur bey danckler Nacht für den Spiegel, und ſehe, ob man darinn ſein Bildniß gewahr werden könne. Wiewohl auch nicht zu glauben ſteht, daß die Wolcken uns die auf der Erde befindliche Dinge, ſo hell und deutlich, als in einem

(*) Beſ. Happelii Relat. Curioſ. Tom. 4. p. 571. ſeqq. Ingleichen das Amphith. Mag. Vniverſæ pag. 417. ſeqq.

nem Spiegel geſchicht, ſolten vorſtellen können. Cardanus will uns überreden, (*) man habe einsmahls zu Mayland einen Engel in den Wolcken geſehen, und nachdem jedermann dadurch in Furcht und Schrecken geſetzt worden, ſo hätte ein Rechts-Gelehrter bemercket, daß es nichts anders ſey, als ein Gegenſtrahl in den Wolcken von einem Engel auf der Spitze des Thurms bey St. Gotthard. Wann dem alſo, möchte es nicht unmöglich seyn, daß ſich die Dinge auf dem Erdboden in den Wolcken abſchilderten und præſentirten. Dennoch zweiffele ich ſehr daran, und werde davon meine Gedancken bey Gelegenheit der wunderſchönen Morgana, die unter dem Titul von wunderbahren Oertern vorkommen wird, ausführlich entdecken. Ich ſchreibe dieſe Lufft-Zeichen erſtlich der Menſchlichen Einbildung zu. Die Wolcken haben zuweilen eine wunderliche Geſtalt, und wenn ein Menſch von Natur ein blödes Geſicht hat, auch dabey ſeine Einbildungs-Krafft zu Hülffe nimmt, wird er daraus ſchon ein Kriegs-Heer, Löwen, Adler und andere Figuren machen können. Solche Figuren aber werden ſo wenig Gleichheit mit den Dingen ſelbſt haben, als die erdichtete Sternbilder des Löwen, Adlers, Bärs, Pfeils, mit einem Löwen, Adler u. ſ. w. Ich ſetze den Fall, es werde jemand aus Schalckheit angetrieben, oder durch ſeine Einbildungs-Krafft erhitzet, daß er eine Leichen-Proceſſion in den Wolcken zu ſehen vorgibt,

ſo

(*) Contradict. Medic. lib. 2.

ſo werden andere, denen er ſolch Geſichte zeiget, und einiger Maſſen bedeutet, anfänglich Noth haben, ihm Beyfall zu geben. Beſtehet er aber auf ſeinem Sinn, ſo wird er die Zuſchauer immer aufmerckſamer machen, daß zum wenigſten einer oder der andere ſich daraus in ſeiner Phantaſie eine Leichen-Proceſſion bildet. Dieſer Beyfall von einigen kan gar leicht auch die andern bewegen, daß, weil ſie nicht für blödſichtig, oder gar einfältig wollen angeſehen ſeyn, ſie dasjenige zu ſehen glauben, was doch ein bloſſes Hirn-Geſpenſt iſt. Hiebey beſinne ich mich der Worte des berühmten Fontenelle, die ſich hieher vortrefflich ſchicken, und alſo lauten: Man gebe mir nur 6. Menſchen, die ſich bereden laſſen, die Sonne verurſache den Tag nicht: So trage ich keinen Zweiffel, daß nicht gantze *Nationen* dieſe Meynung annehmen ſolten. (*) Es läſſet ſich übrigens auch anſehen, als wenn das heutigs Tages ſattſam bekannte Nord-Licht zu vielen wunderbaren Lufft-Geſchichten Gelegenheit gegeben, weil bey einigen eines Regenbogens gedacht wird, worauf ſich die Wunder-Dinge ſollen præſentirt haben. Man hat zweiffels ohne den Bogen, welcher ſich bey den meiſten Nord-Scheinen befindet, für einen Regenbogen gehalten: Die Strahlen ſelbſt aber, welche aus dieſem Bogen hervor ſchieſſen, haben das vorſtellen müſſen, was dieſer

 oder

(*) Beſ. deſſen Hiſtorie der Heydniſchen Orackel. Part. I. cap. 10.

oder jener nach ſeiner Einbildung daraus hat machen wollen. Daß auch viele dergleichen Wunder-Zeichen von müßigen Köpffen, die ſich ein Vergnügen daraus machen, wenn ſie den Leuten etwas auf den Ermel binden können, daran iſt wohl kein Zweiffel. Vor etwa 20. Jahren trug man ſich mit einem dergleichen Himmels-Geſichte von Löwen, geharniſchten Männern ꝛc. herum, welches in Sachſen von einigen, die auf der Poſt gefahren, wahrgenommen worden. Die Sache kam in die öffentliche Zeitungen, und ward auch in beſonders gedruckten Blättern umſtändlich beſchrieben. Allein es währete nicht lange, ſo funden einige von den genannten Perſohnen, die es ſolten geſehen haben, für nöthig, für aller Welt zu bezeugen, wie ſie von ſolchen Dingen nichts wüſten, und zu der Zeit, da ſie ſolten vorgegangen ſeyn, gar nicht auf der Poſt, oder unterwegens geweſen. Daraus mag man abnehmen, wie wenig den Nachrichten von ſolchen Wunder-Dingen zu trauen ſey, indem die Unverſchämtheit zu lügen bey manchen ſo groß iſt, daß er ſich nicht ſcheuet lebendige Zeugen anzuführen, die ihn gar leicht der Unwahrheit überführen können. Indeſſen gibt es dennoch Leute, die ſolchen Lügen Glauben beymeſſen, weil ſie ſich nicht die Mühe geben, die Warheit zu erforſchen, ſondern blindlings annehmen, was man ihnen vorſchwatzt. Und ſo waren ehedem auch viele Gelehrten geſinnet, daher man ſich nicht wundern darf, daß ihre Schrifften voll dieſer Wunder-Zeichen ſind.

15. Von

15.
Von allerhand Wunderbahren Regen.

DEr eigentliche Regen entſtehet aus Wäſſerigen Dünſten, welche von der Erde in die Höhe ſteigen, und wann ſie in der Lufft näher zuſammen gefügt und verdickert worden, Tropffen-weiſe zurück auf die Erde fallen. Wunderbahren Regen nennet man, wann das Regen-Waſſer eine Farbe an ſich hat, da es gewöhnlich hell und klar iſt, oder mit und ohne Regen andere Dinge als Waſſer aus der Lufft herab fallen. Man gedencket vielerley Arten von Wunderbahren Regen, die wir der Reihe nach erzehlen und unterſuchen wollen.

1) Wird allhier vorkommen der Blut-Regen. Man hat mannigmahl blutige Tropffen auf den Blättern der Bäume, Gebäuden, und an andern Oertern wahrgenommen, und ſich eingebildet, es wären Blutige Regen-Tropffen. Anno 1553. im Monath Junio lieſſen ſich dergleichen rothe Tropffen auf den Bäumen, Kräutern, Häuſern ꝛc. ſehen, welche von vielen als eine Vorbedeutung des Todes Mauritii, Churfürſten von Sachſen geachtet wurden, weil dieſer löbliche Fürſt in eben dieſem Jahre in der Schlacht bey Sivershauſen blieb. Jedoch funden ſich ſchon damahls kluge Leute, welche dieſe rothe Tropffen nicht von einem gefallenen Re-

gen, ſondern von den Molcken-Dieben oder Schmetterlingen herleiteten, die ſich um ſolche Zeit häufig funden, und mit ihrem Unflath, der eine rothe Farbe zu haben pflegt, die Bäume, Kräuter und andere Dinge beflecket hatten. Das war dazumahl eine bloſſe Muthmaſſung, die aber nachhero durch einem Zufall, welcher dem berühmten Peireſcio begegnet, iſt beſtättiget worden. Dieſer fand eine groſſe und ſchöne Raupe, und verſchloß ſie in eine Büchſe. Nach einigen Monathen, da er nicht mehr an ſeine Raupe gedachte, hörete er einen Knall in der Büchſe, und nachdem er dieſelbige eröffnet, fand er die Raupe in einem Schmetterling verwandelt, welche alſofort davon flog, und am Boden der Büchſe einen rothen Tropffen, in der Gröſſe eines Dreyers hinterließ. Weil nun eben damahls ſich an Wänden, Mauren, auch in hohlen, und von oben her bedeckten Löchern ſolche rothe Tropffen finden lieſſen, ſo macht er den ſichern Schluß, daß dieſe Tropffen nicht vom Regen, ſondern von den Schmetterlingen herkommen, weil ſie auch an ſolchen Orten anzutreffen waren, wohin kein Regen hatte kommen können. (*) Ob nun der Auswurff dieſes Ungeziefers etwas bedeute, laſſe ich einen jeden ſelbſt urtheilen. Es finden ſich aber Exempel, daß der vom Himmel herab gefallene Regen Blutroth geweſen ſey. Das neueſte und merckwürdigſte

(*) Joh. Chriſtoph. Becmanni diſſert. de Prodigiis Sanguinis.

würdigſte iſt wohl dasjenige, ſo ſich Anno 1646. um Brüſſel in den Niederlanden begeben hat. Am 6. Octobr. gedachten Jahrs, fiel ein ſtarcker, aber lieblicher und warmer Regen. Ein gewiſſer Capuciner ſelbiger Stadt, welcher das gefallene Regen-Waſſer genau betrachtete, befand deſſen Farbe hochroth: Man fieng einige Tropffen davon auf, ehe ſie die Rinnen oder das Dach erreichten, und befand ſie von gleicher Farbe. Dieſe Farbe des Regenwaſſers verlohr ſich allmählig, und ward erſtlich etwas lichter, zuletzt aber gantz geblicht. Das Waſſer hatte einen ſäuerlichen Geſchmack wie das Spaa-Waſſer, wann es eine Zeitlang geſtanden uud unkräfftig worden. Es gleichte auch am Geſchmack einem Waſſer, darinn etwas Ruß aus dem Schorſtein gefallen, oder darin eine Zeitlang faules Holtz gelegen. Es wurden zwar viele Häuſer, jedoch nicht alle, mit dem Blut-Regen benetzet, auch nicht alle und jede Plätze eines Hauſes. (*) Von ſolchem Blut-Regen hegen die Gelehrten mancherley Meynungen, unter welchen des Plutarchi am wenigſten Beyfall verdienet. Er meynt es damit zu treffen, wenn er ſolchen Regen den blutigen Dünſten zuſchreibt, die durch die Sonnen Hitze von ſolchen Oertern, wo viel 1000. Menſchen in der Schlacht geblieben, oder viel Vieh abgeſchlachtet worden, in die Höhe getrieben worden. Hätte er aber bedacht, daß das Blut, ſo lange es ſich in den Adern der Menſchen

(*) v. Happelii Relat. Curioſ. Tom. I. pag. 561.

ſchen und Thiere befindet, zwar ſehr flůßig iſt, aber ſo bald es daraus gelaſſen, ziemlich dick wird, und bald gerinnet, ſo hätte er mit Händen greiffen können, daß die Sonne das vergoſſene Blut, oder die Materie, welche ihm die rothe Farbe giebt, mit den Dünſten nicht können in die Höhe ziehen. Die wahre Urſach des Blut Regens findet ſich in den Mineraliſchen Dünſten, (*) welche nebſt andern Dünſten in die Höhe ſteigen, und das herab fallende Regen-Waſſer roth färben: Wie uns dann einige verſichern, daß inſonderheit die Schweſelichten Dünſte ſolche Würckung hätten. Man mag dagegen nicht einwenden, daß die Dünſte, wann ſie aufſteigen, keine Farbe mit ſich nehmen, weil z. E. man in der Deſtillation rother Roſen, nur ein klares Waſſer bekömmt. Denn ſolches iſt bloß von den Wäſſerigen Dünſten zu verſtehen. Die Mineraliſchen aber ſind von anderer Beſchaffenheit, ſie gleichen einen Rauch, und können eine Farbe an ſich haben, wie wir es bey dem Rauch gewahr werden, welcher die Feuer-Mauren ſchwartz färbet, und mit Ruß überziehet. Uberdem hat man auch aus der Erfahrung, daß wenn der Spiritus Vitrioli deſtillirt wird, ſich an dem Recipienten etwas röthliches zu ſetzen pflege. Ubrigens kan bey dem Blut-Regen wohl mannigmahl ein Irrthum vorgegangen ſeyn; Wann der gewöhnliche Regen auf ein Erd-

(*) Dieſe Urſach wird dem Brüſſeliſchen Blut-Regen zugeſchrieben in einem beſondern Tractat, welcher dem Buch Fromondi de Meteoris beygedruckt iſt.

Erdreich gefallen, worinn ſich eine rothfärbende Materie gefunden, und davon die rothe Farbe angenommen, ſo hat man ſich eingebildet, als ob er ſo roth herabgefallen ſey.

2) Vom Milch-Regen, kan man keine ſonderliche Exempel anführen, auſſer daß Plinius gedencket, es hätte unter den Burgemeiſtern M. Acilio und C. Porcio Blut und Milch geregnet. Welchem Zeugniß man nicht gar zu ſicher trauen darff. Iſt dennoch jemahls dergleichen wahrgenommen worden, ſo ſoll man nicht meynen, als ob es würcklich Milch geweſen, ſondern nur Waſſer, welches eine weiſſe Farbe gehabt. Oder, welches am glaublichſten, der ordentliche Regen iſt etwa auf ein weiſſes Erdreich gefallen, und hat davon dieſe Farbe angenommen. Wie dann Happel aus dem Bericht eines gewiſſen Medici anführet (*) wie in Ungarn viel weiſſe Erde gefunden würde, die der weiſſen Seiffe gleichte.

3) Die Geſchicht-Schreiber gedencken auch des Aſch-Regens. Die glaubwürdigſte Nachricht von einem ſolchen Regen iſt in Oldenburgii Actis Philoſoph. p. 311. anzutreffen, und folgendes Inhalts: Ein Schiffs-Capitain, Nahmens Badilus, lag im Jahr 1631. den 6. Decembr. in dem Meerbuſen Volo, im Archipelago belegen, mit ſeinem Schiff vor Ancker, als eine groſſe Menge Sand und Aſche aus der Lufft herab fiel, und den Uberlauff des Schiffs biß 2. Zoll

(*) In Relat. Curioſ. Tom. I. p. 567.

Zoll hoch bedeckte, ſintemahl ſolcher Aſch-Regen von 10. Uhr des Abends biß um 2. Uhr Nach-Mittag des folgendes Tages anhielt. Das merckwürdigſte war, daß dabey kein Wind geſpüret ward, und daß dieſen Aſch-Regen einige andere Schiffe, welche wohl 100. Engliſche, oder ohngefehr 30. teutſche Meilen, von dem erſten Schiff entfernet waren, zu gleicher Zeit erfahren hatten. Insgemein hält man dafür, es entſtehe ſolcher Aſch-Regen von den Feuer ſpeyenden Bergen, welche zuweilen Aſche in groſſer Menge auswerffen. Dieſe Aſche kan ein ſtarcker Wind weit forttreiben, auch zugleich einen leichten Sand oder Staub von der Erde aufheben, und mit darunter mengen. So lange der Wind anhält, läſt er dieſe Dinge nicht leicht zur Erde kommen, wann er ſich aber gelegt, ſincken ſie allmählich nieder, welches alles hier wohl eingetroffen. Nur iſt bedencklich, daß ſolcher Regen 16. Stunden angehalten, man ſolte meynen, derſelbige hätte ſich nicht ſo lange in der Lufft halten können. Allein wenn man ſetzt, dieſe Aſche und Staub seyn vom Winde ziemlich hoch in der Lufft getrieben worden, und der Wind, der zwar an andern Orten gewehet, hier aber ſich gebrochen, und ſeine Krafft verlohren habe, im währenden herunter fallen noch immer Aſche und Sand herzu geführet, ſo iſt dieſer Kummer gehoben. Was die Griechiſchen Geſchicht-Schreiber Nicevorus und Zonaras von einem dergleichen Aſch-Regen melden, iſt wegen der wunderbahren miteingemiſchten Umſtänden ſehr verdächtig. Ihrem

Bericht

Bericht nach ſollen ſich unter dem Kayſer Leo zu Conſtantinopel die Wolcken in Feuer verwandelt haben, und eine ſo groſſe Menge Aſche herab geregnet ſeyn, daß dieſelbe einer Hand breit hoch auf den Dächern zu liegen kommen. (*) Aſche oder Staub kan wohl in ziemlicher Menge herab gefallen ſeyn, auch zu gleicher Zeit es ſtarck geblitzet, oder die Wolcken nur bloß eine röthliche Farbe gehabt haben; Allein daß die Wolcken gebrannt, und daraus dieſe Aſche entſtanden, iſt ſo ungereimt, als wann jemand vorgeben wolte, die Oder ſey ausgebrannt, und man hätte die Aſche davon in der Oſt-See wahrgenommen. Wie können die Wolcken brennen, oder ſich in Feuer verwandeln, da ſie gröſtentheils aus Wäſſerigen Dünſten beſtehen? Oder wie ſolte ihre Entzündung, wenn ſie auch möglich wäre, eine ſo groſſe Menge Aſche geben?

4) Der Schweffel-Regen, wovon auch viel Schreibens iſt, gründet ſich auf einen Irrthum. Die Gelehrten haben ſchon längſt bemercket, daß das gelblichte Weſen, welches ſich zuweilen beym Regen am Rande der Pfühle und Lacken zeiget, zwar die Farbe und Anſehen des Scheffels, aber nicht deſſen Eigenſchafften habe; indem es nicht ſo leicht brennt, auch gar keinen Schweffel-Geruch hat. Davon kan ich aus eigener Erfahrung zeugen. Ich ſammlete einsmahls eine ziemliche Menge ſolches vermeynten Schweffels, nachdem man mir mit groſſer Verwunderung

(*) Happel l. c. p. 565.

wunderung hinterbrachte, daß es Schweffel geregnet hätte, konte denſelben aber auf keine Weiſe, wie andern Schweffel, im Löffel ſchmeltzen. Ich warff ihn endlich gar ins Feuer, da er erſtlich ſchwartz ward, und hernach ſehr langſam verbrannte, wobey nicht der geringſte Schweffel-Geruch zu ſpühren war. Becmann (*) hält dieſen vermeynten Schweffel für ſubtile Theilgen der Baum-Knoſpen und Blüthe, welche entweder von ſelbſt abgefallen, oder durch den Wind abgeriſſen, ſich unter den Regen mengen, und endlich am Rande des Waſſers zuſammen geben. Und damit ſtimmen auch die neuern Naturkündiger überein, nur daß ſie den vermeynten Schweffel von dem gelblichten Staub der Fichten- und Tannen-Bäume, mit beſſerer Wahrſcheinlichkeit herleiten.

5) Kommen wir auf den **Feuer-Regen**, wovon wir die vornehmſten Exempel aus Schweden haben. Nach Schefferi Zeugniß iſt Anno 1629. etwa 4. Tage nach Pfingſten, von einigen Fiſchern in Schweden dergleichen wahrgenommen worden. Es funden ſich unter dem Regen viele feurige Tropffen, davon diejenigen, welche ins Waſſer fielen, alſobald verloſchen, die aber den Fiſchern auf die Kleider fielen, dieſelbige verſengten, daß die Brandmahle zu ſehen waren. Wie dann Alexander Catonius in einer Diſputation eines andern Feuer-Regens gedencket, der Anno 1705. in dieſen Ländern gefallen. (**) Ich halte

(*) L. C.
(**) v. Scheuchzers Phyſ. Part. 2. Cap. 24. §. 8.

halte den Feuer-Regen für eine Art des Blitzes, nachdem einige Gelehrten (*) ſehr wahrſchein- lich dargethan, und durch die Erfahrung geler- net haben, daß der Blitz nicht allein hoch in der Lufft, ſondern auch nahe bey der Erde gezeugt werde. Die Materie, woraus der Blitz entſte- het, muß nothwendig aus der Erde auffſteigen, und indem ſie auffſteiget, ſich vielfältig an die Bäume, Häuſer und andere Dinge hencken. Wann ſich nun dieſelbige entzündet, ſo haben wir einen Blitz nahe bey der Erden. Es kön- nen auch die Dünſte, welche den Blitz, oder ei- ne andere feurige Lufft-Geſchichte verurſachen, indem ſie häufig in die Höhe ſteigen, nahe bey der Erde entzündet werden, und es daher das Anſehen gewinnen, als ob das Feuer zugleich mit dem Regen herab gefallen ſey. Dieſes al- les wird nicht wenig beſtättigt durch eine Bege- benheit, welche Anno 1729. in den öffentlichen Zeitungen ſtund. Zu Trecenta in Italien ent- ſtand Abends um 6. Uhr ein grauſames Gewit- ter mit entſetzlichen Blitzen, Schloſſen und Don- nerſchlägen; Dieſes daurete zwar nicht länger als 3. Minuten; man ſahe aber bald darauf in denen Wieſen von Maſſa einen dicken und fin- ſtern Nebel unvermerckt aus der Erden auffſtei- gen, welcher, nachdem er 4. biß 5. Fuß in die Höhe gekommen, ſich in ein fliegend Feuer ver- wandelte, und durch den Wind fortgetrieben alles entweder in Brand ſetzte, oder übern Hauf-

(*) v. Acta Erudit. 1725. pag. 235. ſeqq.

ſen warff. Wodurch dann in ſelbiger Gegend viel Schaden geſchehen iſt.

6) Man gedencket ferner des **Stein-Regens.** Wann dergleichen in der Gegend Feuerſpeyender Berge ſich begibt, ſo geht es damit gantz nátúrlich zu, weil dieſe Berge zum ófftern Steine in groſſer Menge auszuwerffen pflegen. Auch láſt es ſich anſehen, als wenn die Geſchicht-Schreiber aus dem Hagel, der mannigmahl ziemlich groß fállt, Steine gemacht haben, weil ſolcher Hagel eben ſo groſſen Schaden, als wenn es wúrckliche Steine wáren, anrichten kan. Auſſer dieſen beyden Fállen kommen mir die úbrigen Stein-Regen als erdichtet vor, und unter andern derjenige, wovon Cardanus (*) meldet, daß er an dem Adda Fluß in der Lombardey gefallen, und von den herab gefallenen Steinen einer 160. ein ander aber 60. Pfund gewogen hátte. Ob man ſich gleich bemúhet, davon eine natúrliche Urſach zu geben, nemlich, daß ſolche Steine in der Lufft aus einigen klebrichten und ſteinigten Dúnſten gezeugt wúrden; ſo iſt ſie doch nicht hinlánglich. Welch eine Menge Dúnſte wúrden darzu erfordert werden, ehe daraus ein Stein, ich will nur ſagen von 1. Pfund wúrde? Denn alle Dúnſte, ſie mógen ſeyn von was fúr Beſchaffenheit ſie wollen, ſind eine leichte Materie, ſonſt kónten ſie in der Lufft nicht hangen bleiben. Wo ſolten wahl ſo viel Dúnſte herkommen, daß daraus ein gantzer, ſich weit ausbreitender Stein-Regen entſtúnde? Geſetzt, es

(*) De Varietate Rerum lib. 14. cap. 7.

es wären dazu gnugſame Dünſte an einem Ort vorhanden, ſo müſte die Zeugung der Steine in der Lufft in einem Augenblick geſchehen. Wo nur einige Zeit dazu nöthig wäre, ſo könten die Steine, wenn ſie auch nur erſt wie ein Hirſe-Korn groß, ihrer Schwere wegen nicht länger in der Lufft bleiben, ſondern müſſen zu Boden fallen, ehe ſie ſo groß würden, daß einer 1. Pfund geſchweige dann 60. oder gar 160. Pfund wögen. Die Natur thut keinen Sprung, folglich zeugt ſie auch nicht in ſo geſchwinder Zeit einen, geſchweige viel Steine auf einmahl. Wir finden es wenigſtens in und auf der Erden gantz anders, da zu Zeugung eines Steins eine geraume Zeit erfordert wird.

7) Folgt der Korn-Regen, wovon man leicht urtheilen kan, daß er natürlicher weiſe nicht möglich ſey: Indem der Wind das Korn wie andere leichte Dinge nicht kan in die Höhe heben, und wieder fallen laſſen, noch weniger aber daſſelbige in der Lufft gezeugt werden, welche Gedancken man ſich etwa davon machen möchte. Solte aber GOtt bey ſolchen Korn-Regen Wunder gethan, und denſelbigen, wie dort das Manna in der Wüſten, zur Nahrung den Nothleidenden Menſchen vom Himmel herab geſchickt haben; ſo würde ſolcher Schluß gelten, wann man zuvor von der Warheit der Sache verſichert wäre. Die Erzehlungen davon kommen mir ſehr zweiffelhafft vor. Wann Happelius berichtet, (*) daß, als Anno 1580. in der Marck

(*) L. C. pag. 566.

Brandenburg eine groſſe Hungers-Noth geweſen, in der Gegend Havelberg, Kyritz, Wuſterhauſen, Perleberg und andern Orten, am Palm-Sonntag eine ſolche Menge Korn vom Himmel gefallen, daß es hoch über der Erde gelegen, von den Leuten geſammlet, gemahlen und Brod daraus gebacken worden: So meynte ich dieſe merckwürdige Sache beym Angelo zu finden, welcher um dieſe Zeit gelebet, und in ſeiner Märckiſchen Hiſtorie ſo leicht kein Wunder, wenn es auch nur erdichtet iſt, vorbey gelaſſen hat. Ich ſchlug deſſen Breviarum Rerum Marchicar. ſo eben bey der Hand hatte, auf, und fand zwar darin pag. 163. wie Anno 1579. vom 7. Junii biß auf den 7. Julii es immerzu geregnet, wovon eine naſſe und betrübte Erndte entſtanden, und theure Zeit verurſacht worden: Aber von dem Anno 1580. darauf erfolgten Wunderbahren Korn-Regen gedencket er nicht ein Wort, welches er zu thun nicht würde unterlaſſen haben, wann ſich derſelbige würcklich zugetragen. Es iſt wahrſcheinlich, daß alle dergleichen Korn-Regen, eben wie dieſer, erdichtet ſeyn, zumahl da noch erſt erwieſen werden muß, daß GOtt noch heutigs Tages, wie dort ſeinem Volck in der Wüſten, Brod vom Himmel geben wolle. Die Gelegenheit zu ſolchem Gedichte entdecket uns der Engelländer Thom. Browe, wann er ſchreibt: (*) Man hat ausgeſprengt, als wenn die Jahr an unterſchiedlichen Orten es Weitzen geregnet, und ſey derſelbe aus den Wolcken herab gefallen;

(*) In Pſeudodoxia Epidemica lib. 2. c. 7. §. 5.

len; Gleichwohl iſt es nichts anders geweſen, als der Saame aus Ephen-Beeren, der dem Weitzen etlicher maſſen ähnlich iſt. Und ob man ihn gleich auf Kirchen und andern hohen Gebäuden und Orten gefunden, ſo kan er doch wohl von Vögeln dahin getragen, und wieder ausgeworffen seyn; dann es nähren ſich viele davon, und haben wir bey etlichen die Kröpffe ſo voll gefunden, daß ſolches auf die 3. Untzen ſchwer gewogen.

8) Daß es mannigmahl Wolle, Seide, Flohr, Pappier und andere leichte Dinge geregnet, findet man in vielen Geſchicht-Büchern angemercket. Anno 1686. iſt in Churland auf einem gewiſſen Teich eine ſchwartze Materie gleich dem Pappier aus der Lufft herunter gefallen, wovon die Gelehrten geurtheilet, es müſſe dieſelbige von Schwefelichten, zähen, irdiſchen und wäſſerigen Dünſten entſtanden ſeyn. (*) Was Happelius erzehlet (**) daß es Anno 1665 um Naumburg, hoch blaue Seide geregnet, die man wie andere Seide zum nähen, ſticken und würcken brauchen können, davon halte ich, es ſey natürliche Seide geweſen, die der Wind von einem Ort entführet, und hin und wieder zerſtreuet hat. Sie wird aber ſchwerlich in ſo groſſer Menge ſeyn gefunden worden, als man zur Vergröſſerung der Sache vorgibt. Von dem Woll-Regen mag man ein gleiches Urtheil

(*) v. Scheuchzers Physic. 2. Theil. cap. 24. §. 8.
(**) L. C. pag. 567.

theil fällen. Man redet aber gantz uneigentlich, wann man ſolche Begebenheiten einen Regen nennet. Sonſt könte man auch, wenn ein Würbel-Wind ein Stück Leinwand von der Bleiche aufhebt und wieder fallen läſt, (welches ich einsmahls mit meinen Augen geſehen habe,) ſagen, es hätte Leinwand geregnet. Ein vornehmer Herr reiſete mit einem Zahlreichen Gefolge über das hohe Apenniniſche Gebürge; Wie ſie die höchſte Spitze deſſelben erreichet, nahm ihnen allen ein Sturm-Wind ihre Hüte. Wo nun dieſe nieder gefallen, würde es auch Hüte geregnet haben. Einen recht wunderbahren Flohr-Regen hat der Fabel-Hans Prætorius aufgezeichnet. (*) Anno 1665. ſoll in Norwegen ein Wald des vorigen Tages ſchön grün geweſen, aber am folgenden Tage gantz verdorret geſtanden ſeyn, und wäre über den Blättern lauter Leinwand, wie weiß Cammertuch oder Flohr geweſen, davon dem Könige in Dännemarck 20. Ellen præſentiret worden, und habe ein Kauffmann in Hamburg auch 1. Stück davon in Händen gehabt. Dieſe Lügen iſt ſo groß, daß man ſie mit Händen greiffen kan. Vielleicht hat man aus den Spinnweben Cammer-Tuch oder Flohr gemacht.

9) Nach dem Zeugniß Plinii und anderer Geſchicht-Schreiber, ſoll es auch Gold, Silber, Eiſen, Bley, Fleiſch, und ſo gar Kälber geregnet haben. Wer es glauben kan, dem ſteht es frey. Solche Dinge ſind zu ſchwer, daß ſie durch

(*) In der neuen Welt part. I. p. 245.

durch den Wind könten in die Lufft geführt werden; So können ſie auch daſelbſt nicht gezeuget werden: Und daher kan ich es ſo wenig glauben, als wenn man ſagte, es wären gantze Häuſer und Dörffer mit dem Regen herab gefallen.

10) Der Fiſch- und Froſch-Regen, verdienen eine genauere Unterſuchung. Exempel des Fiſch-Regens ſtehen beym mehr angeführten Happelio, und der Urſprung deſſelben iſt in einem Irrthum zu ſuchen. Wann man wahrgenommen, daß in den Lacken und Pfützen, welche anderswoher keinen Zufluß vom Waſſer haben, zuweilen aber gantz austrocknen, dennoch Fiſche angetroffen werden, ſo bald ſich nur das Regen-Waſſer darin häufig wieder geſammlet hat; ſo hat man als eine ausgemachte Sache angenommen, es müſten die Fiſche, oder zum wenigſten der Saame, mit dem Regen dahin gekommen ſeyn. Allein ſolche Gedancken ſind gantz falſch, und gemeine Fiſcher, auch Bauers-Leute, wiſſen uns zu ſagen, wie inſonderheit die wilde Enten den Fiſch-Leich oder Saamen von einem Waſſer zum andern bringen. Was iſts demnach Wunder, wenn man in ſolchen Pfützen und Lacken wiederum Fiſche antrifft, ob ſie gleich zum öfftern gäntzlich austrocknen. Der Fiſch-Leich kan bey der Austrocknung auch wohl zurück bleiben, und ſo er durch einen bald darauf erfolgten Regen neue Nahrung empfängt, daraus Fiſche in Menge gezeugt werden. Den Froſch-Regen ſucht man aus einem andern Grund

Grund zu behaupten. Es fällt mannigmahl zur Sommers-Zeit ein warmer Regen, und darauf ſiehet man auf der Erden viel Fröſche herum hüpffen, die, weil man es nicht beſſer weiß, der Regen muß mitgebracht haben. Solches zu behaupten, geben einige vor, dieſe Fröſche würden entweder in der Lufft aus einer Fäulung gezeugt, oder aus dem mit Staub vermiſchten Regen-Waſſer durch eine beſondere Fermentation hervorgebracht. Dieſes iſt eine leere Einbildung, und hingegen eine ausgemachte Sache, daß ohne Saamen keine Zeugung eines Thiers oder Pflantze geſchehen könne, wie ich in einem beſondern Abſatz klärlich zu erweiſen hoffe. Andere wollen es klüger machen, und ſind mit den Gedancken eingenommen, die Fröſche ſelbſt, oder wenigſtens der Froſch-Leich, werde durch die Wärme mit den Dünſten in die Höhe gezogen, der Saame daſelbſt erſt ausgeheckt, worauf die Fröſche mit dem Regen herab fallen. Ich wolte faſt ſagen, dieſe Meynung ſey noch ungereimter als die vorige. Daß ein Froſch, welcher ziemlich ſchwer iſt, mit den Dünſten nicht in die Lufft ſteigen könne, braucht keines Beweiſes, weil der Froſch ungleich ſchwerer als die Lufft iſt, und deshalb eben ſo wenig in der Lufft, als Eiſen im Waſſer ſchwimmen kan. Ich will weiter zugeben, der Froſch-Leich ſey leichter als die untere Lufft, und müſſe daher mit denen Ausdünſtungen in die Höhe ſteigen; ſo hängt er doch ſehr dichte zuſammen, daß bey uns zum Sprüchwort worden. **Es hängt zuſammen**

wie

wie Froſch-Leich. Weswegen er auch nicht geſchickt iſt in die Höhe zu fliegen. So er dem ohngeachtet endlich in die obere Lufft gerathen ſolte, müſte dennoch die Zeugung der Fröſche daraus allmählich geſchehen, und ſie von Tage zu Tage gröſſer werden. Hier würden die Eyerchen, woraus die Fröſche, gleich andern lebenden Creaturen, ihre Erzeugung haben, ſich gewiß nicht lange in der Lufft erhalten, ſondern ſo bald die darin verborgen liegende Fröſchchen ein wenig zu wachſen anfangen, ſo werden ſie ſchwerer als die Lufft, und müſſen herunter fallen, ehe ſich ihre Zeugung kaum angefangen hat. Das ſtimmt mit dem obſervirten Froſch-Regen gar nicht überein, da die herabgeregnete Fröſche ſchon ſo groß ſind, als ſie kaum in etlichen Wochen werden können. Darum urtheilet Johannes Rajus ſehr wohl: (*) Es käme ihm dieſes, daß Fröſche in den Wolcken können gezeugt werden, eben ſo unglaublich vor, als daß die Spaniſchen Pferde ſolten vom Winde gezeuget werden, wiewohl ſolches auch gute Autores bezeugten. Der Italiäner Franciſcus Redi hat uns endlich wegen ſolches lange Zeit geglaubten Froſch-Regens zuerſt aus dem Traum geholffen, nachdem er bewieſen, daß dieſe Fröſche ordentlicher Weiſe, in dem Staub und andern verborgenen Löchern, aus ihrem Saamen gezeugt, und wann das Erdreich durch einen ſtarcken Regen erweicht und weggeſpühlt wird, ſie auf einmahl aus den Ritzen hervorkommen, und ſich ſehen laſſen.

(*) In Gloria Dei lib. 3. cap. 15.

11) Hört man etwa von einem Mauſe-Regen, dergleichen ſich in den Mitternächtigen Ländern begeben ſoll, darff man nicht anders dencken, als daß dieſe Thiere durch den Regen aus ihren Löchern getrieben, ſich häufig auf der Erde ſehen laſſen.

12) Letztens will ich noch etwas von dem Wurm-Schnee gedencken. Beym Happelio (*) kan man die Abbildung unterſchiedener Arten von Würmern ſehen, welche Anno 1672. den 20. Novembr. in Ober-Ungarn mit dem Schnee ſollen herab gefallen ſeyn. Von einem dergleichen Wurm-Schnee berichteten Anno 1730. die Zeitungen aus Droſſen, einem Städtchen in der Marck Brandenburg, welcher geſtalt daſelbſt im Martio auf dem neu-gefallenen Schnee viele bräunlichte Maden mit rothen Köpffen geſehen worden, und zwar an einigen Orten ſo häufig, als ob ſie geſäet wären. Ob gleich daraus ein groſſes Wunder gemacht ward, ſo iſt es doch damit nicht anders zugegangen, als mit den Fröſchen, die der Regen ſoll mitgebracht haben. Dieſe Würmer haben in den Löchern der Erde verborgen gelegen, und weil ſie die Bedeckung vom Schnee nicht vertragen können, ſind ſie heraus gekrochen, daß es geſchienen, als wären ſie mit dem Schnee ankommen. Was Happelius von dem Ungariſchen Wurm-Schnee meldet, beſtättigt gar ſchön dieſe Muthmaſſung. Er ſchreibt, in der Stadt Neuſohl, hätte man keine Würmer in dem Schnee gefunden, ſondern nur

(*) L. Sæpius Cit. pag. 570.

nur in der umliegenden Gegend. Davon die Urſach dieſe iſt, weil ſich ſolche Würmer nicht in der Stadt, ſondern in dem umher liegenden Lande in der Erde aufhielten. Ich weiß noch etwas anzuführen, welches ebenfals meine Muthmaſſung bekräfftiget. Vor einigen Jahren fiel mit Ausgang des Februar. auf ein hart gefrornes Erdreich viel Schnee, der aber, weil es zu thauen anfieng, ſehr wäſſerig war. Da ſahe ich auf dem Felde, worüber ich eben reiſete, eine ſo groſſe Menge Erd-Flöhe, daß es zu verwundern war. Dieſe waren entweder durch Nachlaſſung des Froſtes, oder durch den Wäſſerigen Schnee aus ihren Löchern getrieben, und hüpfften häufig auf dem Schnee herum. Ein Einfältiger hätte ſchweren ſollen, ſie wären mit herab geſchneyet. Ich ſelbſt wuſte mich erſt nicht drein zu finden, biß mir mein Knecht darauf halff, daß es damit keine andere, als vorgedachte Beſchaffenheit hätte, weil er dergleichen ſchon vielfältig wahrgenommen.

Ich pflege ſonſt die ungereimte Meynungen, welche die Gelehrten von dieſer oder jener Begebenheit hegen, anzuführen, weswegen ich allhier nicht mit Stillſchweigen übergehen kan, was der Jeſuit Kircherus von den Wunderbahren Regen und Wurm-Schnee träumet. **Wann es, ſchreibt er: (*) zu Zeiten Mäuſe, Blut, Korn, Fröſche und dergleichen regnet, ſo ſoll man die Urſach davon nicht in den Wolcken, ſondern in der Gifftigkeit des Stern-Geiſtes**

(*) v. Happel L. C. pag. 572.

Geiſtes ſuchen, welche die kleine Theile, die aus der Elementariſchen Kugel in die Lufft gezogen werden, alſo zurichtet, daß dergleichen Ungeziefer, und andere Wunder-Dinge alsdann mit dem Regen herunter fallen. Der Leſer würde über dieſem ſüſſen Traum vielleicht ſelbſt einſchlaffen, wann ihm nicht ein jetzt folgender ſchwerer Donner-Keil allen Schlaff aus den Augen wiſchte.

16.

Vom Donner-Keil.

DEr Donner-Keil, zu lateiniſch Lapis Ceraunius, führet den Nahmen von ſeiner Geſtalt, weil er nemlich einem Keil ähnlich iſt. Er wird auch wegen ſeiner anderweitigen Geſtalt eine Donner-Axt und Strahl-Hammer genennt. Ein Donner-Stein heißt er wegen ſeiner Materie, die gemeiniglich ein Stein iſt; wiewohl man auch wohl von Metalliſchen Donner-Keilen reden höret. Sein Nahme zeigt übrigens an, wie man glaube, er werde mit dem Bliz oder Donner auf die Erde herab geſchoſſen. Dieſer Donner-Keil ſcheint ſehr alt zu ſeyn, weil ſchon Plinius ſeiner gedencket. (*) Wiewohl ältere Naturkündiger, wenn ſie vom Donner und Bliz handeln, nichts davon melden. Die Gelegenheit, denſelben zu erdichten, kan unterſchiedlich geweſen ſeyn.

1) Wann

(*) Hiſt. Natur. lib. 37. cap. 9.

1) Wann man die Wunderbahre Würckung des Blitzes wahrgenommen, inſonderheit wie derſelbige die Ziegel von den Dächern herab geworffen und zerſchmettert, die Ecken von den Häuſern herab geriſſen, die Fenſter eingeſchlagen, Holtz, Wände und groſſe Bäume geſpalten, oder durchbohret, ſo iſt man auf die Gedancken verfallen, es könne ſolches nicht vom Blitz herrühren, ſondern von einem Stein, der mit groſſer Gewalt von-oder mit dem Blitz herab gefahren. Vielleicht iſt man in ſolcher Meynung noch mehr geſtärcket worden, wann man eine Büchſe oder Canone loßgeſchoſſen, die nicht mit einer Kugel geladen geweſen. Dergleichen Schuß gibt zwar einen Knall, thut aber ſonſt keinen Schaden. Allein ſo eine Kugel darin, wird dadurch auf eine ziemliche Weite Schaden gnug angerichtet. Hieraus hat man geſchloſſen, es müſte obgedachte Würckungen nicht vom bloſſen Blitz-Strahl, ſondern von einem harten Stein entſtehen. Es laſſen ſich aber vorgemeldte Begebenheiten ſattſam auflöſen, ſo daß kein Stein dazu nöthig iſt. Wann die Materie des Blitzes in Entzündung geräth, ſo ſchießt der Blitz weit geſchwinder fort, als immermehr eine abgeſchoſſene Kugel, ſtößt daher die Lufft vor ſich ſtarck weg, daß die hinter ihm befindliche Lufft mit groſſer Gewalt nachſchieſſen muß, durch welche ſtarcke Bewegung der Lufft gar leicht die Ziegel von den Dächern, und die Ecken der Häuſer herabgeriſſen werden, die durch ihren Fall noch mehr Schaden thun. Die Fenſter können allein von

einem

einem groſſen Knall, welcher ſie in ſtarcke Erſchütterung ſetzet, zerbrechen, wie öffters bey Löſung der Canonen geſchicht. Dringet der Blitz biß in einem verſchloſſenen Ort durch, ſo wird die darin vorhandene Lufft ſtarck auseinander getrieben, (weil mit dem Blitz von auſſen her die Lufft gewaltig zuſchieſſet) daß ſie einen Ausgang ſuchen muß, daher auch wohl die Fenſtern zerſchmettert, und gar von ihrem Ort hinweg auf die Gaſſe geworffen werden. Wo an einem ſolchen verſchloſſenen Ort der Strahl ſelbſt hinkommt, wie er ſich dann wohl in viel beſondere Theile trennen kan, werden das Holtz und die Wände voneinander geſpalten, worin ihm die einen Ausgang mit Gewalt ſuchende Lufft ungemein zu Hülffe kommt. Wann der Blitz die Aeſte von den Bäumen herunter ſchlägt, groſſe Bäume zerſpaltet, oder aus der Erde reißt, ſo geht es damit folgender Geſtalt zu. Weil der Blitz, wie mehrmahl erinnert, die Lufft aus einander treibt, und in ſtarcke Bewegung ſetzt, kan daraus eine Art vom Wirbel-Wind entſtehen, welcher, ſo er auf einen Baum zufähret, deſſen Aeſte umdrehet, und ſie entweder abbricht, oder wenn ſie nicht brechen wollen, den Baum ſpaltet, oder gar aus der Erde reißt. Nichts aber iſt dem Blitz leichter, als Holtz und andere Dinge zu durchbohren. Hat eine ſehr ſpitz zugehende Flamme, wie ſie aus einem Löth-Röhrchen geblaſen wird, die Gewalt, daß ſie das Glaß ſchmeltzet, ſo wird die ſubtile Flamme des Blitzes, die überdem mit einer unglaublichen Geſchwin-

ſchwin-

ſchwindigkeit einher fähret, dergleichen Dinge, die ſich nicht ſchmeltzen laſſen, leicht durchdringen, und ein Loch darin machen: Daß es alſo auch hierzu keines Donner-Keils brauchet.

2) Findet man bißweilen an den Bäumen, worin das Wetter geſchlagen, lange ſchwartze Striche, die von oben herab nach dem Stamm zu gehen, und ſattſam zu erkennen geben, daß ſie eingebrannt ſind. Hier nimmt der gemeine Mann Gelegenheit, ſich einen glüenden Donner-Keil einzubilden, welcher längſt dem Baum herabgefahren, und ſolchen ſchwartzen Strich gemacht haben muß. Man ſuchet deswegen auch unter dieſen Bäumen den Donner-Keil, und ſo man ein Steinchen in der Erde findet, muß es gantz gewiß der Donner-Keil ſeyn. Allein wer nur ein wenig Uberlegung hat, wird dieſe ſchwartze Striche dem Blitz ſelbſt zuſchreiben, und dabey keinen Donner-Stein zu erdichten für nöthig finden.

3) Will man an den Orten, wo das Wetter eingeſchlagen, würcklich Donner-Steine gefunden haben. In der Engliſchen Provintz Devonshire entſtand Anno 1622. ein groſſes Gewitter mit erſchrecklichen Donner-Schlägen. Zuletzt fiel mit einem grauſamen Schlage ein Donner-Keil herab auf Robert Pierce Acker, welcher viertehalb Schuh lang, drittehalb breit und drittehalb dicke war. (*) Eines andern Donner-Steins gedencket Scheuchzer, der 1698. der Gemeine Waltringen, Berner Gebiets würck-

(*) v. Happelii Relat. Cur. Tom. 3. p. 59.

würcklich aus der Lufft herab gefallen, und hernach gefunden ſeyn ſoll. Er thut auch eines andern dergleichen Steins Meldung, welcher ſich in dem Leib eines Franciſcaner-Mönchs gefunden, und zu Meyland in der Septalianiſchen Naturalien-Cammer aufgehoben wird. (*) Ich bin der feſten Meynung, wie dieſe Steine dasjenige nicht beweiſen, was ſie beweiſen ſollen, nemlich daß ſie aus der Lufft herab gefallen. Es kan ja niemand mit Grund der Warheit ſagen, daß er einen ſolchen Stein herab ſchieſſen geſehen, und wann er auch würcklich herabſchöſſe, würde er wegen ſeiner geſchwinden Bewegung eben ſo wenig können geſehen werden, als eine aus einer Flinte abgeſchoſſene Kugel, er müſte dann etwa ſo groß, als der vorgedachte Engliſche ſeyn, der mir aber ſehr verdächtig vorkommt. Hat man gleich an den Orten, wo der Blitz eingeſchlagen, ſolche Steine gefunden, ſo folgt doch nicht, daß ſie aus der Lufft dahin gefallen. Der Sand iſt nichts anders, als eine Menge kleiner Steinlein, wie das Vergröſſerung-Glas Augenſcheinlich zeigt. Dieſe laſſen ſich durch ein ſtarckes und dazu eingerichtetes Feuer zuſammen ſchmeltzen, wie in den Glaß-Hütten zu ſehen. Solte der Blitz, als ein ſehr durchdringendes Feuer, nicht die Gewalt haben, ſolchen Sand zu ſchmeltzen, und einen ziemlich groſſen Stein daraus zu machen? Können die Sonnen-Strahlen, wann ſie durch einen groſſen Brenn-Spiegel, derglei-

chen

(*) Beſ. Scheuchzers Natur-Wiſſenſchafft Part. 2. c. 25. §. 19.

chen die Tſchirnhauſiſche ſind, fallen, nicht allein die Metallen ſchmeltzen, ſondern ſie auch in Glaß verwandeln: So wird man dem geſchwind fahrendem Blitz die Krafft nicht abſprechen, den Sand zu ſchmeltzen, und einen Stein daraus zu machen. Mannigmahl ſchlägt der Strahl auch wohl an einem ſolchen Ort ein, wo ein Stein befindlich iſt, welcher dadurch an der äuſſerlichen Fläche geſchmoltzen wird, daß er dieſe oder jene Geſtalt bekömmt. Mit denen in den Cörpern der Menſchen und Thiere, die vom Blitz gerühret werden, kan es folgender Geſtalt zugehen: Der Blitz ſenget etwa ein Bein oder Knörpel an, und bringet ſelbige in einem Fluß, woraus dann, wann die Schweffelichte Theile des Blitzes ſich damit vermiſchen, gar wohl ein Stein werden kan. Daher iſt es umſonſt, wann man dieſe und dergleichen Begebenheiten zum Beweis des Donner-Keils anführet.

4) Endlich haben die Steine, welche man für Donner-Keile ausgibt, und hin und wieder inſonderheit in den Naturalien-Cammern verwahrlich aufbehalten werden, manchen in der Meynung vom Donner-Keil nicht wenig geſtärcket. Die meiſten aber dieſer Steine ſind nichts anders, als Kieſel-Steine, Schweffel-Kieß, Stein-Zungen und dergleichen, die man ohnedem an vielen Orten in und auf der Erde antrifft. Mir ward einsmahls ein länglicht runder gelblichter Stein gezeigt, welcher einem Donner-Keil bedeuten ſolte, ich erkante ihn aber

ohne Mühe für einen bloſſen Feuer-Stein. Die vornehmſten Donner-Steine, die als eine Raritæt aufgehoben werden, haben die Geſtalt eines Keils, oder auch einer Axt, und gemeiniglich ein rundes Loch in der Mitten. Sie ſind glatt geſchliffen, ſchwärtzlich grau von Farbe, und gleichen an der Materie denen Probier-oder harten Schleiff-Steinen, wie ſie dann auch zu beyden können gebraucht werden. Dis eintzige, daß ſie ſo glatt ſind, und in der Mitten ein Loch haben, gibt gnugſam zu erkennen, wie ſie nicht von ohngefehr in der Lufft erzeuget, ſondern von Menſchen-Händen alſo zubereitet worden. Dieſelben werden vielfältig in und bey den ausgegrabenen Todten-Töpffen der Alten gefunden, wovon wir neulicher Zeit ein Exempel gehabt, da in unſer Nachbarſchafft auf den Gütern des Herrn von Marwitz nahe bey Potzdam, nicht allein ein ſolcher Todten-und Aſchen-Topff, ſondern daneben ein ſchwartz grauer Stein in Form eines Keils ausgegraben worden. (*) Man muthmaſſet nicht ohne Grund, daß dergleichen Steine Kriegs-Waffen unſer alten Vorfahren geweſen, welche ſie entweder an einer höltzern Handhabe, oder in freyer Hand geführet, und damit ihre Feinde beſtritten, oder von ferne geworffen haben, daher man ſie den Kriegs-Leuten mit ins Grab gegeben. (**) Die alte Teutſchen, und andere Nordiſche Völcker, verehrten einen Abgott,

(*) v. Acta Erudit. 1730. p. 185.

(*) Beſ. die Petersburgiſche Anmerckungen über die Zeitungen von 1732. 89. Stück.

Abgott, welcher Thor genennet ward, deſſen Bildniß gemeiniglich einen ſolchen Donner-Stein in der Hand führte. Nun bedeutet das Wort Thor oder Torden in der Däniſchen Sprache den Donner, und die Donner-Steine heiſſen bey ihnen Torden-Steine. In der Engliſchen Sprache bedeutet Thursday den Donnerſtag. Daraus iſt abzunehmen, wie dieſer Thor ein Vorſteher des Donners geweſen, dem man zum Zeichen ſeiner Gewalt ſolchen Stein in die Hand gegeben. Es werden deswegen auch dieſe Donner-Steine nicht daher ihren Nahmen haben, daß ſie mit dem Donner aus den Wolcken herabgefallen, ſondern weil ſie das Bildniß des Donner-GOtts, Thor, in ſeiner Hand geführet.

Nun laſt uns ſehen, wie man ſich die Zeugung des Donner-Keils in der Lufft vorſtellet, ſo werden wir leicht erkennen, daß ſie kaum wahrſcheinlich ſey. Die Sineſer nennen ſie Donner-Zähne, und halten mit den Indianern davor, daß der Donner ein lebendiges Thier ſey, welches ſich in den Wolcken aufhalte, und mit ſeinem Brüllen den Schall verurſache, das Feuer aber ausſpeye; Dieſes Thier habe einen groſſen Kopff, und laſſe zu Zeiten einige von ſeinen Zähnen ausfallen, welche hernach gefunden werden. Einige wollen gar dieſes Thier in einer Donner-Wolcke, die ſich geöffnet, geſehen haben. (*) Da ſiehet man auf was für närriſche Einfälle Leute, die ſonſt ſehr klug ſeyn wollen, gera-

(*) Petersburg Anmerckungen l. c.

then können. Nach Theophraſti Paracelſi Meynung, welcher in dem Reich der Geiſter ſo bewandert war, daß er nicht allein alle Geiſter wohl kannte, ſondern auch ihre Nahmen wuſte, ſoll ein gewiſſer Geiſt, Salamita genannt, ſich unter dem Blitz mengen, und damit auf die Erde herab ſchieſſen, ſich auch ſehr freuen, wann ſolche Reiſe fein geſchwinde fortgehet. Er ſoll auch den Blitz mit groſſer Gewalt ſelbſt forttreiben, und dadurch viel Schaden anrichten. (*) Vielleicht ſchmiedet dieſer Geiſt die Donner-Keile, und ſchießt ſie mit Ungeſtüm auf die Erde herab. Ich habe dazu nichts weiter zu ſagen, als daß es ein Traum ſey, der mit der Heydniſchen Fabel von den Donner-Keilen des Jupiters ſehr wohl überein kommt. Will man den Naturkündigern glauben, ſo entſtehet der Donner-Stein aus Mineraliſchen und Erdigten Ausdünſtungen, die durch die feuchte Wolcken erſtlich erweicht, hernach durch den Blitz gehärtet werden: Auf die Art, wie ein Töpffer mit ſeinen Gefäſſen, oder ein Ziegel-Brenner mit ſeinen Steinen verfährt, welche ihre Materie erſt mit Waſſer erweichen, und darauf in dem Ofen hart brennen. Carteſius berufft ſich auf ein Experiment, wodurch er die Möglichkeit ſolcher Stein-Zeugung in der Lufft erweiſen will. Wenn man, ſchreibt er (**) von der Erde, die ſich von dem in einem Gefäß aufbehaltenen Regen-Waſſer geſetzt hat, eine gewiſſe Quan-

(*) Meteor. lib. I. de Draconibus,
(**) De Meteor. Cap. 7. §. 10.

Quantität nimmt, ſie mit Salpeter und Schweffel vermiſcht, hernach anzündet, ſo wird daraus im Augenblick ein Stein. Jedoch dieſes alles will die Möglichkeit der Sache noch nicht auſſer Zweiffel ſetzen. Vors erſte kan es auf ſolche Weiſe damit nicht zugehen, wie man Töpffe und gebrannte Steine macht. Es gehört eine geraume Zeit dazu, ehe ein Topff oder Stein ſeine Härte erreicht. Solte der Donner-Stein zu ſeiner Zeugung auch einige Zeit brauchen, ſo würde er wegen ſeiner Schwere nicht in der Lufft hangen bleiben, ſondern herunter fallen, ehe er durch den Blitz gehärtet worden. Demnach iſt nichts gewiſſer, als daß ſeine Zeugung im Augenblick geſchehen müſſe, welches Carteſius, und andere mit ihm, nicht für unmöglich halten. Erweget man aber Carteſii Experiment recht genau, ſo wird es in der Lufft nicht practicabel ſeyn. Sand, Salpeter und Schweffel müſſen in einem Hauffen beyſammen liegen, ſonſt wird nimmermehr ein Stein daraus werden. Man verſuche es, und ſtreue dieſe Dinge auf einen Tiſch dünne auseinander, doch alſo, daß ſie ſich berühren, zünde ſie an, und ſehe, ob ein Stein heraus kommen wird. Wo will man aber dieſe Materien ſo häufig in der Lufft beyeinander finden, daß daraus ein nicht kleiner Stein werden könte? Ich halte, man wird in einem groſſen Raum kaum ſo viel dergleichen Dünſte zuſammen finden, als zu einem Stein von ¼. Pfund nöthig ſind. Wenn ſie häufig beyeinander wären, könten ſie von der Lufft nicht unterſtützt

ſtützt werden/ ſondern müſſen zu Boden fallen. Was verſammlet ferner dieſe Dünſte ſo geſchwinde auf einen Hauffen? Ich kan nichts erdencken/ wodurch ſolche Verſammlung geſchehen ſolte. Wolte man ſich davon ohngefehr folgende Gedancken machen: Es würden die Schweffelichten Dünſte zuerſt an einem Ort entzündet/ und dieſe Entzündung ſchöſſe immer weiter fort/ weil ſie mehr dergleichen Dünſte antreffe (gleichwie das in einer Reihe liegende Pulver/ wann es an einem Ende angezündet wird/ biß zu Ende fortbrennet) unterwegens aber fünde dieſe Flamme Salpetrige und Erdigte Ausdünſtungen/ die ſie zu ſich riſſe/ daraus einen Stein machte, und ſelbigen mit auf die Erde brächte: So bleibt doch allemahl der Zweiffel übrig/ ob ſich in ſolchem Strich des Blitzes ſo viel Erdigte/ Salpetrige und Schweffelichte Dünſte aufhalten können/ als zu Zeugung eines ziemlichen Steins erfordert werden. Wer alle dieſe Umſtände in Betrachtung ziehet/ wird gnugſamen Grund finden/ den Donner-Stein für ein erdichtetes Ding zu halten; weil überdem dieſer Stein im herabfallen gerade zuſchieſſen müſte/ gleich einer aus einem Rohr geſchoſſenen Kugel/ wovon ſich aber an den Dingen/ darin das Wetter geſchlagen/ das Gegentheil findet. Die Bäume ſind offters vom Gewitter ſo wunderlich berühret/ daß wenn es Spuren des Donner Keils wären/ er im Fortſchieſſen viele Krümmungen/ ja gar Schnecken Linien müſte gemacht haben/ welches ſeiner Natur zuwieder iſt. Nim̃t

man endlich aus der Erfahrung an, daß in den meiſten Menſchlichen Cörpern, die der Blitz berühret, keine äuſſerliche Wunden zu finden geweſen, ſo wird man nicht glauben können, daß ein Donner-Stein ihnen das Leben geraubet habe. Führen aber nicht alle Blitze Donner-Steine mit ſich, ſondern der Blitz allein kan es thun, warum nimmt man dann einen erdichteten Donner-Keil zu Hülffe? Mit den vermeynten Donner-Keilen wird auch mancherley Aberglauben getrieben: Wer einen ſolchen im Hauſe hat, oder bey ſich trägt, ſoll dadurch für dem Donner geſichert ſeyn; Wenn man den Kühen die Euter damit beſtreichet, oder ſie durch das Loch der gedachten Torden-Steine melcket, ſollen ſie die durch Zauberey verlohrne Milch wieder bekommen. Das iſt um ſo viel thörichter gehandelt, da es ſolche Steine nicht ſeyn, als man ſich einbildet. Der Betrug hat zuweilen an den Donner-Steinen auch ſeinen Theil, wie ich mit einem Exempel erweiſen will: Die Spaniſchen Patres erzehlen, daß allemahl, wenn es in den Philippiniſchen Inſuln donnert, ein grün-ſchwarzer Donner-Keil in Form eines Creutzes herab falle; Das mögen vielleicht die einfältigen Indianer glauben, wenn hingegen Vernünfftige gar wohl erkennen, daß dieſe Creutzer durch Kunſt verfertigt werden. (*)

(*) Salmons Beſchreibung der Orientaliſchen Inſuln cap. 8. in fine.

17.

Von dem Waſſer über der Veſte.

Wann wir in der von Moſe beſchriebenen Geſchichte der Schöpffung leſen, wie GOtt am andern Tage eine Veſte zwiſchen dem obern und untern Waſſer gemacht, und dadurch dieſe beyde Waſſer voneinander geſchieden, 1. Moſ. 1. 6. 7. So hat es denen Auslegern H. Schrifft viel Kummer verurſacht, indem ſie nicht wiſſen, wo ſie das Waſſer über der Veſte ſuchen ſollen. So viel iſt aus Moſe abzunehmen, daß der Himmel der Unterſcheid zwiſchen beyden Waſſern ſey. Die 70. Dolmetſcher geben das Wort Rakiah, wodurch dieſe Veſte angedeutet wird, durch ςερέωμα, zu lateiniſch Firmamentum, womit Lutheri Uberſetzung einſtimmt, der es durch Veſte überſetzt. Dieſe Uberſetzungen aber gehen von der Bedeutung des Hebreiſchen Worts Rakiah weit ab, als welches nicht ein Firmament oder Veſte, ſondern eine Ausſpannung, Ausdehnung, Ausreckung anzeigt. Nun wird v. 8. gemeldet, GOtt habe ſolche Ausſpannung Himmel genennt, daß alſo dieſe und der Himmel einerley Ding iſt. Wann die 70. Dollmetſcher den Himmel eine Veſte nennen, ſcheinen ſie die Meynung der alten Welt-Weiſen für Augen gehabt zu haben, daß der Himmel und deſſen Creyſe von einem

dichten

dichten und durchſichtigen Cryſtall ſind, welches doch von der Warheit weit entfernet iſt. Viel ſchöner drücket der Grund-Text die Beſchaffenheit des Himmels aus, wenn er ihn eine Ausſpannung, Ausdehnung nennet, ſintemahl darin die untere und obere Lufft, oder Æther, weit auseinander gedehnet, auch ihrer Natur nach einer Ausſpannung fähig ſind, oder eine Elaſticitæt an ſich haben. Die alten Kirchen-Lehrer, weil ſie von der wahren Einrichtung des Welt-Gebäudes falſche Begriffe hegten, hielten dafür, es müſte oben über dem Stern-Himmel eine groſſe Menge Waſſer zu finden ſeyn, mit welchen es auch noch viele GOtts-Gelehrten unſer Kirche halten. (*) Der Wunder-Kopff, Jacob Böhme, will, man könne ſolches obere Waſſer mit Augen ſehen, wenn er ſchreibt: (**) Daß es aber ſcheinet, als wäre eine blaue Kugel über den Sternen, damit der *Locus* dieſer Welt für den Heiligen im Himmel ſey verſchloſſen, wie dann die Menſchen bißher gedacht haben, das iſt nicht alſo; ſondern es iſt das obere Waſſer der Natur, das iſt viel heller, als das Waſſer unter dem Monden, wann nun die Sonne durch die Tieffe ſcheinet, ſo iſts gleich wie licht blau. Unterſuchet man aber ein wenig den groſſen Welt-Bau, wird man über den Sternen kein Waſſer antreffen. Die Fix-Sterne ſind nicht an einer holen Cryſtallenen Kugel befeſtiget, wie ſich die Al-

(*) v. Salom. Geſneri Commentar. in Geneſin.
(**) In Aurora Cap. 25. p. m. 540.

ten vorſtellen, ſondern ſchweben in dem freyen Welt-Raum, und ſteht immer einer neben und über dem andern, daher ſie auch nicht alle von gleicher Gröſſe ſcheinen, und die meiſten ſind von uns ſo weit erfernet, daß wir ſie nicht mit bloſſen Augen, ſondern allein durch die Fern-Gläſer ſehen können. Wie weit ſich ſolche Fix-Sterne hinaus erſtrecken, iſt uns unbekannt. Wolte man ſagen, ſie giengen ins unendliche hinaus, würde es nichts ungereimtes ſeyn, weil ſo dann die Welt ein vortrefflicher Spiegel der unendlichen Macht GOttes wäre. Jedoch es läſt ſich davon nichts gewiſſes beſtimmen. So viel iſt gewiß, daß, wenn die Cryſtallene Kugel der Fix-Sterne wegfällt, auch das obere Waſſer verſchwinden muß, weil da es weit ſchwerer als die Lufft, geſchweige als der Æther oder die Himmels-Lufft iſt, natürlicher weiſe daſelbſt nicht könte hangen bleiben, ſondern auf die nächſte Fix-Sterne herab fallen müſte. Man bedencke weiter, welch eine erſtaunende Menge Waſſer es ſeyn müſſe, wann es die ſichtbare Welt rund umher umgeben ſolte. Alle Waſſer des gantzen Erdbodens würden dagegen nicht einmahl als einen kleinen Tropffen zu rechnen ſeyn. Behaupten die Sternkündiger mit guten Gründen, daß unſere Erde gegen dem Himmel nur wie ein Punct zu rechnen ſey, ſo würde das darauf vorhandene Waſſer gegen dem obern Waſſer noch nicht wie ein Punct können geachtet werden. Solte dieſes Waſſer einmahl aus ſeinem Ort weichen, würde es alle Welt-Cörper zu über-

überſchwemmen vermögend ſeyn. Ich geſchweige, daß man nicht ausdencken kan, zu welchem Ende der allweiſe GOtt eine ſo groſſe Menge Waſſer ſolte dahin geſetzt haben, oder was ſie dem Welt-Gebäude für Nutzen bringen. Jacob Böhmens Vorgeben, daß das blaue, ſo man am Himmel ſiehet, von dieſem Waſſer herrühre, zeuget von des Mannes Unwiſſenheit in natürlichen Dingen, die er doch aus dem Grund verſtehen wolte. Wenn wir den hellen Himmel anſchauen, ſo können wir ihn, wenn man dadurch verſteht den Raum, worin Sonne, Mond und Sterne ſich befinden, ſelbſt nicht ſehen, ſondern was uns in die Augen fällt, iſt die von der Sonne ſtarck erleuchtete Lufft, welche dem Auge als ein helles durchſichtiges blau erſcheinet. (*)

Der Kirchen-Lehrer Origenes verſtehet durch das obere Waſſer die guten, durch das untere Waſſer die böſen Engel. Welche Erklärung bloß Allegoriſch iſt, und keinen Beyfall verdienet.

Die meiſten der neuern Ausleger verſtehen durch die Veſte die Lufft, oder den Lufft-Himmel, und durch das obere Waſſer die Regen-Wolcken, die durch die Lufft von dem untern Waſſer unterſchieden ſind. Es mag aber auch dieſe Erklärung nicht beſtehen, weil die Regen-Wolcken eigentlich ihren Urſprung haben aus den wäſſerigen Dünſten der Erde, wohin ſie auch

(*) Welches weitläufftiger ausführet Joh. Chriſtoph. Sturmius in Matheſ. Juvenil. Tom. 2. pag. 248.

auch durch den Regen wieder zurück kehren, und folglich das obere und untere Waſſer nicht von einander geſchieden ſind, ſondern vielmehr einen beſtändigen Zuſammenhang und Communication haben. So man auch betrachtet, was Moſe (1. Moſ. 2. 5. 6.) ſchreibt: Und (ſind worden) allerley Bäume auf dem Felde, die zuvor nie geweſt waren auf Erden, und allerley Kraut auf dem Felde, das zuvor nie gewachſen war; denn GOtt der HErr hatte noch nicht regnen laſſen auf Erden, und war kein Menſch der das Land bauete. Aber ein Nebel gieng auf von der Erde, und feuchtete das gantze Land: Gibt es dieſer Auslegung einen nachdrücklichen Stoß. Daraus iſt klärlich zu erſehen, wie am zweyten Tage der Schöpfung, an welchen GOtt das obere und untere Waſſer ſchied, noch keine Regen-Wolcken vorhanden geweſen, ſondern erſt nachhero, nachdem er am dritten Tage Bäume und Kräuter hervorgebracht, ein Nebel, oder Dünſte, von der Erde aufgeſtiegen, woraus die Regen-Wolcken entſtanden, die das Land befeuchteten.

Die neue Tübingiſche Bibel, welcher auch D. Lange beypflichtet (*) verſtehet durch die obere Waſſer diejenigen, die ſich um und auf den Planeten befinden. Denn da ſelbige mit unſer Erde eine groſſe Gleichheit haben, ſo iſt nicht zu läugnen, daß ſie nicht auch ſolten aus Erde und Waſſer

(*) Im Moſaiſchen Licht und Recht ad L. I.

Waſſer beſtehen, und einen Lufft-und Dunſt-Creyß um ſich haben, worin Regen und Schnee herab fällt. Das iſt nun das Waſſer über, oder an der Veſte des Himmels, welches, nachdem es am zweyten Tage der Schöpffung von dem Waſſer des Erdbodens geſchieden war, GOtt am 4ten Tage, als er den Mond und andere Planeten machte, in und um dieſelbige verſetzte. Und dieſe letzte Erklärung, wie neu ſie auch iſt, halte ich für die beſte.

Ein paar artige Hiſtorien, oder vielmehr Fabeln, welche mich veranlaſſet, das Waſſer über der Veſte auf dieſen Schau-Platz aufzuführen, müſſen nicht vergeſſen werden. Beyde leſen wir beym Gervaſio Tilberienſi (*) welcher ſie zum Beweiß des obern Waſſers anführet. In Engelland kam einsmahls an einem Feſt-Tage das Volck aus der Kirche, als ſehr trübe und neblicht Wetter war. Da ſahen ſie einen Ancker, welcher ſich an einem ſteinern Grab feſt angehangen hatte, deſſen Seil nach der Lufft in die Höhe gieng, und ſtarck bewegt ward. Man hörte auch in der Lufft ein Geſchrey, wie die Boots-Leute zu machen pflegen, wann ſie den Ancker lichten. Endlich kam jemand an dem Ancker-Seil herunter gefahren, in der Abſicht den Ancker loß zu machen. Als er den Ancker loß geriſſen, nahmen ihn die Leute gefangen, er erſtickte aber ſo bald wegen der dicken Lufft, und gab ſeinen Geiſt auf. Endlich hieben die Lufft-Schiffer

(*) In Otiis Imperial. apud Leibnitium Script. Brunsvicenſ. Tom. I. p. 894.

Schiffer das Ancker-Seil ab, und lieſſen den Ancker zurück. Das Eiſen von dem Ancker brauchte man zu der Kirch-Thüre des Orts, wo es zu Gervaſii Zeiten noch zu ſehen geweſen. Die andere Geſchichte lautet alſo. Ein Irrländer gieng einsmahls aus ſeinem Vaterland zu Schiff und hinterließ Frau und Kinder zu Hauſe. Als dieſes Schiff weit in die See kommen war, ſaß dieſer Mann mit andern Schiffern und ſpeiſete, da es ohngefehr 3. Uhr war. Nach geendigter Mahlzeit wolte er ſein Meſſer abſpülen, da fiel es ihm über Bord aus den Händen. Seine Frau ſaß um eben dieſelbige Zeit zu Hauſe am Tiſch, da kam eben dieſes Meſſer durch den offenen Giebel ihres Hauſes hinein geflogen, und blieb im Tiſche ſtecken, welches ſie alsbald für ihres Mannes erkannte, und wohl verwahrte. Als ihr Mann nach geraumer Zeit wieder zu Hauſe ankam, fand es ſich daß er ſein Meſſer an eben dem Tage verlohren, da es ſich bey ſeiner Frau eingefunden. Wer dieſe Geſchichte für wahr annehmen wolte, müſte glauben, daß das Waſſer über der Veſte ohngefehr in den Wolcken ſey, und mit Schiffen könne befahren werden: Weiter daß man zu Schiff aus dem untern Waſſer in das obere gelangen könne: und endlich, daß auf dem obern Waſſer ſich Leute finden die daſelbſt beſtändig leben, und hierunten auf Erden wegen der gar zu dicken Lufft nicht leben können. Welches lauter Dinge ſind, die in einen abgeſchmackten Roman gehören, und von alten Weibern beym Spinn-Rocken müſſen bewundert werden.

18. Von

18.

Die mancherley Lufft-Reiſen.

Laſſet uns einmahl mit dem Horatius (*) die Flügel ſchwingen, und verſuchen, ob es nicht möglich ſey eine Reiſe durch die Lufft, oder gar biß in den Mond zu thun. Die Alten geriethen ſchon auf dergleichen Einfall, wie aus der Fabel vom Dædalo und Icaro erhellet, welche durch Hülffe Wächſerne Flügel aus der Inſul Creta allwo ſie Gefangene waren, ſollen durch die Lufft weggeflogen, und der letztere, weil er der Sonne zu nahe kam, wovon ſeine Flügel ſchmoltzen, herab in das Meer geſtürtzt ſeyn. Dieſe Fabel iſt ein Lehr-Gedichte, womit die Alten angedeutet haben, daß man ſich nicht gar zu hoch erheben, ſondern fein in der Mittel-Straſſe bleiben ſolte, wo man nicht endlich wolle geſtürtzet ſeyn. Von dem Abaris einem Scytiſchen Welt-Weiſen fabuliren die Alten, er habe aus dem Tempel des Apollo zu Athen, oder wie andere wollen, von dem Pythagoras einen güldenen Pfeil bekommen; wann er dieſen in die Lufft abgeſchoſſen, ſey er zugleich mit davon geflogen, und alſo durch Hülffe dieſes Pfeils durch die Lufft über

ber

(*) Lib. 2. Carm. Od 20.

Non uſitata, nec tenui ferar
Penna biformis per liquidum æthera,
Vates: neque in terris morabor
Longius: Invidiaque major
Urbes relinquam.

ber Berg und Thal geritten oder gefahren. Daher er auch den Nahmen ἀιδροβάτης, Lufft-Steiger, Lufft-Wanderer empfangen. Die Geſchichte des Abaris iſt überall mit ſo viel Fabeln angefüllet, daß ſchon Herodotus (*) beſorgt, ſie möchte vielen unglaulich fürkommen. Uberdem erzehlen andere. (**) Abaris habe nicht von Pythagoras, ſondern dieſer von jenem ſolchen Wunder-Pfeil empfangen, und ſey damit durch die Lufft gefahren. Was das vornehmſte iſt, ſo haben die Gelehrten erwieſen, (***) daß Abaris und Pythagoras wohl ſchwerlich zu einer Zeit gelebt haben: Woraus offenbahr iſt, daß auch die Lufft-Reiſen des Abaris und Pythagoras erdichtet ſeyn. Den Zunahmen ἀιδροβάτης hat man vielleicht dem Abaris gegeben, weil er über hohe und groſſe Gebürge nach Athen kommen war, und alſo durch die Lufft, wohin die Berge ihre Spitzen erheben, gewandelt, auch ſeine Reiſe aus weit entfernten Landen in geſchwinder Eyl vollendet hatte: Woraus der Irrthum entſtanden, er ſey mit einem Pfeil durch die Lufft geflogen.

Soll man den Alchimiſten glauben, ſo muß Adam, als er noch im Paradieſe war, ſeinen Leib ohne Mühe haben durch die Lufft führen können, wohin er gewolt. Julius Sperber hegt von ihm

ſolche

(*) lib. 4. Hiſtor.

(**) Jamblichus in Vita Pythag. cap. 19.

(***) Beſ. Bruckers Fragen aus der Philoſoph. Hiſtorie 1. Theil pag. 212. conf. die Zuſätze im 2. Theil pag. 877.

ſolche Gedancken, und låſt ſich vernehmen (*) der Leib Adams ſey wegen ſeiner feurigen Natur ſo leicht und hurtig geweſen, daß er gleich den Vögeln ſich hätte nach Gefallen in die Lufft erheben, ja gar biß an den Himmel fliegen können. Allein woher will man erweiſen, daß Adams Leib gantz anders vor als nach dem Fall beſchaffen geweſen, da die H. Schrifft davon keine Nachricht giebt. Es ſind Alchimiſtiſche Grillen, als welche behaupten, der gantze Erdboden ſey vor dem Fall Adams nicht ſo dicht, unrein und grob, als jetzund geweſen, ſondern weit ſubtiler, heller und gleichſam verklårt; weswegen ſie auch Sperber (**) eine puram putam tincturam (welcher Nahme ſonſt dem Philoſopiſchen Stein, womit man Gold machen will, gegeben wird) nennet.

Die Chaldæer, wie Cornelius Agrippa (***) berichtet, hielten dafür, wenn das Menſchliſche Gemüth aus allen Kråfften auf GOtt gerichtet ſey, ſo würde es dadurch mit GOtt ſelbſt und ſeinem Licht erfüllet, welches Licht alsdann mit ſeinen Strahlen den groben, finſtern, ſchweren und ſterblichen Leib durchdringe, ihn dadurch glåntzend und den Sternen gleich mache, daß er wegen ſeiner Leichte, gleich dem Werck, welches vom Feuer entzündet wird, in

(*) In Iſagoge in veram Triunius Dei & Naturæ cognitionem pag. 36. ſeqq.

(**) L c. pag. 26.

(***) Lib. 3. Philoſoph. Occult. cap. 43.

in die Höhe geführet werde. Bißweilen würde auf dieſe Weiſe der Menſchliche Leib, gleich einem Geiſt, in weit entlegene Oerter geführet, wie wir in der Apoſtel Geſchicht von Philippo leſen. Dieſe Gedancken ſind den alten Chaldæern wohl niemahls in Sinn kommen, ſondern ſie ſchreiben ſich von den Pythagoriſch-Platoniſchen Welt-Weiſen her, welche im 3ten Jahrhundert nach Chriſti Geburt aufkamen, und um ihren Lehr-Sätzen ein Anſehen zu geben, ſie von den alten Orientaliſchen Welt-Weiſen herleiteten. Sie haben damit die Enthuſiaſterey ausgeheckt, oder wenigſtens weit höher als jemahls getrieben, auch damit die Chriſtliche Kirche angeſteckt, welches Ubel noch biß auf unſere Zeiten dauret, wann ſie lehreten: Jn der *Philoſophi*ſchen Beſchaulichkeit werde der Menſch, indem er zu GOtt aufſtiege, mit den weſentlichen Strahlen des Göttlichen Lichts erleuchtet, und könne GOtt von Angeſicht zu Angeſicht betrachten. Weiter: GOtt erſtrecke ſich mit den Strahlen ſeines weſentlichen Lichts auf alle Claſſen der Dinge, ja ſo gar auf die Materie, und mache ſie zu der Vereinigung und Gemeinſchafft mit GOtt geſchickt und tüchtig. (*) Woraus endlich andere den Schluß gemacht, es müſte ein ſolcher verklährter Leib ſehr leicht ſeyn, und durch die Flammen des Göttlichen Lichts in die Höhe

(*) Beſ. Bruckers Fragen aus der Philoſ. Hiſtorie 3. Thei. pag. 530.

Höhe geführet werden. Das mögen mit Recht ſüſſe Träume heiſſen, dergleichen mir ſelbſt im Schlaff vielfältig vorgekommen, als wenn ich an ſtatt der Flügel, mit den Armen eine höchſt vergnügte Lufft-Reiſe gethan hätte. Die heilige Schrifft gedencket vieler frommer und Gottsfürchtiger Leute, die es in der Göttlichen Beſchaulichkeit, oder beſſer zu ſagen, in der Betrachtung GOttes, ſeiner Wercke und Wohlthaten ſehr hoch gebracht, aber man lieſet von keinem eintzigen, der daher einen verklährten Leib empfangen hätte. Das Angeſicht Moſe hatte zwar von dem Umgang mit GOtt einen Glantz bekommen, aber nicht ſein gantzer Leib, wiewohl man auch nicht lieſet, daß deshalb ſein Cörper durch die Lufft geflogen wäre. Der Prophet Elias fuhr durch die Lufft ſichtbarlich gen Himmel, allein nicht in Krafft eines verklährten Leibes, ſondern es kam ein feuriger Wagen mit feurigen Roſſen, die ihn im Wetter gen Himmel führeten. Philippus aber ward von dem Geiſt GOttes, und alſo durch ein Wunder-Werck, aus dem Geſicht des Cämmerers weggeführet, ob er gleich keinen glåntzenden und verklährten Leib hatte. Die Alchimiſten reden wohl viel von einer Philoſophiſchen und natürlichen Verklährung in welche ſich alle Dinge, wenn man ſie recht zu ſcheiden weiß, ſollen verſetzen laſſen, alſo, daß ſie einen Glantz oder Schein bekommen. Allein es iſt bekannt, wie groſſe Windmacher ſie ſeyn, und von mehr Dingen aufſchneiden, die ſie doch ihr Lebtage mit Augen

nicht geſehen, noch durch ihre betriegliche Kunſt hervorgebracht haben, auch nicht hervorbringen können. Der fromme Theologus Johann Arnd hat ſich durch ihre Prahlereyen verführen laſſen, wann er ſchreibt: (*) **Der gütige Schöpffer hat allen Dingen ein reines, ſchönes und anmuthiges Licht eingeſchloſſen, wie die wiſſen, ſo die natürliche Scheidung verſtehen, und die Reinigkeit aller Dinge recht** *Philoſophi*ſch **von der Unreinigkeit ſcheiden können. Und alſo können alle Dinge natürlich in ihre Klarheit gebracht werden.** Die Unreinigkeiten laſſen ſich von den Materialiſchen Dingen ſcheiden, allein deshalb werden ſie nicht verklährt, oder man müſte das Wort Verklährung im groben Verſtande nehmen, als wenn man z. E. trübes Waſſer durch Löſch-Pappier gießt, und es dadurch klar macht: Oder das Gold von denen mit ihm vermiſchten geringern Metallen durchs Feuer ſcheidet.

Wir kommen auf eine andere Art Lufft-Reiſen, welche durch Hülffe des Teuffels geſchehen ſollen. Von den Zauberern und Hexen iſt die gemeine Sage, daß ſie in der Walpurgis Nacht ſich mit einer gewiſſen Salbe ſchmieren, auf Ofen-Gabeln, Beſen und andere ſaubere Inſtrumente ſetzen, und darauf von dem Teuffel durch den Schorſtein auf den Blocksberg geführet werden. Das iſt es nicht allein, man hat noch mehr Teuffeliſche Lufft-Reiſen, wovon ich einige zur Probe anführen will. Von Simon dem

(*) Im wahren Chriſtenthum lib. 4. cap. 1. §. 32.

dem Zauberer, deſſen Act. 8. 9. ſeqq. gedacht wird, melden die Kirchen-Geſchichte, daß er eins-wahls zu Rom in der Lufft geflogen, und von zween böſen Geiſtern unterſtützt worden, auf Petri Gebet aber ſey er herunter geſtürtzt, und jämmerlich zerſchmettert worden, wovon er des Todes geweſen. Obgleich Auguſtinus, Sulpitius Severus und andere dieſe wunderbahre Geſchichte für bekannt annehmen, ſo wiſſen doch die ältere Scribenten, Juſtinus, Irenæus, Euſebius nichts davon. Dieſe würden nicht unterlaſſen haben, eine ſo merckwürdige Sache aufzuzeichnen, wenn ſie jemahls davon etwas gehöret hätten. Die Römiſche Geſchicht-Schreiber ſelbſt, die um dieſe Zeit gelebt, ſolten eine ſo wunderſame Begebenheit anzumercken nicht vergeſſen haben, wenn etwas daran wäre. Aus ſolchem Stillſchweigen hat man keinen andern Schluß zu machen, als daß die Lufft-Reiſe des Simon, unter die Fabeln gehöre, zumahl da die Gelehrten heutigs Tages noch in Zweiffel ſtehen, ob der Apoſtel Petrus jemahls nach Rom kommen ſey. (*) Von Erich, Könige in Schweden, berichtet Johannes Magnus in ſeiner Schwediſch-Gothiſchen Chronick, daß wo er nur ſeinen Hut hingekehret, er alſobald nach ſelbiger Gegend durch die Lufft weggeführet worden. Dieſes kommt mit des Fortunati Wunſch-Hütlein treflich überein, und iſt eins ſo wohl eine abgeſchmackte Fabel, als das andere. Der gelehrte

 Bayle

(*) v. Frid. Spanhemii Diſſert. de temere credita Petri in urbem Romam profectione.

Bayle führet etwas ſonderbahres an, (*) welches hier billig einen Platz verdienet. Ich finde, ſchreibt er, in einem *Tractat* des Biſchoffs zu *Lion Agobardi* von *Anno* 833. eine Stelle, die zu meinem Zweck ſo vortheilhafftig iſt, daß ich nicht umhin kan, ſie hier anzuführen. Es hat gedachter Biſchoff dis Buch geſchrieben, um viel Menſchen von der Einbildung zu befreyen, daß es zu ſelbigen Zeiten Zauberer gebe, deren Gewalt ſich ſo weit erſtreckte, daß ſie Hagel, Blitz und Ungewitter erregen, und ſo offt ſie wolten, die Früchte der Erden verderben könten: Welche auch durch ihre Kunſt mit den Einwohnern eines gewiſſen Landes, Magonit genannt, ihr Gewerbe trieben, als welche jährlich mitten durch die Lufft auf Schiffen gefahren kämen, und alles Korn, ſo durch Ungewitter verderbt worden, aufluden, und das Geld davor den Zauberern bezahlten. Woran man damahls ſo wenig zweiffelte, daß gedachter Biſchoff ſich einsmahls ſehr bemühen muſte, 3. Männer und ein Weib aus den Händen des gemeinen Volcks zu erretten, die ſelbige ſteinigen wolten, weil ſie aus den Lufft-Schiffen ſolten herab gefallen ſeyn.

Wierus will in Teutſchland einen Gauckler geſehen haben, der am hellen Tage für allem Volck in den Himmel geſtiegen: Seine Frau habe ihn bey den Beinen gefaßt, und ſey mit in die

(*) v. Penſees diverſes ſur la Comete T. I. p. 290.

die Höhe gefahren, welcher endlich das Cammer-Mägdchen auch gefolget, und wären ſie eine lange Zeit in der Lufft geblieben. Vielleicht iſt dieſe Lufft-Reiſe durch Hülffe eines in der Höhe, etwa an einem Thurm, befeſtigten Seils geſchehen, oder Wierus als ein kluger Mann, der dafür hielt, daß niemahls ein Menſch mit dem Satan ſich in ein Bündniß eingelaſſen, noch einlaſſen könne, und folglich die Zauberer für Melancholiſche Leute hielt, hat ſolches nicht im Ernſt geſchrieben.

Die Geſchichte von Theoph. Paracelſo, und einem Spielmann, Nahmens Steuchler, findet man hin und wieder angeführet. Dieſer Steuchler wolte einſt gern in geſchwinder Eyl von St. Gallen aus gen Baden reiſen, allwo damahls die geſamte Schweitzeriſche Abgeſandten verſammlet waren, und mit ſeiner Qveer-Pfeiffe bey ſolcher Gelegenheit ein Stück Geld verdienen. Theophraſtus wieß ihm einen weiſſen Schimmel an, und auf demſelben reiſete er in einer halben Stunde durch die Lufft nach Baden, welcher Ort von St. Gallen 16. ſtarcke Stunden abliegt; hieraus würden folgen, daß Theophraſtus ein groſſer Zauberer geweſen. Allein von dem Laſter der Zauberey haben ihn die Gelehrten längſt loßgezehlet, und ihm hingegen die Ober-Stelle unter allen Marcktſchreyern und Windmachern, dergleichen alle Alchimiſten ſind, angewieſen.

Damit es aber nicht das Anſehen gewinne, als wenn allein in Europa der Teuffel die

Leute durch die Lufft führe, ſo will ich noch ein paar Exempel aus fremden Ländern beybringen. Zu Batavia in Oſt-Indien, nahm ein Gauckler ein aufgewickeltes Klauen von einem Strick, davon er das eine Ende in der Hand behielt, und das Klauen mit ſolcher Gewalt in die Lufft warf, daß man es nicht mehr ſehen konte. An dieſem Strick kletterte er mit ſolcher Geſchwindigkeit in die Lufft, daß er endlich auch nicht mehr zu ſehen war. Ich will nicht anführen, wie darauf bald ein Bein, bald ein Arm und andere Gliedmaſſen dieſes Gaucklers aus der Lufft herab gefallen, die man in einem Korb gethan, biß zuletzt auch der Kopff herab kommen, da dann die Glieder wieder zuſammen gekrochen, daß der Gauckler für aller Augen lebendig da geſtanden. (* Von dem Lufft-Sprung allein zu reden, ſo wird jedermann geſtehen müſſen, daß er natürlicher Weiſe nicht habe geſchehen können, ſondern der Teuffel, wo man anders die gar zu wunderbahre Erzehlung für wahr halten will, müſte die Hand mit im Spiel gehabt haben. Dem Bericht der Jeſuiten zu folge, ſollen bey den Manacicas, einer Nation in America, die Seelen der Verſtorbenen erſcheinen, nachdem ſie aber von ihren Pfaffen, Mapono genannt, mit Waſſer beſprengt, und alſo gereinigt worden, nimmt ſie ihren Abſchied. Der Mapono flieget mit ihr in die Höhe, und bleibt ihr immer an der Seite, biß er nach einiger Zeit wiederkommt, und den Freunden des Verſtorbenen von

(*) v. Happelii Relat. Curioſ. Tom. I. p. 409. 410.

von der Freude der abgeſchiedenen Seele im Himmel gute Zeitung bringt. (*) Das mögen wohl die einfältige Heyden glauben, allein daß die Jeſuiten eben ſo leichtgläubig als ſie ſind, darin ſcheinen ſie ſchlechte Uberlegung zu gebrauchen, ſonſt könten ſie leicht errathen haben, wie die Pfaffen ſolche Dinge dem gemeinen Volck zu ihrem Vortheil zu überreden ſuchen, und dabey etwa ein Hocus Pocus Stückchen ſpielen.

In Beurtheilung der Teuffeliſchen Lufft-Reiſen kommt das Haupt-Werck darauf an, ob der Teuffel das Vermögen habe, einen Menſchen und andere ſchwere Dinge durch die Lufft zu führen. Vors erſte, wird mir jedermann zugeſtehen, daß der Teuffel nicht die Krafft beſitze, Cörperliche Dinge ohne ein Cörperliches Werckzeug zu bewegen. Er iſt ein Geiſt, gleichwie die Menſchliche Seelen auch ſind. Nun hat unſere Seele, welche ſonſt die Gliedmaſſen des Leibes hurtig bewegt und regieret, das Vermögen nicht ſie in Bewegung zu ſetzen, wann die Nerven, wodurch die Seele die Glieder bewegt, Schaden genommen und verdorben ſind. Weil das Werckzeug nicht mehr taugt, ſo kan die Seele, wie gern ſie auch wolte, dadurch nichts ausrichten. Hieraus mache ich den Schluß, daß die böſen Geiſter die Bewegung eines Cörpers ohne ein Cörperliches Werckzeug nicht bewerckſtelligen könne. Es bleibt allein ein Werck eines unendlichen und allmächtigen Geiſtes, wel-

 cher

(*) Beſ. die Geſchichte derer Chiquitos cap. 25. pag. 307. 308.

cher GOtt iſt, durch den bloſſen Willen, und ohne Werckzeug dergleichen Bewegung zu verrichten. Braucht aber der Teuffel zu leiblichen Verrichtungen ein Cörperliches Werckzeug, ſo iſt die Frage, ob er ein ſolches Werckzeug machen, oder welches einerley iſt, einen Cörper könne an ſich nehmen, und dadurch ſolche Dinge verrichten, als unſere Seele durch Hülffe des Leibes ausübet? Dieſes Vermögen bin dem Teuffel abzuſprechen nicht geſinnet, muß aber unterſuchen, was er für einen Leib annehmen, und ob er durch deſſen Hülffe einen ſchweren Cörper in die Lufft führen könne. Einmahl iſt gewiß, daß er durch alle ſeine Kunſt, wie groß ſie auch immer ſeyn mag, keinen Organiſchen Cörper, als die Leiber der Menſchen und Thiere ſind, machen könne. Die ſtructur derſelben iſt ſo wunderbar, daß derjenige für einem Thoren zu achten, der nicht erkennen wolte, wie allein GOttes Finger eine ſo künſtliche Machine zu bereiten vermögend ſey. Vielleicht aber kan der Teuffel einen ſchon exiſtirenden Cörper, von welchem die Seele Abſchied genommen, aufs neue beleben, und damit Cörperliche Verrichtungen bewerckſtelligen. Hier erwege man, was mit einem ſolchen Cörper vorgehet, wann ſich die Seele davon trennet. Es ſind entweder die Gefäſſe, in welchen die flüßige Theile des Leibes ſich befinden, oder die flüßige Säffte ſelbſt verdorben, daher höret der Umlauff des Geblüths auf, die Lebens-Geiſter verfliegen, und die Fäulung ſtellet ſich auf einmahl ein, daher iſt die Seele nicht

mehr

mehr vermögend einen ſolchen verdorbenen Cörper zu beleben und zu bewegen, weswegen ſie auch ihren Abſchied nimmt. Solte dann der Teuffel dieſes alles wieder in Ordnung bringen, und ſich eines ſolchen Leibes nachhero, wie die Seele bey Leb-Zeiten, zu allerhand Verrichtungen gebrauchen können? Wann es möglich wäre, ſo zweiffele ich nicht, er könte den Menſchlichen Leib unſterblich machen, oder wenn er einmahl zu leben aufgehöret, ihm aufs neue das Leben geben. Welches gleichwohl eben ſo unmöglich iſt, als daß er aufs neue einen Organiſchen Cörper ſolte bilden und machen können. Demnach iſt nichts mehr übrig, als daß der Teuffel, der in der Lufft herrſchet, Epheſ. 2. v. 2. etwa einen Lufft- oder Schein-Leib annehmen, und dadurch die Bewegung der Cörper verrichte. Ich will nicht leugnen, daß er einen Leib aus der Lufft formiren, oder beſſer zu reden, durch Hülffe der mit der Lufft vermengten Feuer-Theilgen, und Erdigten Ausdünſtungen, dem Menſchlichen Auge einen Schatten-Leib vorſtellen könne: Zumahl da der HErr CHriſtus, wenn er zu ſeinen Jüngern ſprach: **Ein Geiſt hat nicht Fleiſch und Bein, wie ihr ſehet, daß ich habe:** gleiches bekräfftiget, nemlich, daß ein Geiſt zwar einen ſichtbahren Leib, aber nicht einen ſolchen, der aus Bein und Fleiſch beſtehet, annehmen könne. Die von den Geiſtern angenommene Cörper können nicht aus bloſſer Lufft beſtehen. Denn die Lufft iſt an ſich unſichtbar, und ob ſie gleich noch ſo ſehr zuſammen gepreßt wird, wie in der Lufft-

Pumpe

Pumpe einiger maſſen geſchehen kan, wird ſie doch niemahls ſichtbar. Alſo beſtehen die vom Teuffel angenommene ſichtbahre Leiber nicht aus bloſſer Lufft, ſondern vornemlich aus den in der Lufft befindlichen Dünſten, welche, wann ſie verdickt werden, in die Augen fallen. Nun laſt uns ſehen, ob der Teuffel durch Hülffe eines ſolchen Lufft- oder Dunſt-Cörpers, ſchwere Cörperliche Dinge durch die Lufft führen könne. Führte er die Menſchen in ſichtbahrer Geſtalt durch die Lufft, ſo müſte ſein angenommener Leib aus Lufft und zuſammen gedruckten Dünſten beſtehen. Je mehr ſolche Dünſte zuſammen gepreßt worden, je ſchwerer ſind ſie, und können deswegen nicht in der Lufft hangen bleiben, ſondern müſſen auf die Erde fallen. Wie iſt es dem Teuffel möglich, durch einen ſolchen Dunſt-Leib ſchwere Cörper durch die Lufft zu führen? Er wird einen ſolchen Leib ſchwerlich in der Lufft erhalten, geſchweige dadurch einen noch weit ſchwerern Cörper in die Lufft führen können, ſo wenig, als ein Storch einen an ſeine Füſſe gebundenen Centner Bley, mit ſich in ſein Neſt führen kan. Oder er müſte ſeinen angenommenen Leib künſtlich Flügel anzuſetzen wiſſen. Allein dieſes letztere wird ihm wohl unmöglich bleiben, weil zu ſolchen Flügeln vor andern recht ſtarcke Sehnen gehören, die ſich aus Lufft und Dünſten nicht machen laſſen. Ich kan leicht erachten, was die Menſchen bewogen, dem Teuffel die Gewalt, durch einen angenommenen Lufft-Leib ſchwere Dinge in die Höhe, zu führen, beyzulegen. Wann ſie geſehen,

hen, daß der Wind, oder eine ſtarcke Bewegung der Lufft, ziemlich ſchwere Dinge mit ſich hinweg reiſſet, ſo hat man gemeynt, es könne der Teuffel dieſes auf ſolche Weiſe auch wohl verrichten. Jedoch findet ſich dabey ein groſſer Unterſcheid. Die Dinge, ſo der Wind in die Höhe hebt, ſind eben nicht gar zu ſchwer, als Staub, Federn, Wolle; Oder wo ſie einige Schwere haben, als z. E. ein Stück Leinwand, müſſen ſie, wann ſie der Wind heben ſoll, weit auseinander gedehnet ſeyn. Dieſe Ausdehnung macht ſie viel leichter, und ein auseinander gewickeltes Stück Leinwand iſt in der Lufft viel leichter, als wenn es zuſammen gelegt iſt. Die Urſach davon iſt denen Mathematicis zur Gnüge bekannt, ſie läſt ſich aber hier in der Kürtze nicht anführen. In dem erſten Fall kan der Wind ein Stück Leinwand wegführen, in dem andern aber nimmermehr. Der letztere Fall findet bey den Teuffeliſchen Lufft-Reiſen ſtatt, und ſo wenig der Wind ein zuſammen gewickeltes Stück Leinwand aufheben kan, ſo wenig wird auch der Teuffel einen Menſchlichen Cörper in die Lufft führen können. Nunmehr wird man kein Bedencken tragen, alle oberzehlte, durch Hülffe des Teuffels geſchehene Lufft-Reiſen, für eine Fabel zu halten, auch von folgenden ein Urtheil zu fällen, im Stande ſeyn. Wer will glauben, daß der Teuffel eine über 50. Centner ſchwere ſteinerne Säule währender Zeit, da ein Pfaffe die Meſſe geleſen, von Rom aus, biß gen Prag in Böhmen, durch die Lufft geſchleppet habe? (*) Oder daß der H. Antidius

dius, Ertz-Biſchoff zu Biſantz, den Teuffel beſchworen, daß er ihn in der Geſtalt eines Bocks durch die Lufft nach Rom bringen müſſen, da denn der Teuffel unterwegens die bekannten lateiniſche Verſe gemacht:

Signa te ſigna temere me tangis & angis:
Roma tibi ſubito motibus ibit amor.

Was wir Matth. 4. von unſerm Heyland leſen, daß ihn der Teuffel mit ſich bald auf die Zinne des Tempels, bald auf einen hohen Berg geführet habe, erklären einige alſo, daß ſie ihre Reiſe durch die Lufft angeſtellet hätten. Allein weil in dem Text ſelbſt davon nichts gedacht wird, ſo urtheilen die beſten Ausleger, es würde dem HErrn CHriſto unanſtändig geweſen ſeyn, wenn er ſich von dem Teuffel durch die Lufft hätte fortſchleppen laſſen, und erklären es alſo: Er ſey in Begleitung des Teuffels auf den ordentlichen Weg dahin gegangen.

Der Einwurff: Die Macht des Teuffels ſey uns unbekannt, und man möge daher nicht wiſſen, was er thun, oder nicht thun könne, findet hier nicht ſtatt. Denn meine Beweiß-Gründe ſind nicht von der Natur oder Gewalt des Teuffels, welche uns zum theil noch verborgen ſind, hergenommen; ſondern von der Natur der Dinge, worin und wodurch er ſeine Macht ausüben ſoll. Da ich dann klärlich erwieſen, daß ſolche Dinge zu dieſem Vorhaben nicht geſchickt ſind. Ein mehrers habe ich nicht nöthig zu beweiſen.

(*) Beſ. die Geſpräche vom Reich der Geiſter 8. Unterred. pag. 148.

weiſen. Wann gewiſſe Nationen ſich eine Gewalt, oder die eigenthümliche Herrſchafft über das groſſe Welt-Meer anmaſſen, ſo wollen ihnen andere ſolches nicht zugeſtehen, worin ſie auch in gewiſſer Maaſſe Recht haben. Dann ob man gleich das Meer mit Schiffen befahren, und zum höchſten, wiewohl mit groſſen Koſten, und doch nicht gäntzlich, andere Nationen abhalten kan, daß ſie ſich darauf mit ihren Schiffen nicht dürffen blicken laſſen; ſo läſt ſich doch durch keine Menſchliche Gewalt, wie groß ſie auch immer ſeyn mag, die Natur und Beſchaffenheit des Meers ändern, und kein Menſch kan demſelben befehlen, daß es die Schiffe durch Sturm nicht verſchlingen, oder daß es ſo wohl Eiſen und Steine, als Schiffe, darüber hin ſchwimmen laſſe. Das erſte ſtreitet mit der Flüßigkeit des Meers, wodurch es den Winden ſehr unterworfen iſt, welche viel Schiffe in den Abgrund verſencken: Das andere iſt wieder die Natur des Waſſers, als welches wohl ein Schiff, aber nicht Eiſen und Steine tragen kan. Würde jemand ſagen, die Gewalt und Macht der Nationen, die ſich die eigenthümliche Herrſchafft des Meers anmaſſen, ſey unbekannt, und vielleicht gröſſer, als man gedenckt, ſo bleibt doch der Schluß feſte, ſie ſey nicht ſo groß, daß ſie dadurch das Meer in ſeinem Weſen und Natur ändern könten. Gleiche Beſchaffenheit hat es mit der Gewalt des Satans. Er iſt ein gewaltiger Geiſt, ein Herr der Lufft, aber nicht ein vollgewaltiger Herr derſelben. Alſo kan er das Weſen der

Lufft

Lufft nicht ändern, oder in und durch dieſelbige nicht andere Dinge ausrichten, als wozu ſie in ihrer Natur und Weſen vermögend iſt.

Wir haben noch von andern Lufft-Reiſen zu reden, die die Menſchen durch mancherley ausgeſonnenen Mittel und Werckzeuge ins Werck richten wollen. Man hat einen gewiſſen Tractat unter dem Spaniſchen Nahmen Dominici Gonſalez, worin dieſer Autor ſeine Reiſe nach dem Mond beſchreibet, welche er durch Hülffe einiger Schwanen, an welchen er ſeinen Leib durch ein beſonders künſtliches Inſtrument alſo befeſtiget, daß ein jeder von den vorgeſpannten Schwanen gleich viel zu tragen gehabt, verrichtet hat. (*) Niemand wird ſo einfältig ſeyn, und aus einem Gedichte eine wahre Geſchichte machen. Die Gründe, worauf die Möglichkeit ſolcher Mond-Reiſe gebauet iſt, ſind, daß die Heuſchrecken, die ſich öffters in groſſer Menge einſtellen, aus dem Mond herab kämen, auch die Schwalben, Störche, Nachtigallen und andere Vögel, inſonderheit aber eine gewiſſe Art wilder Schwanen in Oſt-Indien, welche wegen ihrer Stärcke zu einem weiten Flug geſchickt ſind, wenn ſie von uns wegziehen, nach dem Mond zu flögen, und ſich ſo lange daſelbſt aufhielten, biß ſie gegen den Sommer wieder zurück kehreten. Welches lauter falſche Gründe ſind. Die Heuſchrecken werden aus den Eyerchen gezeugt,

(*) Dieſer Tractat findet ſich im 3ten Theil des Simplicii Simpliciſſimi unter dem Titul: der fliegende Wandersmann nach dem Mond.

zeugt, welche im vorigen Jahr die alten im Sand und looſer Erde in groſſer Menge hinterlaſſen, wie wir es vor einiger Zeit in unſern Gegenden mit groſſem Schaden erfahren haben. Die hinweg ziehende Vögel aber verbergen ſich theils des Winters in den holen Bäumen, theils aber ſuchen ſie ein wärmer Land. Der Autor dieſer Fabel ſoll, wie ich aus Benthems Engliſchen Kirchen- und Schulen-Staat erſehen, ein Engelländer seyn, deſſen Nahme mir entfallen iſt: Und der berühmte Biſchoff zu Chester Johann Wilkins ſeine Gedancken von der Mond-Reiſe, die ich gleich anführen will, daraus entlehnet haben, wiewohl er ſelbſt ſchreibt, (*) daß ſeine Einfälle ihm unwiſſend damit übereinſtimmten. Ich will ſeine Gedancken hier kurtz zuſammen faſſen. Er nimmt zuförderſt an, daß, wann jemand erſt über den mit Dünſten erfüllten Lufft-Creyß hinweg wäre, ſein Cörper daſelbſt keine Schwere mehr haben, ſondern unbeweglich, ohne die geringſte Neigung zur Bewegung nach dem Mittel-Punct der Erde, müſte liegen bleiben: Weil die Magnetiſche und anziehende Krafft der Erden, wovon die Schwere der Dinge herkömmt, ſich über ſolchen Lufft-Creyß nicht erſtrecke. Hätte der Menſchliche Leib daſelbſt keine Schwere, könte er in der freyen Lufft, wie auf dem Erdboden ſtehen, ſich auch nach Belieben mit einer weit gröſſern Geſchwin-

(*) Beſ. Joh. Wilkins vertheidigt. Copernic. 1. theil, Cap. 14. pag. 112.

digkeit bewegen, dann einige lebendige Creatur auf dem Erdboden, und folglich die Mond-Reiſe geſchwinde und ungehindert fortſetzen. Wann ein ſolcher Paſſagier alle Tage 1000. Engliſche Meilen zurück legte, würde er in 180. Tagen in den Mond gelangen. Weil ſein Leib keine Schwere hätte, wäre er auch gantz und gar keiner Bemühung unterworffen, daher würden die Glieder nicht abgemattet, und brauchten weder Schlaff, noch Eſſen und Trincken. Oder es könte ihm die Reinigkeit der Ætheriſchen Lufft einiger maſſen zur Nahrung dienen. Oder ſo er ja Speiſe brauchte, würde ſich noch wohl ein Mittel ausfinden laſſen, einige Speiſen mit zu nehmen. Solte ihn der Schlaff überfallen, ſo dürffte er dazu kein ſänffters Bette, als dieſe Lufft verlangen. Endlich ſchlägt er zu dem Anfang der Reiſe von der Erde biß über die dünſtige Lufft einen fliegenden Wagen vor, den er zu verfertigen nicht für unmöglich hält, welcher weit gnug gemacht werden müſte, damit er zu gleicher Zeit einige Männer führen, und etwas Nahrung vor ihre Reiſe Zehrung, wie auch etwas zur Handlung mit den Monds-Einwohnern mit ſich nehmen möge. Ich kan mir nicht einbilden, daß dieſer gelehrte Mann ſolches alles in Ernſt geſchrieben habe, weil hier viele Dinge angenommen werden, welche theils ungewiß, theils offenbahr falſch ſind. 1) Iſt es ein falſcher Begriff, den er mit ſeinen Lands-Leuten gemein hat, daß die Erde durch eine Magnetiſche Krafft, die ſich ſo weit als der mit Dünſten erfüllte

erfüllte Lufft-Creyß erſtrecket, alle ſchwere Dinge zu ihrem Mittel-Punct ziehe. Denn die Attractio, oder das Anziehen des Erdbodens ſo wohl, als anderer Cörper iſt eine ſo ungereimte Sache, als wann ich ein Leyden behaupten wolte, ohne eine würckende Urſach ſolches Leydens zu zugeben. Z. E. Es litte jemand eine gute Tracht Schläge, ſo würde es lächerlich heraus kommen zu ſagen, es hätte ihn niemand geſchlagen, ſondern ſein Puckel den Prügel mit Gewalt an ſich gezogen. Fällt nun dieſer falſche Begriff weg, ſo wird ſich der Creyß, worin Cörperliche Dinge nach dem Mittel-Punct der Erde zufallen, viel weiter, als Wilkins meynt, hinaus erſtrecken, zumahl da noch nicht von ihm erwieſen iſt, daß die anziehende Krafft des Erd-Magnetens nicht weiter als 20. Engliſche Meilen reiche. 2 Will ich zugeben, der Lufft-Creyß endige ſich in der Höhe von 20. Meilen, oder nach Kepleri Meynung von 16000. Schritte, ſo kan deshalb doch nicht abſehen, wie ein Menſch ohne Gefahr ſeines Lebens, wenn er auch übrigens mit einem vollkommenen ſchönen Lufft-Schiff verſehen wäre, dieſe Reiſe ſolte thun können. Wann man auf die Spitze eines hohen Bergs ſteigt, iſt die Lufft daſelbſt ſchon ſo dünne, daß ſie nicht wohl zu ertragen ſtehet. Weil ſie dünne, ſo iſt ſie weniger als die untere Lufft zuſammen gedrückt, und hat deswegen weniger Krafft, die Bewegung des Geblüts im Menſchlichen Cörper zu befördern. Man ſehe einmahl die Uhr-Feder in den Taſchen-Uhren an. Wann die Uhr gantz aufgezogen, und folg-

lich

lich die Feder ſehr zuſammen gedrückt iſt, zieht ſie am ſtärckſten. Je weiter aber die Uhr abläufft, und ſich die Feder auseinander ſpannet, je ſchwächer iſt ihr Zug. Weswegen auch eine Coniſche Schnecke in den Uhren befindlich, um welche die an der Feder feſt gemachte Kette ſich windet, und dadurch dem Uhrwerck eine gleichförmige Bewegung gibt. Wann die Feder durch das Aufziehen am meiſten zuſammen gedrückt iſt, befindet ſich die Kette um den ſpitzen Ende der Coniſchen Schnecke, weil daſelbſt mehr Krafft nöthig die Schnecke umzutreiben, als an dem dicken Ende. Die Lufft gleichet einer ſolchen Uhr-Feder, welche nachdem ſie mehr oder weniger geſpannet iſt, ſtärcker oder ſchwächer würcket. Alſo iſt die höhere Lufft immer ſchwächer als die untere, und daher nicht vermögend, den Umlauf des Geblüts in ſeiner gehörigen Bewegung zu erhalten. Die Berge, auf welchen den Menſchen das Athem holen, aus vorerwehnter Urſach ſehr ſchwer wird, will ich eine teutſche Meile hochſchätzen, wiewohl ich hierin zu freygebig ſeyn möchte. Fällt aber dem Menſchen, in der Höhe einer teutſchen Meile, wegen der ſubtilen Lufft das Athem holen ſchon ſchwer, was würde in der Höhe von 7. biß 8. teutſchen Meilen, die ohngefehr 20. Engliſchen gleichen, geſchehen, allwo die Lufft noch viel ſubtiler ſeyn muß? Es müſte bey dem Menſchen, der dadurch reiſen wolte, die Bewegung des Geblüts bald aufhören, und er des Todes ſeyn. 3) Kan ich nicht abſehen, wie ein Menſch gar ohne Lufft ſolte leben

können.

können. Auſſer dem Lufft-Creyß, findet ſich keine Lufft, nach Wilkins eigenem Geſtändniß, ſondern ich weiß nicht was, etwa die weit ſubtilere Himmels-Lufft. Wer wolte glauben, daß ein Menſch in ſolcher ſubtilen Lufft, auch nur ein paar Augenblicke, ſolte leben können, weil wir wiſſen, wie eine ziemlich dicke Lufft, dergleichen ſich auf der Fläche des Erdbodens befindet, zur Erhaltung des Menſchlichen Lebens unentbehrlich ſey.

Der Pater Franciſcus Lana hat einen nähern Vorſchlag gethan, wie man durch die Lufft reiſen könne, welcher in folgenden beſtehet. (*) Wenn man 2. mit bloſſer Lufft erfüllete Gläſerne Kugeln auf Waſſer legt, ſo ſchwimmen dieſelbige, weil ſie leichter als das Waſſer, darauf, und gehen nicht zu Grunde: Ob auch gleich noch ein ziemlich Gewichte daran gehängt wird, können ſie doch daſſelbige im Waſſer erhalten, daß es nicht zu Boden ſinckt. Aus dieſem Grunde gibt Lana an, man ſoll 4. dünne und inwendig hole Kugeln verfertigen laſſen, und aus denſelben die Lufft auspumpen, dadurch würden ſie viel leichter werden, als die Lufft, und folglich in die Höhe fahren. Die Kugeln müſten ſo groß gemacht werden, daß die darin enthaltene Lufft viel leichter ſey, als die Materie, woraus die Kugeln beſtehen, ſolcher geſtalt würden ſie leichter ſeyn als die Lufft, und ſich folglich erheben können.

(*) Man findet ihn aus des P. Lana Magiſterio Naturæ & artis wiederholet in Joh. Chriſtoph. Sturmii Collegio Curioſo S. Experimentali.

nen. Nach der darüber angeſtellten Berechnung, würde eine ſolche Kugel 16. biß 20. Fuß im Durchſchnitt haben müſſen, wenn ſie überdem ein mit Menſchen beladenes Schiff tragen ſolten. Dann an dieſem Kugeln könte man ein Schiff befeſtigen, welches ſie mit ſich in die Höhe führen würden, das Schiff ſelbſt aber mit Steuer-Ruder und Seegeln verſehen, und alſo durch die Lufft reiſen, wohin man wolte. Endlich müſten die Kugeln einen Hahn haben, wodurch man etwas Lufft hinein laſſen könte, damit ſie wieder ſchwerer würden, und das Schiff nach dem Erdboden brächten.

Wie wahrſcheinlich auch dieſer Vorſchlag ſcheinet, ſo halte doch gäntzlich dafür, daß er auf keine Weiſe ins Werck zu richten ſey. 1) Dürffte es Kunſt ſetzen, ſo groſſe Kugeln zu verfertigen, dergleichen wohl noch niemahls mögen gemacht ſeyn. 2) Weil das Kupffer dazu ſehr dünne müſte geſchlagen werden, würden ſie leicht Ritzen bekommen. 3) Wegen eben dieſer Dünne ſolten ſie die auswendige Lufft abzuhalten kaum vermögend ſeyn, ſondern dieſelbige möchte ſich vielleicht, nachdem die innere Lufft ausgepumpet worden, allmählich in die Kugeln einſchleichen, und den gantzen Kram verderben. 4) Die Auspumpung einer ſo groſſen Menge Lufft ſolte auch vielen Schwierigkeiten unterworffen ſeyn, und geſetzt, man brächte ſie zum Stande, ſo iſt zu vermuthen, daß die äuſſere Lufft, weil ein ſo groſſer leerer Raum in den Kugeln iſt, die dünne Kugeln ein- und zuſammen drücken ſolte,

und ſie dadurch zum ſchwimmen in der Lufft untüchtig machen. 5) Müſten die Kugeln einen ziemlich ſtarcken Hacken, Ring, oder ſonſt etwas haben, woran man das Schiff befeſtigen könte. Auf was Art wolte man fürs erſte einen ſolchen Hacken oder Ring an den Kugeln ſelbſt befeſtigen? durch ein bloſſes Loch in den Kugeln gienge es nicht an: denn weil die Kugeln ſehr dünne ſind, ſo dürffte der Hacken, wenn die Laſt des Schiffs daran hängt, leicht ausreiſſen. Wolte man die Kugeln mit einem Rande verſehen, und daran den Hacken feſt machen, ſo würden die Kugeln zu ſchwer werden, und könten nicht in der Lufft ſchwimmen. Wenn man um eine zuvor gedachte gläſerne Kugel einen bleyern Rand macht, ſo ſinckt ſie dadurch im Waſſer zu Boden, ob ſie gleich dieſen bleyern Rand, wenn er an ihr durch einen Faden feſt gemacht iſt, und im Waſſer frey ſchwimmet, erhalten kan, daß er nicht zu Grunde gehen muß. Hieraus mag man urtheilen, ob dieſes ſo künſtlich ausgeſonnene Lufft-Schiff nicht auch unter die weiſe Narrheiten zu rechnen ſey. D. Becher (*) rechnet nicht allein dieſen, ſondern auch andere Vorſchläge zum Lufft-Reiſen darunter, und ich gebe ihm gäntzlich Beyfall. Er erzehlet von einem Nahmens Hautſche aus Nürnberg, welcher ein Inſtrument zum Lufft fliegen hat verfertigen wollen, meldet aber nicht, ob er es zum Stande gebracht. In Auſpurg, wie er weiter ſchreibt, iſt ein Schuſter geweſen, welcher geflogen hat. In dem Haag hat auch einer geflogen, und wie die letzte Transactio Philoſophicalis der Engelländer ausweiſet, hat auch einer geflogen. An dem Königl. Pohlniſchen Hoff hat auch ein Italiäner, Nahmens Barollini, ein Schiff oder Machine von Stroh oder Baſt gemacht, und die Sache doch ſo weit gebracht, daß er ſich ſelbſt dritte damit von der Erde geſchwungen, aber es hat allezeit etwas daran gefehlt, und iſt nie zur Perfection kommen, wiewohl er anfangs vorgegeben, er wolle innerhalb 12. Stunden Zeit von Warſchau nach Conſtantinopel fliegen. So weit D. Becher zu Liſſabon im

(*) In der Weiſen Narrheit Art. 42. pag. 166.

in Portugall fand ſich vor einigen Jahren ein Geiſtlicher aus Braſilien, Nahmens Bartholomæus Laurent, ein, welcher ein Lufft-Schiff erfunden haben wolte, vermittelſt deſſen man in 24. Stunden 200. Meilen durch die Lufft ſolte ſeegeln können. Die Abbildung von dem Schiffe überreichte er dem Könige von Portugall, und ſetzte einen gewiſſen Tag zur Probe an. Allein da er ſie ablegen wolte, wolte ſie nicht von ſtatten gehen, und er ward mit ſeiner Kunſt zu Schanden. D. Becher fället von allen dieſen und dergleichen Lufft-Reiſen ein ſehr gutes Urtheil, wobey ich es meines Theils auch bewenden laſſe. Es ſeynd, lauten ſeine Worte, in dem Fliegen unterſchiedliche Dinge zu *conſideriren*. Erſtlich ob der Menſch den Athem in Fliegen werde gebrauchen können. Zweytens, was vor ein *Centrum gravitatis* er halten werde, daß er nicht umſtürtze. Drittens ob einige Thiere, oder Cörper, ſo ſchwer als ein Menſch, von der Lufft getragen werden können. Viertens, ob die Nerven des Menſchen ſo ſtarck ſeyn, daß ſie die Bewegung ausſtehen können, welche dazu erfordert wird. Endlich iſt der Beſchluß, meinem gutachten nach, dieſer: daß alles, was fliegen ſoll, müſſe eine gröſſere *Vim Elaſticam* haben, als es wieget. Z. E. Zehen Pfund Krafft thun, und doch nur 1. Pfund wiegen, welche Krafft, gleichwie ſie in den ſtählern Federn iſt, alſo iſt ſie auch in den Sehnen und Nerven der Vögel, welches wir ſehen an den Stoß-Vögeln, die mit ihren Flügeln einem Rehe die Ribben einſchlagen, einem Haaſen das Genick brechen, und einer Ente den Kopf abſchlagen.

Schau-Platz
Vieler
Ungereimten Meynungen
und Erzehlungen:
Worauf die unter den Titul
Der MAGIÆ
NATURALIS
So hoch geprieſene
Wiſſenſchafften und Künſte
Von dem Geſtirn und deſſen Influentz,
Von den Geiſtern/ ihren Erſcheinungen
und Würckungen,
Von andern natürlichen Dingen/ ihren
geheimen Kräfften und Eigenſchafften:
Jngleichen
Die mancherley Arten der Wahrſagerey/
Und viel andere fabelhaffte, abergläubiſche und ungegründete Dinge mehr,
Vorgeſtellet, geprüfet und entdecket werden.
Zur Beförderung der Warheit
Wie auch
Zum Unterricht und Warnung,
Sich für thörichten Einbildungen und Betrug zu hüten,
eröffnet Von
THARSANDERN.

V. Stück.

Berlin und Leipzig,
Zu finden bey Ambroſius Haude, 1735.

Inhalt.

19) Von der Magie überhaupt.
20) Von den verborgenen Eigenſchafften.
21) Von den Geiſtern überhaupt.
22) Von der Hierarchia Cœleſti.

19.

Von der Magie überhaupt.

WEil die meiſten von den folgenden Tituln in den Magiſchen Büchern pflegen abgehandelt zu werden, ſo will nöthig ſeyn, eine Betrachtung von der Magie überhaupt voran zu ſchicken. In Beſchreibung der *Magie* ſtimmen alle darinn überein, daß ſie ſey eine Wiſſenſchafft geheimer Dinge, und der verborgenen Kräffte in der Natur, wodurch man viel wunderbahres und ſeltſames ausrichten, und ſolche Würckungen hervorbringen kan, welche übernatürlich zu ſeyn ſcheinen. Sie wird verſchiedentlich eingetheilet. Erſtlich in die Teuffeliſche und Natürliche. Die Teuffeliſche, welche von den Alten Ceremonialis genennt ward, iſt eine geheime Wiſſenſchafft ſich mit den Geiſtern bekannt zu machen, und durch deren Bey-Hülffe groſſe und wunderbahre Dinge zu verrichten. Sie führet heutigs Tags ſonſt den Nahmen der Zauberey, und wir werden davon an einem andern Ort ausführlich reden. Nur muß ich hier erinnern,

nern, wie die Alten ſolche Zauberiſche Würckungen mehrentheils von guten Geiſtern herleiteten, da wir ſie hingegen den böſen zuſchreiben. Die Natürliche *Magie* iſt eine Wiſſenſchafft der natürlichen Dinge, und ihrer verborgenen, theils miteinander übereinſtimmenden, theils wieder einander ſtreitenden Kräffte und Eigenſchafften, welche nicht jedermann bekannt ſind, derer man ſich alſo zu bedienen weiß, daß, indem man ſie miteinander verknüpffet, oder von einander abſondert, daraus Wunderns-würdige und erſtaunende Würckungen entſtehen. Man gibt dieſer geheimen Kunſt viel prächtige Titul. Bald heißt ſie eine Göttliche Wiſſenſchafft (*) bald der Gipfel der natürlichen Wiſſenſchafften, dadurch ein Menſch die vollkommenſte Auslernung bekomme: (**) Bald eine Kunſt, die obern Kräffte mit den untern zu verknüpffen, und jene durch gewiſſe Reitzungen herbey zu locken; (***) und was der Prahlereyen mehr ſind. Sie hat, wie aus der Beſchreibung zu erſehen, mit den verborgenen Eigenſchafften zu thun, die ich deswegen im folgenden Abſatz beſonders unterſuchen will. Durch die übereinſtimmende, und wieder einander ſtreitende Kräffte

(*) Beſ. die geheime Unterredungen von der Magia Natur. pag. 25.

(**) Porta Magia Natur. lib. I. cap. 2. §. 4.

(***) Cornel. Agrippa de Vanit. Scient. cap. 42. de Mag. Natur.

te und Eigenſchafften, verſtehet man die ſo genannte Sympathie und Antipathie, wovon an einem andern Ort wird zu reden ſeyn. Was man von Verknüpffung der obern und untern Kräffte daher ſchwatzet, gründet ſich auf den Einfluß der Himmliſchen Cörper, welchen ich bereits in einigen beſondern Abſätzen unterſucht und verworffen habe.

Die Natürliche *Magie* wird ferner eingetheilt in eine ſchlechterdings natürliche, da die Natur bloß vor ſich würcket: Z. E. Wenn der Magnet das Eiſen an ſich ziehet, und die damit beſtrichene Nadel ſich beſtändig gegen Norden wendet: Oder künſtliche, da man durch Hülffe der *Mathematiſchen* Wiſſenſchafften, wunderbahre Würckungen hervor bringt. Ein Exempel derſelben kan die Zauber-Laterne ſeyn, wodurch gantz kleine Bilder mit ihren Farben und Schattirungen dem Auge in ungemeiner Gröſſe vorgeſtellt werden. Daher wird auch dieſe letztere die *Mathematiſche Magie* genannt. Noch wird die Natürliche *Magie* unterſchieden in die weiſſagende und würckende. Jene gehet mit Anzeigung verborgener, und Vorherſagung zukünfftiger Dinge um, und wir werden davon noch in vielen Tituln zu reden haben. In dieſer aber wird Geſchicklichkeit und Kunſt mit den geheimen Wiſſenſchafften verbunden, und dadurch etwas wunderbahres bewerckſtelliget. Z. E. Wenn man das Eiſen, womit jemand verwundet worden, mit einer gewiſſen Salbe beſchmieret, und auf ſolche

 Art

Art die Wunde heilet. Ich führe dieſes Exempel an, um dem Leſer einen Begriff von der würckenden Magie zu machen, nicht aber daß ich von der Warheit deſſelben ſolte überzeugt ſeyn. Andere Eintheilungen der Magie übergehe mit Fleiß, weil ſie zu meiner Abſicht nichts beytragen mögen. (*) Man wird aber aus dieſen allen leicht abnehmen können, wie hier eigentlich der Ort nicht ſey, da man die völlige Wiederlegung der Magie von mir zu erwarten hat, ſondern man wird ſolche Wiederlegung in dieſem Werck faſt überall antreffen, indem die meiſten Titul von ſolchen Dingen handeln, welche man zur Magie zu rechnen pflegt. Hier mercke ich nur überhaupt an

1) Den Urſprung der *Magie* In den ältern Zeiten, da die Menſchen in der Welt-Weißheit ſich ein wenig zu üben anfiengen, geſchahe es nur von ſehr wenigen, welche aber aus ihren geringen Entdeckungen der natürlichen Dinge, groſſe Geheimniſſe machten, und ſie nicht jedermann offenbarten. Ihre Erkäntniß war ſonder Zweiffel noch ſehr ſchlecht, wie alle Sachen beym Anfang zu ſeyn pflegen. Gleichwohl ſetzten ſie damit das unwiſſende Volck in groſſe Verwunderung, vornemlich wann ſie etwas entdeckten, ſo biß dahin unbekannt geweſen. Z. E. Wann jemand dazumahl die Krafft eines Krauts entdeckte, ſo bediente er ſich deſſen zwar in den nöthigen Fällen, verſchwieg aber ſorgfältig, wo nicht

(*) Man kan ſie nachſchlagen im Walchs Philoſoph. Lexic. unter dem Titul: Magie.

nicht das Kraut ſelbſt, doch die Art und Weiſe es zum Gebrauch zu præpariren; und auf ſolche Weiſe erlangten viele den Nahmen eines geheimen und Wunder-Künſtlers oder Magi. Der Nahme Magus war bey den Perſern im Gebrauch, und ward denenjenigen beygelegt, welche bey einer geringen Erkäntniß der Natur dennoch groſſe Dinge vorgaben, und ſich des Vermögens Wunder zu thun, rühmeten, dabey ihre geheime Wiſſenſchafft ſehr verborgen hielten, und ſie nicht jedermann entdeckten. Woraus ſich deutlich offenbahret, was für eine Kunſt oder Wiſſenſchafft die Magie damahls geweſen, welche von den Magis den Nahmen empfangen. Mir iſt allemahl lächerlich vorkommen, wenn man den allgemeinen Vater des Menſchlichen Geſchlechts, Adam, zu einem Methaphyſico Logico, wo nicht gar zum Doctor in allen vier Facultæten macht. Weit mehr nimmts mich Wunder, daß man ihm die Wiſſenſchafft der Magie beylegt, welches der Jeſuit Caſpar Schott thut. (*) Denn da die Magie, wie wir vernommen, theils von der Einfalt und Unwiſſenheit der Menſchen in den ältern Zeiten, theils von der Prahlerey der gern groſſen Welt-Weiſen, (wo ſie anders noch den Titul eines Welt-Weiſen verdienen,) herſtammet, ſo verkleinert man dadurch Adams Erkäntniß und Wiſſenſchafft gar ſehr, indem man ſie zu erheben ſucht. Man kan leicht erachten, daß die erſten Welt-Weiſen weil

(*) In Magia Univerſali Naturæ & artis. Tom. I. Prolegomen. cap. 2. pag. 12.

weil ſie ihre Wiſſenſchafft geheim hielten, und nicht öffentlich jedermann lehreten, viel Prahlens und Rühmens davon werden gemacht haben. Sie gaben eine vollkommene Erkäntniß der Natur vor, da ſie doch kaum die Anfangs-Buchſtaben derſelben verſtunden. Sie wolten als Herrn über Leben und Tod, Geſundheit und Kranckheit, Glück und Unglück, angeſehen ſeyn, und die gantze Natur in ihrer Gewalt haben; Vermaſſen ſich auch Gewitter zu erregen, Krieg und Empörungen anzurichten, und alles zu thun, was ſie nur wolten. Der leichtgläubige Pöbel, welcher in einer groben Unwiſſenheit ſteckte, glaubte ſolchen Aufſchneidereyen, als wenn es lauter Evangelia geweſen wären, und hielt dieſe Weiſen gar für Perſohnen, die mit einer auſſerordentlichen Erleuchtung von GOtt begabet wären, zumahl da die Magi einen geheimen Umgang mit den Geiſtern, oder Göttern vorgaben, von denen ſie alles, was ſie begehrten, erlangen könten. Mich wundert, daß die Menſchen in den folgenden Zeiten nicht klüger worden, ſondern dem gemeinen Pöbel beygefallen ſind, und ſich von der Wiſſenſchafft der Magorum eben ſo hohe Gedancken gemacht, auch ihre Geheimniſſe zu erforſchen ſich ſehr angelegen ſeyn laſſen, welche doch die ſo hochgerühmte alte Weiſen ſelbſt nicht mögen verſtanden haben. Noch zu unſern Zeiten finden ſich viel Gelehrten, welche die geheime Wiſſenſchafft des Zoroaſter, Mercurius, Triſmegiſtus, Orpheus, Pythagoras und anderer mehr, bewundern und erheben, da ſie doch

nur

nur Betrieger und elende Stümper geweſen, die heutigs Tages mit allen ihren Künſten und Wiſſenſchafften wenig Ehre einlegen würden. Ich will nicht unterſuchen, ob Zoroaſter, oder Zerdusht wie ihn die Orientaliſche Völcker nennen, der Urheber oder Erfinder der Magie geweſen ſey, wie man insgemein dafür hält. Der erſte Betrieger mag er wohl geweſen ſeyn, der einen falſchen Abergläubiſchen GOttesdienſt eingeführet, und dabey eine groſſe Erkäntniß geheimer Dinge vorgegeben. Allein weil ſich dergleichen geheime Weiſen auch bey andern Völckern gefunden, die ihre Kunſt eben nicht von dem Zoroaſter gelernet, ſo mag man ihnen ſo wohl, als dem Zoroaſter die Ehre ſolcher Erfindung gönnen. Ich verlange aber ſolche Ehre mit ihnen nicht zu theilen, weil prahlen und betriegen, ſchlechte Ehre bringt. Das Menſchliche Gemüth iſt ſehr geneigt, verborgene und wunderbahre Dinge zu hören und zu wiſſen, daher darff man ſich nicht wundern, wenn die Magie, welche mit ſolchen Dingen umgehet, allezeit viele Liebhaber gefunden, welche die Welt mit unzehlichen Magiſchen Büchern angefüllet haben. Es wäre zu wünſchen, daß die meiſten davon das Glück haben möchten, welches denen Büchern von der vorwitzigen Kunſt wiederfuhr, die man zu Epheſus zuſammen brachte, und öffentlich verbrannte, Actor. 19. 19 ſo wären wir eines theils unnützen, theils ſchädlichen Bücher-Schatzes loß.

2) Kommt zu bemercken vor, wie die aller-

meiſten vorgegebene Magiſche und geheime Künſte, erdichtet ſeyn, und nicht leiſten, was ſie verſprechen. Ich könte dieſe Anmerckung mit unzehlichen Exempeln erläutern, wann es mein Vorhaben dulden wolte. Deswegen will ich nur einige zur Probe anführen. Von dem Kraut Weiderich (Lyſimachia) ſchreibt man, daß es die unbändige Ochſen zahm machen ſoll, wenn man ihnen daſſelbige aufs Joch leget. (*) Iſt eben ſo wahr, als daß ein dergleichen Ochſe ſein wildes und unbändiges Weſen ablegen ſoll, wann er an einem Feigen-Baum gebunden wird. (**) Ein angebundener Ochſe iſt freylich ſo wild nicht, als wenn er frey herum lauffen kan. Man binde ihn aber nur von dem Feigen-Baum wieder loß, ſo wird man ſehen, ob ſich ſein unbändiges Weſen dadurch geleget habe. Will jemand behertzt und kühn werden, ſo darff er nur etwas von der Haut, oder die Augen eines Löwen, oder Hahns bey ſich tragen, ſo wird er voller Muth und unüberwindlich ſeyn. Soll jemand geſchwätzig werden, ſo verordne man ihm Zungen von Waſſer-Fröſchen, wilden Enten, Gänſe und dergleichen ſchnatternden Thieren, oder an denen ſonſt was ſchwatzhafftiges gefunden wird. Dann wann gemeldte Zungen einer Weibs-Perſon im Schlaff unter den Kopff, oder auf die Bruſt gelegt werden, ſo ſoll ſie herſagen, was ihr des Nachts geheimes wiederfahren, weil dieſe Thiere des

(*) Porta de Magia Natural. lib. I. cap. 5. §. 25.

(**) Antonius le grand in Curioſo rerum abditarum perſcrutatore pag. m. 45.

des Nachts mehr ſchreyen und ſchnattern, als ſonſt. (*) Gewiß recht herrliche geheime Stückchen, dabey das Lachen zu verbeiſſen iſt. Der Spargis ſoll die Leute ſchön machen, indem er die böſe Feuchtigkeit durch den Urin abführet, und dadurch verurſachet, daß der Cörper wohlriechend und wohlgeſtalt wird. (**) Vielleicht könte der Spargis auch alte Leute wieder jung machen. Es käme auf eine Probe an. Will man Blutrothe Pfirſinge zeigen, ſo geben die geheime Weiſen den Rath, man ſoll die inwendige Mandel eines Pfirſing-Kerns in eine in der Erden ſtehende, wohl gewachſene, und hierzu ausgehölte rothe Rübe ſtechen, und das daraus erwachſene Bäumlein fleißig warten und pflegen, ſo würde es mit der Zeit Blutrothe Früchte tragen. (***) Ich wäre einsmals bald auf die Thorheit gerathen, daß ich es verſucht hätte, wenn mir nicht noch zu rechter Zeit eingefallen, daß die rothe Rüben ihren rothen Safft ſelbſt aus der Erde empfangen, und deshalb nicht nöthig ſey, den Pfirſing-Kern in eine rothe Rübe zu pflantzen: Sondern wann der erwachſene Baum nur von der Beſchaffenheit iſt, daß er rothe Früchte bringen, kan, er dazu den nöthigen Safft in der Erde ſelbſt finde: Kan aber der Pfirſing-Baum wegen ſeiner Natur nicht rothe Früchte bringen, (wie dann bekannt, daß einige Arten dieſer Bäume, nemlich die gepfropfften, röthere Früchte

(*) Porta l. c. lib. I. cap. 12. §. 7.
(**) Anton. le Grand l. c. pag. 233.
(***) Porta Mag. Natur. lib. 3. cap. 14. §. 17.

Früchte bringen, als die ſo man aus den Kernen ziehet) ſo würde es nichts helffen, wenn er auch in einem Blutrothen Grund ſtünde, und täglich mit rother Rüben Brühe begoſſen würde. Man erzehlet auch unterſchiedene Kunſt-Stücke aus der Mathematiſchen Magie, welche mir aber allemahl verdächtig vorkommen ſind. Hieher rechne ich des Architæ Tarentini Höltzerne Taube, die gleich einer lebendigen Taube in der Lufft geflogen. Ingleichen des Regiomontani Höltzern Adler, (andere ſchreiben, er ſey von Ertz geweſen,) welcher dem Kayſer Maximiliano, als er gen Nürnberg kommen, entgegen geflogen, und ihn biß in die Stadt begleitet. Man kan zwar bey Feuer-Wercken dergleichen fliegende Vögel vorſtellen, die aus einer brennenden Materie beſtehen, und an einem Strick befeſtiget ſind, da ſie dann längſt dem Strick fortſchieſſen, und alſo zu fliegen ſcheinen. Allein daß man ſolte eine Machine verfertigen können, welche vermöge ihrer künſtlichen ſtructur ſich in die Lufft ſchwünge, und daſelbſt fliegend erhielte, iſt noch weit unglaublicher, als daß ein Menſch durch Hülffe einer Machine durch die Lufft fliegen ſolte. Daß das letztere unmöglich, oder wenigſtens noch niemahls bewerckſtelliget worden, habe ich im vorhergehenden Abſatz zur Gnüge erwieſen, und daraus folgt, daß man das erſtere noch weniger für bekannt und ausgemacht annehmen könne. Die Eiſerne Mücke des Regiomontani, welche, als er ſie aus ſeiner Hand fliegen laſſen, in dem Gemach um

die

die Gäſte herum geflogen, und endlich dahin, wo ſie hergekommen, wieder zurück gekehret, verdienet ebenfals keinen Glauben. Von des Alberti Magni Höltzernen Kopff, welcher mit Menſchlicher Stimme geredet, und auf die vorgelegte Fragen richtigen Beſcheid gegeben, habe ich an einem andern Ort (*) gehandelt, und klärlich dargethan, daß ein ſolcher redender Kopff eine unmögliche Sache ſey, wo nicht etwa ein Betrug dabey vorgegangen, und entweder der Meiſter ſelbſt, oder ein anderer, den er dazu beſtellet, durch eine verborgene Röhre dem Kopff die Worte in den Mund gelegt. Wer wolte glauben, daß vor Zeiten jemand des Homeri Ilias, welches ein ziemliches Buch iſt, ſo ſubtil und fein auf Pergament geſchrieben habe, daß man es in eine Nuß-Schaale einſchlieſſen können? Ein alter Künſtler Myrmecidas, ſoll ein Höltzernes Schiff verfertigt haben, welches mit allem zu Behör, auch ſo gar mit Ruder-Knechten verſehen, und dabey ſo klein geweſen, daß es eine Biene mit ihren Flügeln bedecket: Jngleichen einen mit 4. Pferden beſpannten Wagen, den eine Mücke mit ihren Flügeln gantz überdecken können. Solches ſcheinet eben nicht gantz unmöglich zu ſeyn, wenn nur den Alten die Microſcopia wären bekannt geweſen, die zu dergleichen ſubtilen Arbeit faſt unentbehrlich ſind. Folgendes übertrifft allen Glauben, daß ein berühmter Kunſt-Drechsler aus Schwaben, 1600. Schüſſeln aus Helffenbein, ſchön und ohne Mangel gedre-

(*) In Adepto Inepto Cap. 8. §. 14.

gedrehet, die ſo klein und dünne geweſen, daß man ſie zuſammen in ein gemeines ausgedrehetes Pfeffer-Korn thun können. Zeilerus (*) ſetzet nur 1500, und macht aus den Schüſſeln kleine Becher: den Künſtler nennet er Oſwald Nördlinger von Ravenſpurg. Wenn es wahr iſt, was Petrus Servius von Spoleto meldet, (**) daß Caſpar Scioppius, und Johann Faber von Bamberg dieſe Schüſſelein durch ein Microſcopium zu Rom geſehen, ſo muß es entweder ein Glaß geweſen ſeyn, welches das Object ungemein vervielfältigt, oder die guten Leute haben weder recht ſehen noch zehlen können. Hieraus iſt ohnſchwer abzunehmen, wie ſo wohl die alten als neuern Magi ungemeine Dinge zu erdichten groſſe Luſt gehabt.

3) Iſt nicht zu läugnen, daß die Magie vielfältig auf falſche Gründe und Schlüſſe gebauet worden, welches ich mit einigen Exempeln beweiſen will. Insgemein wird denen Worten und Characteren eine groſſe Krafft, Kranckheiten bey Menſchen und Vieh zu heilen, beygelegt. Wenn nun jemand ſich dieſer thörichten Mittel bedienet, und davon ein Menſch oder Vieh geneſen iſt, ſo hat man es denenſelben zugeſchrieben, da doch entweder die Kranckheit ſich von ſelbſt gehoben, oder bey einem Menſchen die ſtarcke Einbildung, und das Vertrauen auf die gebrauchte Mittel, zur Geneſung ein vieles beygetragen.

(*) In den Send-Schreiben Centur. I. epiſt. 78.

(**) Im Bedencken von der Waffen-Salbe v. Amphith. Mag. Univerſ. lib. 15. pag. 741.

getragen. Das Rohr und Fahren-Kraut ſollen untereinander eine geheime Feindſchafft hegen, daß eins neben dem andern nicht wachſen kan, ſondern das Rohr von dem Fahren-Kraut, und dieſes von jenem erſtickt wird. Man wird dieſe beyde Gewächſe nicht leicht in einem Erdreich nahe beyeinander finden, und dadurch ſind die geheime Weiſen zu dem falſchen Schluß verleitet worden, ſie müſten eine natürliche Feindſchafft gegeneinander haben. Wann ſie aber bedacht hätten, daß das Rohr im Sumpfigten und Moraſtigen, das Fahren-Kraut hingegen auf höhern Oertern, auch wohl gar im trocknen Sande zu wachſen pflegt, ſo würden ſie auf die wahre Urſach, warum beydes ſich ſelten beyeinander findet, gekommen ſeyn, und hätten nicht nöthig gehabt eine Antipathie zwiſchen ihnen zu erdichten. Man würde ſodann auch dieſen höchſt einfältigen Rath dem Ackers-Mann nicht gegeben haben, daß er zu Ausrottung des Fahren-Krauts von ſeinem Acker, Rohr-Blätter an das Pflug-Schaar binden ſolle, und dadurch dem Fahren-Kraut eine Furcht einjagen, daß es ſich künfftig daſelbſt zu wachſen nicht unterſtehen dürffe. (*) Wer gut ſchlaffen will, darff nur die Füſſe mit dem Fett von einem Eichhorn beſchmieren. Das hat vielleicht jemand probirt, und iſt darüber ſanfft eingeſchlaffen, wiewohl nicht in Krafft der Schmiererey, ſondern weil er ohnedem müde geweſen, oder auf ſeine Schlaff-Artzney ein groſſes Vertrauen geſetzet. Dieſe und dergle-

(*) Ant. le Grand l. c. pag. 265.

dergleichen Exempel legen gnugſam an den Tag, wie die meiſten angegebene Magiſche Würckungen erdichtet, und aus einem Irrthum, oder falſchen Schluß entſtanden ſeyn.

4) Wir haben oben in Beſchreibung der Magie vernommen, daß ſie ſey eine Wiſſenſchafft geheimer Dinge, die nicht jedermann bekannt ſind. (*) Wann nun die Eigenſchafften der natürlichen Dinge, ingleichen die Kunſtſtücke, welche nicht jedermann bekannt ſind, Magiſch heiſſen ſollen, ſo muß die Natur-Wiſſenſchafft ſelbſt, ingleichen die Kunſt zu Lacciren, und Porcellain zu machen, auch Magiſch heiſſen, weil ſie unter die Dinge gehören, die nicht jedermann verſtehet. Dieſes bringt mich auf die wohlgegründete Gedancken, daß die Magie bey den Alten nichts anders als die Phyſic oder Artzney-Kunſt geweſen, denen man deswegen den Nahmen einer geheimen Wiſſenſchafft beygelegt, weil ſie zu dieſen Zeiten nur ſehr wenigen bekannt waren.

5) Hat man aus der Beſchreibung der Natürlichen Magie noch zu mercken, daß ſie zwar wunderbahre und erſtaunende Würckungen hervor bringe, allein daß man dadurch Wunder-Wercke ſolte thun können, hat noch niemand zu ſagen ſich unterſtanden, ſintemahl Wunder-Wercke weder durch die Natur noch Kunſt, ſondern allein durch GOttes Allmacht können verrichtet werden. Alſo muß es mit den

(*) So beſchreibt ſie Buddeus Elem. Philoſ. Theoret. Part. 5. cap. 5. §. 18.

den Magiſchen Würckungen natürlich zugehen. Wo man ſie nicht natürlich befindet, hat man Urſach gnug ſie in Verdacht zu ziehen. Zwar nicht, als ob ſie durch Geiſter, und deren Beyhülffe ausgeübt würden, welche Einbildung bißher faſt überall Mode geweſen; denn es kan ein endlicher Geiſt eben ſo wenig Wunder thun, als ein Menſch: Sondern daß ſie nur erdichtet ſind, und für die lange Weile geglaubt werden. Warum man aber dieſe Würckungen Wunderbahr nennet, iſt leicht zu errathen. Weil nemlich in den Zeiten der Unwiſſenheit auch ſehr geringe Dinge den meiſten Mann in Verwunderung und Erſtaunen geſetzt haben.

20.

Von den verborgenen Eigenſchafften.

WEil das Gebäude der Magie ſich auf die verborgene Eigenſchafften gründet, muß man dieſelbige zuförderſt unterſuchen, um von der Magie ſelbſt ein richtiges Urtheil zu fällen. Die Eigenſchafften der Cörper, welche von den Schul-Lehrern, die hierin dem Ariſtoteles gefolgt ſind, Qualitates, genennt werden, ſind nichts anders als gewiſſe Zufälle und Beſchaffenheiten derſelben, wovon ſie ſo und genennt werden. Z. E. Die Farben, die Härte, Glätte, die Wärme und Kälte u. ſ. w. ſind Qualitæten der Cörper, wovon ſie weiß, ſchwartz u. ſ. w.

hart, glatt, warm, kalt, genennet werden. Das teutſche Wort Eigenſchafft will ſo viel ſagen, daß ein jeder Cörper ſeine Qualitæten habe, die ihm eigen ſind, wobey noch zu mercken, daß ſie ihm entweder weſentlich, als die Wärme dem Feuer, oder nur zufälliger Weiſe, als die Wärme dem Waſſer, zukommen. Dieſe **Eigenſchafften** theilet man in **empfindliche** (qualitates ſenſibiles) und **unempfindliche** oder **verborgene** (inſenſibiles ſ. occultas) **Empfindliche Eigenſchafften** ſind, welche unmittelbar durch die äuſſerliche Sinne wahrgenommen werden: Die **Unempfindliche** fallen nicht unmittelbar in die Sinne, ſondern müſſen erſt aus den Würckungen eines Dings geſchloſſen werden. Es will nöthig ſeyn, dieſen Unterſcheid dem Leſer noch deutlicher für Augen zu legen. Man kan eigentlich nicht ſagen, daß die Eigenſchafften der Dinge durch die Sinne empfunden werden. Z. E. Wir empfinden nicht die Wärme ſelbſt, ſondern nur ihre Würckungen: die weiſſe Farbe des Schnees, und die Grüne des Graſes, welches Qualitæten dieſer Dinge ſind, verurſachen in unſerm Auge eine Abbildung der weiſſen und grünen Farbe, und dasjenige was wir alsdann empfinden, iſt nicht die Eigenſchafft ſelbſt, ſondern eine Würckung derſelben. Daher iſt der Unterſcheid zwiſchen den empfindlichen und verborgenen Eigenſchafften nicht genau gnug beſtimmet, wann man ſagt, jene würden unmittelbar durch die Sinne wahrgenommen, dieſe aber aus denen Würckungen geſchloſſen: Da wir ja

keine Eigenſchafften der Dinge, ſondern nur ihre Würckungen empfinden. Man möchte den Unterſcheid beſſer alſo angeben, daß die empfindliche Eigenſchafften ſich durch ihre Würckungen unmittelbar den Sinnen offenbahren, die Verborgenen aber aus ihren Würckungen, die ſie nicht in unſern Sinnen, ſondern an andern Dingen verrichten, wahrgenommen werden. Ich gebe zur Erläuterung einige Exempel. Der Magnet hat die Eigenſchafft, daß er das Eiſen an ſich ziehet; Dieſe Würckung des Magneten kan unmöglich durch die Sinne allein entdeckt werden, weil ſie ſchlechterdings an einem andern Dinge, nemlich dem Eiſen ausgeübt wird. Applicirt man den Magnet dem Eiſen, wird man dieſe Würckung gewahr, ſonſt aber iſt es unmöglich, ſie unmittelbar durch die bloſſe Sinne zu entdecken. Und deswegen heißt es eine verborgene Eigenſchafft. Von gleicher Beſchaffenheit ſind die meiſten Artzneyen; Wann einige eine purgirende oder erbrechende Eigenſchafft haben, ſo läſt ſich ſolche Eigenſchafft weder durch den Geſchmack, noch Geruch, noch Gefühl oder Geſicht erkennen: Sie offenbahret ſich erſt, wann man dieſe Artzneyen dem Menſchen beybringt aus der Würckung, die ſie nicht in die äuſſerliche Sinne, ſondern in den Menſchlichen Cörper ausübt, und gehört folglich unter die verborgene Eigenſchafften. Die Eigenſchafften des Feuers, oder vielmehr die Würckungen davon, ſind empfindlich gnug, jedoch beſitzet das Feuer auch verborgene Eigenſchafften: Es

ſchmeltzet z. E. die Metallen, welches eine Eigenſchafft iſt, die wir unmittelbar durch die Sinne nicht erkennen, ſondern alsdann erſt gewahr werden, wenn wir die Metallen zum Feuer bringen, und ſie dadurch in Fluß gebracht werden; Daher auch die Eigenſchafft des Feuers, die Metallen zu ſchmeltzen, vermöge der gegebenen Beſchreibung, unter die verborgenen zu rechnen iſt. Hieraus iſt ohne Mühe abzunehmen, wie es eine groſſe Menge verborgener Eigenſchafften geben müſſe. Man weiß uns auch gnug her zu zehlen, die man aber nicht gleich alle anzunehmen und zu glauben hat, weil ſie mehrentheils erdichtet ſind. Von dem Löwen glaubt faſt jedermann, daß er als ein furchtſamer Haaſe ſich durch das Hahnen-Geſchrey erſchrecken laſſe. Allein es iſt eine nichtswürdige Fabel, wie Thomas Browe beweiſet, indem er aus dem Camerario erzehlet (*) daß an dem Hofe des Hertzogs in Bayern ein Löwe loßgekommen, der ſich mit wunderlichen Sprüngen in einen nahe gelegenen Hoff gemacht, allwo er ein Hauffen Hüner-Vieh angetroffen, da er dann für dem Krähen und Schreyen der Hahnen ſich im geringſten nicht gefürchtet, ſondern ſie nebſt vielen Hünern gefreſſen. Kröten und Spinnen ſollen eine natürliche Feindſchafft gegeneinander tragen. Obgedachter Browe wolte die Gewißheit der Sache erforſchen, und ſetzte in ein Glaß eine Kröte ſamt etlichen Spinnen, da ſahe er, wie die Spinnen der Kröte ohne Gegenſtand auf dem Kopff ſaſ-

(*) In Pſeudodox. Epidem. lib. 3. cap. 27. part. 7.

ſaſſen, und ihr überall auf dem Leibe herum kro-chen, biß endlich die Kröte, wenn ſie ihre Gele-genheit erſahe, eine nach der andern verſchluckte, welches in wenig Stunden geſchehen war, da doch der Spinnen ſieben waren. (*) Die Peters-burgiſche Anmerckungen über die Zeitungen (**) geben uns auch dergleichen erdichtete verborgene Eigenſchafften an die Hand, wenn es darin heißt: Roſen und Pommerantzen-Blüt-Waſſer ſoll ſeinen Geruch verliehren, zur Zeit, wenn die Roſen und Pommerantzen blühen. Ich habe es aber niemahlen ge-funden. Der Wein, ſo in Teutſchland in den Fäſſern verwahret wird, kommt zu der Zeit, wann die Wein-Gärten in Franck-reich blühen, in eine Jährung. Von dem Wein, der noch kein Jahr alt iſt, befindet es ſich alſo. Deſſen Urſach iſt, daß der Wein den Herbſt vorhero, und den darauf erfolgten Winter, nicht gejähret, und daß die Jährung durch die Kälte des Winters gleichſam verhindert worden, welche ſo bald es wieder warm wird, oder ſo bald die Weinberge in Franckreich blühen, ſich von neuen wieder anfängt. Eine Wein-Rebe verdorret, wann Kohl dabey ge-pflantzt wird. Man pflantzet dieſe zwey Gewächſe nicht gern zuſammen, doch pfle-gen es arme Leute zuweilen zu thun, und ich erinnere mich einmahl bey feuchten

(*) Th. Browe l. c. lib. 3. c. 27. part. 6.
(**) Von Anno 1732. im 71. Stück.

Wetter beydes ſehr ſchön grünen geſehen zu haben. Der Kohl, ſo viel Safft braucht, und in einem Weinberg kaum genug zu ſeinem Unterhalt findet, nimmt der Reben allen Safft weg, ſo muß ſie nothwendig verdorren. Saiten von Därmen verſchiedener Thiere, können ſich in einerley Umſtänden leichtlich wieder verſtimmen, weil ſie wegen ihrer unterſchiedenen natürlichen Dichtigkeit, nicht können in eine gleich dichte Saite gedrehet werden. Nachdem aber die Saite dichte iſt, nachdem ſie Veränderung von der Feuchtigkeit der Lufft leidet. Da haben wir unter andern die wahre Urſach, warum Saiten von Schaaf- und Wolffs-Därmen nicht wohl zuſammen ſtimmen, es kommt aber dabey nicht auf eine natürliche Antipathie, ſo ſich zwiſchen den Schaafen und Wölffen, als eine verborgene Eigenſchafft befindet, an. Ein mehrers anzuführen leidet mein Vorhaben nicht, zumahl da dieſe und dergleichen Dinge eigentlich in den Titul von der Sympathie und Antipathie gehören. Nur iſt allhier nicht zu vergeſſen, was ich bereits unter vorigen Titul erinnert habe, daß man vielfältig die verborgene Eigenſchafften auf falſche Schlüſſe gebauet habe, und wie man in den Schulen zu reden pflegt, ein Sophiſma non cauſæ pro cauſa begangen.

Dieſe Eigenſchafften heiſſen verborgene, nicht als ob ſie unbegreiflich wären, und man die Urſach davon auf keine Weiſe erforſchen könte.

te. Die Schul-Gelehrten hielten ſie ehedem für unbegreiflich, und wann ſie die Urſach einer natürlichen Begebenheit nicht ergründen konten, ſo ſagten ſie, es wäre eine verborgene Eigenſchafft; Das hieß ſo viel, ſie wüſten und verſtünden ſolche Urſach nicht. Gleichwohl bildeten ſie ſich ein, ſie hätten eine zulängliche Raiſon gegeben, wenn ſie ſich auf die verborgene Eigenſchafften berieffen, welches ein bloſſer Deck-Mantel ihrer Unwiſſenheit war. Uberdem war es ein höchſt ſchädliches Vor-Urtheil, dadurch die Menſchen von Unterſuchung der Urſachen vieler natürlichen Begebenheiten abgehalten, und die Welt-Weißheit der Faulen eingeführet ward. Dieſe Art zu Philoſophiren iſt noch bey vielen Mode, welche ſich die verborgene Eigenſchafften als Dinge, die an und vor ſich unbegreiflich ſind, vorſtellen, und deswegen viel falſche und unbegreiffliche Dinge für wahr annehmen. Man ſolte vielmehr den Schluß umkehren, und natürliche Dinge, die nicht zu begreiffen ſind, für falſch und erdichtet halten, ſo würde manchem Irrthum abgeholffen ſeyn.

Von ſolcher Meynung der Schul-Gelehrten ſind diejenigen nicht weit entfernet, welche die verborgene Eigenſchafften alſo beſchreiben, **daß ihre Art und Weiſe zu würcken unbekannt ſey.** (*) Dagegen haben ſchon andere erinnert, (**) daß man ſolcher Geſtalt die meiſten

 ſten

(*) Frid. Gentzkenius in Phyſ. Hypothet. cap. 6. Scribit. Qualitates occultæ dicuntur, quarum operandi modus eſt abſconditus.

(**) v. Buddei Philoſ. Theoret. Part. 5. c. 5. §. 2.

ſten empfindliche Eigenſchafften auch für verborgen erkennen müſte, weil man die Art und Weiſe ihrer Würckung nicht gantz genau weiß und erklähren kan. Es kommt dabey viel auf Muthmaſſungen und gewiſſe Hypotheſes an. Die Würckungen natürlicher Dinge lernet man aus der Erfahrung und angeſtellten Verſuchen, und wenn man davon Raiſon geben will, muß man eine auf die Erfahrung und Verſuche gegründete Hypotheſin annehmen, und dieſelbige daraus herleiten. Weiter hat mans zur Zeit in der Natur-Lehre noch nicht bringen können, und vielleicht wird man auch nimmermehr weiter kommen. Allein es iſt in dieſem Stück zwiſchen den empfindlichen und verborgenen Eigenſchafften kein Unterſcheid, ſondern beyde müſſen aus ſolchen Hypotheſibus erklähret werden. Wir werden daher in dem Tractat von der Sympathie und Antipathie diejenigen Hypotheſes beybringen, derer man ſich zur Erklährung der verborgenen Eigenſchafften bedienet. Ubrigens bleibt es dabey, daß die verborgene Eigenſchafften darum ſolchen Nahmen führen, weil ſie nicht unmittelbar in unſere Sinne würcken, ſondern ihre Würckung auf andere Dinge gehet, und ſie deswegen nicht ſo gleich können wahrgenommen werden. Es würde eine groſſe Verwegenheit ſeyn, wann man dergleichen verborgene Eigenſchafften läugnen wolte; ob aber deswegen folge, daß man dadurch allemahl ſolche Würckungen hervor bringen könne, die übernatürlich zu ſeyn ſcheinen, oder welches einerley

nerley iſt, daß es eine geheime natürliche Magie gebe, iſt eine andere Frage, die man theils bejahen, theils verneinen kan. Wahr iſt es, die Cörper haben verborgene Eigenſchafften, in dem Verſtand, den wir vorher feſt geſetzt haben, und wer ſich derſelbigen zu gebrauchen weiß, mag dadurch Wunderbahre Dinge ausrichten. Dieſe Dinge aber ſcheinen nur denjenigen Wunderbahr und übernatürlich, welchen die verborgene Eigenſchafften, wodurch ſie zum Stande gebracht werden, unbekannt ſind. Andere, denen ſie bekannt ſind, ſehen ſie als bloß natürliche Würckungen an, wie ſie auch in der That ſind. Und ſo giebt es eine natürliche und künſtliche Magie. Sie iſt aber nichts anders als ein Theil der practiſchen Natur-Lehre und Mathematic, welche in Anſehung derer, die ſie verſtehen, eine Magie, oder geheime Wiſſenſchafft zu ſeyn aufhöret. Daher wird die Magie zwar denenjenigen eine geheime Wiſſenſchafft ſeyn, die die Kräffte der Natur nicht wiſſen, andern aber bleibt ſie ein Stück der Natur-Lehre oder Mathematic. Ich kan alſo nicht abſehen, warum man die Magie zu einer beſondern Wiſſenſchafft gemacht hat, da ſie ſchlechterdings zur Phyſic, Medicin oder Mathematic gehöret. Wann die Unwiſſenheit vieler Menſchen, welche bey der Magie zum Grunde ſtehet, eine beſondere Wiſſenſchafft ausmachen ſolte, ſo müſte man bey nahe die gantze Natur-Lehre, Medicin und Mathematic zur Magie rechnen, weil die allerwenigſte Menſchen etwas davon verſtehen. Das Feld-

meſſen müſte eine Magiſche Kunſt ſeyn, da ſo wohl viel gelehrte als ungelehrte keinen Begriff haben, wie man damit verfähret, auch einige Empiriſche Land-Meſſer ihre Kunſt nicht einmahl demonſtriren können. Die Metaphyſic, künſtliche Logic, auch ſo gar die Politic, müſte man aus gleicher Urſach Magiſch nennen. Die Glaß- und Uhrmacher-Kunſt, und viel andere Künſte mehr, müſten zur Magie gehören, weil ſo gar viel Gelehrte davon nichts wiſſen oder verſtehen. Das Gerber-Handwerck würde mir, und viel andern mehr eine Magiſche Kunſt ſeyn, die wir nicht wiſſen, wie man das Leder zubereitet, auch uns niemahls darum bekümmert haben. Ich gebe alſo gern zu, daß ſich gnug ſolcher Künſte und Wiſſenſchafften finden, die nicht jedermann bekannt ſind, und folglich bey den Unwiſſenden eine Verwunderung, bey den Einfältigen aber ein Erſtaunen erwecken müſſen: Jedoch wird man nicht läugnen, daß die Unwiſſenheit vieler Menſchen keine beſondere und von andern unterſchiedene Wiſſenſchafft ausmachen könne. Denn man findet ja viele Wiſſenſchafften und Künſte, auch ſo gar Handwercker, die mit den verborgenen Eigenſchafften zu thun haben, und doch den wenigſten Menſchen bekannt ſind. Wolte man daraus eine eigene Wiſſenſchafft machen, ſo würde ſie andern Wiſſenſchafften und Künſten Eingriff thun, und dieſes, als etwas beſonders an ſich haben, daß ſie darum eine Wiſſenſchafft hieſſe, weil die meiſten Menſchen nichts davon wiſſen. Ich weiß wohl, daß

einige Liebhaber der Magie dergleichen verborgene Eigenſchafften ſtatuiren, die zur Zeit noch nicht bekannt ſind, ſondern mit der Zeit erſt dürfften entdeckt werden: oder wo ſie ja ſchon einigen bekannt ſind, von ihnen dennoch ſehr geheim gehalten und nicht entdecket würden. Sie glauben auch, es wären denen Geiſtern die Eigenſchafften der Cörper aus einer langen Erfahrung weit beſſer, als den Menſchen bekannt, und dieſe könten dadurch allerhand Wunderbahre Würckungen hervorbringen. Wenn nun jemand mit ſolchen Geiſtern in genauer Bekanntſchafft ſtünde, würde es ihm nicht ſchwer fallen, durch ihre Hülffe erſtaunende Dinge auszuüben. Was das letztere Vorgeben betrifft, davon werde ich bey anderer Gelegenheit ausführlich handeln. Das erſtere aber beweiſet nicht, daß es eine Magie, oder geheime Wiſſenſchafft natürlicher Dinge gebe. Zwar iſt nicht zu läugnen, daß noch immer viel neue Dinge entdeckt werden, davon man zuvor nichts gewuſt; So mögen auch noch viele übrig ſeyn, mit deren Entdeckung man wohl biß ans Ende der Welt möchte zu ſchaffen haben; Aber dieſe Dinge können die vorgegebene geheime Wiſſenſchafft nicht ausmachen. Was noch nicht entdeckt iſt, davon hat man zur Zeit auch keine Erkäntniß, und wer eine Wiſſenſchafft unbekannter Dinge vorgeben wolte, würde ſich ausdrücklich ſelbſt wiederſprechen, weil die Wiſſenſchafft unbekannter Dinge ſo viel ſagen will, man wiſſe etwas, das man nicht weiß. Berufft man ſich darauf,

es wären die verborgene Kräffte der Natur einigen Menſchen bekannt, die ſie aber ſehr geheim hielten, und nicht jederman entdeckten, ſo findet man dabey auch vieles zu bedencken. Zwar fehlet es an Leuten nicht, die ſich ſonderbahrer geheimen Kunſt-Stücke rühmen. Sie ſind aber verbunden, davon würckliche Proben zu geben, wo ſie nicht für Marcktſchreyer und Windmacher wollen gehalten ſeyn. Nicht daß ſie ſo gleich das gantze Geheimniß zu entdecken ſchuldig wären, ſondern wenigſtens die Würckung ihres Geheimniſſes ſehen zu laſſen. Z. E. Wenn jemand vorgiebt, er könne Gold machen, ſo wird ihm niemand Glauben zuſtellen, wo er nicht ſeine Kunſt in der That beweiſet: Unterdeſſen kan er den Proceß, wie er damit verfähret, vor ſich allein behalten. Viele haben dergleichen Geheimniſſe vorgegeben, aber in der Probe ſind ſie ſchlecht beſtanden. Mancher meynt, ein Ding müſſe auf dieſe oder jene Art angehen, ehe ers einmahl probirt hat. Darauf fängt er ſchon an von groſſen Geheimniſſen zu prahlen, und will gern den Nahmen eines Erfinders neuer Dinge erwerben, und findet ſich zuletzt ſelbſt betrogen. Die leichtglaubige Welt, ſo bald ſie etwas davon höret, ſperrt Maul und Naſe auf, meynt, es müſſe hinter ſolchem Prahler etwas ſtecken, und ehe man die Probe davon geſehen, iſt die Sache ſchon allenthalben ruchtbar; ja es finden ſich immer Leute die es glauben, auch wohl gar unverſchämter Weiſe ausſtreuen, ſie hätten die Probe mit ihren Augen geſehen. Ein

anderer

anderer weiß durch betriegliche Hand-Griffe, gleich einem Taſchen-Spieler, ſeltſame Dinge hervor zu bringen, wodurch er die Einfältigen betriegt, und ſich bey ihnen den Credit eines geheimen Weiſen oder Künſtlers erwirbt. So iſt es gröſten Theils mit den Magiſchen Wiſſenſchafften hergegangen, welche der Betrug ausgeheckt, und Leichtgläubigkeit ausgebreitet hat. Wer daraus ſchlieſſen wolte, daß es eine Magie gebe, würde Betrügerey für eine Wiſſenſchafft halten. Diejenigen, welche in der That geheime Stückchen beſitzen, werden ſie ſo gar geheim nicht halten, daß ſie ſich davon gar nichts ſolten mercken laſſen, ſich auch nicht wegern, wenigſtens guten Freunden davon eine Probe ſehen zu laſſen. Ein jeder Menſch ohne Unterſcheid empfindet bey ſich eine Neigung, ſich durch Entdeckung neuer Dinge einen Nahmen zu machen, und man weiß wohl, wie hefftig ſich gantze Nationen um die Erfindung eines Dings gezancket haben, indem ſich eine für der andern den Ruhm der Erfindung hat zueignen wollen. Alſo iſt kaum glaublich, daß ein Menſch ſeine neue Entdeckungen werde mit ins Grab nehmen, ohne dieſelbige vorher wenigſtens einem Freund zu entdecken. Mir iſt deßwegen die Klage über verlohrne Wiſſenſchafften und Künſte allemahl ungegründet vorkommen, weil ich glaube, daß es damit nur Betrug und Prahlerey geweſen, wie ich an einem andern Ort auszuführen gedencke. Wer ſich in der Hiſtorie der Künſte und Wiſſenſchafften ein wenig umgeſehen, wird darunter nicht

viele angetroffen haben, die man unter die geheimen zu rechnen hat: Oder wo ja noch einige davor ausgegeben werden, ſind ſie mehrentheils falſch und erdichtet. Die ſehr wenige aber, welche man nothwendig für wahr halten muß, können keine beſondere Wiſſenſchafft ausmachen, ſondern ſie gehören Augenſcheinlich zu andern Wiſſenſchafften, als der Natur-Lehre, Medicin und Mathematic. Solten auch künffig noch andere verborgene Eigenſchafften entdecket werden, ſo werden ſich entweder die Phyſici, Medici oder Mathematici dieſelbige mit Recht zueignen. Wir haben ein Exempel an dem Büchſen-Pulver, als einer nicht gar zu alten Erpfindung. Jederman hätte meynen ſollen, weil es von ſo Wunderbahrer Würckung iſt, müſte deſſen Bereitung und Gebrauch zu der Magie, als einer beſondern geheimen Wiſſenſchafft gehören, wie dann Porta in ſeiner Magia Naturali in einem gantzen Buche davon handelt. Allein die Erklärung der Urſache von der Würckung des Büchſen-Pulvers gehört eigentlich in die Natur-Lehre: Der verſchiedene Gebrauch deſſelben wird von den Mathematicis in der Artillerie-Kunſt gezeiget, und die Bereitung des Pulvers iſt zu einem gemeinen Handwerck worden. Wer wolte dann die Würckung, Zubereitung und Gebrauch deſſelben nunmehro noch für eine geheime Wiſſenſchafft halten? Damit ich endlich alles, was bißhero von den verborgenen Eigenſchafften und der Magie geſagt worden, kurtz zuſammen faſſe; So gebe ich nicht allein ver-

borgene Eigenſchafften zu, ſondern geſtehe auch, daß in der Natur noch viel verborgenes vorhanden iſt, ſo man zur Zeit noch nicht entdeckt hat. Die *Magie* aber erkenne ich für keine beſondere Wiſſenſchafft, ſondern halte ſie für eine betriegliche und großprahleriſche Kunſt, welche mehrentheils aus Irrthümern und Lügen zuſammen geflickt iſt, oder was ſie noch wahres in ſich begreifft, aus andern Wiſſenſchafften borgen muß. In den meiſten folgenden, auch theils vorhergegangenen Abſätzen, wird man ſolches Urtheil von der Magie in vielen beſondern Exempeln beſtättiget finden.

21.

Von den Geiſtern überhaupt.

DAs erſte, ſo in der Geiſter-Materie zu unterſuchen vorkommt, iſt: Ob es Geiſter gebe? Dieſe Frage läſt ſich am beſten ausmachen, wann wir auf uns ſelbſt Acht haben. Da werden wir gewahr, wie der Menſch nicht allein einen mit allerhand geſchickten Gliedmaſſen, und künſtlichen Werckzeugen, verſehenen Cörper hat, wodurch mancherley leibliche Verrichtungen bewerckſtelliget werden; Sondern auch überdem viel Dinge begreifft, verſteht, überlegt, davon urtheilet, und durch ein innerliches Principium ſich freywillig hie oder dazu entſchlieſſet. Was noch mehr iſt, ſo begreifft, verſteht, überlegt, urthei-

urtheilet und entſchließt ſich der Menſch nicht allein freywillig, ſondern er iſt ſich auch alles deſſen bewuſt. Er weiß gar eigentlich, daß er etwas begreifft, verſtehet ꝛc. welches bewuſt ſeyn wir das Dencken, oder einen Gedancken nennen wollen, weil die Gedancken nichts anders ſind als Veränderungen der Seele, deren ſie ſich bewuſt iſt. Hieraus läſt ſich mit der gröſten Gewißheit ſchlieſſen, daß nebſt dem Cörper ſich bey dem Menſchen noch etwas anders befinden müſſe, welches dencket, und ſich vieler Dinge bewuſt iſt. Das Dencken oder Bewuſt ſeyn, kan unmöglich einem Cörper oder der Materie überhaupt zukommen. Wir wollen ſetzen, der Menſchliche Cörper, oder ein Stück deſſelben, z. E. das Gehirn, wäre eine künſtliche Machine, wodurch der Menſch denckt. Nun bilde man ſich dieſe Machine ſo groß ein, daß man darinn herum gehen, und alle ihre Theile genau beſichtigen könne; ja man ſtelle ſie ſich ſo verſchiedentlich vor, als immer möglich iſt; ſo wird gleichwohl darinn nimmermehr ein Gedancken können zum Stande gebracht werden. Zwar könten ſich in ſolcher Machine viel Dinge præſentiren und vorſtellen, gleich wie in einem Spiegel: Es könten auch durch mancherley Bewegungen die Vorſtellungen verſchiedentlich verändert werden; Aber wie will man einer ſolchen Cörperlichen Machine das bewuſt ſeyn geben, oder darin zuwege bringen? Man ſehe an eine künſtliche Uhr, deren Zuſtand durch die Bewegung alle Augenblick geändert wird, oder einen Spiegel, worin ſich

vielerley Dinge præſentiren. So iſt ſich doch die Uhr der Veränderungen, die in ihr vorgehen, nicht bewuſt; und der Spiegel iſt ſich der Dinge nicht bewuſt, die er vorſtellet, wie es der Menſch bey ſich gewahr wird, daß er nicht nur etwas empfindet, ſondern auch weiß, daß ers empfindet. Der Menſch kan ſich ſelbſt von andern Dingen unterſcheiden, er weiß, daß dasjenige, was in ihm vorgeſtellt wird, von ihm ſelbſt unterſchieden ſey. Nun iſts unmöglich dahin zu bringen, daß eine Cörperliche Machine ſich ſelbſt von denen Vorſtellungen, die in ihr geſchehen, ſolte unterſcheiden können, gleiche Vorſtellungen als gleich, und verſchiedene als verſchieden erkennen, wenigſtens iſt es unbegreifflich, wie ſolches zugehen ſolte. Noch unmöglicher iſt es, daß eine ſolche Machine durch Hülffe zweer Vorſtellungen ſolte eine dritte zuwege bringen, oder wie man zu reden pflegt, einen Vernunfft-Schluß machen. Daher bleibts unmöglich, daß eine Cörperliche Machine ſolte dencken, oder in ihr ein Gedancken, als wozu das Bewuſt ſeyn nothwendig erfordert wird, hervorgebracht werden.

Nimmt man die freywillige Entſchlieſſung zu dieſem oder jenem, welche wir in uns unwiderſprechlich gewahr werden, zu Hülffe, ſo wird ſich dieſelbige nimmermehr in eine Cörperliche Machine bringen laſſen. Die Bewegungen einer Machine müſſen ſich ſchlechterdings nach den Geſetzen der Bewegung richten, und ſie können nicht anders geſchehen, als dieſe es mit ſich bringen. Nun ſolte man zwar meynen, es rühr-

te die freywillige Entſchlieſſung daher, daß unter 2. Vorſtellungen die ſtärckere den Platz behielte, und die Machine auf ihre Seite lencken könte. Allein daraus würde folgen, daß man eins für das andere nothwendig erwehlen müſte, da wir doch im Gegentheil eine Freyheit in uns gewahr werden, unter 2. Dingen zu erwehlen, welches wir wollen. Man mache ſich nur einen rechten Begriff von der Freyheit des Menſchlichen Willens, ſo iſt die Sache klar und ausgemacht. Dieſe Freyheit beſteht nicht bloß darin, daß man unter 2. Dingen entweder eins, oder gar keines erwehlet. Wenn diß wäre, ſo könte man den Menſchlichen Willen mit einer Wage-Schale vergleichen, und die Bewegungs-Gründe mit denen Gewichten. In ſolchem Fall müſte nothwendig das ſchwerſte Gewichte, oder der ſtärckſte Bewegungs-Grund, dem andern prævaliren: Oder wann beyde Gewichte gleich ſchwer, und die Bewegungs-Gründe gleich ſtarck, würde die Wage-Schale keinen Ausſchlag geben, und der Wille ſich zu keinem von beyden entſchlieſſen. Jedoch wann wir auch ſolchen Begriff von der Freyheit des Willens wolten gelten laſſen, wiewohl er nicht hinlänglich iſt, ſo giebt doch die Erfahrung, daß der Wille bey 2. gleichwichtigen Bewegungs-Gründen ſich dennoch auf die eine Seite lenckt, und zwar aus keiner andern Urſach, als weil es ihm gefällt, eins von beyden zu erwehlen. Dis will ſich zu dem Gleichniß von der Wage-Schale nicht reimen, und es läſt ſich nicht einmahl gedencken, wie darauf von 2. gleich

ſchwe-

ſchweren Gewichten eins das andere überwiegen ſolte, weil es die Wage-Schale ſo haben will. Ich will ſo viel ſagen, eine Cörperliche Machine kan bey 2. gleichen Umſtänden ſich nicht von ſelbſt determiniren, auf dieſe oder jene Seite zu lencken, ſondern muß anderswoher dazu determinirt werden. Der Menſchliche Wille aber determinirt ſich mannigmahl bey 2. gleichwichtigen Bewegungs-Gründen zu dieſem oder jenem Entſchluß: Folglich kan der Wille nicht eine Cörperliche Eigenſchafft ſeyn. Eigentlich beſteht die Freyheit des Willens darin, daß, wann ihm 2. oder mehr Dinge vorkommen, worunter er eins zu erwehlen, oder zu verwerffen hat, er nicht alſobald blindlings zu fahren, und den Bewegungs-Gründen, die ihn am ſtärckſten lencken, folgen darff, ſondern der Menſch kan alles zuerſt überlegen, die Bewegungs-Gründe unterſuchen, auch damit eine geraume Zeit, ehe ein Schluß gefaſſet wird, zubringen. Nun laſt uns abermahls die Wage, als eine Cörperliche Machine in Betrachtung ziehen. Dieſe kan ja ſelbſt die Gewichte nicht unterſuchen, damit ſie erkenne, welches das ſchwerſte ſey; Sondern iſt nur ein Werckzeug, wodurch ſolches von andern unterſucht wird. Sie kan auch keine Zeit zubringen, ehe ſie ſich auf dieſe oder jene Seite lenckt, ſondern folgt alſobald und nothwendig den ſchwerſten Gewichte, ganz anders als der Menſchliche Wille, welcher wenigſtens eine Zeitlang den ſtärckſten Neigungen wiederſtehen, und bey den wichtigſten Bewegungs-Gründen die Freyheit

hat, ſich nicht auf ihre Seite zu lencken. Hieraus ſieht man Augenſcheinlich, daß die Freyheit des Menſchlichen Willens in einer Cörperlichen Machine nicht ſtatt finden könne, und der endliche Schluß iſt dieſer, es müſſe in dem Menſchen auſſer dem Cörper ſich etwas finden, welches dencket und will, und daſſelbe pflegen wir die Seele oder einen Geiſt zu nennen. Womit dann unwiederſprechlich ausgemacht iſt, daß auſſer den Cörpern ſich noch andere Subſtantzen finden, die wir Geiſter nennen.

Weiter entſteht die Frage, ob nebſt der Menſchlichen Seele es noch andere Geiſter in der Welt gebe: Will man dieſe Frage bloß aus der Vernunfft beantworten, ſo kan man nicht weiter kommen, als daß man die Exiſtentz ſolcher Geiſter für möglich und wahrſcheinlich halte. Daß GOtt auch ein Geiſt ſeyn müſſe, läſſet ſich aus Vernunffts-Gründen mit guter Gewißheit ſchlieſſen; aber ob auſſer GOtt und der Menſchlichen Seele, noch andere Geiſter anzutreffen, iſt mit vollkommener Gewißheit nicht auszumachen. Unmöglich iſt es nicht, weil dabey kein Wiederſpruch oder Contradiction vorhanden: Dasjenige aber, was keinen Wiederſpruch in ſich enthält, iſt möglich. So iſt es auch ziemlich wahrſcheinlich. Unſere Seele als ein Geiſt, iſt mit vielen herrlichen Eigenſchafften begabt, die noch gröſſer und vollkommener ſeyn würden, wenn ſie nicht mit dem Leibe verbunden wäre, als wodurch ſie in ihrem Verrichtungen ſehr gehindert wird. Sie

iſt

iſt auch ſonſt vielen Schwachheiten unterworffen, von welchen wir erkennen, daß ſie zu ihrem Weſen nicht gehören, und folglich davon könten getrennet werden. Alſo iſt es nach dem Licht der Natur wahrſcheinlich, daß GOtt, der ſo viel Gutes erſchaffen, auch ſolche Geiſter erſchaffen habe, die den Schwachheiten und Unvollkommenheiten, welche wir an unſer Seele gewahr werden, nicht unterworffen, und deswegen auch mit keinen Leibern verknüpffet ſind. Zumahl da die Schöpffung ſolcher Geiſter zur Offenbahrung ſeiner Güte, Weißheit und Allmacht, folglich zur Ausbreitung ſeiner Ehre gereichen müſte. Dieſer Beweiß ſcheint mir ſchon von einem hohen Grad der Wahrſcheinlichkeit zu ſeyn. Den völligen Beweiß aber, daß es dergleichen Geiſter, oder Engel gebe, finden wir in der heiligen Schrifft, und wer es dem ohngeachtet läugnet, verräth ſich damit gantz deutlich, daß die H. Schrifft bey ihm in ſchlechtem Anſehen ſtehe. Gleichwohl fehlet es an ſolchen Leuten nicht, die dennoch für gute Chriſten paſſiren wollen, welches mir ſo ungereimt vorkommt, als wann jemand ein Rechts-Gelehrten heiſſen, und weder das Corpus Juris, noch die Lands-Verordnungen und Geſetze annehmen, ſondern nur dasjenige für recht halten wolte, was ihm recht däucht. Die Schrifft-Stellen, welche ſowohl von guten als böſen Engeln handeln, ſind ſo klar und deutlich, daß derjenige ſeiner Sinne müſte beraubet ſeyn, welcher aus dieſen Engeln oder Geiſtern im Ernſt lauter Träume, Geſichter, Erſcheinungen,

Kranckheiten, oder gar Gedichte und Blendwerck machen will. (*) Wer die H. Schrifft in gebührenden Ehren hält, bey dem iſt es eine ausgemachte Sache, daß es Engel oder Geiſter gebe. Damit wir in dieſer Materie ordentlich fortfahren, ſo kommt zu betrachten vor, was eigentlich ein Geiſt ſey, und worin ſein Weſen beſtehe.

Das erſtere läſt ſich ohne Anſtand beantworten. Nemlich ein Geiſt iſt eine *immaterielle*, oder uncörperliche *Subſtantz*, welche ſich ihrer ſelbſt und anderer Dinge bewuſt iſt, oder welche denckt, und ſich zu ihren Handlungen von ſelbſt *determinirt*. Noch kürtzer: **Ein Geiſt iſt eine uncörperliche mit Verſtand und Willen begabte *Subſtantz*.** Daß es dergleichen Subſtantzen gebe, habe ich bereits mit dem Exempel der Menſchlichen Seele erwieſen. Daß ein Geiſt nicht materiell und Cörperlich ſeyn könne, iſt auch im vorge-

(*) In dem ärgerlichen Buch, Concordia Rationis & Fidei, welches in Berlin ſoll ausgeheckt ſeyn, lieſet man pag. 8. folgendes: Quæ de angelis & dæmonibus tam in S. Scriptura, quam hiſtoria humana traduntur, ſunt partim Somnia, partim Viſiones, ſive apparitiones, partim Phantaſmata, partim Morbi, partim Figmenta & Illuſiones: Sæpius quoque ideæ hominis bonæ pro angelis, malæ pro dæmonibus accipiuntur, vel ex falſa perſuaſione, vel ex ſuperſtitione & metu. Diabolus nihil aliud in Ethica, quam pertinacia in damnum proprium vel alienum agent, absque illecebris carnis vel mundi, ſive gloriæ vanæ, quæ omnium idearum eſt peſſima. Womit dann Balthaſer Becker in ſeiner bezauberten Welt ziemlich übereinſtimmt.

vorgehenden ausgemacht, wie nicht weniger aus der Erfahrung dargethan worden, daß ein Geiſt Verſtand und Willen habe. Der Verſtand iſt ein Vermögen, wodurch ein Geiſt etwas begreifft, verſtehet, und ſich deſſen bewuſt iſt. Der Wille iſt ein Vermögen, die Dinge, welche einen Geiſt vorgeſtellt werden, entweder zu erwehlen, oder zu verwerffen, und ſich dazu von ſelbſt zu determiniren. Zwar haben einige uns von einem Geiſt gantz andere Beſchreibungen gegeben. Z. E. Wann Thomaſius(*) mit den Chymiſchen, Magiſchen, Theoſophiſchen, oder gar Fanatiſchen Welt-Weiſen behauptet: **Ein Geiſt ſey eine Krafft, das iſt ein Ding, welches ohne Zuthuung der Materie beſtehen kan, in welchem alle** *Materiali*ſche **Dinge bewegt werden, und welches auch dieſen die Bewegung giebt, ſie ausſpannt, zertheilet, vereiniget, zuſammen drückt, anziehet, von ſich ſtöſſet, erleuchtet, erwärmet, erkältet, durchdringet, mit einem Wort in der Materie würcket, und ihr die gehörige Geſtalt giebt:** So nimmt er ſolche Dinge an, die ſich noch diſputiren laſſen, und von vielen nicht unbillig in Zweiffel gezogen werden, nemlich daß ein Geiſt auf die Cörper würcke, daß er die Urſach aller Bewegung, des Lichts, Wärme und Kälte, ja aller Würckungen in der Materie ſey. Weswegen man auch dieſe Beſchreibung eines Geiſtes nicht kan gelten laſſen, weil darin mehr enthalten, als ſich mit Gewißheit ausmachen läſt.

(*) Im Verſuch vom Weſen des Geiſtes. Thel 56.

Die andere Frage iſt, worinn das Weſen eines Geiſtes beſtehe? Darauf zu antworten, muß man zuforderſt wiſſen, was Eſſentia, das Weſen ſey. Die Schul-Weiſen verſtehen durch das Weſen den erſten und vornehmſten Begriff, den man ſich von einem Dinge macht (primum veritatis conceptum) welche Beſchreibung uns der Herr Wolff noch deutlicher erklårt, indem er ſchreibt: (*) Dasjenige, darinnen der Grund von dem übrigen zu finden, was einem Dinge zukommt, wird das Weſen genennet. Und weiter: Was den Grund von dem übrigen in ſich enthålt, iſt das erſte, was ſich von einem Dinge gedencken låſt: Alſo iſt das Weſen das erſte, was ſich von einem Dinge gedencken låſt. Solche Beſchreibung des Weſens findet zwar bey vielen Dingen ſtatt. Z. E. Das Weſen eines Triangels, oder der erſte Begriff deſſelben iſt, daß es eine Figur ſey, die 3. Seiten und 3. Winckel hat. Aus dieſem Begriff låſſet ſich alles herleiten, was einem Triangel zukommt, nemlich daß die 3. Winckel deſſelben gleich ſind 2. rechten Winckeln; daß 2. Seiten eines Triangels zuſammen genommen, nothwendig långer ſeyn müſſen als die dritte Seite u. ſ. w. Allein wenn von dem Weſen der Seele die Rede iſt, ſo wåre es gut, wenn man den erſten und vornehmſten Begriff davon, oder dasjenige, darin der Grund von allem zu finden, was der Seele zukommt,

(*) In den vernünfftigen Gedancken von GOtt, der Welt, &c. §. 33. 34.

zukommt, eben ſo gewiß determiniren könte. Dabey aber ſetzt es ziemliche Schwierigkeiten, indem die Welt-Weiſen noch nicht einig werden können, welches der erſte Begriff von der Seele ſey. Carteſius ſetzet das Weſen eines Geiſtes im Dencken; Leibnitz und Wolff in der Krafft ſich die Welt vorzuſtellen; andere darin, daß er alle Dinge belebt und bewegt. Welcher unter dieſen hat es denn am beſten getroffen? oder welches iſt eigentlich der erſte und vornehmſte Begriff von einem Geiſt? Das gedencke ich hier nicht auszumachen, ſondern muß nur erinnern, daß wenn das Weſen eines Geiſtes in dem erſten und vornehmſten Begriff beſtehen ſoll, wir davon wenig oder nichts mit vollkommener Gewißheit ſagen, oder daſſelbige unwiederſprechlich ausmachen können. Ich gebe eine andere, und bey den Welt-Weiſen nicht ungewöhnliche Beſchreibung des Weſens, und verſtehe dadurch alles dasjenige, wodurch ein Ding iſt, was es iſt, oder was einem Dinge alſo zukommt, daß es ohne daſſelbige nicht ſeyn kan, was es iſt. Hieraus kan man abermahl abnehmen, daß das Weſen vieler Dinge unbekannt, und noch lange nicht vollkommen erforſchet ſey. Dann hiezu iſt zu wiſſen nöthig, was ein Ding für Kräffte und Eigenſchafften beſitze. Nun gibt es, wie wir im vorhergehenden Abſchnitt vernommen, Dinge, welche verborgene Eigenſchafften an ſich haben, die zum theil noch nicht entdecket ſind; folglich hat man das Weſen dieſer Dinge noch nicht vollkommen erforſchet. Ein

gleiches mag man auch wohl von den Geiſtern ſagen, nemlich daß ihr Weſen zum theil noch unbekannt ſey. So viel wiſſen wir gewiß, daß ein Geiſt Verſtand und Willen habe, ob er aber überdem noch andere weſentliche Kräffte und Eigenſchafften beſitze, iſt noch nicht ausgemacht. Insbeſondere kan man nicht mit Gewißheit ſagen, ob er die **Krafft habe auf die Cörper zu würcken, und dieſelbige zu bewegen.** Man hat ſolches lange Zeit geglaubt, und ſich eingebildet, weil in dem Menſchen auf das Wollen der Seele gewiſſe Bewegungen des Leibes folgen, ſo müſſe die Seele dieſe Bewegungen hervorbringen, und folglich ein Geiſt auf die Cörper würcken können. Man iſt auch darauf verfallen, daß weil GOtt, als ein Geiſt, die Cörper bewegt, alle übrige Geiſter auch ſolche Krafft haben müſten. Was das letztere anlangt, ſo gilt ja der Schluß nicht, daß, was GOtt als ein unendlicher, allmächtiger Geiſt thun kan, auch ein endlicher Geiſt, deſſen Vermögen ſehr eingeſchrenckt iſt, thun könne. Sonſt würde folgen, daß ein endlicher Geiſt aus nichts etwas machen, allenthalben zugegen ſeyn und würcken könne, welches alles, und noch mehr, GOtt thun kan. Der erſte Beweiß-Grund, daß ein Geiſt auf die Cörper würcken könne, iſt aus der Erfahrung genommen, indem man geglaubt, weil auf das Wollen der Seele die Bewegung des Leibes erfolgt, ſo müſſe ſolche Bewegung von der Seele herkommen und gewürckt werden. Aber auch dieſer Schluß will nicht Stich halten. Eigentlich

lich zu reden, können wir aus der Erfahrung nichts mehr ſchlieſſen, als daß gewiſſe Bewegungen des Leibes erfolgen, wenn es die Seele haben will. Daraus folgt ja nicht, daß die Seele die natürliche und würckende Urſach ſolcher Bewegung ſey. Wann die Sturm-Glocke geläutet wird, ſo lauffen die Menſchen von allen Enden und Orten zuſammen, und gerathen in groſſe Bewegung. Dieſe Bewegung erfolgt auf dem Laut der Glocke. Wer wolte aber ſagen, daß die Glocke die natürliche und würckende Urſach ſolcher Bewegung ſey? Sie gibt nur ein Zeichen, wodurch die Menſchen zur Bewegung ermuntert werden. Eben ſo wenig kan man daraus ungezweiffelt ſchlieſſen, daß die Seele die Bewegungen des Leibes würcke, weil ihr wollen und die Bewegung ſelbſt alſobald aufeinander folgen. Die Bewegung der Menſchen folgt auf dem Laut der Sturm-Glocke, und dem ohngeachtet iſt die Sturm-Glocke nicht die würckende Urſach ſolcher Bewegung.

Man hat im Gegentheil andere wichtige Gründe, woraus man eher ſchlieſſen ſolte, daß die Seele nicht die würckende Urſach der Bewegungen ihres Cörpers ſey. Denn 1) findet ſich ein gewiſſes Geſetz der Bewegung, welches in der Mechanic erwieſen wird, des Inhalts, daß in der Welt immer einerley bewegende Krafft erhalten, und dieſelbe weder vermehret noch vermindert wird. Wann nun die Seele die Bewegungen des Leibs würckete, ſo kämen ſolche Bewegungen nicht von einer

vorher-

vorhergegangenen Bewegung, oder von einer bewegenden Krafft, die ſchon in der Welt iſt, her; ſondern von dem wollen der Seele. Folglich müſten alle Augenblick unzehlich viel neue bewegende Kräffte entſtehen, die durch den Willen ſo viel Millionen Menſchlicher Seelen hervorgebracht werden. Das ſtreitet aber mit der angeführten Regul der Bewegung, daß immer einerley bewegende Krafft in der Welt erhalten werde. Es würden auch ſolchergeſtalt die bewegende Kräffte in der Welt unendlich vermehret werden, wann man bedenckt, wie viel Menſchen jemahls in der Welt gelebt, deren jeder durch ſein wollen unzehlich neue bewegende Kräffte in die Welt gebracht. Da in der Welt keine bewegende Kräffte aufhören, ſo ſind ſie auch zureichend gnug, alle Dinge in der Welt in der nöthigen Bewegung zu erhalten. Was werden denn die von Neuen entſtehende bewegende Kräffte in der Welt zu thun bekommen, da durch die Alten ſchon alles in ſteter Bewegung iſt? Es müſten durch ſie die Bewegungen der natürlichen Cörper ungemein vermehret, und von Zeit zu Zeit immer geſchwinder und hefftiger werden. Allein da man dergleichen niemahls wahrgenommen, ſo iſt nicht zu glauben, daß die bewegende Krafft in der Welt jemahls vermehret wird. Zu geſchweigen, wie es unmöglich ſey, daß aus dem Wollen der Seele oder aus einen Gedancken ſolte eine bewegende Krafft werden, oder entſtehen: Es iſt ſo unmöglich, als daß ein Cörper ſolte dencken, und ein Geiſt, als eine

imma-

immaterielle Subſtantz in Bewegung können geſetzt werden. 2) Wann die Seele die Bewegung ihres Cörpers würckete, ſo müſte ſie ſich der Structur deſſelben gantz genau bewuſt ſeyn. Es iſt ja nicht möglich, daß jemand in einer Machine, die zu unzehlichen Bewegungen und Veränderungen aptiret iſt, alle dieſe Bewegungen hervorbringen ſolte, wo er nicht derſelben Structur verſtünde, und die Art ihrer Zuſammenſetzung wohl inne hätte. Nun kennet ja die Seele ihren Leib bloß nach den äuſſerlichen Gliedmaſſen, die innere Beſchaffenheit aber und Structur deſſelben iſt ihr gäntzlich verborgen. Auch die allerſorgfältigſten Anatomici haben die Structur des Menſchlichen Cörpers durch mannigfaltige Sectiones noch lange nicht zur Gnüge ausforſchen können. Gleichwohl werden die Bewegungen des Leibes, welche die Seele intendiret, gantz genau bewerckſtelliget. Die Seele ſelbſt kan ſolche Bewegungen nicht würcken, weil ſie nicht weiß, wie ſie dieſelben ins Werck richten ſoll; ſondern ſie will nur, und es geſchicht. Sie weiß nicht, welche Theile zu dieſer oder jener Bewegung zuerſt in Bewegung zu bringen ſind, und wie ſie es anfangen müſſe, damit die intendirte und nicht eine andere Bewegung erfolge. Sie kennet nicht einmahl die inwendige Theile des Cörpers, durch welche ſolche Bewegung muß hervorgebracht werden. Daher kan ſie auch nicht die würckende Urſach der Bewegungen ihres Leibes ſeyn, und man kan daraus nicht ſchlieſſen, daß ein Geiſt auf die Cörper würcken, und ſie bewegen könne. Frägt

Frägt man mich aber, wie es gleichwohl zugehe, wann auf das Wollen der Seele die Bewegungen des Leibes folgen, oder worinn das Commercium zwiſchen Seel und Leib, welches gewiß und ausgemacht iſt, beſtehe, ſo bekenne ich meine Unwiſſenheit: Sintemahl weder das Syſtema Influxus Phyſici, nach Cauſarum occaſionalium, noch Harmoniæ Præſtabilitæ, mir zur Erklärung dieſes Commercii hinlänglich ſcheinen. Ich rechne daſſelbe vielmehr unter die Philoſophiſchen Geheimniſſe, und dürffte vielleicht einmahl mich darüber näher erklären. Hier wolle der Leſer nicht alſobald zufahren, und gedencken, als wenn ich die Erſcheinungen und Würckungen der Geiſter läugnete; ſondern ſo lange in Gedult ſtehen, biß ich auf die Materie von den Geſpenſtern komme, da ich mich alſo erklären werde, daß man mit mir wird zufrieden ſeyn. Denn da ich ja nothwendig zugeſtehen muß, daß auf das Wollen der Seele die Bewegungen des Leibes folgen, ob ich gleich nicht weiß, wie es damit zugehet; So kan ich auch wohl Erſcheinungen der Geiſter zugeben, ob ich gleich nicht weiß, wie ſie es machen, wenn ſie erſcheinen. Am allerbeſten kommen diejenigen mit den Erſcheinungen und Würckungen der Geiſter fort, welche ihnen einen ſubtilen Leib beylegen, womit ſie unauflößlich verknüpfft ſind. Solcher geſtalt iſt aller Zweiffel gehoben. Denn wenn ſie einen ſubtilen Leib haben, werden ſie dadurch allerhand Cörperliche Verrichtungen bewerckſtelligen können.

Wir gerathen bey dieſer Gelegenheit auf die Frage, ob die Geiſter einen Leib haben? Die alte Heydniſche Welt-Weiſen legten mehrentheils den Geiſtern einen Ætheriſchen oder Lufft-Leib bey. Inſonderheit war dieſes ein Haupt-Satz der Sectæ Pythagoræo-Platonicæ, welche in den erſten Jahrhunderten nach Chriſti Geburt überall Mode war. Man darff ſich daher nicht wundern, wenn einige alte Chriſtliche Lehrer auch ſolcher Meynung ergeben ſind. Denn weil ſie gemeiniglich dieſe Philoſophie gelernet hatten, ſo konte es nicht fehlen, ſie muſten den Geiſtern und Engeln ſubtile Cörper beylegen. Ein gewiſſer neuer Autor (*) hegt von den Leibern der Geiſter folgende Gedancken, wann er alſo ſchreibt: Alle unſichtbahre Creaturen müſſen einen geiſtlichen Leib haben, darin und womit ſie würcken. Denn wenn ein Geiſt kein Weſen hätte, darinn er *ſubſiſtiren* könte, ſo müſte er zerfladdern, verrauchen und zu nichts werden. Ein geiſtlicher Leib wird betrachtet, daß deſſen *Machine* nicht verletzt oder zerſtückt werden könne, ſondern daß man ſich von ſelbigem etwa einen *Concept* machen möge, wie man ſiehet, daß ein ſichtbahrer Rauch ſich zertheilen, und bald wieder zuſammen in eine *Subſtantz* treten könne, alſo daß man nicht mehr erkennen

(*) D. Georg Friderich Retzel, im Bericht von denen unſichtbahren Creaturen, welcher ſeiner geheimen Bedeutung der 6. Tage-Wercke dieſer Welt angehänget iſt. Pag. 328. 329. 330.

kennen mag, wie ſolche *Subſtantz* vor zertheilet geweſen. Dis ſind eitel ſüſſe Träume, wovon der Beweis ſehr elend iſt. Wann dieſer Autor ſchließt: So ein Geiſt kein Weſen hätte, darinn er ſubſiſtiren könte, müſte er zerfladdern, verrauchen und zu nichts werden: So will er damit ohngefehr ſo viel ſagen: Wann er keinen Leib, keine Materie, worin er ſubſiſtiren könte, hätte, ſo ꝛc. Welches gewiß ein ziemlich grober Begriff von einem Geiſt iſt. Er muß ja den Geiſt ſelbſt für Materiell halten, weil er beſorgt, daß er zerfladdern und verrauchen mögte. Soll ihn aber der ſubtile Leib davor ſchützen und bewahren, ſo ſteht noch eher zu beſorgen, daß er endlich werde zerfladdern und verrauchen. Denn weil alle Cörperliche Dinge der Bewegung, Veränderung, Abnutzung und Auflöſung unterworffen, ſo könte es endlich dahin kommen, daß die Leiber der Geiſter auch ihre Veränderung litten, und zugleich mit dem Geiſt ſelbſt zerfladderten, verrauchten und zu nichts würden. Zwar will D. Retzel, die Machine eines Geiſtes, oder ſein Leib, könne nicht verletzt werden, ſondern fahre nach der Zertheilung gleich einen Rauch bald wieder zuſammen. Aber auch dieſer Concept iſt grob und Cörperlich gnug, und wenn ein ſolcher Leib dem Rauch gleicht, wird er deſto eher verſtieben und verfliegen können, wie wir es an dem Rauch gewahr werden. Derſelbige iſt ja ſonder Zweiffel der Verletzung unterworffen, weil er, wie es viel Augenſcheinliche Proben geben, vom Feuer ſelbſt verzehret wird. Ob er gleich nach der Zertheilung

theilung wieder zuſammen fließt, ſo gerathen deſſen Theile doch niemahls wieder in den vorigen Stand, und er bleibt auch nicht ſtets alſo beyeinander, ſondern zerfladdert bald hie bald dort hin, biß er endlich gar nicht mehr geſehen werden kan. Ubrigens möchte man billig fragen, woher man wiſſen könne, daß es mit den Leibern der Geiſter eine ſolche Beſchaffenheit habe. Das will erwieſen ſeyn: Mit dem bloſſen Sagen iſt es nicht ausgemacht. Unſer Autor iſt 2. Dinge zu beweiſen ſchuldig, einmahl daß die Geiſter einen Leib haben, und hernach, daß dieſe Leiber von der Beſchaffenheit ſind, daß ſie nicht können zertheilet werden.

D. Andreas Rüdiger hält das Subjectum der Menſchlichen Seele, folglich auch anderer Geiſter, für Materiell. die Seele ſelbſt aber für immateriell, welche Meynung eben da hinaus zu lauffen ſcheinet, daß die Geiſter etwas materielles an ſich haben, womit ſie beſtändig vereinigt ſind. Dem Subjecto der Seele, weil ſie ein Geſchöpff iſt, legt er eine Extenſion oder Ausdehnung bey, und glaubt die Schöpffung und Extenſion einer Subſtantz ſey einerley. Daraus folget er weiter, die Subſtantz der Seele oder eines Geiſtes müſſe ausgedehnt ſeyn, weil ſie Geſchöpffe ſind, ob ſie gleich deshalb keine Cörper wären, ſintemahl das Weſen eines Geiſtes nicht in Extenſione ſondern Elaſticitate beſtehe. Endlich macht er den Schluß, das Subjectum der Seele ſey materiell, die Seele ſelbſt aber immateriell: Und ob gleich das Subjectum

der Seele materiell, ſey es doch nicht für ein zuſammen geſetztes Ding zu halten, ſondern bleibe Subſtantia ſimpliſſima. Die Seele ſelbſt in abſtracto genommen, ſey nicht eine geſchaffene Subſtantz, als welche nothwendig muß extenſa und materialis ſeyn, ſondern eine geſchaffene Krafft, die nothwendig inextenſa und immaterialis iſt. Mit einem Wort: Die Seele ſey eine immaterielle Krafft in einer Materie. (*) Dis alles deutlicher zu verſtehen, wie es dann in der That ziemlich confuſe Begriffe zu ſeyn ſcheinen, ſoll man mercken, wie er durch die erſte Materie verſtehe eine ausgedehnte Subſtantz, welche der Stoff ſo wohl zu den Cörpern, als Geiſtern ſey. Dann daß ein Geiſt auch eine Ausdehnung habe, ſey daher zu ſchlieſſen, weil ein Geiſt ſich nothwendig wo befinden, und den Raum, wo er iſt, ausfüllen müſſe, welches ohne Berührung des Raums nicht geſchehen könne. Und da der Raum ſelbſt ausgedehnt ſey, ſo müſſe dasjenige, ſo den Raum füllet, auch ausgedehnt ſeyn. (**) Nehmen wir weiter ſeine, an einem andern Ort (***) befindliche Beſchreibungen, des Subjecti und der Subſtantz zu Hülffe, ſo verſteht er durch das Subjectum ein Ding, ſo mit einem andern vereinigt iſt; und durch die Subſtantz verſteht er vornemlich das Subjectum inhæſionis, oder dasjenige Ding, daran oder darin

(*) In der Gegen-Meynung auf Wolffs Meynung von dem Weſen der Seele, und zwar in der Vorrede.

(**) v. Ejusd. Phyſic. Divin. l. 1. c. 2. §. 3. ſeqq.

(***) v. Ejusd. Ontologiam in Inſtitut. Erudit.

darinn ſich etwas befindet, oder womit es vereinigt iſt: daß alſo Subjectum und Subſtantz ihm bey nahe einerley iſt. Hieraus offenbahret ſich gantz deutlich, wie er die Geiſter für immaterielle und uncörperliche Kräffte halte, die ſich in einem zwar ausgedehnten, aber nicht zuſammen geſetzten Dinge befünden, auch in und durch daſſelbige würckten. Dis mögen wohl recht ſubtile Cörper heiſſen, womit die Geiſter verknüpffet ſind, indem ſie mit den Cörpern nichts als die Ausdehnung gemein haben. Es gründen ſich aber alle dieſe Gedancken auf einen falſchen Begriff von dem Raum, den man für eine einfache, und gleichwohl ausgedehnte Subſtantz hält. Man hat von je her geſtritten, ob der Raum, worinn ſich die Dinge in der Welt befinden, etwas oder nichts ſey: ob er etwas würckliches, oder ein bloß eingebildetes Weſen Menſchlicher Gedancken ſey. Mir fällt ſchwer zu begreiffen, wie man darauf verfallen können, der Raum ſey etwas, da wir doch keinen andern Begriff davon haben, noch haben können, als daß er nichts würckliches ſey. Man ſtelle ſich vor, wie es wohl ausgeſehen, ehe GOtt die Welt gemacht; oder was vorhanden ſeyn würde, wann er ſie wieder zernichtigen ſolte. Hierauf wird jedermann antworten, es ſey vorher nichts geweſen, und auf den andern Fall würde auch nichts bleiben. Nun iſt und bleibt ja der leere Raum in beyden Fällen, woraus zu ſchlieſſen, daß der Raum an und vor ſich nichts ſey. Wir wollen ſetzen, die Welt habe ihre ge-

wiſſe Grentzen. Was iſt alsdann auſſer der Welt zu finden? Man wird wieder antworten: Nichts; Und eben dieſes nichts iſt der leere Raum, wohin GOtt noch biß ins unendliche hinaus Creaturen hätte ſetzen können. Ich will lieber dieſem gemeinen und gantz einfältigen Begriff folgen, als durch allerhand weit her geſuchte Subtilitæten, und elende Vernunfft-Schlüſſe mich, dem klaren und deutlichen Begriff, ſo ich von der Sache habe, zuwieder, bereden laſſen, daß der Raum etwas würckliches ſey. Wäre er etwas würckliches, müſte er auch ein Weſen und Eigenſchafften haben. Was hat er aber für ein Weſen und Eigenſchafften? Wir wiſſen davon mit Beſtand der Warheit weiter nichts zu ſagen, als daß, wenn Cörper verhanden, wir ihn uns als ein Behältniß ſolcher Cörper vorſtellen, wenn aber keine Cörper verhanden, können wir ihn uns nicht anders als nichts vorſtellen. Alſo müſſen andere Dinge dazu kommen, nemlich die Cörper, wann wir ihn uns als etwas vorſtellen ſollen: Folglich muß er an und vor ſich nichts ſeyn, weil wir ohne andere Dinge keinen poſitiven Begriff davon haben können. Demnach hat er weder ein Weſen noch Eigenſchafften, iſt alſo nichts würckliches, ſondern andere Dinge machen es, daß wir ihm in unſern Gedancken eine gewiſſe Eigenſchafft, nemlich daß er den Cörpern in ſich einen Platz giebt, einräumen. Zwar will ich es nicht mit dem Carteſio halten, daß der Raum, und die Cörper, welche darinnen ſind, nicht in der That,

ſondern nur in der Art und Weiſe, wie wir uns dieſelbigen pflegen vorzuſtellen, voneinander unterſchieden ſeyn, und daß die Ausdehnung in die Länge, Breite und Tieffe, welche den Raum ausmacht, einerley ſey mit derjenigen Ausdehnung, die den darinn enthaltenen Cörper ausmacht. (*) Welche Meynung dahin gehet, der Raum, und der Cörper welcher ihn erfüllet, ſeyn voneinander nicht unterſchieden, ſondern ein und eben daſſelbige Ding. Welches gewiß nicht ſeyn kan. Denn der Cörper iſt ja etwas, der Raum aber nichts. Folglich iſt der Raum und Cörper nicht einerley Ding, ſondern der Cörper macht es, daß wir uns den Raum als ein Behältniß deſſelben vorſtellen. Ich ſtimme auch nicht dem Herrn Wolff bey, daß der Raum ſey die Ordnung der Dinge, die zugleich ſind. (**) Weil daraus folgen würde, daß eintzelne Cörper, wann ſie keine andere um und neben ſich hätten, nicht in einem Raum wären, weil ſie alsdann ſich mit andern nicht in einer gewiſſen Ordnung befünden: Und das gantze Welt-Gebäude, wann es Schrancken und Grentzen hätte, würde auch keinen Raum einnehmen, weil keine andere Dinge zugleich da, mit denen es könte in einer Ordnung ſtehen. Unterdeſſen gebe ich doch gerne zu, daß kein Raum ſeyn könne, wenn nicht Dinge verhanden, die ihn erfüllen; denn das kommt mit meiner Meynung voll-

(*) v. Carteſii Principia Philoſ. part. 2. §. 10. ſeqq.

(**) Beſ. deſſen vernünfftige Gedancken von GOtt, der Welt ꝛc. §. 46.

kommen überein, daß der Raum an und vor ſich nichts iſt. Wenn Cörper verhanden, ſo ſtellen wir uns den Raum als ein Behältniß derſelben vor: Sind aber keine verhanden, ſo bleibt nichts übrig. Hieraus ſiehet man, daß ich von den gemeinen Einbildungen weit entfernet, als wenn der Raum ein Behältniß der Cörper wäre, welches dennoch beſtünde, wenn auch die Cörper nicht mehr da wären. Man redet von einem leeren und erfüllten Raum. Der erſtere iſt eine Negative Idee oder Begriff, und deutet ſo viel an, daß kein Cörper vorhanden, welcher einen andern Cörper hindern könte, dieſen Raum einzunehmen. Der erfüllte Raum iſt eine poſitive Ideè, und zeiget an, daß Cörper verhanden, welche andere Cörper hindern, daß ſie nicht zu gleicher Zeit in dieſem Raum ſeyn können.

D. Rüdiger hegt von dem Raum gantz andere Gedancken. Er hält den Raum für eine beſondere Subſtantz, worinn ſich die erſchaffene Subſtantzen befinden, und glaubt gar, mit Henrico Moro, daß der allgemeine Raum GOtt ſelbſt ſey, indem er ſich ausdrücklich erkläret, (*) man könne GOtt einen Raum nennen. Welches aber mit ſeinen eigenen Lehr-Sätzen nicht beſtehen mag. Er legt, wie wir oben vernommen, dem Raum eine Ausdehnung bey. Weiter iſt ihm ausgedehnt und erſchaffen ſeyn, einerley. Wäre nun GOtt der Raum, ſo müſte folgen, daß

(*) In appendice de Monitis Cenſorum, quæ Phyſ. Divin. annexa eſt.

daß er nicht allein ausgedehnt, ſondern auch erſchaffen ſey. Welche üble Folge er aber niemahls zugegeben hat. Ich will nichts gedencken von andern höchſt gefährlichen Irrthümern, welche daraus folgen, wenn man GOtt für den allgemeinen Welt-Raum hält; Sondern nur erinnern, daß der allgemeine Raum, den allerdeutlichſten Begriffen, welche alle Menſchen davon haben, zu folge, nichts iſt; und der beſondere Raum iſt ein ens imaginarium und pure relativum, welches wir in unſern Gedancken formiren, indem wir uns Dinge, die zu gleicher Zeit da ſind, in einer gewiſſen Ordnung vorſtellen. Denn ob zwar die Dinge ſelbſt ſich in ſolcher Ordnung befinden, wie wir ſie uns vorſtellen, ſo macht ſolches doch nicht den Raum aus, ſondern wir machen ihn erſt in unſern Gedancken, indem wir die Dinge gegeneinander halten, und alſo ihre Ordnung, die ſie untereinander haben, wahrnehmen. Hieraus iſt gnugſam abzunehmen, daß der Raum keine Subſtantz ſey, womit zugleich D. Rüdigers Meynung von den Geiſtern hinweg fällt. Dann 1) Iſt der Raum keine Subſtantz, ſo kan man ihm auch keine würckliche Ausdehnung beylegen; Sondern ſeine Ausdehnung iſt ein Spiel-Werck Menſchlicher Gedancken, und es heißt ſo viel als nichts, wenn Rüdiger ſchreibt: **Weil ein Geiſt ſich nothwendig wo befinden, und den Raum, wo er iſt, ausfüllen muß, der Raum ſelbſt aber ausgedehnt iſt, ſo muß dasjenige, ſo den Raum erfüllet, auch ausgedehnt ſeyn.**

2) Kan ich nicht begreiffen, wie ein Ding ſoll ausgedehnt und doch nicht zuſammen geſetzt ſeyn. Denn wo eine Ausdehnung ſtatt findet, da müſſen auch Theile ſeyn. Man bildet ſich den Raum ein als ein Ding, ſo aus lauter gleichförmigen Theilen beſtehet, alſo daß ein Punct des Raums von einem andern nicht unterſchieden ſey. Und vielleicht ſoll er deswegen nicht zuſammen geſetzt ſeyn, oder keine Theile haben. Allein ſolches hindert daran nichts. Die Mathematiſche Linie ſtellet man ſich auch ſo vor, daß ſie aus lauter gleichförmigen Puncten beſtehet, unterdeſſen ſtellet man ſie ſich doch als ein zuſammen geſetztes Ding vor, welches nicht nur viele, ſondern unendliche Theile hat. Wie denn denen Mathematicis bekannt, daß eine Linie unendlich kan getheilet werden. (*) Es iſt aber die Mathematiſche Linie bloß ein eingebildetes Ding, ens imaginarium, und ein ſolches Ding iſt der Raum auch. Uberdem hat ſchon längſt Leibnitz unwiederſprechlich dargethan, daß der Raum, deſſen Theile wir uns nicht anders als gantz gleichförmig vorſtellen können, nichts würckliches ſey. (**) Wolte man ihm aber ungleichförmige Theile beylegen, ſo iſt ſeine Zuſammenſetzung offenbar, und man wiederſpricht ſich ſelbſt, wenn man von einem ausgedehnten doch nicht zuſammen geſetzten Dinge redet. Daraus mag man

(*) v. S. Graveſande Phyſices Elementa Mathemat. Tom. I. lib. 1. cap. 4. §. 22.

(**) Beſ. den Brieff-Wechſel zwiſchen Leibnitzen und Clarcken, und zwar Leibnitzens dritte Schrifft §. 5.

man urtheilen, ob ein Geiſt eine uncörperliche Krafft in einem materiellen oder ausgedehnten, aber nicht zuſammen geſetzten Dinge ſeyn könne. D. Rüdiger muß entweder ſo wohl die Geiſter ſelbſt, als auch ihr Subjectum für immateriell halten, und ſo iſt er mit mir eins, wiewohl ich nicht abſehen kan; warum er zwiſchen den Geiſtern ſelbſt und ihrem Subjecto, einen Unterſcheid machet: oder denſelben einen ſubtilen Cörper beylegen, der aber wie andere Cörper würcklich zuſammen geſetzt iſt, und aus Theilen beſtehet.

Nun laſſet uns ſehen, ob nicht etwa die Geiſter einen dergleichen ſubtilen Leib haben. Die Cörper laſſen ſich füglich eintheilen in Organiſche, und nicht Organiſche. Die Organiſchen mag man auch wohl Machinen nennen. Es iſt aber eine Machine ein künſtliches Werckzeug, welches aus mancherley verſchiedenen Theilen beſtehet, die dergeſtalt zuſammen geſetzt ſind, daß dadurch gewiſſe Bewegungen und Verrichtungen können bewerckſtelliget werden. Eine Uhr iſt eine Machine, weil ſie aus mancherley Theilen alſo zuſammen geſetzt iſt, daß ſie die Stunden des Tages anzeigt. Der Menſchliche Cörper iſt eine Machine, die aus vielen unterſchiedenen, theils feſten, theils flüßigen Theilen beſtehet, und deswegen zu mancherley Verrichtungen beqvem und aufgelegt iſt. Die verſchiedene Theile, und die Art der Zuſammenſetzung, machen das Weſen einer Machine aus, und dadurch wird ſie von dem nicht Organiſchen Cör-

per unterſchieden, als deſſen Theile man für gleichförmig und nicht verſchieden anſiehet, und es auch gleich viel gilt, wie ſeine Theile zuſammen geſetzt ſind. Die Metallen ſind nicht Organiſche Cörper, weil ſie dem Schein nach gantz gleichförmige Theile haben, und es gleich viel gilt, in was für einer Lage ſich deſſen Theile befinden. Gold bleibt Gold, ob gleich deſſen Theile durch ſchmeltzen in eine andere Ordnung und Lage gerathen. Der Rauch iſt auch ein ſolcher nicht Organiſcher Cörper, ingleichen Lufft und Waſſer, ſintemahl man dieſen Dingen gleichförmige Theile beylegt, die durch Veränderung ihrer Lage das Weſen derſelben im geringſten nicht ändern. Solten nun die Geiſter einen ſubtilen Leib haben, ſo müſte er entweder Organiſch, oder nicht Organiſch ſeyn. Iſt er Organiſch, ſo muß er nicht aus einerley, ſondern verſchiedenen Theilen zuſammen geſetzt ſeyn: Nicht aus bloſſen flüßigen, als da ſind Lufft, Dampff oder Waſſer, dann dieſe flüßige Theile brauchen feſte Gefäſſe, worinn ſie können erhalten werden, und wodurch ſie ihre Verrichtungen bewerckſtelligen müſſen. Alſo ſind zu einer Machine, oder Organiſchen Cörper, den ein Geiſt beleben ſoll, ſo wohl feſte als flüßige Theile nöthig. Werden aber dazu auch feſte Theile erfordert, ſo iſt es unmöglich, daß ein Geiſt, der von jedermann für unſichtbar gehalten wird, ſolte einen Organiſchen Cörper haben, weil ein ſolcher wegen ſeiner feſten Theile, die dazu erfordert werden, nothwendig müſten ſichtbar ſeyn.

Wer

Wer hat aber jemahls einen Geiſt in ſeinem eigenen Leibe geſehen? Man glaubt ja vielmehr daß wenn ſie ſich ſehen laſſen, es in einem frey-willig angenommenen Leibe geſchehe. Die Seelen der Menſchen ſind auch Geiſter. Wenn ſie nun im Tode von ihrem groben und ſichtbahren Leibe ſcheiden, wer hat ſie jemahls mit ihrem beſondern und ſubtilen Leib ſehen durch die Fenſter wandern, welche viel Abergläubiſche Leute beym Abſterben der ihrigen öffnen, damit ſie frey durchziehen könne? Ich ſage noch mehr; Wenn die Geiſter einen Organiſchen Cörper hätten, ſo würden die Theile dieſer Machine durch vielfältige Bewegung und Gebrauch abgenutzt werden, und derſelbe nicht lange dauren können, ſo die Geiſter ſolchen Abgang durch Eſſen und Trincken nicht wieder erſetzten, wie wir ſehen, daß der Menſchliche Cörper ohne Speiſe und Tranck nicht lange kan erhalten werden. Und ſo müſten denn die Geiſter entweder eſſen und trincken, oder ſchon längſt alle von ihren Organiſchen Leibern abgeſchieden ſeyn. D. Retzel (*) legt den Leibern der Geiſter die Figur eines Menſchlichen Cörpers bey, der aber nicht gewiſſe Paſſagen und Gefäſſe brauche, wodurch er belebt werden müſſe, ſondern meynt, er würde von ſeinem inwohnenden Leben durch und durch bewohnt, und ſo gar begeiſtert, daß er unſichtbar ſey. Unterdeſſen ſollen ſie doch ſolche Organa von einer höchſt ſubtiliſirten Weſenheit beſitzen, darinn ſie ſehen, hören, ſchmecken, riechen,

(*) Loco ſupra Citat. pag. 330. 331. 332.

chen, fühlen und auch reden können. Mir iſt unbegreifflich, wie ein Leib ohne dazu aptirte Paſſagen, Gefäſſe oder Werckzeuge, ſolte ſehen, hören, ꝛc. oder gar reden können. Die Sache braucht eine nähere Erklärung, oder es bleibt ein bloſſes Gewäſche, wovon man nichts verſtehen kan. Wann er von einer höchſt ſubtiliſirten Weſenheit redet, ſo mag er vielleicht dabey die Verklärung der Menſchlichen Leiber nach der Auferſtehung im Sinn gehabt haben, welche ſich aber nicht hieher ſchickt. Denn dieſelbige wird ein beſonderes Gnaden-Geſchencke GOttes ſeyn, und wir wiſſen ja nicht, ob ſie GOtt denen Geiſtern, wann ſie Leiber beſitzen, ſchon von Anfang her mitgetheilet habe. Uberdem werden die verklährten Leiber der Auserwehlten nicht unſichtbar ſeyn, wie gleichwohl der Autor von den Leibern der Geiſter geſtehet, ſondern wie die Sterne und der Sonnen-Glantz leuchten. Es bleibt demnach eine ausgemachte Sache, daß die Geiſter mit keinem Organiſchen Cörper, wie ſubtil er auch immer ſeyn mag, verknüpffet ſind. Aber vielleicht ſind ihre Leiber nicht Organiſch. So weiß ich denn nicht, was ihnen dergleichen Leiber nützen ſolten. Sie würden damit nicht viel und groſſe Dinge ausrichten, ſondern dieſelbige ihnen nur zur Laſt gereichen. Man ſtelle ſich vor, als wenn der Menſch einen ſolchen nicht Organiſchen Cörper hätte. Wie viel Verrichtungen würde die Seele durch einen dergleichen Cörper bewerckſtelligen können? Gewiß ſehr wenige, und lange nicht den tauſenden Theil ſo

viel,

viel, als ſie durch ihren Organiſchen Cörper ins Werck richtet. Wäre es GOttes Wille geweſen, allen Geiſtern einen Leib zu zugeben, ſo würde er nach ſeiner vollkommenen Weißheit und Güte ihnen vielmehr einen Organiſchen als nicht Organiſchen zugeſellet haben, weil jener weit vollkommener als dieſer iſt. Einen Organiſchen haben ſie nicht, welches bereits erwieſen iſt, und der nicht Organiſche, nutzet ihnen wenig oder nichts; alſo mache ich den ſichern Schluß, daß ſie gar keinen Cörper haben. Da man ſich auch die Leiber der Geiſter als eine flüßige Materie vorſtellet, ſo iſt bekannt, wie alle flüßige Materie feſte Gefäſſe erfordern, darinn ſie zuſammen gehalten werden, wo ſie nicht verfliegen und auseinander fahren ſoll. Dieſe feſte Gefäſſe müſten nothwendig empfindlich und ſichtbar ſeyn, und folglich die Geiſter einen ſichtbaren Leib haben, welches ſich doch niemand zu ſagen getrauet. Darum iſt das Vorgeben von den Leibern der Geiſter eine leere Einbildung.

Noch iſt die Frage übrig, **wo ſich die Geiſter befinden und aufhalten?** Wann wir nach dem wo der Cörper fragen, ſo iſt die Antwort, ſie ſeyn an dieſem oder jenem Ort. d. i. Sie befinden ſich mit andern Cörpern in dieſer oder jener Ordnung, und ſeyn auf dieſe oder jene Weiſe mit ihnen zugleich da. Denn der Ort iſt eigentlich die Art und Weiſe, wie ein Cörper neben andern zugleich da iſt. Die Cörper erfüllen auch einen Raum, weil ſie aus Theilen beſtehen, und ein jedes Theilgen deſſelben nimmt

ſeinen

ſeinen beſondern Raum ein, verhindert auch dadurch, daß ein anderes zu gleicher Zeit eben dieſen Raum nicht einnehmen kan. Wenn alſo ein Cörper einen Raum erfüllet, ſo verhindert er damit andere Cörper, daß ſie zu gleicher Zeit in dem Raum, wo er ſich befindet, nicht ſeyn können. Von einem Geiſt kan man nicht ſagen, daß er einen Raum erfülle, ſonſt müſte er aus Theilen beſtehen, weil alles, was einen Raum füllen ſoll, Theile haben muß. Es wird zwar von GOtt, dem allervollkommenſten Geiſt Jerem. 23. 24. Geſagt, daß er Himmel und Erde fülle. Allein dieſes iſt eine Figürliche Redens-Art, wodurch angedeutet wird, daß GOtt allenthalben würcke, und allen Dingen immerdar und zu gleicher Zeit gegenwärtig ſey. Daher ſolten die Schul-Lehrer behutſamer gegangen ſeyn, und GOtt nicht ein Ubi repletivum beygelegt haben, weil ſolches zu einem Miß-Verſtändniß Gelegenheit geben kan. Ein ander Geiſt, auſſer GOtt kan nicht allen Dingen zugleich gegenwärtig ſeyn, wie der *Autor* der Unterredungen vom Reich der Geiſter zu behaupten ſcheinet, wann er ſchreibt: (*) **Ein Geiſt kan überall ſeyn, ein Cörper aber bleibt ein Cörper, und kan nicht mehr als einen Ort zugleich anfüllen.** Er kan nicht einmahl an 2. Orten zuſammen ſeyn, wie einige Carteſianer behaupten wollen, ſo wenig als er an zwey oder mehr Dinge zu gleicher Zeit dencken kan, welches gewiß geſchehen müſte, wann er an 2. oder mehr Orten

(*) Tom. 2. pag. 133.

Orten zugleich ſeyn könte. Ein Geiſt iſt in einem gewiſſen Raum der Welt. Wäre er nicht in ſolchem Raum, ſo wäre er auch nicht in der Welt, folglich nichts. Doch iſt er nicht alſo in dieſem Raum, daß er denſelben erfüllen ſolte. d. i. Daß er durch ſein da ſeyn einen Cörper oder andern Geiſt verhindern ſolte, daß ſie zu gleicher Zeit in eben dieſem Raum nicht ſolten ſeyn können. Dieſes erkannten bereits die Schul-Weiſen, wenn ſie lehrten, es könten auf einer ſubtilen Nadel-Spitze 100000. Engel oder Geiſter und mehr, zugleich ſeyn: Wiewohl ſie darüber von vielen, die zum theil die Sache nicht einmahl mögen verſtanden haben, hefftig ſind verſpottet und ausgelacht worden. So ſind dann die Geiſter in einem gewiſſen Raum; Es frägt ſich aber, ob ſie auch an einem Ort ſeyn können? Der Ort, wie wir oben gehört, iſt die Art und Weiſe, wie ein Cörper neben andern zugleich da iſt. Wann ich demnach den Ort eines Cörpers determiniren will, muß ich auf andere Cörper ſehen, die neben ihm zugleich da ſind; ſo giebt mir die Art und Weiſe, wie er mit ihnen zugleich da iſt, ein Merck-Mahl und Kenn-Zeichen an die Hand, woraus ich ſeinen eigentlichen Ort erkennen und beſtimmen kan. Ein Geiſt kan einem Cörper gegenwärtig ſeyn, weil er ſich in einem gewiſſen Raum der Welt befinden muß. Kan ich aber von einem Geiſt ſagen, er ſey dieſem oder jenem Cörper gegenwärtig, gleichwie wir von der Seele ſagen, daß ſie ihrem Cörper gegenwärtig ſey, ſo habe ich ein Merck-Mahl, woraus ich den Ort,

wo ſich ein Geiſt befindet, erkennen mag. Die Ordnung, welche ein Cörper, dem ein Geiſt gegenwärtig iſt, mit andern Cörpern, die zugleich da ſind, hat, macht es, daß ich ſagen kan, der Geiſt ſey an dieſem oder jenem Ort. d. i. Er befinde ſich in Anſehung des Cörpers, dem er gegenwärtig iſt, in dieſer oder jener Ordnung, oder der Cörper, dem er gegenwärtig iſt, ſey auf dieſe oder jene Weiſe neben andern Cörpern zugleich da. Der Ort kommt eigentlich nur den Cörpern zu, und wann keine Cörper vorhanden wären, würde die Frage von dem Ort, oder wo der Geiſter, unnütz und unnöthig ſeyn. Da aber Cörper vorhanden ſind, nimmt man von ihnen Gelegenheit, den Geiſtern den Ort beyzulegen, welchen die Cörper haben, denen ſie gegenwärtig ſind. Die Art und Weiſe, wie ein Cörper einem Geiſt gegenwärtig iſt, bleibt uns unbekannt. Das iſt ohngefehr alles, was man wahrſcheinlich von dem Ort, oder wo der Geiſter, ſagen kan. Prof. Fiſcher, welcher ſonſt von dem Ort der Geiſter feine Anmerckungen hat, ſucht dieſen Ort in den Gedancken, wann er ſchreibt: Die Seele, wenn ſie von dem Leib abgeſchieden iſt, behält ihren Ort in denen Gedancken. Sie bleibt in einem Ort, ſo lange ſie denckt. Wenn ſie an ein und eben dieſelbige Dinge gedenckt, ſo iſt ſie an einem und eben denſelbigen Ort, wie ſie gedenckt, ſo iſt ſie auch in dem Ort, oder wie ihre Gedancken ſind, ſo iſt auch ihr Ort. (*) Welches ich ſo verſtehe,

(*) In Quæſt. Philoſoph. An Spiritus ſint in loco §. 54.

ſtehe, daß dasjenige, woran ein Geiſt gedenckt, ſein Ort ſey. Dawieder werden andere nicht ohne Grund einwenden, wie daraus folgen würde, daß die Seele, als ein Geiſt, ihrem Cörper nicht allemahl gegenwärtig ſey, (denn daß ſie in dem Cörper, als in ihrem Ort ſey, begehre ich nicht zu behaupten,) nemlich zu der Zeit, wenn ſie an fremde und weit entfernte Dinge gedenckt. Es müſte auch folgen, meine Seele ſey z. E. bey dem Pabſt, zu der Zeit, wenn ich an ihn gedencke: Womit es aber auf ein bloſſes Wort-Spiel hinaus zu lauffen ſcheinet.

Wir laſſen endlich die Subtilitæten in der Geiſter-Materie fahren, und wollen zur Ergötzlichkeit des Leſers, die ungeheure Geiſter-Armeen, welche von müßigen Köpffen aufgebracht worden, die Muſterung paſiren laſſen. So kommen uns dann zuerſt die Geiſter vor, welche Ariſtoteles, der doch ſonſt in ſeinen Schrifften nicht viel von Geiſtern weiß, den Himmliſchen Cryſtallinen Creyſen vorgeſetzet hat, daß ſie dieſelbige umtreiben und bewegen müſſen. Wovon ich aber weiter nichts gedencken will, weil dieſe Intelligentien, wie ſie ihr Erfinder nennet, in dem Abſatz von der Aſtrologie, bereits ihre Abfertigung bekommen haben. Ich habe daſelbſt auch angeführet, wie die Heyden ehedem die Planeten und Fix-Sterne für beſeelte Cörper hielten, die von gewiſſen Geiſtern belebet und regieret würden. Dieſes hat nachhero Gelegenheit gegeben, daß man inſonderheit den Geiſtern der Planeten gewiſſe Nahmen gegeben, und ih-

nen die Regierung der Welt beygelegt hat. Der Geiſt Saturni ſoll Oriphiel heiſſen, und zuerſt das Regiment der Welt geführet haben. Darauf hat der Geiſt Veneris, Nahmens Anael die Regierung empfangen. Weiter der Engel Jovis. Zachariel genannt. Der vierdte Regent iſt geweſen Raphael, der Geiſt Mercurii. Ihm folgte Samael der Geiſt Martis. Darauf kam Gabriel, der Geiſt des Monds zum Regiment; und endlich Michael der Geiſt der Sonnen. Nachdem aber auch dieſer letztere ſein Regiment niederlegen müſſen, ſo hat es Oriphiel wieder bekommen, und darauf die andern in voriger Ordnung. Ein jeder von dieſen Geiſtern ſoll nicht länger als 354. Jahr und 4. Monath regieren. Gegenwärtig ſitzt Gabriel, der Geiſt des Monds zum drittenmahl am Regiments-Ruder, und zwar ſeit Anno 1525. biß 1879. (*) Andere wollen, das Regiment eines jeglichen Geiſtes daure 490. Jahr, und ſeit Anno 1410. regiere Hagith, der Geiſt Veneris, biß 1900. (**) In den Nahmen dieſer Geiſter iſt man auch nicht überall eins. Cornelius Agrippa, nennet den Geiſt Saturni Zapkiel, Jovis Zadkiel,

(*) Beſ. Johannis Tritthemii Tractat, ſo er an Kayſer Carl den Vten geſtellet, von dieſen 7. Geiſtern, in Amphith. Mag. Univerſ. lib. 4. p. 215.

(**) Die Claviculæ Salomonis; von welchem närriſchen und theils gottloſen Buche ich angemerckt, daß es beynahe von Wort zu Wort aus dem Arbatel de Magia Veterum ausgeſchrieben ſey, nur iſt die Ordnung der Materien darin ein wenig geändert und alles kürtzer gefaſſet worden.

kiel, Martis Camael. der Sonne Raphael, des Mercurii Michael. (*) Arbatel (welches ſonder Zweiffel ein erdichteter Nahme iſt,) nennet (**) dieſe 7. Geiſter mit gantz andern Nahmen. Der Saturnus heiſt daſelbſt Aratron, *Jupiter* Bethor. *Mars* Phaleg. Die Sonne Och. *Venus* Hagith. *Mercurius* Ophiel, und der Mond Phul. Gregorius Michaelis (***) gedencket noch anderer Nahmen, welche von einigen dieſen 7. Geiſtern beygelegt werden. Saturnus ſoll heiſſen Sabathiel, *Jupiter* Zedechiel, *Mars* Adamiel, die Sonne Semeliel, *Venus* Nogael, *Mercurius* Cocabiel, und der Mond Levaniel. Dis ſollen die 7. Geiſter ſeyn, welche ſtets um den Thron GOttes ſtehen, und alles im Himmel und auf Erden regieren. Man ſetzt weiter auch denen 12. Himmliſchen Häuſern und Zeichen, den 4. Haupt-Gegenden, Winden und Elementen gewiſſe Geiſter vor, deren wunderliche Nahmen ich hier nicht wiederholen mag. (****)

Soll ich aber von dieſen Geiſtern meine Meynung ſagen, ſo muß ich zuförderſt billig fragen, woher man wiſſe, daß den Planeten, Himmliſchen Zeichen ꝛc. gewiſſe Geiſter vorgeſetzt ſind,

(*) In Philoſ. occult. l. 2. c. 58. & lib. 3. c. 24.

(**) In Tractat. de Magia Veterum, welcher ſich Tom. I. Opp. Henrici Cornelii Agrippæ befindet, wie ſie Lugduni apud Beringos fratres, ſine anno impreſſionis, in Octavo heraus kommen ſind. Man hat auch eine teutſche Verſion dieſes Tractats, welche ich im Msst. beſitze.

(***) In Notis ad Gaffarelli Curioſit. inaudit. p. 363.

(****) Man findet ſie beym Agrippa L. C.

und woher man ihre Nahmen ſo genau wiſſen könne? Man wird antworten, aus einer Uhr-alten Tradition. Das gebe ich in gewiſſer Maſſe zu, wiewohl damit die Sache noch lange nicht ausgemacht iſt. Ich frage weiter, woher dann dieſe Tradition zuerſt kommen? Es muß entweder GOtt ſelbſt, oder einer von dieſen Geiſtern es den Menſchen entdeckt haben. Daß aber ſolches geſchehen ſey, iſt man zu beweiſen ſchuldig, dann das bloſſe ſagen beweiſet nichts. Uberdem iſt es mit der Tradition eine höchſt ungewiſſe Sache, worauf man nicht ſicher bauen kan, weil ſie gemeiniglich entweder erdichtet, verfälſcht oder mit Zuſätzen vermehret wird. Und ſo iſt es mit der Tradition von dieſen Geiſtern auch hergegangen. Die Urheber der Eclectiſchen, oder ſo genannten Pythagoriſch-Platoniſchen Philoſophie, welche ohngefehr im dritten Jahrhundert nach CHriſti Geburth ausgeheckt worden, hatten viel mit den Geiſtern zu ſchaffen, und damit ſie ihrer Lehre davon ein Anſehen geben möchten, ſo berieffen ſie ſich auf die Alten, und wandten eine Tradition für, die ſie doch nicht beweiſen konten. Ihre erdichtete Geiſter-Philoſophie aber hatte keine andere Abſicht, als daß ſie damit dem Heydenthum, und der Verehrung ſo mancherley Gottheiten, ein Färbchen anſtreichen möchten. Zu ſolchem Ende lehreten ſie, es gebe eine unzehliche Menge allerhand Geiſter, durch welche die Dinge in der Welt regiert würden, denen man eben deswegen Göttlichen Dienſt und Verehrung ſchuldig ſey, damit ſie

das

das Böſe ab- und einem viel Gutes zuwenden möchten. Dieſe gottloſe Lehre war dem Chriſtenthum Schnurſtracks zuwieder, und erhielt das Heydenthum noch eine Zeitlang auf recht. Einige Chriſtliche Lehrer, welche dieſe Philoſophie von Heydniſchen Lehr-Meiſtern gelernet, ſahen die Gefährlichkeit ſolcher Lehre nicht gnugſam ein, lieſſen ſich deswegen dieſelbige, wiewohl mit einiger Veränderung auch gefallen; Und ſolcher geſtalt iſt ſie immer weiter ausgebreitet worden. Biß endlich die Jüdiſche Cabbaliſten dazu kommen, und dieſen erdichteten Geiſtern Hebräiſche Nahmen gegeben haben. Dadurch haben ſich viele Chriſten unbedachtſamer Weiſe verführen laſſen, daß ſie aus den Hebräiſchen Nahmen der Geiſter geſchloſſen, die Tradition davon müſſe ſehr alt ſeyn; Gleich als wenn man in den neuern Zeiten nicht auch dergleichen Nahmen erdichten könte. Herr Jacob Brucker mercket (*) ſehr wohl an, daß die Pythagoriſch-Platoniſche Philoſophie durch die aus dem Orient geflüchtete Griechen zuerſt nach Italien gebracht worden, nachdem ſie bey ihnen ſchon etliche 100. Jahr her regieret hatte. Dabey hätten ſich dieſe Griechen einer Orientaliſchen, von den Chaldäern, Perſern und alten Egyptern empfangenen Philoſophie gerühmet; welches bey den Occidentaliſchen Chriſten ſo vielen Eindruck gefunden, daß ſie mit beyden Händen nach dieſer Philoſophie gegriffen, und geglaubt, ſie kom-

(*) In den Fragen aus der Philoſophiſchen Hiſtorie Tom. 6. pag. 549. conf. Tom. 3. pag. 1016. ſeqq.

me von den alten Hebräern ſelbſt her. Das iſt die wahre Beſchaffenheit der ſo hochgerühmten Geiſter-Tradition. Was davon zu halten ſey, wird ein Verſtändiger ohne mein Erinnern erachten können. Wann man auch in Betrachtung ziehet, daß, ſo GOtt das Regiement über Himmel und Erde gewiſſen Geiſtern anvertrauete, er entweder ein Ariſtoteliſcher GOtt ſeyn müſte, der ohne Werckzeug und Mittel nichts ausrichten kan, oder ein Epicuriſcher GOtt, der ſich um die Regierung dieſer Welt wenig oder nichts bekümmert, damit er in ſeinem ſtillen Vergnügen nicht geſtöhret werde; So iſt daraus ohnſchwer zu ermeſſen, wie ſolches nicht allein mit der H. Schrifft, ſondern auch geſunden Vernunfft ſtreite. Wir mögen GOtt nicht etwa mit einigen Morgenländiſchen Potentaten vergleichen, die ſich wenig um das Regiement bekümmern, ſondern daſſelbige durch ihre oberſte Staats-Miniſters beſtellen laſſen, damit ſie in ihren Palläſten aller erwünſchten Ruhe und Vergnügens genieſſen mögen; Sondern wir vergleichen ihn vielmehr mit einigen Europæiſchen Potentaten, die alle Regierungs-Geſchäffte, ſo viel ihnen als Menſchen möglich iſt, durch eigene Hand gehen laſſen. Da überdem GOtt alle Dinge vollkommen weiß, auch gnugſames und überflüßiges Vermögen beſitzet, ſie zu ordnen und zu regieren, ſo iſt es ungereimt, ihm gewiſſe Bediente zu zu ordnen, die an ſeiner ſtatt der Welt vorſtehen müſten. Er bedient ſich zwar in gewiſſen Fällen des Dienſts der Engel, aber auf

keine

keine andere Weiſe, als wie er ſich dieſes oder jenes natürlichen Mittels bedienet, um ſeine Abſicht dadurch auszuführen, wiewohl er es auch unmittelbar ſelbſt thun könte. Die Engel haben alſo mit dem Regiment der Welt eigentlich nichts zu ſchaffen, ſondern müſſen nur die Göttliche Rath-Schlüſſe und Befehle ausführen, wann es ihm beliebt, ihnen ſolches aufzutragen. Daß man die 7. Geiſter, deren Apocal. 1. 4. gedacht wird, hieher ziehet, iſt ein Irrthum, ſintemahl die geſchickteſten Ausleger H. Schrifft dadurch den Heiligen Geiſt verſtehen, der in ſeinen Gaben mannigfaltig iſt, welche Mannigfaltigkeit durch die 7te Zahl angedeutet wird. Dieſe Erklärung iſt auch dem Text gemäß. Denn da Johannes den 7. Gemeinen Gnade und Friede von GOtt und den 7. Geiſtern wünſchet, ſo mag man durch die Geiſter nicht Engel verſtehen, als welche ihnen ſolches vor ſich nicht gewehren konten. Zudem wünſchet ihnen dieſes Johannes erſtlich von GOtt dem Vater, hernach von den 7. Geiſtern, und endlich von CHriſto JEſu; woraus gantz deutlich erhellet, daß durch die 7. Geiſter die dritte Perſon in der GOttheit, nemlich der H. Geiſt müſſe verſtanden werden. Was diejenigen Geiſter anlangt, welche den Himmliſchen Zeichen und Häuſern, den Haupt-Gegenden, Winden und Elementen ſollen vorgeſetzt ſeyn, ſo darff man nur bedencken, daß dieſe und dergleichen Eintheilungen willkührlich angenommen ſind, und auch anders hätten können gemacht werden. Daher iſt es unge-

reimt zu ſagen, GOtt habe dieſen Dingen, wie ſie die Menſchen nach ihrer Phantaſie, und zwar nicht einmahl alle auf einerley Art, eingetheilet, gewiſſ Geiſter vorgeſetzet, gleich als wenn er ſich hierinn nach der Menſchlichen Phantaſie hätte richten müſſen.

Jch muß hier nochmahls der Pythagoriſch-Platoniſchen Philoſophie gedencken, die man mit Recht eine Geiſter-Philoſophie nennen mag, weil ſie die Welt mit einer unzehlichen Menge Geiſter erfüllet hat. Die Anhänger derſelben ſetzten zwiſchen GOtt, als dem höchſten und oberſten Geiſt, und der Menſchlichen Seele, eine gantze Kette Geiſter, welche als Diener GOttes deſſen Willen den Menſchen kund machten, und ihnen gleichſam an ſtatt einer Leiter dieneten, durch ihr Gebet, Opffer und Verſöhnungen zu dem höchſten GOtt zu gelangen; Daher man dieſe Geiſter auch mit Opffern, Gebet und andern Ceremonien verſöhnen, und ſich zu Freunde machen müſte. (*) Sie lehreten ferner, es hätten ſolche Geiſter aus dem Licht ihren Urſprung genommen, und wären in ihrer Natur und Weſen gut. Hiernächſt erdichteten ſie auch eine ungeheure Menge böſer Geiſter, die aus der Finſterniß entſproſſen, und in den Elementen, als Feuer, Lufft, Waſſer, Erde, ihren Auffenthalt hätten. Wiewohl andere nicht für gewiß beſtimmen wollen, ob ſie gut oder böſe ſind. Baſilius Valentinus ſchreibt (**) von ihnen: Jch laſſe

(*) Beſ. Jamblichum de Myſter. Ægypt. lib I. Sect. 5.
(**) Jm Triumph-Wagen des Antimonii p. mihi 310.

laſſe ſie bleiben biß zur Zeit ihres Urtheils, weiß nicht, ob ſie böſe oder gut ſind. Gemeiniglich werden ſie in 6. Claſſen eingetheilet. 1) In der erſten Claſſe befinden ſich die Feuer-Geiſter, welche ihre Wohnung in der oberſten Lufft-Gegend haben ſollen, und wie einige dafür halten, niemahls auf den Erdboden herniederkommen. Andere ſchreiben ihnen die Verrichtung zu, daß ſie Blitz und Donner erregen, ja ſie halten auch die Irrwiſche für dergleichen feurige Geiſter. (*) 2) Die Lufft-Geiſter, welche Theophraſtus Paracelſus Polter-Geiſter, Sylvanen und Wind-Leute nennt, ſollen ihren Sitz in der Lufft haben, auch Donner und Ungewitter erregen, den Menſchen öffters erſcheinen, und Schaden thun. 3) Die Erd-Geiſter, die auf dem Erdboden herum ſchweben, und wiederum in Wald-Geiſter, Feld-Geiſter, Berg-Geiſter, Hauß-Geiſter u. ſ. w. eingetheilt werden. 4) Die Unterirrdiſche Geiſter, welche in Hölen und Bergen, inſonderheit aber in den Berg-Wercken wohnen, die in der Erde verborgene Schätze bewahren, auch Erdbeben und Winde erregen. 5) Die Waſſer-Geiſter wohnen an Wäſſerigen Oertern, in Brunnen, Flüſſen, Seen, erregen Ungewitter auf dem Meer, richten die Schiffe zu Grunde, und bringen die Leute im Waſſer um. 6) Die Lichtſcheu-Geiſter, laſſen ſich niemahls bey Tage ſehen, ſondern ſchwermen des Nachts herum,

(*) Abr. von Franckenberg in Gemma Magica Part. 2. pag. 53.

machen allerhand Gepolter, und fallen wohl gar die Leute an.

Man Philoſophirt weiter von dieſen Elementariſchen Geiſtern, und wirfft zuerſt die Frage auf, ob ſie einen Leib haben? Insgemein hält man ſie für mittlere Creaturen zwiſchen den Geiſtern und Menſchen, legt ihnen auch einen mit Blut, Fleiſch und Gebein verſehenen Leib bey, der aber ſo ſubtil ſeyn ſoll, daß er Mauren und Wände durchdringet, und gleichwohl nichts davon zubricht. (*) Das laſt mir einen ſubtilen Leib ſeyn. Der Leſer beliebe hier nur zu wiederholen, was ich kurtz vorher von den Leibern der Geiſter geſagt habe, ſo wird ihm die Ungereimtheit ſolches Vorgebens gnugſam in die Augen leuchten. Weiter frägt man, ob ſie ſterblich oder unſterblich ſind: Die Antwort iſt, ob ſie gleich eine geraume Zeit lebten, und viel länger als die Menſchen, müſten ſie doch endlich ſterben, aber des Todes, wie das Vieh, ſo daß ihr Fleiſch fault, wie ander Fleiſch, und ihr Gebein, wie andere Gebeine, auch ihrer kein Gedächtniß übrig bleibt. Womit man ſo viel ſagen will, es wären ſolche Geiſter beydes nach Leib und Seele ſterblich. Hieraus folgt, daß ſie ihr Geſchlecht fortpflantzen und junge Geiſter zeugen müſſen, welches die Geiſter-Patronen auch nicht in Abrede ſind, weil ſonſt ihr Geſchlecht ſchon längſt müſte verloſchen ſeyn. Endlich ſollen dieſe Geiſter Menſchliche Geſtalt, Reden, Weiſe, Sitten und Gebehrden an ſich haben, und

(*) v. Amphith. Mag. Univerſ. lib. 5. pag. 277.

und in einer ordentlich beſtellten Republic leben, worinn gelahrte und ungelahrte, Künſtler und Aertzte, Gewaltige und Unterthänige anzutreffen. Dis ſind eitel verwirrte Träume von Dingen, die nirgends in der Welt zu finden. Wer ſich aus dem vorhergehenden erinnert, daß das Weſen eines Geiſtes hauptſächlich in Verſtand und Willen beſtehet, und weiter bedenckt, daß Verſtand und Willen in keiner Materie ſtatt finden kan, der wird in dieſer Geiſter-Lehre einen offenbahren Wiederſpruch finden. Denn ſind ſie Geiſter, d. i. Subſtantzen, die nicht materiell oder Cörperlich ſind, ſo mögen ſie ja keine Menſchliche Geſtalt haben, nicht ihres gleichen zeugen, noch weniger aber natürlicher Weiſe ſterben. Haben ſie aber Menſchliche Geſtalt, Rede ꝛc. zeugen ſie ihres gleichen, und ſind dem Tode unterworffen, ſo werden ſie nicht Geiſter, ſondern unvernünfftige leibliche Creaturen ſeyn.

Ich will mich bey dieſen Elementariſchen Geiſtern nicht länger aufhalten, zumahl da ich in folgenden Abſätzen von ihnen zu reden nochmahls werde Gelegenheit haben. Zum Beſchluß könte ich über die bereits angeführte Nahmen der Geiſter, noch eine groſſe Menge ſolcher Nahmen anführen, welche von müßigen Köpffen, ich weiß nicht ob im Schertz oder Ernſt, ſind erdacht worden. z. E. Da heiſſet der eine Geiſt Auer-Hahn, ein anderer Floron, noch ein anderer Barbu u. ſ. w. mag aber meinem Leſer nicht beſchwerlich fallen, weil ihm damit ſo wenig gedient ſeyn dürffte, als wenn ich ihm die

Nah-

Nahmen der Sineſiſchen Hoff-Juncker der Länge nach ſpecificiren wolte. Indeſſen mag ein anderer (*) an meiner ſtatt denen Muſter-Schreibern bey den Geiſter-Armeen einen ſcharffen Text leſen, welcher alſo lautet: Da haben die Hunds = = = eine ſolche *Connoiſſance* im Höllen-Reich, daß ſie einen Teuffel heiſſen Fürſt *Egin*, den andern Fürſt *Maſtort*, den dritten Fürſt *Meaſtofulus*, den vierdten Fürſt *Africa*, (verbeiſſet das Lachen) den fünfften Fürſt *Corlowitz*, (GOtt vergebe es den Eſeln, daß ſie ihren Fürſten in Schlauraffen-Land mit ſo eines hohen teutſchen Geſchlechts-Nahmen täuffen, als hätten ſie keine Frantzöſiſche *Marquiſen* oder *Grandes d' Eſpagne*, keinen *Melac*, *Duc de Luxenbourg* oder *Bouflеur*.) Was iſt *Aziel* vor ein Kerl, der rechte Schatz-Beſitzer? Du Narr! kenneſt du den *Redelziel* nicht, den Ertz-Schatz-Meiſter, ſo biſt du noch unbewandert in der Schatz-ſucherey. Komm zu mir, ich will dir ihn in *Originali* zeigen. Er wird dich nicht freſſen. Er wird dir in freundlicher Geſtalt erſcheinen, und vielleicht haſt du ihn ſchon geſehen, und *incognito* mit ihm *converſiret*. *Temere me tangis & angis. S. S. D.* Müſſen ſich denn die Geiſter alle auf ein *El* enden, gleich als wären ſie alle aus der Ebräiſchen Welt? haben

(*) Johann Gottfr. Zeidler in Pantomyſterio oder in dem Neuen vom Jahre in der Wündſchel-Ruthe. cap. 6. pag. 528. 529.

haben ſie keine Pohlniſche Endungen *Oſky*? Ich halte die Italiäniſchen Teuffel werden wohl *Joh. Battiſta* oder *Marcus Antonius* heiſſen, die Ungariſchen Steffen, die Engliſchen *Thomas*, die Holländiſchen *Cornelius*, und die Teutſchen Hanß, die Sineſiſchen *U*, oder *Tamquamſien*: Wie werden aber die aus dem *Jupiter* oder *Saturno* heiſſen? Ich muß lachen, daß ſie die Geiſter locken wie die Schweine, *dujam*, *dujam*, *dujam*, komm, komm, komm, *Cus*, *Cus*, *Cus*, wohl 100 mahl in einer Stunde. Und kan mans wohl übers Hertz bringen, daß man die unſchuldigen Geiſter ſo greulich martert und peiniget, ihnen Spaniſche Stieffeln anlegt, und Schwediſche Trüncke giebt, wenn ſie nicht ſagen wollen, wo ſie ihren Schatz haben, und allen ihren Vorrath hergeben.

22.

Von der Hierarchia Cœleſti.

DAs Wort Hierarchia heißt ſo viel als ein heiliges Regiment, eine heilige Herrſchafft, und man verſteht dadurch ein Regiment, welches in heiligen Dingen ſtatt findet, oder aus heiligen Perſohnen beſtehet. Im Pabſtthum redet man viel von einer Hierarchia Eccleſiaſtica, und das ſoll das geiſtliche Regiment des Pabſts, der Cardinäle, Patriarchen, Ertz-Biſchöffe, Biſchöffe u. ſ. w. in Geiſtlichen Dingen

gen ſeyn, da denn der Pabſt ſummus Hierarchia, oder oberſte heilige Monarche genennet wird. Die Hierarchia Cœleſtis, ſoll unter den heiligen Engeln ſtatt finden, und dieſe zuſammen gleichſam eine Republic ausmachen, worinn immer ein Engel vornehmer und gröſſer als der andere, und wie es ſonſt im Weltlichen Regiment zu ſeyn pflegt, einige viel, andere wenig zu befehlen haben, noch andere aber bloſſe Unterthanen ſind, die nur thun müſſen, was ihnen befohlen wird.

Solch Engliſches Regiment treffen wir ſchon in den ältern Jüdiſchen Schrifften an, wie dann Philo, der im erſten Jahrhundert nach CHriſti Geburt gelebet, in ſeinen Schrifften von den Ordnungen der Engel vieles daher zu ſchwatzen weiß: Welches einige auf die Gedancken gebracht, es müſſe die Pythagoriſch-Platoniſche Schule zu Alexandria, ihre Träume von den Geiſtern aus den Philone entlehnet haben. (*) Diejenigen, welche uns die Lehre der Juden von den Engeln aus ihren Schrifften vorſtellen, gedencken erſtlich 4. Engel, die von den Juden **Engel des Göttlichen Angeſichts** genennet werden, und ſtets um den Thron GOttes ſtehen ſollen. Die Nahmen dieſer Fürſten ſind, Michael, Uriel, Gabriel, Raphael. Ihr Stand um den Göttlichen Thron wird verglichen mit dem Lager der Kinder Iſrael in der Wüſten um die Stiffts-Hütte. Numer. 2. daſelbſt lag das Gezelt und Panier Ruben, mit ihrem Heer, allemahl

(*) v. Huetius de Concord. Rat. & Fidei lib. 2. cap. 4. p. 109.

lemahl der Stiffts-Hütte gegen Mittag, das Panier der Kinder Dan, gegen Mitternacht, das Panier Juda, gegen Morgen, und das Panier Ephraim, gegen Abend. In ſolcher Ordnung ſollen gedachte 4. Engel auch um den Thron GOttes ſtehen, alſo daß Michael zur Rechten, Uriel zur lincken, Gabriel vorn und Raphael hinten ſtehet. (*) Gleich als wenn der Thron GOttes, oder er ſelbſt Cörperlich wäre, daß man von ihnen ſagen könte, wo ihre rechte und lincke, vorderſte und hinterſte Seite ſey. Dergleichen Begriffe ſchicken ſich weder für GOtt, noch für die Engel ſelbſt, und ich kan nicht abſehen, wie man dieſes in einem verblümten Verſtand erklären wolte.

Die Cabbaliſten ſind in der Geiſter-Wiſſenſchafft noch viel weiter kommen, und gleichwie ſie 4. Welten ſtatuiren; alſo haben ſie eine jede mit unzehlichen Geiſtern angefüllet. Die Nahmen der 4. Welten ſind, Aziluth, Briah, Jezirah und Aſia. Durch die Aziluthiſche Welt verſtehen ſie die aus GOtt vermittelſt der erſten Urqvelle hervorgehende und ausflieſſende Lichts-Strahlen und Qvellen, in welchen die Vollkommenheiten der übrigen ſubordinirten Welten förmlich und weſentlich enthalten ſind, und durch einen weitern Einfluß denſelben mitgetheilt werden. Die Geiſter dieſer Welt ſollen eigentlich keine Geiſter, ſondern Göttliche Eigenſchafften ſeyn, doch ſo, daß ſie von GOtt, wie der Ausfluß von der Qvelle, unterſchieden ſind. Weil indeſſen

(*) v. Buxtorffii Lexic. Talmud. pag. 46.

indeſſen die Cabbaliſten dieſe Göttliche Ausflüſſe, Perſohnen nennen, ſo ſind dadurch einige bewogen worden, ihnen den Nahmen der Qvell-Geiſter beyzulegen. Die Briahtiſche Welt beſteht aus ſolchen geiſtlichen Subſtantzen, welche vermittelſt der Aziluthiſchen Welt hervorgebracht worden, und weil ſie nicht ihre Licht-Strahlen und Qvellen unmittelbar aus dem unendlichen Meer des Göttlichen Lichtes empfangen, auch nicht ſo viel Vollkommenheiten als die Azilutiſche Geiſter beſitzen, den Nahmen der Geſchöpffe bekommen. Die Jezirahtiſche Welt beſtehet aus denjenigen geiſtlichen Subſtantzen, welche geordnet ſind, daß ſie einen gewiſſen Cörper bekleiden, und mit einem Aſtral-Leib umgeben werden ſollen. Durch dieſe Geiſter verſtehen ſie die Engel, und theilen dieſelbige wieder in 10. Ordnungen ein. In der erſten Ordnung ſind die Chajoth, oder Thiere der Heiligkeit. 2) Die Ophanim, Räder, conf. Heſek. 1. 3) Die Oralim, ſtarcke und Löwenmäßige Helden. Jeſ. 33. 7. 4) Chaſmalim, die Strahlen. 5) Seraphim, brennende Geiſter. Jeſ. 6. 3. 6) Malachim, Engel. 7) Elohim, Götter. 8) Bene Elohim, Kinder GOttes. 9) Cherubim, ſchöne Angeſichter, oder Bilder. 10) Iſchim, Männer. (*) Die Aſiathiſche Welt iſt dieſe untere Materialiſche Welt, und die darinn befindliche Geiſter, ſind die böſen Engel, oder Teuffel; Sie haben bey den Cabbaliſten mancherley Nahmen, und ihr Ober-Haupt heiſt Samael.

Man

(*) Hornbeck de Converſ. Jud. pag. 308.

(*) Man ſolte meynen, die Cabbaliſten hätten nicht allein dieſe Materialiſche, ſondern auch die übrigen von ihnen erdichtete Welten durchwandert, dieweil ſie dieſelbigen ſo genau zu beſchreiben wiſſen. Allein es ſind eitele Phantaſien, die ihr müßiges Gehirn ausgeheckt hat. Es iſt keine Kunſt, allerhand Geiſter-Republiquen zu erdichten. Man muß aber nicht begehren, daß man dergleichen Gedichte für Warheit annehme. Wer das fordert, iſt erſt zu beweiſen ſchuldig, daß es in der That ſolche Geiſter-Republiquen gebe. So lange die Cabbaliſten dieſen Beweiß ſchuldig bleiben, werden ihre Geiſter-Welten eben ſo wenig Glauben verdienen, als das Schlauraffen-Land, Mori Utopia, oder die Hiſtorie der Sevarambes.

Der Jüdiſche Irrthum von den Ordnungen der Engel, und ihrem Regiment, hat ſich auch zeitig unter die Chriſten eingeſchlichen, und es iſt wahrſcheinlich, daß er aus vorgedachter Alexandriniſchen Schule von ihnen erlernet worden: Zumahl da man ſich einbildete, daß ſolche Lehre mit der H. Schrifft übereinſtimmete. Der groſſe Kirchen-Lehrer Auguſtinus, welcher im 5ten Seculo Anno 430. geſtorben, läſt ſich von der Ordnung der Heiligen Engel ohngefehr alſo vernehmen: Gleichwie der Mond die Sterne, und die Sonne den Mond an Klarheit übertrifft; Alſo übertrifft die höhere

(*) So trägt uns das Cabbaliſt Syſtema vor, Brucker in den Fragen aus der Philoſ. Hiſtorie Tom. 4. lib. 1. cap. 3. §. 9. 10.

Ordnung der Engel die niedere an Klarheit, Herrlichkeit und Erkäntniß. Die Engel ſind gröſſer denn die Menſchen, und verſtehen mehr von GOtt. Die Ertz-Engel ſind höher als die Engel, und wiſſen mehr als die Engel von GOtt. Die *Cherubim* und *Seraphim* ſind höher als die Ertz-Engel, und verſtehen auch mehr von GOtt. Bey den Römiſch-Catholiſchen findet dieſe Lehre noch heutigs Tages Beyfall, und man gedenckt ſich mit dem Anſehen des falſchen Dionyſii Areopagitæ zu ſchützen. Es war dieſer Dionyſius von Athen bürtig, und daſelbſt ein angeſehener Mann, der in dem Gerichte, Areopagus genannt, eine Stelle bekleidete. Er ward von dem Apoſtel Paulo bekehrt, wie wir finden Actor. 17. 34. Unter dieſes Dionyſii Areopagitæ Nahmen hat man 2. Schrifften, deren eine von der Hierarchia Eccleſiaſtica, die andere von der Hierarchia Cœleſti handelt. In der letztern theilet der Verfaſſer, wer er auch ſeyn mag, die Engel in 9. Chöre ab, welche Eintheilung die Scholaſtici beybehalten haben, und noch heutigs Tages von den Römiſch Catholiſchen hefftig verfochten wird. Man theilt die Engel erſt in 3. Chöre, nemlich in das öbere, mittlere und untere. In jedem dieſer Chöre finden ſich wiederum 3. beſondere Chöre. Die 3. obern Chöre ſind die *Seraphim, Cherubim* und *Throni.* Die erſten ſollen ſehen und acht haben auf GOttes Güte: Die andern auf GOttes Krafft: Die dritten auf GOttes Gerechtigkeit. Die 3. mittlern

Chöre

Chöre ſind die Herrſchafften, Fürſtenthümer, und Gewalten. Die erſten ſtehen den Engeln vor: Die andern ſehen auf die Häupter der Völcker: Die dritten wiederſtehen der Gewalt des Teuffels. Im unterſten Chore ſind die Kräffte, Ertz-Engel, und Engel. Die erſten thun Wunder: Die andern verrichten groſſe Händel und Geſchäffte: Die dritten beſchützen die Menſchen. Das Haupt-Werck kommt darauf an, ob gedachter Dionyſius von Athen der Verfaſſer dieſer Schrifft ſey, oder nicht. Wenn ſie von ihm, als einen Apoſtoliſchen Jünger herkommen ſolte, würde dieſe Lehre dadurch nicht ein geringes Anſehen gewinnen. So iſt aber zu wiſſen, daß die geſchickteſten Critici ſolche Schrifften gedachten Dionyſio abſprechen, und ſie einige Jahrhundert jünger machen. Der Seel. Lutherus urtheilete (*) ſchon alſo davon: *Dionyſius* wäſcht viel von Göttlichen Nahmen, von der Himmliſchen- und Kirchen-*Hierarchie*, alſo daß man ihn genannt hat, *Diviniloquum*, einen GOttes-Redner, der von hohen Göttlichen Dingen ſchreibe. Es iſt aber lauter Fabel, und iſt nicht der *Dionyſius*, der Jünger St. Pauli, noch der, ſo ein Martyrer geweſen iſt, ſondern einer von Paris. Dieſer Dionyſius von Paris ſoll erſt im dritten Jahrhundert gelebt, und zu Paris die erſte Chriſtliche Kirche geſtifftet haben, wiewohl einige auch ohne allen Grund dieſe Stifftung dem Dionyſio

(*) In den Tiſch-Reden cap. 59. von der Schul-Theologie.

Areopagitæ zu ſchreiben. Es iſt gewiß, daß des Dionyſii Schrifften in den 4. erſten Jahrhunderten nicht bekannt geweſen, indem derſelben erſt Anno 532. in Collatione Conſtantinopolitana Meldung geſchicht. Hieraus hat man nicht unwahrſcheinlich geſchloſſen, daß ſie etwa im 5ten Seculo ausgeheckt worden, und zwar von einem, der die Chriſtliche Theologie, die Irrthümer Apollinaris, und die Grillen und Träume der Alexandriniſchen Schule in eins zuſammen gegoſſen. (*) Und ſo kan das Anſehen dieſer Schrifften nicht hinlänglich ſeyn, daraus die angeführten Ordnungen der Engel zu beweiſen. Dem ohngeachtet iſt die Himmliſche Hierarchie einigen, welche ſich eben nicht zur Römiſchen Kirche bekennen, nicht aus dem Kopff zu bringen. Julius Sperber ſchreibt davon (**) In der H. Schrifft werden 7. Engel Nahmen angeführet, deren jeder ſeine Himmliſche *Hierarchie* hat, die aus gewiſſen Legionen beſtehet. Womit auch D. Retzel übereinſtimmt, (***) wenn er ſich folgender Geſtalt vernehmen läſt: Unter den vollkommenſten Geiſtern ſind 7. groſſe Geiſter GOttes, nach Anzahl der 7. Planeten, welchen nachhero folgen 12. Thronen der obern Licht-Welt mit ihren Herrſchafften und untergebenen Engeln

(*) v. Bruckers Fragen aus der Philoſ. Hiſtorie Tom. 4. lib. I. cap. 4. §. 17.

(**) In Iſagoge in veram Triunius Dei & Naturæ cognitionem pag. 2.

(***) Im Tract. von den Geiſtern pag. 333.

Engeln (nach Anzahl der 12. Himmliſchen Zeichen) von welchen Thronen der Engel das Licht ſeinen Ausfluß weiter nimmt, und endlich die erſchaffene ſichtbahre *Sideriſche* Welt auch davon *participiret*.

Wir wollen das Anſehen des falſchen Dionyſii bey Seite ſetzen, und unterſuchen, ob ſich die Ordnungen unter den Engeln, und ihre Hierarchie aus der H. Schrifft erweiſen laſſen. So ſcheinet es dem erſten Anſehen nach, weil 1) die Nahmen der 7. höchſten Engel, die über die andern das Regiment führen, daraus genommen ſind. Der Cherubim wird gedacht 1. Moſ. 3. 24. Der Seraphim Jeſa. 6. 2. Des Engels Michael, Dan. 10. 13. Gabriel, Dan. 8. 16. Raphael. Tob. 12. 15. Uriel. 4. Eſdr. 4. 1. Jeremiel. 4. Eſdr. 4. 36.

Man ſoll aber mercken erſtlich, daß die Nahmen Cherubim und Seraphim nicht der Singularis, ſondern Pluralis numerus ſind, und folglich nicht einen, ſondern viele Engel bedeuten. Warum will man denn dadurch bloß einen Engel-Fürſten verſtehen? Weiter finden ſich die Nahmen, Raphael, Uriel, Jeremiel nicht in den Büchern H. Schrifft, die ein ungezweiffeltes Göttliches Anſehen haben, ſondern ſie ſtehen nur in den Apocryphiſchen Büchern, welche ſich bloß von Menſchen herſchreiben, und kein ohnfehlbares Anſehen haben können. Geſetzt auch, ſie fünden ſich alle in den Canoniſchen Büchern, ſo würde doch daraus nicht folgen, daß es Nahmen der Engel-Fürſten seyn. Die Bedeutung dieſer

Nahmen zeuget vielmehr, daß ſie den Engeln von ihren Verrichtungen gegeben worden. Gabriel, zu teutſch, GOttes Krafft oder Stärcke, wird der Engel genannt, der dem Daniel das Geſicht von dem Ende der 2ten, und Anfang der 3ten Monarchie auslegen muſte: Weil GOtt ſeine Macht ſonderlich darinn bezeuget, daß er Könige ab-und einſetzet, die gröſten und mächtigſten Tyrannen zu ſtürtzen, und ſein Volck wieder ihre Wut zu erhalten weiß. Gabriel heißt auch derjenige Engel, welcher der Jungfrau Maria die Empfängniß und Geburth JEſu ankündigen muſte. Dabey zeigte ſich GOttes Wunder-Macht Augenſcheinlich, und der Engel ſelbſt erhebt ſie, wenn er zu Maria ſprach: **Bey GOtt iſt kein Ding unmöglich.** Raphael, zu teutſch, GOttes Heilung, Geſundmachung, wird der Engel beym Tobia genannt, weil er den alten Tobia wiederum zu ſeinem verlohrnen Geſicht verhalff. Michael, zu teutſch, wer iſt wie GOtt? bedeutet nach der meiſten Gotts-Gelehrten Auslegung, niemahls einen erſchaffenen Engel, ſondern den unerſchaffenen Engel des Bundes, den Sohn GOttes, welcher ſelbſt GOtt iſt. Alſo irren ſich diejenigen ſehr, welche glauben, daß ſolche Nahmen gewiſſen regierenden Engel-Fürſten eigen ſind.

2) Berufft man ſich darauf, daß die H. Engel, GOttes Heer, Himmliſche Heerſchaaren, genennet werden. Weiter, daß Coloſſ. 1. 16. der Thronen, Herrſchafften, Fürſtenthümer und Obrigkeiten, auch anderswo der Ertz-Engel gedacht wird. Daraus will man folgern, es müſ-

ſe

ſe doch unter den Engeln eine gewiſſe Ordnung, vornemlich nach ihren beſondern Verrichtungen, ſich finden, und ſie wenigſtens in unterſchiedene Heerſcharen eingetheilt ſeyn, wovon GOtt den Nahmen des Herrn Zebaoth, oder der Himmliſchen Heerſcharen führet. So urtheilen viele von unſern Gott-Gelehrten. Sie ſind aber deswegen von der Meynung Julii Sperbers, D. Retzels und der Römiſchen Kirche weit entfernet, indem ſie ſich nicht getrauen, die Ordnung der Engel zu beſtimmen, weil die H. Schrifft davon ſchweiget: Wem hingegen die andern 7. Engel-Fürſten erkennen, und mit Nahmen nennen, im Pabſtthum aber obgemeldte 9. Engel Chöre für eine ausgemachte Sache gehalten werden. Die letztern irren ſich auſſer Zweiffel, indem der Schluß nicht gültig iſt, weil die H. Schrifft von Engliſchen Heerſcharen, Ertz-Engeln, Thronen, ꝛc. redet, ſo müſſen dieſe Engel von 7. Fürſten und andern Unter-Befehlshabern commandirt werden, oder ſie in 9. Chöre und Ordnungen eingetheilt ſeyn. Unſere Gotts-Gelehrten aber haben einige Wahrſcheinlichkeit für ſich, indem die verſchiedene Benennung und Abtheilung der Engel eine unter ihnen befindliche Ordnung anzudeuten ſcheinet. Jedoch läſſet ſich auch dieſes nicht mit Gewißheit behaupten. Denn a) heiſſen zwar die Engel GOttes Heerſcharen, oder Kriegs-Heer. Wenn es nun mit ſolchem Himmliſchen Heer die Beſchaffenheit hätte, als mit einem Menſchlichen Kriegs-Heer, ſo wären die Ordnungen der Engel mehr denn als zu gewiß.

wiß; Aber ſo findet ſich zwiſchen dieſen beyden Heeren ein Himmel-weiter Unterſcheid. Das Menſchliche Kriegs-Heer beſteht aus Leuten, die ſich gröſten theils nicht ſelbſt zu regieren wiſſen, und aus angebohrner Boßheit lauter Unordnung anrichten. Daher ſind hier Befehls-haber nöthig, die auf die gemeine Soldaten Acht haben, und ſie im Zaum halten, damit ein jeder ſeiner Pflicht wahrnehme. Dieſe Befehlshaber ſind auch Menſchen, und müſſen wieder von andern commandirt werden, weil ſie ſonſt auch mancherley Unordnung anrichten würden. Das iſt die Urſach, warum eine Ordnung und Subordination bey dem Menſchlichen Kriegs-Heer gleichwie in einem wohlbeſtellten Regiment, höchſt nöthig und unentbehrlich iſt. Wären die Menſchen in ihrem guten und glückſeeligen Zuſtand geblieben, darinnen ſie GOtt geſchaffen und geſetzt hatte, ſo würde unter ihnen kein Regiment, keine Subordination, keine Könige und Befehlshaber nöthig geweſen ſeyn, ſondern ein jeder hätte ſeine Pflicht, zur Erhaltung des gemeinen Beſtens, vollkommen gewuſt, und würde ſie mit Freuden ausgeübet, auch keiner dem andern Schaden zugefügt haben. In ſolchem Zuſtand würde es ohne Regiment, und Eintheilung der Menſchen in gewiſſe Ordnungen, weit beſſer zugegangen ſeyn, als es gegenwärtig unter einer aufs beſte beſtellten Regierung nicht zugehen mag. Nun ſind die H. Engel noch in demjenigen glückſeeligen Zuſtand, darinn ſie GOtt anfänglich geſetzt hat. Sie ſind weiſe und verſtändige

dige Geiſter: Sie begehren auch nichts anders zu thun, als was GOtt, ihren Ober-Haupt gefällig iſt. Wozu ſolte denn ein beſonderes Regiment, beſondere Ordnungen unter ihnen nöthig ſeyn? Was ihnen ordentlicher Weiſe zu thun oblieget, wiſſen ſie, und verſäumen niemahls es zu thun. Die auſſerordentliche Befehle ertheilet ihnen GOtt ſelbſt, und nicht etwa ein ander Engel, der ihnen zu befehlen hat. Sie ſind auch alſofort bereit, GOttes Befehle auszuführen, und dürffen nicht erſt von andern, die über ſie das Regiment haben, dazu angehalten werden. In einer Menſchlichen Regierung iſt nicht möglich, daß der oberſte Befehlshaber alles und jedes unmittelbar anordnen, und einen jeden Unterthanen, die er nicht einmahl alle kennet, zu ſeiner Pflicht ſolte anhalten können. Denn er iſt ein Menſch, und ſo vielen Verrichtungen auf einmohl nicht gewachſen. Darum ſind untere Befehlshaber nöthig, die ihm hierunter zu Hülffe kommen müſſen. Aber mit GOtt hat es eine gantz andere Bewandniß. Er ſiehet und weiß alles, was in dieſem groſſen Welt-Gebäude vorgehet, und beſitzet überflüßiges Vermögen alle Dinge darinn unmittelbar zu ordnen und zu regieren. Wenn alſo etwas den Engeln zu befehlen vorfällt, ſo kan er es ſelbſt thun, und braucht nicht ſeine Befehle ihnen durch andere Engel kund zu machen. Wolte man ſagen, GOtt halte in Austheilung ſeiner Befehle den Unterſcheid, daß er zu gewiſſen Verrichtungen auch gewiſſe Engel brauche, zu andern aber wie-

der andere: Und daraus die unter den Engeln befindliche Ordnungen herleiten; So ſteht ſolches auch kaum zu glauben, weil alle Engel ohne Unterſcheid zu den Verrichtungen, die GOtt einem insbeſondere aufträgt, geſchickt und aufgelegt ſind. Wenigſtens muß es erſt erwieſen werden. Daraus iſt der Unterſcheid zwiſchen den Menſchlichen und Himmliſchen Heerſcharen Sonnenklar, und der Schluß kan nicht gelten, wenn man daher, daß die Engel GOttes Heer heiſſen, ſchlieſſen will, ſie müſten in gewiſſe Ordnungen eingetheilt ſeyn. Vielmehr iſt zu glauben, daß ſolche Benennung auf die Menge und Anzahl der Engel ziele, die viel gröſſer iſt, als in einem Menſchlichen Kriegs-Heer.

b) Was die Schrifft-Stelle Coloſſ. 1. 16. anlangt, ſo wird daſelbſt der Thronen, Herrſchafften, Fürſtenthümer und Obrigkeiten gedacht, womit ein gewiſſer Rang und Ordnung unter den Engeln ſcheinet angedeutet zu werden. Zwar wollen einige ſolches nicht von den Engliſchen, ſondern Menſchlichen Ordnungen verſtehen, die in Weltlichen Regiment Platz finden. Solche Auslegung aber iſt dem Text nicht gemäß. Ein gewiſſer Autor (*) will, diejenige Weſen, welche hier Thronen, Herrſchafften, ꝛc. genennt werden, wären nichts anders, als die verſchiedene

(*) Der Verfaſſer der Schrifft: Die Religion eines Buchhändlers, die aus dem Engliſchen überſetzt, und Anno 1729. heraus kommen iſt. Beſ. die fortgeſ. Samml. von alten und neuen Theolog. Schrifften ꝛc. de Anno 1730. 4ter Beytrag pag. 644. 645.

verſchiedene herrliche Colonien des Himmliſchen Geſchlechts, ſo in den Sternen wohnen, und an eben denſelbigen Heyland gläuben, als wie wir, ja auch durch ſeine Vermittelung zu GOtt dem Vater nahen. Auch dieſe Erklärung ſcheint meines Erachtens, ſehr gezwungen zu ſeyn. Ich gebe zu, daß allhier von den H. Engeln die Rede iſt, glaube aber, daß alle dieſe Benennungen allen Engeln ohne Unterſcheid zukommen. Der Apoſtel giebt hier den Engeln mancherley Nahmen, damit er uns ihre Vortrefflichkeit, hohe Würde und Macht deſto deutlicher vorſtellen möge. Eben wie etwa groſſe Herrn viele Titul führen, welche die Gröſſe ihrer Herrſchafft andeuten. (*) Weswegen auch daraus kein Schluß von einer unter den Engeln ſich befindenden Ordnung zu machen iſt.

c) Gedenckt zwar die H. Schrifft auch der Ertz-Engel 1. Theſſal. 4. 16. Jedoch wenn man bedenckt, daß darinn auch Menſchen den Nahmen der Engel, oder Bothen GOttes führen v. Apocal. 2. ſo kommt man dadurch auf die Spuhr, warum die H. Engel Ertz-Engel heiſſen, nemlich im Gegenſatz gegen die Menſchen, die ſonſt auch Engel genennt werden. Jene ſind weit vornehmere Bothen GOttes als dieſe, und heiſſen darum Ertz-Engel: Wie dann der HErr CHriſtus auch aus dieſer Urſach ein Ertz-Engel genennt wird, weil Er die Engliſche ſo wohl, als Menſchliche Bothen GOttes, an Hoheit, Macht und Würde weit übertrifft. d) Uber-

(*) v Joh. Adam. Oſiandri Colleg. Theol. Part. 2. loc. 4. Theſ. 30.

d) Uberhaupt kan der Ausſpruch Pauli Hebr. 1. 14. in der gantzen Sache den Ausſchlag geben. Daſelbſt heißt es von den Engeln: Sie ſind allzumahl (alle ohne Unterſcheid) dienſtbare Geiſter, ausgeſandt zum Dienſt, um derer willen, die ererben ſollen die Seeligkeit. Hieraus läſt ſich nicht undeutlich abnehmen, daß alle Engel ohne Unterſcheid zum Dienſt der Menſchen verordnet ſind; Folglich müſſen ſie alle GOttes Befehle an die Menſchen ſelbſt ausrichten, und ein höherer mag nicht etwa ſeine Commiſſion einem andern, dem er zu befehlen hat, auftragen. Darum wird auch wohl unter ihnen kein beſonderes Regiment, oder Subordination ſeyn. Man ſoll ſich aber deswegen die H. Engel nicht als einen wüſten Hauffen vorſtellen, worinn lauter Confuſion herrſchet; Sie haben ja an GOtt einen weiſen Befehlshaber: Ein jeder unter ihnen erkennet vollkommen ſeine Pflicht, und verrichtet ſie genau und ohne Anſtand. Aus dieſer Urſach muß es unter ihnen weit ordentlicher, als in dem aufs beſte beſtellten Menſchlichen Regiment zu gehen. Nur muß man dieſes ordentliche Weſen nicht nach den Begriffen, die wir von Menſchlichen Ordnungen haben, abmeſſen.

Der Menſchliche Vorwitz gehet ſo weit, daß er ſich auch die Anzahl der H. Engel zu beſtimmen getrauet, obgleich in GOttes Wort nichts davon zu finden iſt. Beym Propheten Daniel Cap. 7. 10. heißt es zwar: 1000 mahl 1000. dieneten ihm, und zehen hundert mahl tauſend ſtun-

den

den vor ihm. Es wird aber jedermann eingeſtehen müſſen, daß damit die Anzahl der Engel nicht genau beſtimmet, ſondern nur ihre groſſe Menge angedeutet werde. In der Römiſchen Kirche will man gleichwohl die Anzahl der H. Engel wiſſen. Da ſchreibt der bekannte Abraham a S. Clara: (*) Die Engel der Göttlichen Majeſtät ſind nach Lehre hocherleuchteten *Scribenten* in 9. Chöre abgetheilet, in einer unzehlbaren Menge. In dem unterſten Chor, ſchreibt *Spargiati*, ſeynd 8400. 0000 00000. Im andern Chor der Ertz-Engel ſeynd zehnmahl mehr, als im erſten. Im 3ten Chor abermahls 10 mahl mehr als im andern. Im 4ten der *Poteſtaten* wieder 10 mahl mehr. In dem 5ten auch wieder 10 mahl mehr, als im vorigen. Im 6ten Chor der *Dominationum* und Herrſchafften wieder 10 mahl mehr. Im 7ten wieder 10 mahl mehr. Im 8ten der *Cherubinen* aber 10 mahl mehr. Im 9ten der *Seraphim* auch 10 mahl mehr. Seyn alſo die Engel ingeſamt in den 9. Chören 933 333 332 400 000 000 000. In dem allermindeſten Chor, Benahmentlich der Engel, ſeynd ſo viel, daß einem jeden Menſchen von derſelben Zahl nur einer zu einem Schutz-Engel oder Herrn werde zugeſtellt, nach dem Tode aber deſſelben Pfleg-Kindes, darf er keinen mehr verſor-

(*) In Judas der Ertz-Schelm beſ. Ehrenbergers allerhand dem Worte GOttes, und reiner Lehre zuwieder lauffende Erzehlungen. Part. I. Tit. Engel p. 446.

verſorgen. Dieſem zu Folge würde es unter den Engeln allemahl 10 mahl mehr Befehlshaber, als Subordinirte geben, welches mir ſehr wunderlich vorkommt, weil wir es bey allen Regierungen umgekehrt finden, da nur wenige befehlen, die meiſten aber gehorchen und unterthänig seyn müſſen. Vielleicht iſt es bey den Engeln anders, wenn man dieſen hocherleuchteten Scribenten trauen darff. Die Autores, ſo von der Magie geſchrieben (*) ſchwatzen uns auch von der Anzahl der Himmliſchen Geiſter ein Hauffen daher. Aratron, der Geiſt Saturni, ſoll unter ſich haben 49. Könige, 42. Fürſten, 35. Land-Pfleger, 28. Hertzoge, 21. Diener die für ihm ſtehen, 14. Favoriten, 7. Bothen, und überhaupt ſoll er über 36000. Legionen zu befehlen haben, eine Legion aber 490. ſeyn. Bethor, der Geiſt Jovis, hat unter ſich 42. Könige, 35. Fürſten, 28. Hertzoge, 21. Räthe, 14. Diener, 7. Bothen, und die Zahl der Geiſter, denen er zu befehlen hat, ſind 29000. Legionen u. ſ. w. Die H. Schrifft, woraus wir das meiſte, ſo wir von den H. Engeln wiſſen, ſchöpffen müſſen, weiß von ſolchen Träumen nichts. Darum bleibt es ein Vorwitz, wenn man die Anzahl der H. Engel erforſchen will.

Von den Verrichtungen dieſer Engel wiſſen wir ebenfals nichts mehr, als daß ſie GOtt dienen und loben, und auf ſeinen Befehl die Menſchen ſchützen und bewahren. Dabey ſolte man bleiben, und mit ſeiner verrückten Einbildung nicht in den Himmel ſteigen, und daſelbſt der

(*) Arbatel de Magia Veterum und Clavicul. Salomonis.

der Engel Spiel-Werck und Kurtzweil, ſo ſie miteinander treiben, anſchauen wollen. Der Schuſter Jacob Böhme, iſt ſo glücklich geweſen, daß er dieſe Kurtzweil der H. Engel in ſeinem Phantaſtiſchen Gehirn erblicket hat. Er wirfft die Frage auf: (*) Was thun die Engel? Antwort. Der Fürſten Engel, der derſelben Qualitæt am ſtärckſten zugethan iſt, der fänget auch ſeinen Reigen mit ſeinen Legionen an, mit ſingen, klingen, tantzen, freuen und jubiliren. Das iſt eine Himmliſche Muſica, dann da ſingt ein jeder nach ſeiner Qualitæt-Stimme, und der Fürſt führet den Reigen, als ein Cantor mit ſeinen Schülern, und der König freuet ſich, und jubiliret mit ſeinen Engeln, dem groſſen GOtt zu Ehren, und zu Vermehrung der Himmliſchen Freuden. Weiter: So die Engel nicht ſingen, ſo gebären ſie in ſich fein lieblich, und ſteigen ineinander, als ein liebliches Halſen, Küſſen, und von einander eſſen. Die H. Engel im Himmel ſind gleich den Kindern, ſie nehmen einander bey den Händen, und ſpatziren in dem ſchönen Himmels Mayen, und reden von den lieblichen und ſchönen Gewächſen in der Himmliſchen Pomp, und eſſen der holdſeeligen Früchte GOttes, und brauchen der ſchönen Himmels-Blümlein zu ihrem Spiel, und machen ihnen ſchöne Cräntzlein, und freuen ſich in dem ſchönen Mayen GOttes. Weiter: Gleichwie ſich in dieſer Welt Bluts-Freunde, und andere liebe Menſchen aus der Ferne einander beſuchen; Alſo thun auch die H. Engel gegeneinander. Wann eines Königreichs Herr zu dem andern kommt, oder einer Fürſtlichen Qualitæt Herr zu der andern Fürſtlichen Qualitæt Herrn kommt, da iſt nichts, dann eitel Liebe empfangen, gar ein holdſeeliges Geſpräch und freundliche Ehrerbietung, gar ein holdſeeliges Liebe-Spatziren, gar ein züchtiges und demüthiges Weſen, ein freundliches küſſen und führen, da gehet an der liebliche Reigen-Tantz. Vielleicht ſpielen die Himmliſche Sphæren mit ihrer vortrefflichen Harmonie (**) den Engeln

(*) In Aurora pag. mihi 226. 228. 229. 236.
(**) Von dieſer Himmliſchen Harmonie beſ. Ciceronis Somnium Scipionis.

geln ein Täntzchen auf. Tantzen doch auch die Sterne und Planeten am Himmel. Denn es giebt Leute, welche ſich einbilden, das Tantzen habe ſeine Anweiſung von dem Himmels-Lauff bekommen, von der Bewegung der Planeten und Sterne, welche bald für ſich, bald hinter ſich, bald oblique und bald gegeneinander lauffen ſich zu empfahen, welches dann nichts anders wäre, als ein Harmoniſcher immerwährender Tantz der Himmliſchen Cörper. (*) Dis ſolte zuſammen ein ſchönes Argument geben, daß das Tantzen eine den Chriſten wohl erlaubte Sache ſey.

Sed Nugarum Satis eſt.

(*) Ich weiß nicht, ob Hermannus Hugo auch dergleichen Gedancken gehegt, wenn er, wiewohl mit Poetiſcher Feder ſchreibt in Piis Deſideriis lib. 3. ſuſpir. 6.

Obſtupui ſtabili currentes ordine flammas,
Aſtraque perpetuos ducere nexa choros.

Schau-Platz
Vieler
Ungereimten Meynungen
und Erzehlungen,
Worauf die unter den Titul
Der MAGIÆ
NATURALIS
So hoch geprieſene
Wiſſenſchafften und Künſte:
Von dem Geſtirn und deſſen Influentz,
Von den Geiſtern/ ihren Erſcheinungen
und Würckungen,
Von andern natürlichen Dingen/ ihren
geheimen Kräfften und Eigenſchafften:
Jngleichen
Die mancherley Arten der Wahrſagerey/
Und viel andere fabelhaffte, abergläubiſche und un-
gegründete Dinge mehr,
Vorgeſtellet, geprüfet und entdecket werden.
Zur Beförderung der Warheit
Wie auch
Zum Unterricht und Warnung,
Sich für thörichten Einbildungen und Betrug zu hüten,
eröffnet Von
THARSANDERN.

VI. Stuck.

Berlin und Leipzig,
Zu finden bey Ambroſius Haude, 1736.

Inhalt.

23) Von den Geniis, oder Schutz-Engeln.

24) Von Geſpenſtern.

23.
Von den Geniis, oder Schutz-Engeln.

Ein Genius oder Schutz-Engel iſt ein gewiſſer Geiſt, welcher von GOtt einem jeden Menſchen ſoll zugegeben ſeyn, daß er ſtets um denſelbigen ſey, auf ihn acht habe, ihn beſchütze, für Gefahr behüte, auch wohl mannigmahl warne, und ſonſt mit gutem Rath an die Hand gehe. Der Lateiniſche Nahme Genius ſoll von der Geburt des Menſcheu hergenommen ſeyn, weil dieſer Geiſt entweder die Geburt des Menſchen beſorgt, oder daß er mit dem Menſchen gebohren wird, oder weil er die gebohrne Menſchen in ſeinen Schutz nimmt. Denn ſolcher Schutz-Engel ſoll ſich alſobald bey der Geburth des Menſchen einfinden, und ihn nicht eher wieder verlaſſen, biß er ſtirbt. (*) Die Lehre von den Geniis ſoll ſchon Pythagoras ſeinen Schülern vorgetragen haben. Sie iſt nachhero auch unter den Juden, Mahometanern, und Chriſten bekanut worden.

(*) v. Cenſorinus de die Natal. cap. 3.

Die Heyden gaben einem jeden Menſchen 2. Genios zu, einen Guten und einen Böſen. Der Gute, ſagten ſie, befördere auf alle Weiſe deſſen Glückſeeligkeit. Der Böſe hingegen trachte ſtets ihn zu verführen, und in Unglück zu bringen. Dieſe Geiſter ſolten ihrer Meynung nach einen Lufft-Leib beſitzen, und ſich darinn mannigmahl ſehen laſſen. Die in Egypten wohnende Juden nahmen dieſe Lehre von den Schutz-Engeln aus dem Heydenthum an, daher man ſie auch inſonderheit in den Cabbaliſtiſchen Schrifften antrifft. Die Mahomethaner geben vor, es ſäſſen einem jeden Menſchen 2. Engel auf den Schultern, nemlich ein guter und ein böſer, deren der eine die gute, der andere die böſe Thaten deſſelben in ein Schreibe-Täffelein verzeichnete. Unter die Chriſten fand ſich die Lehre von den Schutz-Engeln auch zeitig ein. Das Buch Paſtor genannt, deſſen Verfaſſer Hermas heiſſet, lehret ausdrücklich, es ſeyen einem jeden Menſchen 2. Engel zugegeben, ein guter und ein böſer. Der gute erwecke bey dem Menſchen gute, der böſe aber böſe Gedancken. Dieſer Hermas iſt zwar nicht derjenige, deſſen Paulus gedencket Röm. 16. v. 14. Gleichwohl iſt es ein Autor, der ſchon im erſten Jahrhundert muß gelebt und das Buch geſchrieben haben, weil einige Kirchen-Lehrer des 2ten Jahrhunderts ſich ſchon auf ſolches Buch beruffen. Origenes erklährt ſich ebenfalls gantz deutlich, ein jeder Menſch habe 2. Engel um ſich, einen guten und einen böſen, und berufft ſich dabey auf vorgedachtes Buch des Hermæ.

Da

Da dann glaublich iſt, daß dieſe Lehre von den Geniis ſich aus dem Heydenthum ebenfalls bey den erſten Chriſten eingeſchlichen habe. Die Römiſch-Catholiſchen vertheidigen noch heutigs Tages die Schutz-Engel aus allen Kräfften, wiewohl ſie eben nicht zweyerley Genios, nemlich gute und böſe, zugeben, ſondern nur von guten reden. Unter den Evangeliſchen wollen ihrer viele die Lehre von den Schutz-Engeln nicht gar verwerffen, ſondern halten ſie wenigſtens für wahrſcheinlich, oder wenn es hoch kömmt, für ungewiß. Der Jenaiſche Gotts-Gelehrte Gerhardus ſchreibt: **Es ſey wahrſcheinlich, daß GOtt ordentlicher Weiſe einem jeden frommen Menſchen einen Engel zur Wache beſtellet habe, auſſerordentlich aber müſten viele Engel den Gläubigen zu Dienſt ſtehen.** (*) Hingegen will der Leipziger Theologus Scherzerus, **Es ſey ungewiß, ob eine jede Provintz, und ein jeder frommer Menſch einen beſondern Schutz-Engel habe, unterdeſſen dürffe man keinen der Ketzerey beſchuldigen, der ſolches bejahet.** (**) Der Engliſche Theologus Henricus Morus will, **es habe zwar nicht ein jeder Menſch einen beſondern guten** *Genium*, **ſondern nur diejenigen welche recht aufrichtig und fromm ſind. So habe auch nicht ein jeder Gottloſer einen böſen** *Genium* **um ſich, ſon-**

(*) v. Baieri Comp. Theol. poſit. part. I. c. 3. §. 36. Not. 2.

(**) Ln Syſtem. Defin. Loc. 4. §. 12.

dern nur die, welche den höchſten *Grad* der Gottloſigkeit erreichet. (*)

Wann ein jeder Menſch einen guten und böſen Engel hat, ſo kan es nicht fehlen, es müſſen dieſe beyde Engel immer miteinander zu ſtreiten haben, da der gute den Menſchen zum guten, der böſe aber ihn zum böſen anzutreiben trachtet. Gleichwie aber die Sache noch nicht ausgemacht iſt, man auch nicht abſehen kan, womit ſolche zu beweiſen; ſo kan man dieſen Streit zwiſchen dem guten und böſen Engel des Menſchen, füglich im Figürlichen Verſtande annehmen, und dadurch den Streit verſtehen, welcher ſich bey den Menſchen zwiſchen ihren guten und böſen Neigungen befindet, und womit es allerdings ſeine Richtigkeit hat.

Cornelius Agrippa eignet einem jeden Menſchen einen dreyfachen Genium zu. (**) Der erſte iſt ein heiliger Engel, der von GOtt kommt, und die Seele des Menſchen regieret. Der andere iſt der Geburths-Genius, welcher aus dem Geſtirn kommt, und von der Conſtellation wie ſie zur Zeit der Geburt beſchaffen iſt, herrühret. Dieſem ſoll die Sorge für des Menſchen Leben obliegen, er ſoll auch dem Menſchen die Dinge ausführen helffen, wozu ihn die Sterne beſtimmt haben. Der dritte iſt der Profeſſions-Genius, und kommt ebenfalls aus den Sternen, und zwar von denjenigen Sternen, welche dieſer oder jener Profeſſion vorgeſetzt ſind.

(*) v. Frid. Gentzkenii Pneumatolog. pag. 11.
(**) In Philoſ. Occult. lib. 3. c. 22.

ſind. Dieſer Genius aber werde verändert, wenn der Menſch ſeine Profeſſion verändert.

Wer vernünfftig handeln will, trauet in Dingen, die nicht in die Sinne fallen, nicht dem bloſſen Sagen anderer Leute; ſondern er fordert zuerſt tüchtigen Beweiß, ehe er ſolchen Dingen Beyfall giebt; und das erfordert die Behutſamkeit, wo man nicht will betrogen werden. Unſere Schutz-Engel ſehen oder hören wir nicht, darum müſſen diejenigen, welche uns überreden wollen, daß gleichwohl ein jeder ſeinen Schutz-Engel um ſich habe, dieſes zuförderſt beweiſen, wo man es glauben ſoll. Wenn es wahr wäre, was Eraſmus Franciſci berichtet (*) wie die Ißländer eine ſolche Geſichts-Schärffe hätten, daß ſie eines Menſchen Schatten oder Natur-Geiſt in Geſtalt einiges Thiers gantz klar, kenntlich, unterſchiedlich und eigentlich vorher treten ſehen, auch aus den Geſtalten ſelbiger Schatten-Geiſter urtheilen könten, was der Menſch für eine geheime Inclination oder innerliche Zuneigung habe, und wie er geſinnet ſey. Daher ſie auch eines Menſchen Ankunfft ſollen vorher ſagen können, weil des zu erwartenden Menſchens Schatten-Geiſt voran lauffe: So wäre die Sache ausgemacht. Jedoch iſt nicht abzuſehen, warum ſich dieſe Schatten-Geiſter der Menſchen nicht auch in andern Ländern ſehen laſſen. Die Scharffſinnigkeit der Ißländer, kan davon nicht die wahre Urſach seyn, weil es anderswo auch Leute giebt, die ſcharff gnug ſehen können. Uber-

(*) Im hölliſchen Proteus No. 67. pag. 638.

dem iſt es ungereimt, wenn man den Geiſtern einen Schatten-Leib beylegt, ſie müſten dann in dieſen kalten Ländern von gröberer Natur, als in den warmen ſeyn, oder etwa einen Leib zur Decke nöthig haben, damit ſie nicht verfrieren. Die einfältigen Ißländer glauben vielleicht dieſes Mährlein aus keiner andern Urſach, als weil ſie es von ihren Eltern und Vor-Eltern empfangen haben. Doch darff ich ſie deswegen nicht einfältig ſchelten. Giebt es doch Leute, denen es an Vernunfft nicht fehlet, und die gleichwohl ihren Genium wollen geſehen und gehöret haben.

Socrates, der zu ſeiner Zeit einer der weiſeſten Männer in Griechen-Land war, gab für, wie er ſtets einen Dæmonem oder Geiſt um ſich hätte, der ihn von Jugend auf geleitet und geführet, deſſen Stimme er auch öffters hörete, und dadurch erinnert würde, was ihm zu thun oder zu laſſen ſey. Apulejus (*) giebt dieſen Geiſt für des Socratis Genium aus, und berichtet daneben, daß Socrates denſelben nicht allein gehöret, ſondern von ihm auch zum öfftern ſichtbahre Zeichen empfangen, woraus er etwas zu ſeiner Warnung abnehmen können. Wiewohl andere berichten, Socrates habe diejenigen lügen geſtrafft, welche ſich gerühmt, etwas Göttliches mit Augen geſehen zu haben, und nur allein denen Gehör gegeben, welche ſagten, daß ſie eine Stimme gehöret hätten. (**) Die Alten gedencken

(*) De deo Socratis.
(**) v. Charpentier Vie de Socrate.

cken vielfältig dieſes Geiſts Socratis, und ſeine beyde vornehmſten Schüler Plato und Xenophon, wiſſen uns in ihren Schriften vieles davon zu erzehlen, wiewohl ſie ebenfalls bloß einer Stimme gedencken, die ihn ſoll gewarnet haben. Daher Apulegi Vorgeben, daß Socrates dieſen Geiſt, oder einige von ihm gegebene ſichtbahre Zeichen geſehen, von ſelbſt hinweg fällt. Die Gelehrten wiſſen nicht, was ſie aus des Socratis Geiſt machen ſollen. Die meiſten zwar ſtehen in den Gedancken, es ſey ſein Genius geweſen, der ihm, weil er ein Tugendhaffter Mann war, viele Dinge entdecket und offenbahret. Wobey es einmahl hauptſächlich auf die Auſſage Socratis ſelbſt, und zum andern auf gewiſſe Begebenheiten ankommt, da er etwas entdecket, welches er ohne Beyſtand eines Geiſtes nicht hätte wiſſen können. Was ſeine eigene Auſſage betrifft, ſo iſt nicht zu vermuthen, daß er als ein aufrichtiger Philoſophus, ſeinen Schülern mit Prahlereyen und Lügen ſolte vorgegangen ſeyn. Dennoch hat er ſich auch niemahls erklähret, wofür er dieſen ſeinen Geiſt halte, oder von andern wolte gehalten wiſſen. Plato und Xenophon ſagen bloß, er habe eine Stimme gehöret, wiewohl mit dem Unterſcheid, daß Plato fürgiebt, dieſe Stimme habe ihn nur gewarnet, und dieſes oder jenes zu unterlaſſen befohlen. Xenophon hingegen will, ſie habe ihm angedeutet was er thun ſolle. (*) Dieſe verſchiedene Nachrichten, welche von zween Schülern Socratis herrühren, legen

(*) Charpentier l. c.

wenigſtens ſo viel an den Tag, daß er ſich darüber nicht deutlich gnug müſſe erklähret haben. Und das iſts, was Plutarchus (*) ausdrücklich meldet, nemlich Socrates habe ſich darüber niemahls erklährt, ob er gleich deswegen von Simmia befragt worden. Darum mag man nicht unbillig muthmaſſen, er habe mit Fleiß an ſich gehalten, weil er von dieſem ſeinen Geiſt nicht in eigentlichem Verſtande geredet, und ſelbſt ihn nicht für einen beſondern Geiſt gehalten, welches wir bald mit mehrern vernehmen werden. Die Geſchichte, welche beweiſen ſollen, daß ein beſonderer Geiſt dem Socrati viel Dinge offenbahret, beweiſen ſolches noch lange nicht. z. E. Wenn er nach einer verlohrnen Schlacht mit einigen Freunden auf der Flucht war, und zu ihnen ſagte, es wäre ihm angezeigt worden, ſie ſolten nicht auf dem Wege bleiben, den die meiſten ihrer Lands-Leute genommen, wodurch ſie dann auch ihr Leben gerettet, indem die andern, ſo auf dieſem Wege blieben, von dem ſie verfolgenden Feind mehrentheils nieder gemacht worden; So war es eine Sache, die er aus gewiſſen Umſtänden konte gemuthmaſſet, oder nur von ohngefehr errathen haben. Und von gleicher Beſchaffenheit iſt es, wenn er vorher ſagte, daß die Flotte, die die Athenienſer nach Sicilen ſchickten, würde unglücklich ſeyn, und ſolches auch eintraff. Timarchus hatte ſich nebſt einem guten Freund vorgenommen, daß ſie ihren gemeinſchafftlichen Feind umbringen wolten. Des Abends da es geſchehen

(*) De Genio Socratis.

geſchehen ſolte, war Socrates mit dem Timarcho in Geſellſchafft, und als Timarchus einige mahl davon gehen wolte, mit dem Verſprechen, bald wieder da zu ſeyn, ſo rieth ihm Socrates, er ſolte da bleiben, und bewog ihm alſo zweymahl, daß er blieb. Endlich ſtohl er ſich heimlich weg, ſein Vorhaben aber gerieth übel. Daher, als man ihn zum Tode führete, ſagte er zu ſeinem Bruder, daß er ſtürbe, weil er dem Socrati nicht hätte folgen wollen. Wer weiß, ob Socrates um den geheimen Anſchlag des Timarchi nicht Wiſſenſchafft gehabt, und ihn deshalb zu bleiben genöthigt, damit er ihn davon zurück halten möchte. Oder vielleicht hat ihn Socrates nur aus Höflichkeit zu bleiben genöthigt, woraus man den falſchen Schluß gemacht, er müſſe durch ſeinen Geiſt von des Timarchi Anſchlägen Nachricht bekommen haben. Einsmahls wolte Socrates nicht durch eine gewiſſe Gaſſe gehen, ſondern kehrete wieder um, mit dem Vorgeben, ſein Geiſt wiederriethe es ihm. Einige aus der Geſellſchafft kehreten ſich daran nicht, ſondern giengen mit Fleiß durch dieſe Gaſſe, und wolten ſehen, wie es ablauffen würde. Darauf begegnete ihnen eine Heerde Schweine, die voller Koth waren, und weil ſie ſehr gedrang giengen, und die gantze Gaſſe einnahmen, dieſe vorwitzige Leute ziemlich beſudelten, worüber ſie von den andern ausgelacht wurden. Mich wundert aber, warum ſie ſo thöricht geweſen, und nicht ſo lange in ein Hauß getreten ſeyn, biß die Schweine vorüber waren. Das muß auch ein ſehr ebener

Geiſt

Geiſt geweſen ſeyn, der nicht einmahl leiden wollen, daß Socrates von den Schweinen beſudelt würde. Es ſcheint aber, man habe dieſe letzte Geſchichte nur zur Kurtzweil erdichtet. Alle übrige Hiſtorien, womit man des Socratis Genium erweiſen will, ſind ſo beſchaffen, daß man beym erſten Anblick gewahr wird, er habe dasjenige, was er vorher geſagt, entweder aus gewiſſen Umſtänden gemuthmaſſet, oder ſein vorherſagen ſey nur von ohngefehr eingetroffen. Indeſſen weil er mannigmahl Dinge vorher ſagte, ſo werden ſeine Schüler, die nicht bedachten, daß es damit gantz natürlich zugehen können, in ihn gedrungen haben, daß er ihnen ſagen möchte, woher er etwas vorher wiſſen könne. Da mag er anfänglich im Schertz ſich auf einen Geiſt, der es ihm eröffnete, beruffen, heimlich aber ſeine Geſchicklichkeit und durchdringendes Naturell, dadurch verſtanden haben. Es würde groſzprahleriſch heraus gekommen ſeyn, wenn er ſolches ſeinem vortrefflichen Verſtand zugeſchrieben hätte. Weil er nun ein Feind der Groſzſprecherey war, und dieſes Laſter an andern Welt-Weiſen zum öfftern tadelte, ſo wolte er ſich auch mit ſeinem geſchickten Verſtand nicht breit machen, ſondern alles lieber einem andern Geiſt beymeſſen, der es ihm eröffnete. Und alſo legte er dasjenige einem erdichteten Genio bey, was bloß von ſeinem Verſtand und Geſchicklichkeit herkam. Hätte Socrates ſtets einen warnenden Schutz-Engel um ſich gehabt, warum warnete ihn derſelbige nicht für dem

gröſten Unglück, das ihm begegnet iſt, da er nemlich Gifft zu nehmen gezwungen ward, und alſo eines gewaltſamen Todes ſterben muſte? Uberdem iſt nicht abzuſehen, wie ein endlicher Geiſt zufällige Dinge vorher wiſſen könne. Will man ſagen, er könne ſie muthmaßlich errathen, ſo konte Socrates dieſes vielleicht eben ſo gut. Daher ſchlieſſe ich, der Geiſt Socratis ſey nichts anders geweſen, als ſein natürlicher Verſtand, welchen unter andern Xenophon (*) ungemein erhebt, wenn er ſchreibt: Socrates habe einen ſolchen durchdringenden Verſtand gehabt, daß er in Unterſcheidung des Guten und Böſen niemahls geirret, auch nicht anderer Leute dazu nöthig gehabt, ſondern von ſelbſt im Stande geweſen, alles gnugſam einzuſehen, u. ſ. w. Wenn man auch endlich noch merckt, wie es bey den Alten nichts ungewöhnliches geweſen, den Verſtand des Menſchen, oder ſeine Natur, einen Geiſt oder Engel (Dæmonem) zu nennen, ſo wird dadurch meine Meynung von dem Dæmone Socratis nicht wenig beſtättiget.

Es haben ſich nachhero noch mehr Leute gefunden, die ſich eines vertraulichen Umgangs mit einem beſondern Geiſt gerühmet. Von Plotino berichtet Porphyrius (**) er habe einen Schutz-Geiſt von höherm Grad als andere Menſchen gehabt, ſintemahl derſelbige nicht ein Geiſt, ſondern gar ein GOtt geweſen, den er auch einsmahls zu Rom in dem Tempel der Iſidis beſchworen,

(*) De dictis & factis Socratis lib. 4. in fine.
(**) In Vita Plotini cap. 10.

ſchworen, daß er ſich in Gegenwart eines Egyptiſchen Philoſophi, habe müſſen ſehen laſſen. Diß iſt eine Handgreiffliche Fabel, die ſich kein vernünfftiger Menſch wird aufbürden laſſen. Wilhelmus Poſtellus, gleichwie er ſich göttlicher Offenbahrungen rühmete, ſo gab er auch für, daß er mit dem Engel Raziel, welcher Adams Lehr-Meiſter geweſen, gantz vertraulich umgienge, und ihm von ſelbigem viele Dinge offenbahret würden. (*) Poſtellus war ein Mann, der ſich mit vielen närriſchen Phantaſien ſchleppete, ſo daß auch die Inquiſition zu Venedig von ihm urtheilte, es müſſe ihm an der geſunden Vernunfft fehlen: weswegen man auch ſeinen Umgang mit dem Engel Raziel unter ſeine thörichte Eilbildungen zu rechnen hat. Von Facio Cardano erzehlet deſſen Sohn: (**) Es habe derſelbige 28. Jahr lang einen geheimen Ætheriſchen Geiſt beſtändig um ſich gehabt, welcher währender Zeit ihm allemahl wahrhafftige Antwort gegeben: Nachdem er aber dieſen Geiſt von ſich gejagt, ſey er zwar ohngefehr noch 5. Jahre lang, mannigmahl wiederkommen, habe aber lauter falſche Antwort gegeben. Als dieſer Cardanus mit dem Geiſt noch in guter Freundſchafft ſtund, ſo brachte derſelbe zuweilen noch andere Geiſter mit ſich. Einmahl ſollen ihrer ſieben zugleich erſchienen ſeyn, mit welchen Cardanus von vielen wunderbahren Dingen diſputiret,

und

(*) v. Walchs Philoſoph. Lexicon Tit. Genius.

(**) Hieronymus Cardanus de Varietate Rerum, lib. 16. cap. 43.

und von ihnen viele geheime Sachen aus des Averrois Büchern gelernet. Der Sohn Hieronymus Cardanus, giebt in ſeiner eigenen Lebens-Beſchreibung auch einen beſondern Genium für, den er bald will gehöret, bald mit ihm im Traum zu ſchaffen gehabt, haben. Jedoch iſt er ſeiner Sache nicht gewiß, und zweiffelt, ob er einen habe oder nich,t oder ob es nicht ſeine eigene vortreffliche Natur ſey. Zuletzt geſtehet er frey heraus, daß er keinen Geiſt oder Dæmonem habe, wenn er ſchreibt: (*) Ego certe nullum Dæmonem aut Genium mihi adeſſe cognoſco. Welches man ihm am erſten glauben wird, wenn man bedenckt, woraus er anfänglich geſchloſſen, daß er einen Genium habe. Wenn etwa eine Thüre aufgieng, oder indem ſie der Wind bewegte, einen Laut von ſich gab, oder wenn er etwa eine Stimme hörete, die er nicht wuſte woher ſie kam, ſo muſte alſobald ſein Genius vorhanden ſeyn. Es iſt aber gut, daß er ſich nachhero eines beſſern bedacht. Thomas Campanella will uns überreden, daß wann ihm ein Unglück bevorgeſtanden, er entweder wachend oder ſchlaffend eine Stimme gehört, die ihn mit Nahmen geruffen, zuweilen auch noch andere Worte hinzugeſetzt, die er aber niemahls recht verſtehen können. (**) Ich glaube dem guten Campanella mag ſolches einigemahl im Schlaff ſo vorgekommen ſeyn, oder wenn er ja gewacht,

(*) De Variet. Rerum lib. 16. C. 43.
(**) v. Campanell. de Senſu rerum & Magia. lib. 3. Cap. 10.

gewacht, ſo wird er wachend geträumet haben. Wenn Julius Cæſar Scaliger ſich auch eines geheimen Geiſtes rühmet, der ihn allemahl zum ſchreiben antriebe, auch die zur Arbeit nöthige Erkenntniß und Erleuchtung in ihm erweckte, ſo ſcheinet es, daß dieſer hochmüthige Gelehrte dadurch ſeinen Verſtand und Geſchicklichkeit wolle verſtanden wiſſen. Man mag überhaupt von allen dieſen Gelehrten, welche ſich eines geheimen Geiſtes gerühmet, urtheilen, daß, da man bey ihnen eine ſtarcke Einbildungs-Krafft wahrnimmt, ſie dadurch verleitet worden, daß ſie ihren Genium gehört zu haben, glaubten. Zum theil mögen ſie ſolches auch bloß erdichtet, und dabey das Exempel Socratis für Augen gehabt haben, damit ſie auch für ſo groſſe und geſchickte Männer, als Socrates einer war, angeſehen und gehalten würden.

Die Juden geben für, es hätte ſchon Adam einen beſondern Engel, Nahmens Raziel gehabt, von dem er in mancherley Wiſſenſchafften und Künſten unterrichtet worden. Tophiel ſoll Sems Fürſteher geweſen ſeyn; und der Engel Zaphekel, des Noah. Der Geiſt Zadkiel, war Abrahams Fürſteher; und Gamael, des Simions. Jacobs Engel; heißt Pehel, und des Tobia, Raphael. Der Engel Cerviel, war Davids Führer; Salomonis Fürſteher aber, Michael. Des Joſephs, Joſua und Daniels Genius, ſoll der Engel Gabriel geweſen ſeyn u. ſ. w. (*) Ich habe hie-

bey

(*) Davon beſ. das gottloſe Buch Semiphoras und Schemhamphoras Salomonis Regis. & conf. Reuchlinum de Cabbala pag. 741.

bey nichts mehr zu ſagen, als daß dieſes eitele Jüdiſche Träume ſind, womit vernünfftige Leute nichts zu ſchaffen haben.

Wir kommen endlich auf andere Beweiß-Gründe, welche erhärten ſollen, wie ein jeder Menſch ſeinen beſondern Schutz-Engel habe. Viele unſerer GOttes-Gelehrten laſſen die Sache dahin geſtellt ſeyn, und wollen nichts gewiſſes beſtimmen, wie wir bereits oben vernommen. Der Seel. Lutherus aber ſoll der Meynung von den Schutz-Engeln beygepflichtet haben, weil er in dem gewöhnlichen Morgen- und Abend-Gebet ſich der Worte bedienet: **Dein heiliger Engel ſey mit mir** ꝛc. hieraus folgt nicht, daß er einem jeden Menſchen einen beſondern Schutz-Engel beygelegt; Sondern gleichwie, wenn David ſpricht Pſalm 34. 8. **Der Engel des HErrn lagert ſich um die her, ſo ihn fürchten, und hilfft ihnen aus:** Er damit nicht nur einen, ſondern viele Engel verſtehet, die ſich um die Frommen her lagern und ſie beſchützen; Alſo iſt Lutheri Sinn nicht, GOtt wolle dem Menſchen nur einen Engel zum Schutz ſchicken, ſondern ſo viel als es ihm gefällig iſt, und er für nöthig befindet. Geſetzt auch, er verſtehe hier nur einen eintzigen Engel, ſo dürffte es doch eben nicht derjenige Engel ſeyn, der einem jeden Menſchen von der Geburt an zum Schutz verordnet iſt, ſondern GOtt kan dem Menſchen bald dieſen, bald einen andern Engel zu ordnen, der ihn wieder des Satans Anläuffe beſchützet. Weil die Sache von den beſondern Schutz-En-

geln ſich aus der Vernunfft nicht ausmachen läſt, als welche davon wenig oder nichts zu ſagen weiß, ſo nimmt man ſeine Zuflucht zu der heiligen Schrifft. Und da ſollen zuerſt Jacobs Worte erhärten, daß es Schutz-Engel gebe, wann er 1. Moſ. 48. 16. ſpricht: **Der Engel, der mich erlöſet hat von allem Ubel, der ſegne die Knaben.** Welche Worte aber zu keinem Beweiß dienen, weil alle Umſtände geben, daß Jacob nicht von einem erſchaffenen Engel, ſondern von dem Meſſia, dem Sohn GOttes rede, indem er dieſen Engel GOtt an die Seite ſetzt, und ihm die Erlöſung von allem Ubel zuſchreibt, welche Paulus ausdrücklich für ein Werck GOttes erkennet 2. Timoth. 4. 18. So ſoll auch dieſer Engel die Knaben ſegnen, welches abermahls allein GOtt zukommt, der da verheiſſen hatte, die Ertz-Väter und ihre Nachkommen zu ſegnen. Wenn unſer Heyland Matth. 18. 10. ſich vernehmen läſt, **die Engel der Kinder ſehen allezeit das Angeſicht ſeines Vaters im Himmel,** ſo kan daraus nichts mehr geſchloſſen werden, als daß auch die Kinder unter dem Schutz der Engel ſtehen: nicht aber, daß ein jedes Kind ſeinen beſondern Engel habe. Der ſcheinbarſte Ort Heil. Schrifft findet ſich Apoſt. Geſch. 12. 15. allwo einige Jünger, nachdem ihnen von einer Magd hinterbracht ward, daß Petrus vor dem Thor ſtünde, ſolches nicht glauben wolten, weil ſie wuſten, daß Petrus im Gefängniß war, ſondern vielmehr urtheilten, es müſte Petri Engel ſeyn. Hieraus

läſt

läſt ſich ſchlieſſen, wie dieſe Leute den anklopffenden für Petri Engel oder Schutz-Geiſt gehalten. Hier wollen einige, inſonderheit Spanhemius, das Wort Engel durch einen Bothen oder Geſandten erklären, gleich als wenn man vermuthet, es ſey ein Bothe von Petro, der vor der Thüre ſtünde. Man mag aber wohl dem Wort Engel ſeine gemeinſte Bedeutung laſſen, und dadurch einen guten Geiſt verſtehen: Wenn man nur mercket, wie die allhier verſammlete Chriſten mancherley Irrthum hegten. 1) Hielten ſie den anklopffenden für Petri Engel, da es doch Petrus ſelbſt war. 2) Hielten ſie die Rhode für unſinnig, weil ſie wolte Petri Stimme gehöret haben, ob ſie ſchon darin recht hatte, und nichts weniger als unſinnig war. 3) War es auch ein Irrthum, daß ſie den anklopffenden für einen Geiſt hielten. Denn wäre es ein Geiſt geweſen, hätte er nicht nöthig gehabt erſt an zu klopffen, und zu begehren eingelaſſen zu werden, ſondern er würde ohnedem wohl zu ihnen hinein gekommen ſeyn. Da nun dieſe Leute ſo viele Irrthümer begiengen, ſo mag man es auch füglich für einen Irrthum halten, wenn ſie der Jüdiſchen Meynung zu Folge beſondere Schutz-Engel glaubten, und den anklopffenden nicht für Petrum ſelbſt, von welchem ſie wuſten, daß er im Gefängniß war, und zwiſchen 2. Kriegs-Knechten mit 2. Ketten gebunden lag, ſondern für deſſen beſondern Engel hielten. Folglich hätte man die Sache als eine irrige Meynung anzuſehen. Mir gefällt hiebey die Erklährung

der Tübingiſchen Bibel auch nicht übel, welche aus folgenden Worten zu erſehen: Wir ſind faſt in den Gedancken, daß durch dieſen Engel weder Petri Bothe, noch ſein Schutz-Engel, von welchem ſonſt die H. Schrifft nichts weiß, und vielmehr das Gegentheil lehret, zu verſtehen ſey; Sondern eben der Engel, der ſchon zuvor und oben cap. 5. 19. Petrum mit den übrigen Gefangenen aus dem Gefängniß geführet hat; welcher Geſchichte ſich dieſe Leute hier mögen erinnert, und ihn deswegen Petri Engel genennet haben, weil Petrus der vornehmſte dieſer Gefangenen war, und unter ihnen das Wort geführet hat, v. 29. Von dieſem mögen ſie etwas, Petri Erlöſung betreffend, zu vernehmen vermuthet haben, wie er denn würcklich durch ihn wieder errettet, und ſelbſt gegenwärtig war. Man erwehle ſich welche Auslegung man will, ſo werden ſich die beſondere Schutz-Engel der Menſchen aus dieſer Schrifft-Stelle nimmermehr erweiſen laſſen.

Demnach bleibt es ein verkehrtes Verfahren, wenn man ſeines Schutz-Engels nicht gewiß verſichert iſt, und ſich dennoch will Mühe geben, mit demſelben in genaue Bekanntſchafft zu gerathen. Zu dem Ende ſoll erſtlich aus der Geburths-Stunde des Menſchen, und der damahligen Conſtellation, der Nahme ſeines Genii erforſchet werden. Wozu Cornelius Agrippa vortreffliche Anleitung giebt.

Weiter

(*) Weiter muß man ſich nach der Natur dieſes Genii erkundigen, als wozu ebenfalls die Geburths-Stunde des Menſchen gebrauchet wird, und darauf dieſen Schutz-Geiſt durch allerhand Aberglaͤubiſche Gebethe, Characteres und naͤrriſche Ceremonien herbey ruffen, ſo wird er ſich in ſichtbahrer Geſtalt zeigen, und in allen Dingen guten Rath geben. (**) Waͤre dis nicht eine ſchoͤne Sache? Wann wir nur erſt gewiß wuͤſten, daß jeder Menſch ſeinen Schutz-Engel habe, und derſelbige ſich von denen vorwitzigen Menſchen durch allerhand theils laͤcherliche, theils gottloſe Ceremonien wolle zwingen laſſen, daß er erſcheine, und von allen Dingen Rede und Antwort gebe. Wer hat auch allenfalls den Menſchen die Macht gegeben, ſich dergleichen Herrſchafft uͤber Heil. Geiſter, die weit weiſer und verſtaͤndiger als ſie ſind, anzumaſſen? Sie koͤnnen dieſes Dominium nicht beweiſen, und deswegen ſind die Engel ihnen nicht zu gehorchen ſchuldig.

Die hohe Einbildung der Menſchen, die ſie von ſich ſelbſt haben, hat es dahin gebracht, daß man die Schutz-Geiſter gantz Sclaviſch tractiret, und ihnen die allerveraͤchtlichſte Verrichtungen aufgetragen hat. Dem Abt Theodoſio ſoll der Schutz-Engel ein Krancker-Waͤrter, Dominico ein Taffel-Decker, Homobono ein Waͤſcher, Iſidoro ein Bauren-Knecht, dem Capuciner Fe-

(*) De Philoſoph. occulta lib. 3. Cap. 26.
(**) v. Richteri Conſiderationes Magico-Theurgic. de Conciliatione Spiritum §. 10.

lici ein Eſel-Treiber, Stanislao ein Poſtilion, Bernhardo ein Artzt, Cujetano ein Koch, Wandragiſillo ein Mund-Koch, Baſilidi ein Weg-Weiſer, Dorotheæ ein Gärtner, Franciſco ein Spielmann, Joh. Angelo ein Balbierer, Deodomo ein Diener beym Altar, Wenceslao ein Secundante, und Ambroſio ein Præceptor geweſen seyn. (*) Doch hat man ſich auch für ihnen zu hüten, weil ſie ihre Clienten mannigmahl mit derben Maulſchellen abweiſen. (**) Sie meynen es aber dem ohngeachtet mit ihren Untergebenen, ob ſie auch noch ſo gottloß ſind, recht gut. Denn als Noah mit den Seinigen in den Kaſten gegangen war, ſo muſte GOtt eigenhändig den Kaſten zuſchlieſſen, und den Schlüſſel zu ſich nehmen, damit die Engel, welche der Menſchen gute Freunde ſind, wenn ſie den Schlüſſel gehabt hätten, nicht ein jeder Schutz-Engel ſein Pflege-Kind hinein ſalviret hätte. (***) So gehts, wann man Dinge erdichtet, muß man ihnen etwas zu thun geben, ſolten es auch nur lächerliche Verrichtungen seyn. In der Römiſchen Kirche haben ſich Gelehrte gefunden, welche ihren Schutz-Engeln Bücher dedicirt und zugeſchrieben haben. So hat z. E. Franciſcus Vaſſor die Orationes Sacras ſeinem Schutz-Engel, und Caſpar Schott den dritten Theil der Magie Univerſalis ſeinem Genio, oder wie die Worte

(*) v. Ehrenbergers allerhand dem Worte GOttes zuwieder lauffende Erzehlungen. Part. I. p. 448.
(**) Id. ibid. p. 448.
(***) Idem ibidem pag. 449. 450.

Worte lauten, Sanctiſſimo Angelo Tutelari ſuo zugeeignet. Dergleichen Zuſchrifften der Bücher ſind nicht zu billigen, weil man keine Verſicherung hat, daß ein jeder Menſch mit einem Schutz-Engel verſehen ſey. Es iſt ſo ungereimt, als wenn man dem groſſen Prieſter Johann ſeine Schrifften zueignen wolte, da kein Potentat auf dem Erdboden zu finden, der dieſen Titul und Nahmen führet.

Man redet und ſchreibt ſonſt auch vieles von gantz vertraulichen Geiſtern (insgemein Spiritus familiares genannt) die ſich in Geſtalt einer Weſpe, Fliege oder anderer kleinen Thiere um den Menſchen aufhalten, auch ſich wohl in Ringe, Cryſtallen, Gläſer, Schachteln und dergleichen ſollen einſchlieſſen laſſen, damit ſie nicht wieder davon ſchleichen mögen. Die Spiritus familiares der Finnen und Lappen ſollen meiſtentheils die Geſtalt einer Fliege haben, und von dieſen Völckern gemeiniglich in ledernen Säcken getragen werden. Sie haben aber nicht nur einen, ſondern viele dergleichen Geiſter zur Hand, welche ſie in ihrer Sprache Gan nennen, und ſchicken täglich einen davon aus, der ihren Feinden Schaden zufügen muß. Haben ſie keinen Feind, dem ſie ihre Geiſter auf dem Halß ſchicken können, ſo laſſen ſie ſie doch nicht müßig ſitzen, ſondern ſie müſſen Wind erregen, und dadurch Schaden ſtifften. Mannigmahl müſſen ſie auf die nächſte Gebürge wandern, und die Felſen voneinander ſpalten, oder was ihnen ſonſt von ihren Herren zu thun befohlen wird.

(*) Theophraſtus Paracelſus ſoll allemahl einen Spiritum familiarem in ſeinem Degen-Knopff verſchloſſen und bey ſich geführt haben. Woher dieſe Sage entſtanden, davon iſt Naudæi Muthmaſſung, Paracelſus habe ſtets 2. oder drey Doſes von einer gewiſſen Artzney, die er Laudanum nannte, und womit er vortreffliche Curen verrichtete, im Degen-Knopff bey ſich gehabt, und daraus habe der irrige Wahn einen Spiritum familiarem gemacht. Der gleichfalls berühmte Medicus Petrus d' Apono ſoll 7. Geiſter in einem Cryſtall gehabt haben, von denen er die 7. freyen Künſte erlernet. (**) Dieſes haben ſonder Zweiffel ſeine Feinde von ihm erdichtet, da ſie ihn gern der Zauberey beſchuldiget hätten, wie ſie es dann ſo weit brachten, daß deſſen Bildniß nach ſeinem Tode verbrannt wurde. Man muß die Geiſter für einfältige Tropffen anſehen, wenn man ſie als tolle Menſchen einzuſperren gedenckt, oder als Sclaven in ein Gefängniß verſchlieſſen will, damit ſie nicht davon lauffen, und man ihres Dienſtes entbehren müſſe. Ich glaube, der Teuffel ſelbſt beſitze mehr Hochmuth, als daß er auf des Menſchen Begehren ſolte in ein Narren-Häußgen kriechen, und ſich darin verſperren laſſen. Es ſind dieſes nur thörichte Einbildungen der Menſchen. Weiß man dann nicht, daß ein Geiſt nicht kan verſperret und eingeſchloſſen werden? Warum glaubt man dann dergleichen Vorgeben? Ich

(*) v. Unterred. vom Reich der Geiſter Tom. 3. p. 104. ſeqq.

(**) v. Naud. Apolog.

Ich habe von dieſen vertraulichen Geiſtern, die ſich ſo gutwillig einſperren laſſen, noch etwas zu ſagen, nemlich daß ſie ſich von den Eltern auf die Kinder vererben, oder gar verkauffen und verſchencken laſſen. Von den Lapp-Ländern berichtet man, (*) daß ſie ihre vertraute Geiſter den Kindern im Teſtament vermachen. Und wem ſind nicht dergleichen Hiſtörchen bekannt, wie dieſer oder jener Menſch einen Spiritum familiarem in einem Gefäß verſchloſſen gehabt, ſelbigen aber, damit er ſeiner loß worden, an einen andern verſchenckt oder verkaufft habe? hält man die Geiſter, welche ſich auf dieſe Weiſe vererben, verſchencken oder verkauffen laſſen, für gute Geiſter, ſo ſage ich frey heraus, es ſtehe nicht in der Menſchen Gewalt, mit ihnen nach Belieben Handel und Gewerb zu treiben, wo man ſie nicht als abſolute Sclaven anſehen will. Zu ſolcher Sclaverey werden ſie ſich nimmermehr verſtehen, auch dazu von GOtt ihrem HErrn nicht Erlaubniß erlangen. Der höchſte HErr über alle Geſchöpffe hat zwar die Engel zum Dienſt der Menſchen verordnet, aber ihnen nicht die Freyheit gegeben, mit den Engeln ihres Gefallens zu ſchalten und zu walten, ſie zu verſchencken oder zu verkauffen; Sondern er ſelbſt ordnet ſie nach ſeinem Gutbefinden dem Menſchen zum Dienſt. Darum mag kein Engel durch Erbſchafft, Kauff- oder Schenckungs-Weiſe, von einem Menſchen auf den andern gebracht werden. Sind aber dieſe Spiritus familiares

(*) v. Unterred. vom Reich der Geiſter Tom. I. p. 132.

böſe Geiſter, wie man gemeiniglich glaubt, ſo bleiben noch viel wichtige Zweiffel übrig, ob ſie verſchenckt und verkaufft werden können. Einmahl iſt nicht glaublich, daß dieſe ſehr hochmüthige Geiſter, ſich dergeſtalt dem Menſchen ſolten unterwerffen, in ein Gefäß einſchlieſſen, und endlich ſich von einem zum andern herum ſchleppen laſſen. Man will es zwar damit wahrſcheinlich machen, daß der Teuffel aus keiner andern Abſicht mit ſich alſo umgehen laſſe, als damit er die Menſchen dadurch deſto feſter in ſeinen Stricken und Gewalt halten möge. Gleichwohl iſt nicht abzuſehen, was dem Teuffel dazu der Umſtand, indem er ſich in ein Narren-Häußgen einſperren läſt, nutzen ſolte. Er hält die Menſchen gefangen durch böſe Lüſte und gottloſes Weſen, und lencket ſie dadurch nach ſeinem Gefallen. So lange der Menſch in dieſen Stricken bleibt, und dem Satan Gehör giebt, iſt er hart genug gebunden, und es braucht keiner andern Feſſeln, weil dieſe ſtarck genung ſind. Wann aber der Menſch anfängt aus den Stricken des Satans nüchtern zu werden, ſo kan der Umſtand, daß er den Satan in leiblicher Geſtalt bey ſich hat, die Bekehrung dieſes Menſchen nicht hindern; Sondern wenn die Ketten der böſen Lüſte zerriſſen ſind, ſo fallen die andern von ſelbſt weg, und der Teuffel muß ſolchen Menſchen wieder ſeinen Willen frey laſſen. Weil alſo der Umſtand, da der Satan ſich dem Menſchen zu Dienſt einſperren, und zu allerhand Verrichtungen gebrauchen läſt, ihm keinen ſonderlichen Vortheil brin-

gen

gen kan, ſo iſt nicht glaublich, daß er ſich deſſen bedienen werde. Zwar kônte er dadurch ſo viel erhalten, daß, indem er dem Menſchen zu Dienſte iſt, und ihm zur Ausführung ſeiner böſen Lüſte getreulich hilfft, er ihm damit ſeine Feſſeln angenehm macht, und derſelbige deſto weniger Verlangen trägt, davon loß zu werden. Es ſtehet aber zu beſorgen, ein ſolcher Menſch werde wegen des vertraulichen Umgangs mit dem Satan, den er überdem täglich in ſichtbahrer Geſtalt ſiehet, deſto leichter und viel eher als andere, die des Satans Stricke, wodurch er ſie gefangen hält, nicht einmahl mercken, bewogen werden, ſeinen unglückſeeligen Zuſtand zu erkennen, und ein Verlangen überkommen, davon frey zu werden. Alſo würde dergleichen Verfahren des Satans ihm ſelbſt zum Schaden gereichen, und eben dasjenige, wodurch er den Menſchen in ſeiner Gewalt deſto feſter zu halten vermeynt, ihn am erſten wieder daraus reiſſen und loß machen. Welches aber der Teuffel, als ein liſtiger Geiſt wohl einſiehet. Darum ſolte ich meynen, er werde ſich kaum dieſes Mittels bedienen, um den Menſchen in ſeinen Stricken zu behalten, ſondern ſich bey ihm unvermerckt einſchleichen, und ohne daß er es einmahl weiß, ſeine Rolle ſpielen. Wenigſtens bleibt die Sache ſo lange ungewiß, biß man ſie durch unbetrügliche Exempel ausgemacht, woran es zur Zeit noch fehlet. Was man hier und dar davon erzehlet, ſind entweder Prahlereyen ſolcher Leute, die ſich damit groß machen wollen, oder Betrügereyen, die einige

Ge-

Gewinſt halber geſpielet, indem ſie eine Fliege oder andere Creatur für einen ſolchen vertraulichen Geiſt ausgegeben, um ihn theuer zu verkauffen. Die meiſten Hiſtorien davon ſind erdichtet, oder von gemeinen Leuten auf die Bahn gebracht, welche, wenn jemand bald reich wird, oder ſonſt für andern empor kömmt, in dem Wahn ſtehen, es müſſe nicht mit rechten Dingen zugehen, ſondern ein ſolcher einen Spiritum familiarem haben, der ihm dazu behülfflich geweſen. Die Erklährung, welche die Unterredungen vom Reich der Geiſter (*) von dem vererben, verkauffen und verſchencken der Geiſter geben, läufft ohngefehr darauf hinaus. Wenn ein gottloſer Vater einen gottloſen Sohn hat, ſo ſey kein Wunder, daß die Geiſter, welche die Herrſchafft über den Vater gehabt, auch über den Sohn, als einen freywilligen Sclaven, die Herrſchafft erhalten. Und da die Eltern Sclaven von dieſen Geiſtern geweſen, ſo könne dieſer elende Zuſtand durch die Erbfolge auf die Kinder und auf das gantze Geſchlecht abſtammen. Auch mögen die Geiſter, wenn ſie einmahl einer Perſon eigen ſind, auf andere gebracht, und um Geld weggegeben werden. Hieraus iſt zu erſehen, daß man das vererben, verſchencken und verkauffen der Geiſter, nicht im eigentlichen Verſtand nehme. Man kan auf vorgedachte Weiſe einem andern nichts überlaſſen, als was man eigenthümlich beſitzt, und

(*) Tom. 3. Stück 13. pag. 107. 108.

und in ſeiner Gewalt hat. Nun aber kan Niemand die Geiſter als ſein Eigenthum anſehen, folglich kan er ſie auch nicht andern nach Gefallen überlaſſen. Die Sache iſt vielmehr gantz umgekehrt, und der Menſch, der einen geheimen Geiſt hat, iſt der Erklährung zu Folge, deſſen Sclave und Eigenthum. Es hätte mit ſolchem Menſchen die Beſchaffenheit, wie mit einem leibeigenen Sclaven, deſſen Kinder ebenfals ſeines Herrn Leibeigen ſind. Auf dieſe Weiſe hinterläſt ein Menſch ſeinen Geiſt den Kindern nicht durch Erbſchafft, ſondern der Geiſt bekömmt die Herrſchafft über die Kinder, weil der Vater deſſen Sclave geweſen. Da offenbahret ſich nun deutlich, wie dieſes Vorgeben nicht beſtehen könne. Denn es iſt nicht glaublich, daß GOtt, der den Menſchen ſo viel Liebe und Gewogenheit beweiſet, dem Satan die Gewalt einräumen ſolte, ſeine Herrſchafft, die er über den Vater gehabt, ſich auch über die Kinder anzumaſſen. Ja, ſagt man, wenn aber die Kinder eben ſo gottloß als die Eltern ſind? Ich antworte, auf ſolchen Fall gerathen zwar die Kinder unter die geiſtliche Herrſchafft des Teuffels, aber daß ſie auch deswegen den Teuffel in leiblicher Geſtalt haben und behalten müſten, kan daraus nicht geſchloſſen werden. Bey dem verkauffen und verſchencken der Geiſter käme es darauf an, ob der, welcher einen Spiritum familiarem kaufft, oder zum Geſchenck annimmt, wiſſe, daß dieſer Geiſt der Teuffel ſelbſt ſey, oder nicht. Wenn er es nicht weiß, ſondern den Geiſt für einen guten

hält, ſo iſt wiederum nicht glaublich, daß GOtt dem Satan zugeben werde, ſich eine abſolute Herrſchafft über dem Käuffer zu zueignen. Denn weil ſolcher Menſch in der Unwiſſenheit ſteckt, wird ihn GOtt deswegen dem Satan zu einem Sclaven nicht übergeben. Wüſte aber der Menſch, daß, was er kaufft, oder geſchenckt nimmt, der leibhafftige Teuffel ſey, ſo traue ich keinen Menſchen die Verwegenheit zu, daß er ſich in deſſen Sclaverey kauffen ſolte, wobey er zuletzt den abſcheulichſten Lohn zu gewarten hat. Man ſehe die Sache von allen Seiten an, ſo finden ſich überall viele Zweiffels-Knoten, welche das vererben, verkauffen und verſchencken der Geiſter ungewiß und verdächtig machen.

Man legt endlich noch einem jeden Volck, Land, Stadt und Gegend, ja gar den Flüſſen und Brünnen, einem eigenen Schutz-Engel bey. Daher wenn die Heydniſche Römer eine Stadt belagerten, ſo rufften ſie zuvor den Schutz-Geiſt dieſer Stadt durch ein Carmen heraus, und verſprachen ihm gröſſere Ehre zu erweiſen, damit ſie ſolcher geſtalt den Belagerten ihren Schutz-Geiſt abwendig machen, und die Stadt deſto eher gewinnen möchten. Sie ſelbſt hielten die Nahmen der Schutz-Geiſter ihrer Städte ſehr geheim, damit ihnen von ihren Feinden nicht ein gleiches wiederfahren möchte. Der Kirchen-Lehrer Origenes war mit der Pythagoriſch-Platoniſchen Geiſter-Philoſophie ſo ſehr eingenommen, daß er allen Menſchlichen Aemtern und Würden einen beſondern Schutz-Geiſt zueignete.

nete. (*) Die Juden geben auch, gleichwie einem jeden Menſchen; alſo auch jedem Volck, Stadt und Land, ſeinen beſondern Schutz-Engel. Uberdem dichten ſie, es wären auf dem Erdboden 70. Nationen, und eine jede hätte ihren beſondern Schutz-Geiſt, welche Engel zuſammen unter einem höhern Engel, Nahmens Samael ſtünden. (**) In den jüngern Zeiten haben ſich gar einige unterſtanden, die Nahmen der Schutz-Engel der Provintzen zu beſtimmen. Carolus Fabri nennet z. E. den Schutz-Geiſt des Mayntziſchen Churfürſtenthums Michael, des Trieriſchen Gabriel, des Cöllniſchen Raphael, des Pfältziſchen Uriel, des Sächſiſchen Sealthiel, des Brandenburgiſchen Jedudiel, und des Königreichs Böhmen, als des 7ten Churfürſtenthums Ferechiel. (***) Claude Duret ein Frantzoſe will, Michael, der vormahls des Volcks GOttes Schutz-Engel geweſen, ſey nun der Frantzoſen Protector, und beſchütze ihr Reich wieder andere Geiſter und Engel der Monarchien. Denn als einsmahls die Spanier in einer gewiſſen Stadt den Michael mit abſcheulichen oder gottloſen Gebeten, oder vielmehr zauberiſchen Beſchwerungen angeruffen, daß er ſeine Protection dieſem Reich entziehen, und ihnen zuwenden wolle; habe der Engel geantwortet:

(*) v. Bruckers Fragen aus der Philoſ. Hiſtorie Tom. 4. pag. 1291.

(**) v. Lightfoot in Hor. Hebr. & Talmud. ad cap. 3. Lucæ.

(***) v. Gentzkenii Pneumatolog. pag. 11. 12.

tet: Nach Verfallung des Jüdiſchen Reichs wäre ihm die Verwaltung Franckreichs biß ans Ende der Welt anbefohlen, ſtünde alſo nicht in ſeiner Willkühr davon abzudancken. (*) Deswegen müſſen auch die Engel der Provintzen, Städte ꝛc. mannigmahl in Streit gerathen; denn wenn der eine ſeiner anvertraueten Provintz, zum Schaden einer andern einen Vortheil ſtifften will, ſo muß ſich nothwendig der Engel der andern Provintz wiederſetzen, wobey es ohne Handgemenge unter ihnen nicht abgehen kan. Der Leſer wundere ſich nicht, wenn ich hier von einem Handgemenge der Geiſter rede. Gibt es doch Leute, die uns den Streit Michaels mit dem Drachen nicht anders vorſtellen, indem ſie ſagen, es hätte in dieſem Streit ein jeder Engel einen böſen Engel gegriffen, zu Boden geworffen, übel tractirt, und endlich aus dem Himmel geſtoſſen. (**) Iſt das nicht ein kurtzweiliges Handgemenge der Geiſter? Was wir Dan. 10. v. 13. 20. leſen, will man ſich zu Nutze machen, und damit die Schutz-Engel der Länder, und Städte beweiſen. Es geben aber alle Umſtände, daß man in dieſen Schrifft-Stellen, durch den Fürſten des Königreichs Perſien, nicht einen Schutz-Engel dieſes Reichs zu verſtehen habe, ſondern einen böſen Geiſt, der die Könige in Perſien wieder das Jüdiſche Volck aufzubringen ſich bemühete. Daher auch Lutherus in der Rand-Gloſſe

(*) Ehrenbergers allerhand dem Worte GOttes ꝛc. zuwieder lauffende Erzehlungen. Part. 3. pag. 208. 209.
(**) Ehrenberger L. C. pag. 213.

Glaße ſchreibt: Es ſey ein Königlicher Hof-Teufſel geweſen. Dieſen wiederſetzte ſich der Engel, vermuthlich Gabriel, deſſen im vorhergehenden Meldung geſchicht, und behielt durch Beyſtand des fürnehmſten Fürſten Michaels, welcher kein ander, als der Sohn GOttes iſt, und der die Hertzen der Menſchen nach ſeinem Gefallen lencket, wieder den Satan den Sieg, alſo daß die Rathſchläge, welche dieſer böſe Engel den Königen in Perſien, wieder die Juden eingegeben, nicht ausgeführet, ſondern ihre Hertzen vielmehr zur Gnade gegen ſie gelencket wurden. Weil aber dieſer böſe Geiſt aufs neue die Könige in Perſien wieder das Jüdiſche Volck reitzete, ſo ſagt der gute Engel, v. 20. Er wolle hingehen, und wieder ihn ſtreiten, das iſt, ſich demſelbigen auf vorgedachte Weiſe wiederſetzen. Der Fürſt aus Griechen-Land, v. 20. iſt abermahls ein böſer Geiſt, der die Könige aus der Griechiſchen Monarchie, inſonderheit Antiochum Epiphanem, wieder das Jüdiſche Volck verhetzte. Auch dieſem wiederſetzte ſich Gabriel, und der Sohn GOttes Michael, der die Jüdiſche Kirche in ſeinem beſondern Schutz hatte, half ihm, wodurch alſo die Anſchläge dieſes böſen Geiſtes zu nichte wurden.

Man kan demnach nichts weiter aus dieſen Schrift-Stellen ſchließen, als daß die böſen Engel die Großen in der Welt wieder die Kirche GOttes aufzubringen trachten, die Guten aber ſich ihnen darinn wiederſetzen; Nimmermehr aber läßt ſich daraus erzwingen, daß denen Königreichen und Ländern gewiſſe Geiſter zum Schutz verordnet ſind. Die Verwegenheit derer, welche gar die Nahmen

der Schutz-Engel über die Provintzen und Länder wiſſen wollen, iſt billig auslachens würdig, weil ſie nicht den allergeringſten Beweis vor ſich haben, wo ſie nicht etwa zu einer alten Tradition oder geheimen Offenbarung ihre Zuflucht nehmen; welche Art zu beweiſen heutigs Tages nicht mehr gültig iſt.

24.
Von Geſpenſtern.

Da ich auf die Materie von Geſpenſtern komme, erinnere mich gleich Anfangs eines wunderlichen Verfahrens einiger Gelehrten, welche diejenigen, die keine Geſpenſter erkennen wollen, oder nur daran zweiffeln, alſofort für Atheiſten ausſchreyen. Man ſchließet alſo: Wer da zweiffelt, oder läugnet, daß der Teuffel einen Cörper annehmen, und darinn erſcheinen könne, der glaubt gar keinen Teuffel, folglich iſt er ein Atheiſt, und glaubt keinen GOtt. So raiſonniret beynahe ein gewiſſer unbekannter Autor.* Deſſen eigene Worte ich anführen will: Das iſt, ſchreibt er, der ſicherſte und gewiſſeſte Weg zum Teuffel, den Teuffel und die Geſpenſter nicht glauben; weil jedweder ſich dieſen Schluß gar leicht machen kan: Wer kein Geſpenſt und keine Geiſter nicht glaubet, der glaubet auch keinen Teuffel, und conſequenter keine Hölle

* Der Geheimen Unterredungen von der Magia Naturali. pag. 50.

Hölle nicht, er fürchtet keine Strafe nicht, und ſündiget in den Tag hinein. Und aus dieſen Principiis wird ein braver Epicuriſte, und conſequenter Atheiſte. Dieſer Schluß iſt ſo elend, daß man ſich deſſen billig zu ſchämen hat. Warum ſolte man nicht glauben können, daß es Teuffel gebe, ob man gleich leugnet, daß ſie in ſichtbarer Geſtalt erſcheinen? Der Schluß kommt mir ſo artig vor, als wenn ich ſagen wolte: Sempronius leugnet, daß das Thier Camæleon vom Winde lebt, E. glaubt er, daß dergleichen Thier nicht in der Welt ſey: Oder, Cajus leugnet, daß die Mutter-Pferde in Spanien, wie einige berichten, vom Winde empfangen; E. leugnet er, daß Pferde in der Welt ſeyn: Oder, Pomponius will nicht zu geben, daß der Vogel Strauß das Eiſen verdauen könne; E glaubt er, es ſey kein dergleichen Vogel in der Welt. Wer keine Erſcheinung der Teuffel in ſichtbarer Geſtalt erkennet, kan dennoch zugeben, daß der Satan geiſtlicher weiſe in die Seele würcke, und ſein Werck habe in den Kindern des Unglaubens. Weiter folgt auch nicht, daß wer keinen Teuffel glaubt, auch keinen GOtt glaube. Daß ein GOtt ſey, können wir aus unwiederſprechlichen Vernunffts-Gründen ſchließen; Allein daß es Teuffel giebt, wiſſen wir bloß aus der H. Schrifft. Nun kan jemand die H. Schrifft verwerffen, folglich auch keinen Teuffel erkennen: Dem ohngeachtet aber von der Exiſtentz GOttes aus andern Gründen überzeugt ſeyn. Man bildet ſich zwar ein, diejenigen, welche Geſpenſter leugnen, gäben

nur zum Schein Teuffel zu, damit ſie ſich nicht Verdruß und Widerwärtigkeit, oder noch was härterers, zu ziehen mögten; Das ſind aber bloße Muthmaßungen, die keinen ſichern Schluß abgeben, und damit iſt noch lange nicht ausgemacht, daß wer Geſpenſter lengnet, auch keinen Teuffel glaube, und folglich ein Atheiſte ſey. Ich meines theils werde mich dieſes Schlußes niemahls bedienen, damit ich keinem etwas zur Ungebühr aufbürde. Hoffe auch, mein Leſer werde mir gleiche Billigkeit wiederfahren laßen, und, wenn ich die Materie von Geſpenſtern, nicht nach ſeinem Sinn ſondern nach meiner Einſicht vortrage, daraus nicht folgern, daß ich keine Geſpenſter, oder welcher Schluß noch lächerlicher ſeyn würde, gar keinen Teuffel glaube.

Durch ein Geſpenſt verſteht man gemeiniglich eine geiſtliche *Subſtantz*, die einen Leib angenommen, und darin ſich ſehen, hören und fühlen läßt. Hiebey kommen unterſchiedene Umſtände zu erörtern vor, die ich, ſo weit mein weniges Erkenntniß in dieſer Sache reichet, der Länge nach unterſuchen will.

Die Erſte und Haupt-Frage komt darauf an: Ob eine geiſtliche *Subſtantz* könne nach Belieben einen Cörper an ſich nehmen, und darinn erſcheinen? Unterſuchen wir dieſe Frage nach den Gründen, die uns die Vernunfft und eine ungezweiffelte Erfahrung an die Hand giebt, ſo müſſen wir darauf antworten: Ein endlicher Geiſt könne ſich aus eigenen Kräfften keinen Leib bilden, worinn er erſcheinet. Wann

ſich

ſich der Leſer hier erinnert, daß ich Tit. 18. Von Lufft-Reiſen p. 401. 402. mich vernehmen laſſen, wie ich nicht geſinnet ſey, dem Teuffel das Vermögen einen Cörper anzunehmen, abzuſprechen, auch nicht leugnen wolle, er könne ſich einen Leib aus der Lufft formiren, ſo mögte er mich eines Wiederſpruchs beſchuldigen, indem ich dieſes hier wieder leugne. Ich geſtehe gern zu, daß ich mich daſelbſt nicht accurat genug ausgedruckt habe. Jedoch wird man mich auch entſchuldigen, wenn man bedencket, daß es der eigentliche Ort nicht war, wo ich dieſe Sache ausführlich hätte abhandeln können. Es war genug, wann ich zeigte, wie es dem Teuffel unmöglich ſey, einen ſchweren Cörper durch die Lufft zu führen, wenn er auch ſchon ihm ſelbſt einen Leib aus der Lufft, und denen darin befindlichen Dünſten, bilden könte. Das letztere habe ich an vorgedachten Ort noch nicht ausdrücklich leugnen wollen, weil ich es ſonſt weitläufftig hätte ausführen müſſen, und ich ohnedem die Teuffeliſche Lufft-Reiſen ſattſam wiederlegen konte. Was die Worte unſers Heylandes pag. 402. anlangt: **Ein Geiſt hat nicht Fleiſch und Bein, wie ihr ſehet, daß ich habe**; ſo ſolte es davon heißen, nicht, ſie bekräfftigen, ſondern ſcheinen zu bekräfftigen, daß ein Geiſt zwar einen ſichtbaren Leib, aber nicht einen ſolchen, der aus Fleiſch und Bein beſtehet, annehmen könne. Denn in der That bekräfftigen dieſe Worte nicht, daß ein Geiſt den Leib, worin er erſcheinet, ihm ſelbſt bildet, und aus eigenen Vermögen annimt, ſondern ſie wollen nur ſagen, die Leiber der erſchei-

nenden Geiſter wären den Menſchlichen Leibern, die aus Fleiſch und Bein beſtehen, nicht vollkommen gleich und ähnlich. Da ich im 21ten Abſchnitt klärlich dargethan, daß unſere Seele als ein Geiſt auf ihren Leib nicht würcken, folglich auch nicht die Bewegungen deſſelben natürlicher Weiſe bewerckſtelligen könne, ſo folgt daraus, daß ein anderer endlicher Geiſt, der mit unſer Seele gleiches Weſens iſt, aus eigenen Vermögen nicht einen Leib annehmen, auch keine Bewegung in den Cörpern hervorbringen könne. Ich ſchlieſſe ferner alſo: Wenn ein Geiſt das Vermögen hätte nach Belieben einen Cörper anzunehmen, müſte ſolches Vermögen auch unſer Seele zukommen. Da wir aber zur Gnüge verſichert ſind, daß unſere Seele ihren Leib, mit welchem ſie vereinigt iſt, nicht nach Belieben verlaſſen, noch weniger aber ſich einen andern Leib bilden, und denſelbigen annehmen kan, ſo müſſen wir von den übrigen Geiſtern ein gleiches ſchlieſſen, nemlich daß ſie keinen Cörper nach Belieben an ſich nehmen können. Wir wollen ſetzen, es käme einer Menſchlichen Seele die Luſt an, einen andern Leib, als den ſie bewohnet, anzunehmen. Auf ſolchen Fall müſte ſie eine Erkenntniß haben, wie es anzufangen, und der Leib zu bilden ſey. Wenn ſie nun die Art und Weiſe, wie die Bildung dieſes Leibes geſchehen müſte, nach allen Umſtänden ausgeſonnen, befinden ſie ſich doch nicht im Stande, ohne Beyhülffe ihres Cörpers die Arbeit zu beginnen, indem ſie durch ihr bloſſes Wollen nicht

das geringſte Sonnen-Stäublein bewegen, noch weniger einen Leib bilden kan. Davon iſt unſere Seele ſattſam überzeugt, welches einen neuen Beweiß giebt, daß ſie nicht die natürliche Urſache der Bewegung ihres Cörpers ſey. Könte ſie ihren Leib durch bloſſes Wollen in Bewegung bringen, würde es ihr auch leicht ſeyn, auf gleiche Weiſe andere Cörper in Bewegung zu ſetzen. Man wird zwar einwenden, weil die Seele mit ihrem Cörper gantz genau vereinigt iſt, ſo könne ſie auf denſelbigen würcken, nicht aber auf einen andern, mit dem ſie nicht vereinigt iſt, und ſie könne nicht eher auf einem andern Cörper würcken, biß ſie ihren eigenen verlaſſen hat. Das läſt ſich zwar einiger maſſen hören, aber es folgt doch nichts weiter daraus, als daß auf das Wollen der Seele, die ſolcher Geſtalt mit einem Leib vereinigt iſt, in dieſem Leibe gewiſſe Bewegungen erfolgen, welche die Seele intendiret. Wie will man aber damit erhärten, daß die Seele, wenn ſie von ihrem Leib getrennet iſt, andere Cörper bewegen könne? Da man nicht einmahl verſichert iſt, ob ſie die würckende Urſach der Bewegung ihres Cörpers ſey. Wann ſie auch würcklich ihren Cörper ſelbſt bewegte, könte man doch ſtarck zweifeln, ob ſie nach der Trennung von ihrem Leib, andere eben ſo wie dieſen bewegen könne, weil ſie mit denſelbigen nicht ſo genau als mit ihrem eigenen vereinigt iſt. Der Menſchliche Cörper iſt Organiſch, und ſo bald die Structur deſſelben in Unordnung geräth, alſo daß er zu ſeinen

Verrichtungen nicht mehr geſchickt iſt, muß ihn die Seele, wie ungern ſie auch davon ſcheidet, verlaſſen, und iſt nicht im Stande ihn länger zu beleben, oder deſſen verdorbene Structur wieder herzuſtellen. Die Urſach davon ſcheint keine andere als dieſe zu ſeyn, daß ſie auf den Cörper eigentlich nicht würcken kan, ſie würde ſonſt alle Kräffte anwenden, um denſelben in ſeiner ordentlichen Structur zu erhalten, weil ihr ſo viel daran gelegen iſt. Sie kan ja auch diejenigen Bewegungen ihres Leibes, die man motus voluntarios nennt. z. E. Die Verdauung des Magens, Chylification &c. weder fördern noch hindern, zu einem Beweiß, daß ſie nicht einmahl das Vermögen beſitzt, in allen Dingen auf ihren eigenen Cörper nach Belieben zu würcken. Ich wäre endlich nicht ungeneigt zu glauben, daß die Seele durch die Vereinigung mit dem Leib gehindert würde auf andere Cörper zu würcken, wenn ihr nur bewuſt wäre, wie ſie ſo wohl ihren eigenen als andere in Bewegung bringen, und wie ſie es damit machen müſte. Davon findet ſich in ihr nicht die geringſte Erkenntniß, und es iſt auch nicht glaublich, daß ſie dieſe Erkäntniß nach dem Abſchied von ihrem Leibe erſt erlangen werde, weil ſie ihr, da ſie noch würcklich einen Leib zu regieren hatte, ſchon höchſt nöthig war. Woraus klärlich abzunehmen iſt, wie die Seele nicht darum auf keine andere Cörper würcken könne, weil ſie noch mit einem vereinigt iſt, ſondern weil ihr die Würckung auf die Cörper unmöglich iſt. Wenn

man dieſes alles wohl erwegt, ſo wird man ohn-ſchwer erachten können, daß, da die Seele auf keinen andern Cörper würcken, ſie auch nach Belieben keinen annehmen könne, und da ſie die Bewegungen ihres Cörpers nicht würcken kan, es einem andern endlichen Geiſt ebenfalls unmöglich ſey, nach Belieben auf die Cörper zu würcken, und einen Leib anzunehmen.

Wann ehedem jemand die Würckung der Geiſter auf die Cörper leugnete, ſo muſte er damit zugleich alle Geſpenſter aufheben. Allein man darf nur ſetzen, weil es möglich iſt, daß auf das Wollen eines Geiſtes in einem ihm zugeſellten Leibe gewiſſe Bewegungen erfolgen, daß GOtt entweder unmittelbar einen Leib bilde, oder durch eine Folge vieler vorhergegangenen Bewegungen einen ſolchen natürlicher Weiſe hervorbringe, worin ſich die Geiſter ſehen, hören und fühlen laſſen; So haben wir Geſpenſter, obſchon die Geiſter eigentlich auf die Cörper nicht würcken können.

Es finden ſich zweyerley Geiſter, nemlich gute und böſe, und man pflegt insgemein nicht die Erſcheinung der guten, ſondern der böſen, Geſpenſter zu nennen. Gleichwie wir aber den Unterſcheid zwiſchen guten und böſen Geiſtern allein aus der heil. Schrifft wiſſen, alſo müſſen wir auch, was von Erſcheinungen der Geiſter darin vorkommt, zu erklären bemühet ſeyn. Wann ſie der Erſcheinung guter Engel gedenckt, ſoll man es alſo verſtehen, daß GOtt ihnen, wann er ſie zu Boten an die Menſchen gebraucht, einen

nen

nen zum Theil organiſchen Leib zugeſellet, und denſelben alſo eingerichtet, daß darin, dem Willen des ihm zugeſellten Geiſtes zu folge, dieſe oder jene Bewegungen erfolgt ſind, z. E. daß er geredet, ſich von einem Ort zum andern verfügt, und was dergleichen mehr iſt. Ich ſage mit Fleiß, der Leib, welchen GOtt den Engeln zugeſellet, ſey nur zum theil organiſch, weil es nicht nöthig iſt, daß er in allen Stücken mit dem organiſchen Cörper eines Menſchen übereinkomme. Einmahl ſind dabey die Gefäſſe nicht nöthig, welche zur Ernährung des menſchlichen Leibes gehören, weil der Leib der Engel nicht lange beſtehen darf, ſondern bald wieder abgelegt wird. Wenn die Commiſſion eines Engels nur dieſe iſt, daß er den Menſchen etwas kund macht, ſo iſt es ſchon gnug, wenn die innerliche Structur ſeines Leibes ſolche Werckzeuge hat, die zu Hervorbringung einer Rede nöthig ſind. Soll er aber gröſſere Thaten ausüben, als z. E. die Engel, welche alle Erſtgeburt in Egypten ſchlugen, oder in dem Heer des Königs Sannheribs in einer Nacht viel 1000. Menſchen umbrachten, ſo war zu dieſer Verrichtung ein weit künſtlicher, und zur Bewegung geſchickterer Leib, als der menſchliche Cörper iſt, nöthig, weil ſie ſonſt dadurch dieſe groſſe Thaten nicht hätten ausrichten können. Daher auch GOtt einen oder mehr Engeln, wie zu vermuthen ſtehet, einen dergleichen geſchickten Leib wird zugeſellet haben. Ich erinnere noch dieſes, wie ein ſolcher Leib eben ſo grob nicht ſeyn dürffe, als der

menſch-

menſchliche Cörper iſt. Jedoch ſoll man ihm nicht ſo ſubtil machen, daß er ohnbeſchadet durch Wände und Mauren dringen könne: Wovon nachhero noch etwas wird zu gedencken ſeyn.

Hier möchte manchen bedencklich fallen, daß GOtt allemahl ſelbſt den Leib, worin die Engel erſcheinen, und ihre aufgetragene Verrichtung bewerckſtelligen, bilden muß. Einige möchten dieſes gar als eine neue Schöpffnung und Wunder-Werck anſehen. Damit aber ihnen dieſer Zweiffel benommen werde, iſt zu mercken, wie es gleich viel ſey, ob der Engel, welcher erſcheinet, ſelbſt, oder GOtt ihm den Leib formire. Wenn es auf den erſten Fall keine neue Schöpffung iſt, ſo wird es im andern Fall, da es GOtt ſelbſt thut, auch keine neue Schöpffung ſeyn. Erſchaffen heißt eigentlich etwas aus nichts machen. Das geſchicht hier nicht, ſondern GOtt bildet dieſe Leiber aus einer bereits vorhandenen Materie. Vielleicht aber müſte es doch ein Wunder-Werck heiſſen weil GOtt dabey unmittelbar würckt. Ich bin es zu frieden, man nenne es ein Wunder-Werck oder nicht. Glauben doch einige Carthesianer, GOtt würcke alle Bewegungen der Cörper unmittelbar, und füllen dadurch die Welt mit unzehlichen Wundern an. Man könte gleichwohl die Sache, dem Syſtemati Harmoniæ Præſtabilitæ zu folge, alſo erklären, daß die Leiber worin die Engel erſcheinen, natürlicher Weiſe hervorgebracht würden, indem GOtt, welcher die Folge der Dinge in der Welt vollkommen eingeſehen,

ehe

ehe er dieſelbige erſchaffen, deswegen ſie alſo eingerichtet, daß zu der Zeit, wenn er vorhergeſehen, daß die Erſcheinung eines Engels nöthig, ein darzu gehöriger Leib durch die Natur der Cörper und eine Folge vieler vorhergegangenen Bewegungen, deren immer eine in der andern gegründet iſt, gebildet werden müſte. Man kan hier das Gleichniß anbringen, welches ſich Jaquelot zur Erklärung der Harmoniæ Præſtabilitæ bedienet hat. Er ſetzet, es könte jemand eine Machine verfertigen, die Vermöge der Art ihrer Zuſammenſetzung zu mancherley Verrichtungen eines Menſchlichen Cörpers geſchickt iſt. Wüſte nun der Künſtler vorher, zu welchen Verrichtungen dieſe Machine ſolte gebraucht werden, könte er ſie darnach einrichten, daß ſie accurat dasjenige bewerckſtelligte, was man von ihr verlangt. Nun iſt kein Zweiffel, daß GOtt eine ſolche Machine machen könne, und da er vorher gewuſt, wenn die Erſcheinung eines Engels geſchehen ſoll, ſo könte er die Ordnung der Cörperlichen Dinge und ihre Bewegungen alſo eingerichtet haben, daß zu der Zeit, wenn ein Engel erſcheinet, ein dazu nöthiger Cörper durch die darnach eingerichtete natürliche Kräffte entſtehen, und derſelbige dasjenige verichten muß, was der darin erſcheinende Engel begehrt und haben will. Und hieraus iſt Sonnen klar, daß man wohl Erſcheinungen der Geiſter zugeben könne, ob man ihnen gleich nicht das Vermögen zugeſtehet auf die Cörper zu würcken.

Ich habe mich oben No. 21. erkläret, wie

ich noch zur Zeit keines von den drey bekannten Syſtematibus, wodurch man die Vereinigung zwiſchen Seel und Leib erklären will, annehmen könne. Daraus ſoll man nicht folgern, daß ich daher alle Erſcheinungen der Geiſter leugnen müſte. Ein ſolcher Schluß wäre gewiß höchſt ungereimt. Ich bin ja mit allen Menſchen völlig überzeugt, daß in meiner Perſon ein Geiſt und ein Cörper vereinigt iſt, und mein Leib dasjenige verrichtet, was der Geiſt von ihm fordert, ob ich gleich nicht ſagen kan, was es mit dieſer Vereinigung für eine Beſchaffenheit hat. Folglich muß ich den Satz von der Vereinigung eines Geiſtes und Leibes nicht allein für möglich, ſondern auch für würcklich erkennen. Ich kan alſo nicht in Abrede ſeyn, daß die Geiſter in ſichtbarer Geſtalt erſcheinen, und durch ihren zugeſellten Cörper mancherley Dinge ausrichten können, ob ich gleich nicht weiß, wie es damit zugehet.

Mit den Erſcheinungen der guten Engel wird es alſo wohl ſeine Richtigkeit haben. Wir müſſen weiter ſehen, ob auch die böſen, eben wie die guten, erſcheinen können. Hieauf kommt das Haupt-Werck von den Geſpenſtern an, ſintemahl man dieſelbige nicht für gute, ſondern böſe Geiſter hält. Ich meines theils finde dabey keine Schwierigkeit. Denn da GOtt denen guten Engeln einen Leib zugeſellt, ſo iſt kein Zweiffel, er könne auf gleiche Weiſe auch den böſen einen zugeben, worin ſie erſcheinen, ſich ſehen, hören und fühlen laſſen. Es iſt aber eine andere Frage, ob es GOtt auch thun wolle? Wann die

guten

guten Engel erſcheinen, geſchicht es zu einem guten Endzweck. GOtt ſelbſt ſendet ſie, und gibt ihnen einen Leib zu, worin ſie ausrichten, was ihnen befohlen iſt. Wann die böſen Engel erſcheinen, iſt ihre Abſicht allemahl zum böſen, und dem Menſchen zum Schaden gerichtet, woher es ſcheinen möchte, GOtt würde ihnen zur Beförderung ihrer böſen Abſichten keinen Leib zugeſellen, damit er nicht an dieſem böſen theil nehmen möchte. Dieſer Zweiffel iſt leicht zu heben. In der gemeinen Meynung von Geſpenſtern, da die Geiſter ſich ſelbſt einen Leib bilden, geſtehet man zu, daß der Satan ohne GOttes Zulaſſen keinen Leib annehmen, und darin erſcheinen dürffe. Daher ſcheinet es eben ſo wohl, als wenn GOtt an dem böſen theil hätte, das die Teuffel durch ihre Erſcheinungen ſtifften, dieweil er ſie nicht hindert, ſondern zuläſt. So wenig aber man dem lieben GOtt das böſe, welches die Teuffel ausüben, zurechnen kan, weil er es zuläſt: Eben ſo wenig kan man ſagen, daß er daran Theil habe, weil er ihnen zu ihrem Vorhaben den Leib bildet. GOtt hat der Menſchlichen Seele einen Leib zugeſellet, durch deſſen Hülffe ſie allerhand böſes ausübt. Niemand aber wird ihm deswegen die Schuld beymeſſen, als ob er ihr dadurch zu ihrer Boßheit behülfflich ſey, oder gar Theil daran nehme. Legen doch einige Charteſianer wie alle Bewegung der Cörper, alſo auch die ſündliche Bewegungen des Menſchlichen Leibes, GOtt ſelbſt bey, und glauben, daß ſolches ſeiner Heiligkeit im geringſten nicht

nicht ſchade, und man ihm deswegen das böſe, welches ſich in dieſen Bewegungen findet, nicht zurechnen könne. Sie haben ſonder Zweiffel recht. Es iſt keine Bewegung an und vor ſich ſündlich, ſondern gewiſſe Bewegungen des Menſchlichen Leibes ſind deswegen ſündlich, weil ſie die Seele GOttes Geſetz zuwieder verlangt, und daran ein Gefallen trägt. Alſo würcket zwar GOtt, nach dieſer Cartheſianiſchen Meynung, die Bewegungen, allein was ſündliches mit unterläufft, muß der Menſchlichen Seele zugerechnet werden. Der freye Wille gehört zu dem Weſen einer vernünfftigen Creatur: derſelbige kan gemißbraucht werden, das ſahe GOtt vorher: Gleichwohl, da er vernünfftige Creaturen machen wolte, muſte er ihnen einen freyen Willen geben, ſonſt wären es nicht vernünfftige Geſchöpffe worden. Da er auch der Seele einen Leib zu zugeſellen beſchloß, der ſich in ſeinen Bewegungen vielfältig nach dem Willen der Seele richten ſolte, ſo ſahe er auch vorher, daß der Wille die Bewegungen des Leibes zum öfftern mißbrauchen würde: doch vereinigte er die Seele mit dem Leib. Kan man ihm aber deshalb das böſe zumeſſen, welches die Seele durch den Leib ausübt? Ich glaube nicht. Das formale des böſen, oder der Sünde iſt allein in der Abweichung des Willens vom Geſetz zu ſuchen, wenn auch GOtt die Bewegungen des Leibes, als das Materiale peccati, wie man in den Schulen redet, unmittelbar würcken ſolte. Auf gleiche Weiſe kan von GOtt nicht geſagt

werden,

werden, daß er an dem böſen Theil habe, ſo der Satan durch ſeine Erſcheinungen anrichtet, weil er ihm dazu einen Leib beſorgt. GOtt thut dabey nichts mehr, als daß er bey Einrichtung der Dinge in der Welt, ſeine Abſicht auch mannigmahl auf das Wollen der Teuffel gerichtet, und die Cörperlichen Dinge alſo eingerichtet, daß zu der Zeit, wenn er in ihre Erſcheinungen williget, entweder durch die Kräffte der Natur, und eine Folge vieler vorhergegangenen Bewegungen, ein Leib zu ihrem Vorhaben gebildet werden muß: Oder er als die eintzige bewegende Urſach der Materie, bildet ihn alsdann ſelbſt: Oder wie er ſonſt bey Bildung dieſes Leibes auf eine uns unbekannte Weiſe verfährt. GOtt hat gewiß auch wichtige Urſachen, warum er dem Satan einen Leib gibt, worin dieſer böſes zu ſtifften ſucht, und dieſe Urſachen ſind ſo wichtig, daß man ihn von aller Schuld an dem böſen, ſo die Teuffel durch ihre Erſcheinungen anrichten, nothwendig frey ſprechen muß: Welches ich durch ein Gleichniß erläutern will. Wir ſetzen einen Landes-Herren, der Qveckſilber Berg-Wercke in ſeinem Gebiete hat, und die Unterthanen dazu anhält, daß ſie es ausgraben und zubereiten müſſen. Das Qveckſilber iſt dem Menſchlichen Cörper ein Gifft, und dem Landes-Herrn nicht unbekannt, wie es öffters von böſen gemißbraucht, und dadurch Schaden geſtifftet werde. Dem ohngeachtet läſſet er es doch hervor ſuchen, weil es im Menſchlichen Leben auch ungemeinen Nutzen hat. Es dienet in gewiſſen Fällen zur Artzney, und kan bey den Gold-

Gold- und Silber-Berg-Wercken nicht entbeh- ret werden. Die Goldſchmiede und andere Künſtler brauchen es zu ihrer Arbeit, und in der Chimie hat es auch beſondern Nutzen. Der Landes-Herr ziehet alſo dieſen Vortheil dem dar- aus zu befürchtenden Schaden vor, weil jener dieſen weit überwiegt, und niemand wird ihm die Schuld beymeſſen, wenn ein Menſch dem an- dern, oder ſich ſelbſt durch Qveckſilber ums Leben bringt. Nun laſt uns ſehen, ob GOtt nicht eben alſo verfährt, wenn er dem Teuffel einen Leib zugeſellet, wodurch er Schaden ſtifftet. Der Teuffel hat zwar allemahl die Abſicht, durch ſei- ne Erſcheinungen Böſes anzurichten. Allein wann ihm GOtt dazu einen Leib gibt, ſo müſ- ſen wir das Göttliche Verfahren nicht nach den Abſichten des Teuffels, ſondern nach ſeinen ei- genen abmeſſen; welche Abſichten GOttes auſ- ſer Zweiffel dieſe ſind, daß die Erſcheinungen des Teuffels den Menſchen mehr Nutzen als Scha- den bringen ſollen. In der That haben dieſe Erſcheinungen vielfältigen Nutzen, welchen dabey GOtt, aber nicht der Teuffel intendirt. Die Menſchen, welche keinen Teuffel glauben, bekom- men dadurch den Glanben in die Hand: Die Gottloſen können auf andere Gedancken, und zur Erkenntniß ihres böſen Wandels gebracht; Die Frommen aber zum brünſtigen Gebet und Vertrauen auf GOtt ermuntert werden, und was dergleichen mehr iſt, welches GOtt beſſer, als wir einſehen. Richtet der Satan durch ſei- ne Erſcheinungen Böſes an, ſo überwiegt doch

das Gute, welches er mannigmahl wieder Wiſſen und Willen dadurch ſtifften muß, ſolches Böſe bey weitem, und GOtt handelt nicht ſtraffbar, wenn er viel Gutes einem kleinen Ubel vorziehet. So wenig als vorgedachter Landes-Herr, der den groſſen Vortheil, welchen das Qveckſilber hat, dem daraus zu beſorgenden Schaden vorziehet. Ich ſage noch mehr, GOtt bedienet ſich in dieſen Fällen des Satans, als eines Henckers-Knechts, der die Gottloſen in ſichtbahrer Geſtalt zur Straffe qvälen muß, wie ſolte er darin unrecht handeln? Unſer Landes-Fürſt könte ja das Qveckſilber auch brauchen, um grobe Ubelthäter damit vom Leben zum Tode zu bringen, wie ehedem bey den Athenienſern die Miſſethäter Gifft einnehmen muſten, und damit würde er nichts ſtraffbares thun. Hieraus mag man ohne Bedencken ſchlieſſen, es ſey dem Willen GOttes nicht zuwider, dem Teuffel mannigmahl einen Leib zuzugeben, worin er ſich könne ſehen, hören und fühlen laſſen.

Wir mögen deſto ſicherer dieſen Schluß machen, weil die H. Schrifft ſelbſt einiger Erſcheinungen des Satans gedencket. Man zermartert ſich zwar ſehr, um dieſen Schrifft-Stellen eine andere Bedeutung zu geben. Es iſt aber alles vergebens, weil ſie die Erſcheinungen des Satans gar zu deutlich beſagen. Die Schlange, welche unſere erſte Eltern zum unglückſeeligen Eſſen von der verbotenen Frucht verführete, war nichts anders, als ein Teuffeliſches Geſpenſt. Wenn einige dieſe Geſchichte

alſo

alſo erklären, daß, da die Schlange ohne Schaden von der Frucht des verbotenen Baums gegeſſen, die Eva ſolches bemercket, und ihr darin gefolget, auch den Schluß gemacht, es würde dieſe Frucht auch ihnen nicht ſchaden; und daß die Liſt und Rede der Schlange ihr nur per Proſopopœiam, als wenn ſie eine Perſon wäre, auf Paraboliſche Weiſe angedichtet werde: Thun ſie damit der Sache kein Gnüge. Denn weil Paulus der Schlange, welche Adam und Eva verführet, eine Liſt und Schalckheit ausdrücklich beylegt 2. Corinth. 11. 3. Einer natürlichen Schlange aber eine Liſt nicht zukommen kan, als welche nur für vernünfftige Creaturen gehöret, ſo muß ja unter dieſer Schlange etwas anders verborgen geweſen ſeyn. Was es aber geweſen, lernen wir aus Apocal. 12. 9 und Joh 8. 44. allwo des Teuffels als eines Verführers der Menſchen, und Mörders von Anfang gedacht wird. Es müſte ferner aus dieſer Erklärung folgen, daß die Schlange durch das Eſſen von der Frucht klug worden, weil wir 1. Moſ. 3. 6. leſen: Und das Weib ſchauete an, daß von dem Baume gut zu eſſen wäre, und lieblich anzuſehen, daß ein luſtiger Baum wäre, weil er klug machte. Das letztere müſte als ein Schluß der Eva, den ſie von dem Eſſen der Schlange hergenommen, angeſehen werden. Nun iſt nicht zu begreiffen, wie ſie an der Schlange habe abnehmen können, daß ſie durch die Frucht klug worden. Daß die Frucht nicht ſchädlich ſey, konte ſie etwa daraus muthmaſſen,

aber nicht daß ſie klug mache, indem ſie bey der Schlange keine Klugheit wahrnehmen konte. Die Worte Eva beziehen ſich augenſcheinlich auf die Rede der Schlange, wenn ſelbige v. 5. ſich vernehmen ließ: GOtt weiß, daß, welches Tages, ihr davon eſſet, ſo werden eure Augen aufgethan, und werdet ſeyn wie GOtt, und wiſſen was gut und böſe iſt. Aus ſolchen Reden machte Eva den Schluß, die Frucht des Baums mache klug: Folglich muß die Schlange würcklich geredet haben. Man findet demnach gnugſame Urſach, unter dieſer Schlange was anders zu ſuchen. Es konte aber auch keine natürliche Schlange ſeyn, weil ſelbige nicht ſolche Organa beſitzt, wodurch eine Rede formiret werden kan, weswegen auch der Teuffel ſelbſt durch ſie nicht hat reden können, ſo wenig als durch einen Klotz, oder Stein. Wenn ein endlicher Geiſt cörperliche Verrichtungen, dergleichen die Rede iſt, hervorbringen will, kan er es auf keine andere, als natürliche Weiſe thun, d. i. durch ſolche Werckzeuge, die dazu geſchickt ſind. Die Schlange aber hat keine Organa, welche zum Reden aufgelegt ſind, daher konte auch der Teuffel durch ſie keine Rede hervorbringen: Und aus dieſer Urſach konte es auch keine natürliche Schlange ſeyn. Man frägt, was war es denn? Ich antworte: Ein Cörper, der die äuſſerliche Geſtalt einer Schlange hatte, dabey aber ſolche Organa beſaß, wodurch eine verſtändliche Rede konte zuwege gebracht werden. Es war ein teuffeliſches Geſpenſt,

ſpenſt, in der Geſtalt einer Schlange, und der Satan erwehlte zu ſeinem Vorhaben die Geſtalt eines den erſten Eltern bekannten Thiers, damit ſie für eine ungewöhnliche und unbekannte Geſtalt nicht erſchrecken, und ſeine Unterredung fliehen möchten. Hiebey möchte einem oder dem andern der Zweiffel einkommen, warum GOtt auf das Geſchlecht der Schlangen den Fluch gelegt, da es nicht eine natürliche Schlange geweſen. Darauf antworte ich: Weil der Satan das Bild der Schlange zu ſeinem Vorhaben erwehlet, ſo verfluchte GOtt die Schlangen ſelbſt, damit die erſte Eltern daraus ſein groſſes Mißfallen über ihre That deſto deutlicher erkennen möchten.

Die Erſcheinung des verſtorbenen Samuels getraue ich mich nicht unter die teuffeliſche Geſpenſter zu rechnen, weil nicht glaublich, daß GOtt dem Teuffel einen Leib zugeſellen ſolte, der die äuſſerliche Geſtalt eines verſtorbenen frommen Mannes hätte, womit er ſein Affen-Spiel treiben könte. Ich will lieber die Zauberin von Endor mit vielen Gelehrten für eine durchtriebene Betrügerin halten, wozu ſie ſich ſattſam legitimirte. Einmahl gab ſie vor, ſie ſähe Götter herauf ſteigen aus der Erde, obgleich Saul nichts ſahe, ſondern das Weib fragen muſte, wie die heraufſteigende Götter geſtalt wären. Zum andern gab ſie dem Saul im Nahmen Samuels dieſe verlogene Antwort: Morgen wirſt du und deine Söhne mit mir ſeyn. Wenn man auch ſagen wolte, der

Teuffel ſelbſt habe dieſe Worte geſprochen, ſo war es doch eine Lügen. Denn wir hoffen zum wenigſten von dem frommen Jonathan, dem Sohn Sauls, ein beſſers, als daß er zugleich mit den übrigen ſolte zum Teuffel gefahren ſeyn. In dieſer Geſchichte wird nirgends gedacht, daß Saul den erſchienenen Samuel geſehen, ſondern als er fragte: wie iſt er geſtalt? ſprach das Weib: Es kömmt ein alter Mann herauf, und iſt bekleidet mit einem Seiden-Rock. Da vernahm Saul daß es Samuel war, und neigete ſich mit ſeinem Antlitz zur Erden, und betete an. 1. Samuel. 28. 14. Alſo ſahe Saul nichts, ſondern vernahm es nur von dem Weibe, und glaubte ihren Worten. Darauf ſcheinet die Zauberin herausgegangen zu ſeyn, weil v. 21. ihrer Zurückkunfft gedacht wird. Indeſſen wird ſie ſchon Anſtalt gemacht haben, daß dem erſchrockenen Saul die Antwort des vermeynten Samuels entweder durch eine heimlich verborgene Perſon, oder von ihr ſelbſt worden.

Der Prophet Jeſaia gedencket der Feld-Teuffel, welche in den verwüſteten Oertern ſich aufhalten ſollen cap. 13. 21. cap. 34. 14. wodurch einige auch Teuffeliſche Geſpenſte verſtehen. Allein weil das im Grund-Text befindliche Wort einen Bock bedeutet, ſo thut man beſſer, daß man es von wilden Böcken erklähret, welche die Geſellſchafft der Menſchen fliehen, und ihren Auffenthalt an ſolchen wüſten Oertern ſuchen: Wiewohl der Jude Aben Eſra dadurch gewiſſe abſcheuliche Vögel verſtehet, die ſich an einſamen Oertern finden laſſen. Bey

Bey der Verſuchung unſers Heylands durch den Satan, iſt dieſer böſe Geiſt auſſer allem Zweiffel in leiblicher Geſtalt erſchienen, wie es alle Umſtände geben. Der Teuffel redete mit ihm, führete ihn mit ſich, wiewohl nicht durch die Lufft, wolte von Chriſto angebetet ſeyn; welches alles ſich nicht füglich erklären läſt, man ſetze dann zum Grunde, der Satan ſey in leiblicher Geſtalt zugegen geweſen. Da wir alſo auch in der H. Schrifft Erſcheinungen der böſen Geiſter antreffen, ſo dürffen wir nicht länger zweiffeln, daß es Geſpenſter gebe, zumahl da man nicht alle Hiſtorien, die uns davon erzehlet werden, mit Recht verwerffen kan. Nunmehr wollen wir die Gedancken unterſuchen, welche ſich andere von den Geſpenſtern gemacht haben. Wir werden ſo viel falſche Begriffe davon antreffen, daß es kein Wunder iſt, wann einige dadurch bewogen worden, alle Geſpenſter in Zweiffel zu ziehen. Jacobus Gaffarellus (*) hält die Geſpenſter für Ausdünſtungen der verfaulten Menſchlichen Leichname, die des Nachts durch die Kälte der Lufft verdicket und zuſammen gepreßt würden, daß ſie die äuſſerliche Geſtalt der verſtorbenen Menſchen vorſtellten. Dieſe Meynung iſt eine der abgeſchmackteſten, wie Herr D. Walch angemercket hat. (**) Seine Worte ſind werth, daß ich ſie hier wiederhole. Wider dieſe *Hypotheſin*, ſchreibt er, werden viele Einwürffe gemacht. Denn einmahl ſteigen von

(*) In Curioſitatib. Inaudit. cap. 5.
(**) Im Philoſoph. Lexic. Tit. Geſpenſt. pag. 1295.

von dem Menſchen, wenn er noch lebt, keine ſolche Dünſte heraus, die eine menſchliche Geſtalt vorſtellen ſolte, geſchweige, daß ſolches bey einem todten Cörper angehen könte, da alles Leben und alle Bewegung aufgehöret. Solte aber das meiſte allhier auf die Fäulniß ankommen, ſo iſt wieder nicht zu begreiffen, warum ſich Geſpenſter gleich nach dem Tode eines Menſchen ſehen laſſen, da der Cörper noch nicht angefangen zu faulen; wie ſich dann auch mit dieſer Meynung der Umſtand nicht reimet, daß die Geſpenſter ſich nicht allezeit bey dem Grab des verſtorbenen Menſchen, ſondern auch in den entfernſten Oertern ſehen laſſen, da ſich gar nicht einbilden läſt, daß die Dünſte ſich von einem Ort zum andern begeben, beſondern Menſchen erſcheinen, mit ihnen reden, und andere ſeltſame Dinge vornehmen können, welches alles vielmehr ein geiſtlich *Principium* anzeigt. Hiezu kömmt noch, daß wenn die Dünſte dieſe Krafft hätten, man nicht abſehen kan, warum an denjenigen Orten, wo die Cörper der todten Beſtien liegen, nicht auch ſolche Ausdünſtungen, und durch dieſelben Erſcheinungen der unvernünfftigen Thiere geſchehen können. Andere bilden ſich ein, die Geſpenſter kommen her von einem gewiſſen Aſtral-Geiſt, der nebſt der Seele und Leib ſich bey den Menſchen befinden ſoll, und gleichſam das Band zwiſchen dieſen beyden

aus.

ausmacht, welcher ihrer Meynung zu folge, nach dem Abſchied der Seele vom Leib nicht alſobald ſtirbt, oder verweſet, ſondern noch eine Zeitlang, ſich entweder um den faulenden Cörper aufhält, oder an ſolchen Oertern, wo der Menſch, bey ſeinen leb-Zeiten gern geweſen, oder bey ſolchen Dingen, welche dieſem Aſtral-Geiſt in der Todes-Stunde am meiſten eingedruckt worden. Noch andere wollen, die Seelen ſelbſt erſchienen nach dem Tode. Welche beyde Meynungen in der folgenden Abhandlung werden zu unterſuchen ſeyn. Einige, worunter inſonderheit Theophraſtus Paracelſus zu rechnen, nehmen ihre Zuflucht zu den Elementariſchen Geiſtern, und glauben daß dieſe ſich öffters ſehen laſſen. Doch da ich, im 21. Abſatz, alle dieſe Geiſter mit wichtigen Gründen verworffen, ſo braucht ihre Erſcheinung keine Widerlegung.

Die meiſten halten die Geſpenſter für Erſcheinungen des Teuffels, und denen gebe ich Beyfall. Insgemein glaubt man, der Teuffel bilde ſich ſelbſt den Leib, worin er erſcheinet, und zwar aus der mit allerhand Ausdünſtungen angefüllten Lufft; wohin die Nahmen zielen, welche man im lateiniſchen den Geſpenſtern beylegt, da ſie heiſſen Phantaſmata, Corpora, Phantaſtica, Simulacra, Species, Imagines verorum corporum. Wobey aber ſo viel bedenckliche Dinge vorkommen, daß man es unmöglich zugeben kan. Man ſetzet erſtlich zum voraus, daß ein endlicher Geiſt ihm ſelbſt einen Leib bilden, und darin erſcheinen könne. Welches nach dem,

was ich davon bereits erinnert habe, wo nicht unmöglich, doch gewiß ſehr zweiffelhafftig iſt. Weil ferner von den Teuffeln geſagt wird Epheſ. 2. 2. daß ſie in der Lufft herrſchen, hat man daraus geſchloſſen, er treibe in und durch die Lufft ſein Werck, und bilde ſich daraus einen Leib, wenn er erſcheinet. Dabey aber iſt zu bedencken, daß der Teuffel nicht ein abſoluter Herr der Lufft ſey, ſondern dieſe Herrſchafft ſteht allein GOtt zu, deswegen mag ihm auch die Herrſchafft über die Lufft nicht in eigentlichem Verſtande zukommen. Der Apoſtel, wenn er der Lufft gedencket, zielet damit zuförderſt auf die Verſtoſſung dieſer Geiſter aus dem Himmel, da ſie den Ort der Seeligkeit haben verlaſſen müſſen, und ihnen der Aufenthalt in der ſichtbaren Welt, die allenthalben theils mit einer groben, theils mit einer ſubtilen Himmels-Lufft erfüllet iſt, angewieſen worden. Weiter wäre es nicht ungereimt zu ſagen, der Apoſtel ſehe mit dieſer Redens-Art auf die Herrſchafft, die der Teuffel unter den Menſchen auf Erden hat, daß alſo ſolche Redens-Art derjenigen gleichgültig ſeyn würde, wenn er ein Fürſt dieſer Welt genennet wird. Die Lufft iſt dasjenige Element, welches den Menſchen unentbehrlich iſt, ſintemahl ſie ohne daſſelbige nicht einen Augenblick leben können. Daher könte man hier, per Metonymiam Subjecti pro adjuncto, durch die Lufft die Menſchen verſtehen, die in und durch die Lufft leben, und Pauli Worte würden den Verſtand haben, daß der Teuffel, welcher aus dem

Himmel

Himmel der Herrlichkeit in die Lufft, oder ſichtbare Welt verſtoſſen worden, über die Menſchen, die darin leben, ſein Regiment habe. Wenn ſich aber Paulus der Redens-Art bedienet, der Teuffel herrſche in der Lufft, ſo will er uns damit erinnern, daß dieſer böſe Geiſt stets um und bey den Menſchen, und ihnen ſo nahe ſey, als die Lufft, darin ſie leben, deshalb man nicht ſicher ſeyn, ſondern ſich beſtändig gegen deſſelben Anläuffe gefaſt halten ſolle. Pauli Worte würden ohngefehr dieſen Sinn haben: Ihr habt ehedem gewandelt nach dem gemeinen Lauff der Welt, wie alle Heyden, und andere gottloſe Menſchen, ihr ſeyd gefolget den böſen Geiſtern, welche, ob ſchon ihre Herrſchafft durch Chriſtum zerſtöhret iſt, dennoch, als aus dem Himmel verſtoſſene Geiſter, in der Lufft d. i. in der ſichtbaren Welt, unter den Menſchen, die darin leben, herrſchen, und noch zur Zeit ihr Werck haben in den Kindern des Unglaubens. Aus dieſer ziemlich natürlichen Erklärung läſt ſich nicht ſchlieſſen, daß der Teuffel durch die Lufft ſein Werck treibe, und daraus, wenn er erſcheinet, ſich einen Leib bilde. Solche Meynung ſetzet zum Grunde, der Teuffel könne unmittelbar auf die Lufft würcken, welches doch, wie bereits erwieſen, gar nicht wahrſcheinlich iſt. Man berufft ſich zwar auf Hiob. 1. v. 16. 19. da gedacht wird, wie der Teuffel auf GOttes zulaſſen Feuer vom Himmel fallen ließ, auch einen gewaltigen Wind erregte, wodurch

durch die Kinder Hiobs ums Leben kamen. Nun halte ich zwar die Geſchichte Hiobs für eine wahre Hiſtorie, und nicht bloß für ein geiſtliches Gedichte; jedoch wird niemand läugnen können, daß ſie nicht mit vielen poetiſchen Umſtänden, in Form einer Tragœdie, oder Gleichniſſes, ſolte beſchrieben ſeyn. Man erwege nur den vierfachen Bericht, der dem Hiob von dem Tod ſeiner Kinder abgeſtattet ward, da ſie 1) von Räubern aus dem Reich Arabia ſolten ſeyn getödtet, 2) durch Feuer vom Himmel verzehret, 3) durch die Chaldæer erwürgt, 4) durch das Einfallen des Hauſes von einem ſtarcken Wind erſchlagen worden; und dieſes alles ſo geſchwinde hintereinander, daß, da der erſte Bote noch redete, ſchon der andere kam, und ſo weiter. Daraus wird man nichts anders ſchlieſſen können, als daß der H. Scribent dieſes Buchs, zur Vergröſſerung des Unglücks Hiobs, die Umſtände ſelbſt mit poetiſcher Feder vergröſſert habe. Geſetzt auch, es habe ſich alles ſo zugetragen, wie die Knechte Hiobs berichten, und der Satan habe ſolch Unglück über die Kinder Hiobs gebracht, ſo kan er zwar die Araber und Chaldäer angeſtifftet haben, daß ſie ins Land fallen, und die Kinder Hiobs erſchlagen muſten. Was aber das Feuer vom Himmel und den Sturmwind betrifft, ſelbige ſind entweder auf Göttliche Verordnung aus natürlichen Urſachen entſtanden, oder GOtt hat ſie auf das Wollen des Satans, dem er Erlaubniß gegeben hatte, dem Hiob Schaden zu thun, unmittelbar gewürcket. Welches

ches ſich daraus nicht undeutlich offenbahret, wenn der Satan zu GOtt ſprach v. 11. Recke deine Hand aus, und taſte an alles was er hat, was gilts, er wird dich ins Angeſicht ſegnen? als womit er begehrte, GOtt ſelbſt möchte zum Schaden Hiobs ſeine Hand ausrecken. Solchergeſtalt wäre zwar der Teuffel die moraliſche Urſach dieſes Feuers und Windes, aber nicht die phyſiſche geweſen. Und es folgt nicht daraus, daß der Teuffel auf die Lufft und andere Cörper phyſice würcken könne. Endlich legt man den Lufft-Leib des Teuffels ſolche Eigenſchafften bey, die er unmöglich haben kan. Einige glauben, er könne mit dieſem ſeinen Leib durch Wände und Mauren, oder wenigſtens durch ſubtile Ritzen und Oeffnungen dringen, und alſo in feſt verſchloſſenen Gemächern erſcheinen. Man hat aber nicht bedacht, daß dadurch der angenommene Lufft-Leib müſte zerriſſen, und alſo das gantze Werck verhudelt werden. Da würde denn der Teuffel aufs neue Mühe haben, ihn wieder zuſammen zu bringen. Dieſe Schwierigkeit haben einige Geſpenſter dichter eingeſehen, und damit ſie ihre Geſchichte etwas wahrſcheinlicher einrichteten, die Geſpenſter durch geöffnete Thüren eingehen laſſen, oder ſie durch den Schorſtein in die Gemächer eingeführet, alſo, daß nach einem hefftigen Getümmel, durch den Camin des Zimmers bald ein Fuß, bald der Kopff, bald ein Arm, bald der Bauch herunter kommen, biß endlich aus ſolchen Theilen gleichſam im Augenblick ein menſchlicher Cörper zu-

ſammen-

ſammen geſetzt worden. (*) Welches letztere eine abgeſchmackte Fabel iſt, die nicht eher kan angenommen werden, biß man erwieſen, daß der Teuffel ihm ſeines Gefallens einen Leib bilden, und darin erſcheinen könne. Andere wollen, der Teuffel, wann er in verſchloſſenen Gemächern erſcheint, nehme aus der darin befindlichen Lufft einen Leib an. Ob dieſes möglich ſey, wird ſich aus folgenden Diſcours zeigen.

Damit ich ein für allemahl von dem Lufft-Leib der Geſpenſter meine Meynung ſage, ſo gehet ſelbige dahin, daß dem Teuffel einen Leib aus der Lufft zu bilden unmöglich ſey. Die Lufft hat eine Krafft, wodurch ſie ſich, wann ſie zuſammen gedruckt worden, auszubreiten beſtrebt, und auch würcklich wieder ausbreitet, nachdem dasjenige, wodurch ſie gehindert worden, gehoben iſt. Und dieſe Krafft wird Vis Elaſtica genannt. Wann eine Schweins-Blaſe, die nicht völlig aufgeblaſen iſt, ſondern noch Runtzeln hat, um den Hals feſt zugebunden, und in die Wärme gebracht wird, fängt die darin enthaltene Lufft an ſich auszudehnen, und die Blaſe mehr und mehr aufzuſchwellen. Nimmt man ſie aus der Wärme hinweg, gibt ſich die in der Blaſe enthaltene Lufft wieder zuſammen, die Blaſe fällt ein, und bekommt ihre vorige Runtzeln. Woraus man klärlich erſiehet, wie die Lufft könne ausgedehnt, und wieder zuſammen gedruckt werden. Es iſt daher ihre Zuſammenpreſſung möglich, und ſie kan,

(*) Eine dergleichen Hiſtorie findet man in den Unterred. vom Reich der Geiſter Tom. 2. pag. 156, 157.

kan, wie die Mathematici reden, in ein kleiner Volumen gebracht werden. Richten wir unſere Betrachtung auf die Art und Weiſe, wie ſie ſich zuſammen drucken läſt, ſo geſchicht ſolches einmahl, indem die obere Lufft die untere druckt. Daher kommts, daß die untere nahe bey der Erde befindliche Lufft dicker, und mehr zuſammen gedruckt iſt, als die obere. Wenn man eine Blaſe auf der Höhe eines Berges ſtarck aufbläſet, um den Halß feſt zubindet, und darauf biß an den Fuß des Berges trägt, ſo fängt ſie allmählich an ſchlapp zu werden, und Runtzeln zu bekommen. Woraus abzunehmen ſtehet, daß die in der Blaſe enthaltene Lufft in der Tieffe mehr zuſammen gedruckt werde, als in der Höhe, weil ſie dort ein ſchwerer Gewichte von Lufft auf ſich liegen hat, als in der Höhe. Zum andern läſt ſich auch die Lufft zuſammen drucken in einem feſten Behältniß, welches ihr keinen Durchgang verſtattet. z. E. Wann man dieſelbe in eine Blaſe ſtarck hinein bläſet, wodurch man ſo viel Lufft hinein bringen kan, daß die Blaſe um ein merckliches ſchwerer wird, als wenn ſie mit Lufft nicht angefüllet iſt. Ein gleiches geſchicht in den Wind-Büchſen, worin ſie dergeſtalt zuſammen gepreßt wird, daß wenn ihr die Freyheit ſich wieder auszubreiten gegeben wird, ſie eine Kugel ziemlich weit zu treiben vermögend iſt. Drittens wird die Lufft auch durch die Kälte zuſammen gedruckt, welches wir an dem gantzen Lufft-Creyß, der unſere Erde umgibt, gewahr werden. Dieſer iſt höher in den warmen als kalten Tagen,

gen, folglich wird die Lufft, wenn es kalt iſt, mehr zuſammen gedruckt. Man kan es auch Augenſcheinlich an einer Blaſe ſehen. Bringt man eine mit Lufft erfüllte Blaſe in die Wärme, ſo kriechen die Feuer-Theilgen, welche die Wärme verurſachen, in die Blaſe hinein, dehnen die darin enthaltene Lufft ſtarck aus, daß die Blaſe gantz aufſchwellen, und wo die Hitze ſehr ſtarck iſt, endlich gar berſten muß. Bringt man ſie aus der Wärme wieder in die Kälte, ſo verfliegen die Feuer-Theilgen, und ſie wird wieder ſchlapp. Dis ſind ohngefehr die Arten, wie die Lufft kan zuſammen gedruckt werden.

Nun werden wir urtheilen können, ob die Lufft ſich alſo zuſammen drucken laſſe, daß daraus ein Cörper entſtünde, der die Geſtalt eines Menſchen, oder was man ſonſt für eine Geſtalt annehmen will, hätte. Wann der Teuffel zu dieſem Vorhaben ſich der Schwere der Lufft bedienen wolte, welche verurſacht, daß die unterſte von der öberſten zuſammen gedruckt wird, ſo iſt eine ausgemachte Sache, daß, wenn ſolchergeſtalt die untere Lufft zuſammen gedruckt wird, der gantze Lufft-Creyß, wie er die Erde umgibt, in einen engern Raum gebracht werden müſſe. Denn daß die Lufft in einem eintzeln kleinen Raum ſich ſolte laſſen zuſammen drucken, gehet nicht an. Es hat mit der Lufft die Beſchaffenheit, als mit dem Waſſer des groſſen Welt-Meers, welches allenthalben von dem Mittel-Punct der Erde gleich weit abſtehet. Darum muß die Lufft, wo ſie ſich endet, auch allenthalben gleich weit von dem

Mittel-Punct der Erde abſtehen. Dieſes erfordern allerdings die Geſetze der Beweguug der flüßigen Cörper, worunter man auch die Lufft zu zehlen hat. (*) Da nun die Lufft von dem Mittel-Punct der Erde allenthalben gleich weit abſtehet, ſo wird ſie auch an den Orten, die von ſolchem Mittel-Punct gleich weit entfernet ſind, von der öbern Lufft mit gleicher Gewalt gedruckt. Und es kan an einem eintzeln Ort kein beſonderer Druck ſtatt finden, weil in ſolchem Fall die Lufft zur Seiten aus, und dem Druck entweichen würde. So endlich auch dergleichen beſondere Zuſammenpreſſung der Lufft möglich wäre, könte daraus nichts anders entſtehen, als etwa eine Säule, viereck priſma oder andere Figur von zuſammen gedruckter Lufft, nimmermehr aber ein dem menſchlichen ähnlicher Cörper. Die andere Manier, die Lufft in einen engern Raum zu bringen, erfordert ein feſtes Behältniß, worin ſie muß eingeſperret werden. Wolte ſich der Teuffel derſelben bedienen, müſte er vors erſte ein ſolch Behältniß verfertigen, hernach die Lufft ſtarck hinein treiben, und es zuſchlieſſen. Wann er dieſes zu thun im Stande iſt, wird er nicht nöthig haben einen Lufft-Leib anzunehmen, ſondern ſich füglicher aus einer andern und feſtern Materie einen Leib bilden können. Das letztere getrauet man ſich nicht zu ſagen, und ich glaube ſicherlich, daß er auch das erſtere nicht bewerckſtelligen könne. Es iſt noch

(*) v. Thümmigii Inſtitutiones Philoſoph. Naturalis. Part. 3. Cap. 2. §. 121.

übrig die Zuſammendruckung der Lufft durch die Kälte. Wer da weiß, was die Kälte iſt, nemlich ein Mangel oder Abweſenheit der Feuer-Theilgen, die die Wärme verurſachen, der dürfte vielleicht auf die Gedancken kommen, der Teufel, welcher die Natur lehre, ſehr wohl verſtehet, und beſſer als die Menſchen weiß, woher Kälte und Wärme kommt, könne aus einer Menge Lufft die Feuer-Theilgen austreiben, und damit eine Zuſammendruckung derſelben zuwege bringen. Dabey gebe ich zu überlegen, daß, ob ſchon die Wärme aus der Lufft ausgetrieben wird, ſie dennoch ihre Spannungs-Krafft nicht gäntzlich verlieret. Denn dieſelbe iſt ihr weſentlich, und ſie behält, dem ohngeachtet, die Krafft, ſich ſo weit auszudehnen, als das Gewichte der auf ihr liegenden Lufft zuläßt, und iſt nur etwas weniger geſpannet, als da die Feuer-Theilgen noch in ihr waren. Dieſes will ich noch deutlicher vorſtellen und beweiſen. Auf den höchſten Bergen iſt es auch zur Sommers-Zeit ſehr kalt. Wenn man eine ſchlappe Blaſe, die feſt zugebunden iſt, auf die Spitze eines hohen Berges trägt, allwo es ſehr kalt iſt, ſo ſolte man meynen, die in der Blaſe enthaltene Lufft müſte daſelbſt wegen der Kälte enger zuſammen kriechen, und die Blaſe noch mehr Runtzeln bekommen. Es geſchicht aber nicht. Sondern die Lufft in der Blaſe dehnet ſich vielmehr aus, und ſchwellt dieſelbige auf, weil ſie daſelbſt von der obern Lufft nicht ſo ſtarck gedruckt wird, als in der Tiefe. Woraus klärlich erhellet, daß die Kälte weniger

vermö-

vermögend ſey, die Lufft zuſammen zu drucken, als das Gewichte, der auf ihr ruhenden Lufft. Daher wird auch durch Hülffe der Kälte die Lufft ſich nicht ſo ſehr zuſammen drucken laſſen, daß daraus ein zu dem Vorhaben des Teuffels beqvemer Cörper würde. Sonderlich gehet es in einem kleinen Raum, der unmittelbar mit der andern Lufft zuſammen hängt, nicht an, weil, wenn die daneben liegende Lufft mit Feuer-Theilgen erfüllet iſt, keine natürliche Gewalt ſie abhalten kan, daß ſie nicht wieder in die durch Kälte zuſammen gepreßte Lufft hinein kriechen ſolten. Man ſehe die Sache an, wie man will, ſo muß man überzeuget werden, wie das Element der Lufft nicht geſchickt ſey zu einem Leib, wodurch allerhand menſchliche Verrichtungen zu bewerckſtelligen ſind.

Damit ich noch etwas hinzuthue, wodurch dieſe Schwierigkeiten um ein groſſes vermehret werden, ſo iſt erſtlich unmöglich, daß ein aus bloſſer Lufft beſtehender Leib könne ſichtbar werden. Wir wiſſen aus der Erfahrung, daß die Lufft, wie ſehr ſie auch zuſammen gedruckt iſt, nicht könne geſehen werden. Man fülle eine Blaſe mit ſo viel Lufft an, als möglich iſt, und laſſe darauf dieſe ſtarck zuſammen gepreßte Lufft wieder heraus, ſo ſiehet man doch nichts davon. Man drücke ſie durch Hülffe der Lufft-Pumpe in einer gläſern Glocke ſehr ſtarck zuſammen, ſo wird ſie ſich doch niemahls den Augen zeigen. Welches meinen Satz bekräfftiget, daß aus bloſſer Lufft kein ſichtbarer Cörper werden könne. Ferner

kan auch durch einen ſolchen Lufft-Leib nimmermehr eine förmliche Rede hervorgebracht werden. Die Rede wird zwar durch Hülffe der Lufft nicht allein formiret, ſondern auch von einem Ort zum andern gebracht. Jedoch kan durch die Lufft allein keine Rede hervorgebracht werden. Die Lufft kan nicht einmahl einen Laut von ſich geben, ob ſie auch noch ſo ſtarck bewegt wird, ſondern ſie verurſacht nur einen Laut, wann ſie an andere Cörper ſtößt. Zur Rede ſind nicht allein gewiſſe Organa und Werckzeuge nöthig, wodurch die Lufft eine auf mancherley Art modificirte Bewegung bekommt, welche die Rede ausmacht; Sondern es müſſen dieſe Organa auch von einer beſondern ſtructur ſeyn, wo ſie anders eine Rede hervorbringen ſollen. Ein Ochſe iſt beynahe mit allen Organis verſehen, wodurch im Menſchlichen Cörper die Rede verrichtet wird. Als z. E. mit einer Lunge, Lufft-Röhre, Zunge, Gaum, Zähnen, gleichwol iſt er zum reden nicht geſchickt. Nun laſſen ſich aus bloſſer Lufft, als einen flüßigen Cörper dergleichen Organa nicht verfertigen, ſie ſind auch viel zu künſtlich, als daß ſie der Teuffel, zumahl in geſchwinder Eyl, ſolte verfertigen können, und darum iſt nicht glaublich, daß der Teuffel mit einem Lufft-Leib auskommen werde. Da nun die Geſpenſter ſichtbar ſeyn, und auch reden, ſo folgt, daß ſie nicht einen bloſſen Lufft-Leib haben müſſen.

Man gedenckt der Sache einen beſſern Schein zu geben, wenn man die Ausdünſtungen zu hülfe nimmt, womit die Lufft angefüllet iſt. Welchem

chem zu folge die Cörper der Geſpenſter nicht aus bloſſer Lufft, ſondern aus den mit ihr vermengten Ausdünſtungen, beſtehen ſollen. Allein auch damit kommt man, was zuforderſt die Rede der Geſpenſter betrifft, nicht aus. Die Ausdünſtungen ſind mit der Lufft von gleicher Flüſſigkeit, und es können daraus nicht ſolche feſte Organa entſtehen, als zur Rede nöthig ſind. Die meiſten ſind wäſſerig, und alſo von Natur flüßig. Es finden ſich aber daneben auch ſchwefelichte, ſaltzige, ſalpetriſche, auch wol metalliſche Ausdünſtungen. Dieſe könte etwa der Teuffel ſammlen, und daraus ſolche Organa, als zur Rede erfordert werden, bilden. Das hat wenigſtens einen kleinen Schein der Wahrheit: Selbiger aber muß ſogleich verſchwinden, wenn man bedenckt, daß dieſe irrdiſche Dünſte, wenn ſie auch noch ſo ſehr verdickt, und in groſſer Menge zuſammen gedruckt werden, deshalb noch nicht feſte zuſammen hangen, ſondern der Lufft noch allenthalben den Durchgang verſtatten, und eben deswegen daraus keine Werckzeuge zur Rede können gemacht werden. Der Teuffel müſte ſie erſt durch Hülffe des Feuers, oder auf eine andere Weiſe, in einen feſten Klumpen bringen, und hernach daraus ſein Werck verfertigen. Solte er dazu nicht allerhand Geräthe und Inſtrumenten brauchen? Wo nimmt er dis alles her, und wo legt er ſeine Werckſtätte an? Doch nein, ich irre mich. Der Teuffel iſt viel zu ein groſſer Künſtler, als daß er gleich den Menſchen zu ſeiner Arbeit ſolte Hand-

werckzeug brauchen, es iſt ihm ein geringes, einen Cörper mit ſo vielerley Organis, als zur Rede nöthig ſind, zu verfertigen, daß er damit im Augenblick umſpringen kan. So hoch erheben einige die Kunſt und Geſchicklichkeit des Teuffels. Sie werden mir aber erlauben, daß ich nicht ihrer Meynung bin. Der Teuffel kan ja nicht Wunder thun, wie ſolte er denn ſo künſtliche Werckzeuge, als zur Rede nöthig ſind, im Augenblick verfertigen können? das würde ich und alle Welt für ein groſſes Wunder erkennen. Meines Erachtens wird es dem Teuffel wol in Ewigkeit unmöglich bleiben, einen Cörper zu bilden, der zu Hervorbringung einer förmlichen Rede geſchickt ſey. Man laſſe ſich von den Anatomicis erzehlen, aus wie vielerley verſchiedenen Theilen die Organa der Rede beſtehen, und wie künſtlich und verwunderns-würdig ſie zuſammen geſezt ſind; bedencke auch daneben, wie eine geringe Verletzung eines oder des andern Werckzeugs der Rede, den Menſchen zum reden untüchtig macht, ſo wird man mir leicht Beyfall geben. Es gehöret endlich zu der Rede, wie wir wiſſen, eine lange Ubung. Wie lange währet es nicht, ehe die Kinder reden, und ſich der Werckzeuge dazu recht zu bedienen lernen? Es kommt dabey hauptſächlich auf eine vielfältige Ubung an, wodurch die Organa der Rede, der Bewegung, die dazu nöthig iſt, gewohnt werden. Solte der Teuffel, wie geſchickt und geſcheut er auch iſt, nicht ebenfalls Zeit nöthig haben, um die Rede Organa ſeines angenommenen Leibes

erſt

erſt zu üben? Ich glaube es gänzlich, und mache daraus den Schluß, daß er deswegen ſeinen Leib, darin er erſcheinen wolte, einige Zeit vorher bilden, und ihn im reden üben müſte. Welches aber wider die Meynung welche alle Welt von den Geſpenſtern hegt, ſtreitet, nemlich daß die Leiber der Geſpenſter entweder gleich zu der Zeit, da ſie erſcheinen, oder doch nur kurtz vorher erſt entſtehen und gebildet werden. Ich könte noch mehr dergleichen Schwierigkeiten anführen, will es aber nicht thun, weil dieſe ſchon hinlänglich ſind, einen unpartheyiſchen Leſer zu überzeugen, daß der Teuffel durch einen Lufft- und Dunſt-Leib nimmermehr werde eine Rede zuwege bringen.

Was die Sichtbarkeit eines ſolchen Cörpers anlangt, ſo iſt nicht zu leugnen, daß die in der Lufft vorhandene Ausdünſtungen, wenn ſie häufig vorhanden, oder ſich näher zuſammen geben, ſichtbar werden. Wir ſehen den Nebel in der Lufft ſchweben, und werden täglich Wolcken am Himmel gewahr, welches alles ſolche Ausdünſtungen ſeyn. Laſſet uns aber die Natur dieſer Ausdünſtungen ein wenig näher betrachten. Die neuern Naturforſcher haben entdecket, daß die wäſſerigen Dünſte nichts anders ſind, als kleine Waſſer-Bläsgen, welche inwendig hohl, und mit Lufft angefüllet ſind. Die in den Waſſer-Bläsgen enthaltene Lufft iſt dünner, als die äuſſere Lufft, welche ſie umgiebt, daher ſind ſie auch leichter als die untere Lufft, und müſſen, den Geſetzen der Hydroſtatic zu folge,

ſo lange in der Lufft auffſteigen, biß ſie dahin gelangen, wo ſie mit der äuſſern Lufft gleiche Schwere haben, hieſelbſt bleiben ſie hangen. (*) Wenn die Häutgen dieſer Bläsgen etwas dicke ſind, oder die darin beſchloſſene Lufft ſelbſt ein wenig dicke iſt, ſo ſind die Bläsgen ſchwerer als ſonſt, und können nicht gar hoch ſteigen, ſondern bleiben nahe bey der Erde, und machen den Nebel aus. Je dünner aber dieſe Häutgen ſind, oder die darin beſchloſſene Lufft, je höher ſteigen ſie, und daraus entſtehen die Wolcken, welche in der Lufft hangen bleiben, biß endlich die Bläsgen auf eine oder die andere Weiſe ſchwerer werden, und entweder in der Geſtalt eines Nebels oder Regens wieder auf die Erde fallen. Da dergleichen Dünſte ſichtbar ſind, ſcheinet es, als wenn der Satan ihm daraus einen ſichtbaren Leib bilden könte. Man hat aber wohl zu bedencken, wie die Waſſer-Bläsgen im ſteigen und fallen ſich nach ihrer Schwere, und den Reguln der Bewegung der flüßigen Dinge richten, welche der Teuffel zu ſtöhren und zu ändern nicht vermögend iſt. Sind die Waſſer-Bläsgen leicht, ſo hangen ſie hoch in der Lufft, ſind ſie ſchwer, ſo befinden ſie ſich näher bey der Erde, werden ſie endlich noch ſchwerer, ſo fallen ſie auf die Erde zurück. Die Dünſte, welche der Teuffel zu einem ſichtbaren Leib braucht, müſſen ziemlich ſchwer ſeyn, weil er darin auf der Erde erſcheinet. Sie würden einem

(*) Hanc Celeb. Leibnitii Hypotheſin videſis in Miſcellan. Berolinenſ. Tom. I. pag 123.

nem Nebel gleichen, den wir zum öfftern nahe bey der Erde verſpühren. Wenn nun der Teuffel zugleich die Lufft ſehr verdickte, worin er dieſen ſeinen Leib vorſtellen will, ſo ſcheint die Sache wol möglich zu ſeyn, indem in ſolcher dicken Lufft die etwas ſchwere Waſſer-Bläsgen nicht ſo leicht gäntzlich zur Erden ſincken könten.

Allein damit iſt die Sache noch lange nicht ausgemacht. Denn 1) würde ein ſolcher Leib, weil er aus einem flüßigen Weſen beſtehet, und daher nicht feſte zuſammen hangt, durchſichtig ſeyn und bleiben: Welches mit den Geſpenſter-Hiſtorien nicht übereinkömmt, da man vielmehr einen Leib will geſehen haben, der nichts weniger als durchſichtig geweſen. Wolte man ſagen, der Teuffel preſſe dieſe Dünſte ſo enge zuſammen, daß ſie dem Licht keinen Durchgang mehr verſtatten, ſo iſt ſolches nicht möglich, weil ſie ſolchen Zuſammendruck nicht leiden, ſondern wenn ſie ſehr verdickt werden, wegen der Schwere zur Erde ſincken müſſen. 2) Stehet zu beſorgen, daß eine geringe Bewegung der äuſſern Lufft, den Dunſt-Cörper zerſtreuen, und damit das gantze Werck verhudeln werde. Wenn auch ſolcher Leib in die Wärme geriethe, würde dadurch die in den Bläsgen enthaltene Lufft ſich weiter ausdehnen, wodurch ſie leichter werden, und in die Höhe ſteigen müſten. Ein kalter Ort aber könte die Dünſte verdicken, daß ſie zu Boden ſincken müſten. Man ſiehet, wie ein geringer Umſtand das gantze Werck zu verſtöhren vermögend iſt. Woraus der ſichere Schluß zu machen, daß die

in der Lufft befindliche Dünſte zu einem Geſpenſter-Leib nicht geſchickt ſind. Wenn 3) die Geſpenſter Arme haben, die ſie rühren und gebrauchen, bald in die Höhe heben, bald wieder ſencken; ſo müſte der Teuffel diejenige Bläsgen, woraus die Arme beſtehen, im Augenblick leicht und wieder ſchwer machen können, damit ſie ſich nach befinden erheben, und wieder ſencken. Es läufft aber wider alle Wahrſcheinlichkeit, daß er dieſes ſo geſchwinde bewerckſtelligen ſolte, weil er ſowol zur Verdünnung als Verdickung der Dünſte, natürlicher Mittel gebrauchen muß, die ſich in ſolcher Geſchwindigkeit, als die Bewegung der Arme erfordert, nicht anbringen laſſen. Wie will es 4) mit der Bewegung dieſes Dunſt-Leibes von einem Ort zum andern werden? derſelbige hat nichts organiſches an ſich, ſondern beſteht aus lauter flüßigen Theilen, die nicht feſt zuſammen hangen; daher kan er nicht, durch ſeine innere Beſchaffenheit und ſtructur, von einem Ort zum andern bewegt werden, wie etwa diejenigen kleine Machinen, die vermögen ihrer innerlichen ſtructur von einem Ort zum andern fortrennen, ſo lange biß das darin befindliche Uhrwerck abgelauffen iſt. Es muß alſo die Bewegung eines ſolchen Leibes von einer äuſſerlichen Urſache herkommen. Iſt die ihn bewegende Urſach äuſſerlich, etwa die Lufft, oder was es ſonſt ſeyn mag: ſo ſteht zu beſorgen, der Dunſt-Cörper werde dadurch in Unordnung gebracht, oder gar zerſtreuet werden, wie die Wolcken, welche, wann ſie der Wind forttreibt, eine andere Geſtalt bekommen,

oder

oder gar zerriſſen werden, und aus einander fahren. 5) Finden alle dieſe Schwierigkeiten Platz, wenn man nebſt den wäſſerigen Dünſten, auch ſaltzige, ſalpetriſche, ſchwefelichte, oder was man ſonſt für welche in der Lufft antrifft, zu hülffe nimmt. So lange es Dünſte seyn und bleiben, ſchweben ſie in der Lufft, wenn ſie aber verdickt werden, ſincken ſie wegen der Schwere zur Erden. Darum findet hier alles ſtatt, was ich von den wäſſerigen Dünſten erinnert habe. Will man einwenden, es könne gleichwol aus dergleichen Dünſten ein feſter Cörper entſtehen, ſo mag man nur dasjenige noch einmahl leſen, was ich oben bey der Rede der Geſpenſter erinnert habe, allwo dieſes Vorgeben ſchon abgefertigt worden. 6) Iſt nicht abzuſehen, wie die Geſpenſter, durch einen ſolchen aus Lufft und Dünſten beſtehenden Leib, dergleichen Dinge ſolten verrichten können, als man uns von ihnen erzehlet, da ſie bald die Menſchen kneipen, daß die blauen Flecke zu ſehen ſind, bald ihnen derbe Maulſchellen geben, oder ſie wacker abprügeln, und was ſonſt mehr iſt. Es kan zwar ein ſtarcker Wind gewaltige Dinge ausrichten, Gebäude übern Hauffen werffen, die Bäume mit den Wurtzeln aus der Erde reiſſen, auch wenn die Lufft dabey kalt iſt, das Geſicht der Menſchen empfindlich ſchneiden, und dergleichen. Allein wie die ſtarcke Bewegung der Lufft ein Kneipen, die Empfindung einer Maulſchelle, oder einer guten Tracht Schläge verurſachen könne, fällt mir unbegreifflich. Die Unterredungen vom

Reich der Geiſter, wenn ſie uns begreifflich machen wollen, wie ein mit einem ſubtilen Lufft- und Dunſt-Leib verſehenes Geſpenſt, mit Maulſchellen könne um ſich ſchmeiſſen, bedienen ſich dazu des Gleichniſſes von einer Wind-Büchſe. Du kanſt ja, lauten die Worte davon (*) nicht leugnen, daß mit einer Wind-Büchſe in einer ziemlichen Entfernung der ſtärckſte Menſch kan über einen Hauffen geſchmiſſen werden, daß er auch wol gar des Aufſtehens vergeſſen muß; Warum wolteſt du denn einem Geiſt ſolche Gewalt (nemlich Maulſchellen zu geben) abſprechen, welcher entweder aus Lufft beſtehet, oder aus Feuer, deſſen Kräffte dir nicht unbekannt ſind? Allein man hat nicht bedacht, daß die Lufft, wenn ſie dieſe Würckung thun ſoll, in einem feſten Behältniß, als die Wind-Büchſen ſeyn, eingeſchloſſen und ſtarck zuſammen gedruckt ſeyn muß. Was hat denn der Teuffel für ein Behältniß, worin er die Lufft verſchlieſſet, und ſie ſtarck zuſammen preßt, damit er dadurch ſolche Dinge verrichten könne? Woher bekommt er ein dergleichen feſtes Behältniß? Verfertigt er es ſelbſt, oder entlehnt ers von den Menſchen? Das erſte wird man ſich zu ſagen nicht getrauen. Und das letztere findet auch nicht ſtatt, weil ich noch niemahls gehöret, daß ein Menſch eine Wind-Büchſe verfertiget hätte, die der äuſſerlichen Form nach einem Menſchlichen Cörper, wie die Geſpenſter haben, gleich geweſen wäre.

Die

(*) Tom. I. pag. 669.

Die Wind-Büchſen ſind auch ſo gar lange nicht erfunden, die Geſpenſter aber haben ſchon längſt Maulſchellen ausgetheilt. Wie wolte endlich der Satan eine ſolche Machine bewegen und fortbringen? Ich müſte mich ſehr irren, oder es iſt eine wunderliche raiſon, daß, weil die aus einer Wind-Büchſe loßgelaſſene Lufft ſo groſſe Würckung thut, der Teuffel auch mit ſeinem Lufft-Leib eben ſo groſſe und gewaltige Dinge bewerckſtelligen könne. Das Büchſen-Pulver hat die Krafft, wenn es in eine Canone gethan wird, eine ſchwere Kugel in der Geſchwindigkeit ziemlich weit fortzutreiben. Man verſuche es aber, und ſtreue eben ſo viel Pulver auf einen Tiſch umher, und lege die Kugel darauf, zünde das Pulver an, und ſehe, ob es alsdenn die Kugel auch forttreiben werde. Sie wird ſich kaum ein wenig von der Stelle bewegen. Gleichergeſtalt findet ſich unter der eingeſchloſſenen und frey ſchwebenden Lufft, wie man ſich die Leiber der Geſpenſter vorzuſtellen hat, in Anſehung der Würckung ein Himmel-weiter Unterſcheid. Was die eingeſchloſſene thun kan, darf man nimmermehr von einer nicht eingeſchloſſenen erwarten. Aus dieſen allen folgt Sonnen-klar, daß die Geſpenſter gantz andere, als Lufft- und Dunſt-Cörper, haben müſſen, worin ſie erſcheinen, und ihr Vorhaben ausführen.

Man ſoll ſich nicht wundern, daß ich das Vermögen des Teuffels in dieſem Stück, nach der Beſchaffenheit der Cörper, worin und wodurch er würcken ſoll, und nach den Geſetzen der

Bewe-

Bewegung abgemeſſen. Denn wenn der Teufel nicht Wunder thun kan, wie jedermann zugeſtehet, ſo muß er nothwendig, wann er auf die Cörper würckt, denen Geſetzen der Bewegung folgen, die er weder ändern noch aufheben, noch dawider im geringſten handeln kan. (*) Noch entſtehet die Frage, wie die Geſpenſter, wenn ſie bey ſtock-denckler Nacht erſcheinen, ſichtbar werden? An dieſen Umſtand haben die Geſpenſter-Dichter wenig gedacht, ſondern ſich damit vergnüget, daß ſie bloß die Erſcheinung gemeldet, ohne dabey zu ſagen, wie die Geſpenſter im dunckeln ſichtbar worden. Vielleicht ſind ſie nicht im Stande geweſen, dieſen Umſtand zu erklären, darum will ich ihnen ein wenig helffen. Es kan kein Cörper, wo er nicht erleuchtet iſt, geſehen werden. Das Licht iſt eben dasjenige, welches ſie ſichtbar macht. Wer es nicht glauben will, der trete bey denckler Nacht vor den Spiegel, und ſehe zu, ob er darin ſein Bild könne gewahr werden. Da es nun bey denckler Nacht am Licht fehlet, ſo müſſen entweder die Leiber der Geſpenſter ſelbſt leuchten, oder durch ein ander Licht erleuchtet werden. Wann die Cörper ſelbſt leuchteten, müſten ſie entweder aus einem würcklichen Feuer beſtehen, oder aus einer Materie, die die Lichts-Strahlen häuffig in ſich ſchluckt,

(*) Davon ſchreibet Herr D. Jöcher ſehr ſchön in der 3ten Diſſert. wider Thom. Woolſton: Wir wiſſen nicht alle Kräffte der erſchaffenen Geiſter, ſie thun aber doch alles nach den Geſetzen der Bewegung, und nach der Ordnung der Natur, durch natürliche Mittel.

ſchluckt, und daher im finſtern leuchtet, wie das faule Holtz, und der bekannte Phosphorus. Ein würckliches Feuer kan dergleichen Leib nicht ſeyn, dann daſſelbe würde ihn verzehren, und in Rauch und Aſche verwandeln. Wir leſen zwar von den H. Engeln, daß ſie in feuriger Geſtalt erſchienen, Matth. 28. 3. daher ſie auch den Nahmen Seraphim, d. i. glüende und brennende Geiſter, führen. Daraus aber folgt nicht, daß ihre Leiber ein würckliches Feuer geweſen, ſondern nur, daß ſie einen hellen Glantz von ſich gegeben, wie etwa ein polirtes Metall, oder Spiegel, wenn die Lichts-Strahlen darauf fallen. Deswegen war bey ſolchen Erſcheinungen ein äuſſerliches Licht nöthig, wodurch ſie ſichtbar wurden, und einen Glantz von ſich ſtrahlten. Als in der Nacht, da der Heyland der Welt gebohren ward, die Engel GOttes zu den Hirten auf dem Felde kamen, ſo ließ ſich dabey ein beſonderes Licht ſehen, wovon der Evangeliſt Lucas cap. 2. 9. ſpricht: Und die Klarheit des HErrn leuchtete um ſie. Dieſes Licht machte den Hirten bey dunckler Nacht die Engel ſichtbar, daß ſie nicht allein denjenigen, der ihnen die Botſchafft von Chriſti Geburt brachte, ſondern auch die Menge der himmliſchen Heerſchaaren in vollem Glantz erblicken konten. Hätten die Engel an und vor ſich leuchtende Cörper gehabt, würde dabey ein äuſſerliches Licht überflüſſig geweſen ſeyn. Vielleicht aber werden die Leiber der Geſpenſter im duncklen ſichtbar, weil ſie aus einer Materie beſtehen, die im finſtern zu leuchten pflegt, ob ſie gleich kein würckliches Feuer iſt.

iſt. Die Naturkündiger wiſſen uns zu ſagen, wie man den Phosphorum, der ſonſt dicht und feſt iſt, durch Nelcken-Oel auflöſen, und flüßig machen könne. So jemand mit dieſem flüßigen Phosphoro ſein Angeſicht beſtreichet, ſoll es im duncкeln einen ziemlich hellen Schein von ſich geben. (*) Hieraus läßt ſich abnehmen, wie ein Cörper im dunckeln kan ſichtbar werden, und die erſcheinende Geiſter zwar einen leuchtenden, aber nicht würcklich brennenden Leib haben können. Werden aber die Leiber der Geſpenſter durch ein äuſſerliches Licht im dunckeln erleuchtet, ſo findet ſich dabey auch keine Schwierigkeit, indem derjenige, der ihren Leib bildet, auch ein Licht wird zuwege bringen können, wodurch der Leib ſichtbar gemacht wird.

Aus dieſem allen, was bißher geſagt worden, läßt ſich nicht undeutlich abnehmen, wie es nicht ſo viele und häuffige Geſpenſter gebe, als man insgemein glaubt, und andern überreden will. Weil der Teuffel ihm ſelbſt keinen Leib bilden kan, ſondern ihm GOtt dazu behülfflich ſeyn muß, ſo iſt leicht zu erachten, der groſſe GOtt werde ſich ihm, als ſeinem ärgſten Feind, nicht ſo gefällig erzeigen, und ſo oft er es begehret, zu ſeinem Vorhaben einen Leib zugeſellen: ſondern nur in einigen auſſerordentlichen Fällen, wobey er ſelbſt etwas ſonderbares vor hat, und ſich des Dienſts des Teuffels, wiewol in anderer Abſicht, als der Teuffel dabey heget, als ſeines Sclavens, zu

(*) v. Teichmeyeri Elementa philoſ. Natur. Experiment. Part. I. cap. 18. §. 11.

zu gebrauchen für nöthig befindet. Von den heiligen Engeln wiſſen wir, daß ſie niemahls erſchienen ſind, ohne wenn GOtt durch ſie etwas ſonderbares hat ausführen wollen, wie davon ihre Erſcheinungen, derer die H. Schrifft gedencket, zeugen. Wir mögen daher von den Erſcheinungen des Teuffels mit Recht ein gleiches ſchlieſſen, nemlich daß GOtt ihnen alsdann einen Leib zugebe, wann er etwas beſonders auszuführen vorhabens iſt. Alſo muſte der Satan in der Wüſten ein Werckzeug der Verſuchung unſers Heylands ſeyn. Dieſes iſt um ſo viel glaublicher, weil die H. Engel niemahls nach ihrem Belieben und Wohlgefallen erſcheinen, ſondern allemahl auf GOttes Befehl, der ſie geſandt hat, um die Menſchen entweder aus Augenſcheinlicher Gefahr zu erretten, oder ihnen etwas bekannt zu machen, oder an ihnen die Göttliche Gerichte zu vollſtrecken. Erſcheinen dieſe gute Geiſter aber niemahls vor ſich, ſondern auf GOttes ausdrücklichen Befehl, ſo werden die böſen nicht mehr Gewalt und Freyheit, als ſie haben, auch nicht erſcheinen können, wann ſie wollen, ſondern wann es ihnen GOtt aus höchſtwichtigen und ſonderbahren Urſachen erlaubt. Die H. Engel ſind vielfältig unſichtbarer Weiſe um und bey den Menſchen, und ſie könten durch ihre Erſcheinungen ungleich mehr gutes ſtifften, als die Erſcheinungen des Teuffels böſes anrichten. Doch läſſet es ihnen GOtt nicht zu, ob gleich daraus viel Gutes entſtehen könte. Noch weniger wird er zugeben, daß die Teuffel

ſo offt erſcheinen, weil ihre Abſicht allezeit aufs böſe, und zum Schaden der Menſchen zielet. Ich ſehe nicht ab, was man dawieder mit Fug einwenden könne, und bleibe dabey, daß die Geſpenſter nicht ſo viel und häufig ſind, als man ſie in den vorigen Zeiten gemacht hat.

Es wird demnach der Mühe werth ſeyn, daß wir unterſuchen, woher die häufige Geſpenſter-Geſchichte, wovon viele Bücher voll ſind, und die gemeine Sage noch gröſſer iſt, ihren Urſprung haben. 1) Hat man die meiſten Geſpenſter in den furchtſamen Gemüthern der Menſchen und in ihrer Einbildung zu ſuchen, wie die Verfechter derſelben nicht leugnen können. (*) Denen Kindern, ſo bald ſie es nur faſſen können, werden mancherley Geſchichte davon erzehlet, woran ſie, weil ſie ihnen wunderbar ſcheinen, ein groſſes Vergnügen finden. Allein dieſes gereicht zu ihrem gröſten Schaden; Weil ihre Gemüther noch zart ſind, werden dergleichen Erzehlungen ihnen ſo feſt eingedruckt, daß ſie dieſelbigen zeit lebens nicht vergeſſen können, zumahl wenn ſie immer mehr Geſpenſter-Hiſtorien erzehlen hören, oder in den Büchern leſen. Nun iſt der Menſch von Natur etwas furchtſam, inſonderheit bey der Nacht, und ſo der Kopff einmahl mit Geſpenſtern angefüllet iſt, iſt es nicht allein um den Schlaff geſchehen, ſondern die Einbildungs-Krafft, welche bey einem kleinen Schlummer weit ſtärcker als ſonſt iſt, ſtellet ihm

(*) v. Lavaterum de Spectris lib. I. cap. 1. 2. 3.

ihm ſolche Dinge vor, womit ſein furchtſames Gemüth ohnedem beſchäfftig iſt. Dieſe Einbildungs-Krafft wird noch ſtärcker und verwirrter, wenn die Menſchen etwa in eine Melancholie, oder andere Kranckheit gerathen, ſich betruncken, oder ſonſt kein gut Gewiſſen haben. Dann iſts kein Wunder, wann ſie ſolche Dinge als auſſer ſich ſehen und hören, die doch nirgends als in ihrem Gehirn zu finden ſind. Da erdichtet man würckliche Geſpenſter, obgleich keine vorhanden ſind. Ein kleines Geräuſch, ſo eine Maus verurſacht, muß von einem Geſpenſt herkommen. Iſt es des Nachts nicht gar zu dunckel, ſo ſiehet man ſeine Kleider, oder andere in dem Gemach befindliche Dinge, für Geſpenſter an, und alles was man ſiehet und höret, muß von Geſpenſtern herrühren. Mannigmahl ſind die dabey vorfallende Umſtände ſo wunderlich, daß man ſich kaum darein zu finden weiß. Ich will davon ein Exempel beybringen. Ein gewiſſer wohlbekannter Prediger in Dreßden (*) wohnte auf der Univerſität in einem Hauſe, worinnen ehedem die Beguinen ihr Weſen gehabt. Einsmahls ſtudirte er im Sommer bey der Lampe biß in die ſinckende Nacht, und ſchlief über den Büchern ein. Da bedünckte ihn, als griffe ihm etwas nach dem Kopffe, worüber er jählings auffuhr, und nicht ohne Entſetzen ein Hauffen abſcheuliche Geſichter erblickte. Es kam auf

(*) M. P. C. Hilſcher. Beſ. deſſen Nachricht vom Dreßdniſchen Mönch. §. 5. 6.

ihn zu ein pucklichter Mann mit einem breiten Kopff, greulicher Naſe, und feurigen Augen. Nicht weit von ihm ſtund einer, wie ein alter Affe geſtaltet, mit vermutzten Eſels-Ohren, und einem ſehr langen Bart, der ihn unfreundlich anflennete. Auf der Erde kroch ein greuliches Thier mit aufgeſperrtem Rachen, und einem Horn auf dem Kopffe. Es flogen auch ein Hauffen garſtige Vögel um ihn herum, die ein ſolch Gepipe machten, als wenn alle ſeine Bücher zu lauter Mäuſen worden wären. Bald wolte es ihm auch das Licht auslöſchen, und was des Dings mehr war. Da er ſich vor Angſt weder zu ſchreyen, noch davon zu lauffen getrauete, wurde die Stube auf einmahl voller Feuer, und ihm war nicht anders, als wenn die gantze Hölle voll Teuffel zu der Thüre hinein käme. Darauf ſchlug der Seiger Eins. Wer hätte nicht glauben ſollen, diß wären lauter böſe Geiſter geweſen? Gleichwohl war es nur ein Blendwerck, und verwirrtes Weſen der geſtöhrten Gedancken. Es gieng damit alſo zu. Der Autor wolte eine Diſputation verfertigen von dem wütenden Heer, und weil er dazumahl unter andern in des Wieri Buch de præſtigiis dæmonum laß, und ohngefehr auf den Theil gerieth, worin angezeiget wird, wie die böſen Geiſter ausſehen, wenn ſie erſcheinen, war er darüber eingeſchlaffen. Inzwiſchen hatte ſich eine Fleder-Maus durch das offene Fenſter in die Stube gemacht, welche ihm endlich an den Kopff geflogen, und aufgewecket hatte. Und weil ihn im Schlaffe von lauter ſolchen greulichen Larven, wie er im Buche geleſen, geträumet,

ſo ſtellte ihm die noch fort phantaſirende Einbildungs-Krafft, und das dazu gekommene Schrecken, allerley dergleichen abſcheuliche Geſichter für. Das Pipen war der natürliche Thon von der Fleder-Mauß, wenn ſie ſich etwa an dem Licht mochte verbrennen, welches ihm aus Unwiſſenheit und Furcht viel ſtärcker zu ſeyn bedünckte, als es wahrhafftig ſeyn konte. Daß die Stube voller Feuer ward, kam daher, daß ſich, wie bey heiſſen Sommer-Tagen zu geſchehen pflegt, das Wetter kühlte, und weil er der friſchen Lufft wegen, die Thüre aufgelaſſen, wurde ihm das im Vorhauſe ſtehende alte Gerille durch die bethörte Phantaſie, unter allerley ſeltſamen und fürchterlichen Geſtalten vorgebildet. Endlich wiſchte er den Schlummer aus den Augen, und merckte den Betrug. Die meiſten Geſpenſter werden von Kindern, einfältigen Mägden, alten Weibern, und andern Perſonen von ſtarcker Einbildungs Krafft geſehen. Darum kan man wohl mercken, daß es bey ihnen nichts als Hirn-Geſpenſter ſeyn.

2) Iſt nicht zu leugnen, daß die Betriegerey der Menſchen manches Geſpenſt ausgeheckt habe. Die Diebe haben ſich öffters in Geſpenſter verſtellet, damit ſie unter ſolcher Larve ihre Diebs-Griffe anbringen möchten. Mancher Mieths-Mann hat entweder erdichtet, wie das Hauß, worin er zur Miethe geſeſſen, von Geſpenſtern beunruhiget würde, oder ſelbſt eine Geſpenſter-Comœdie agiret, damit er einen leidlichen Mieths-Contract erhielte. Verſchlagene Knechte und Mägde haben auch zuweilen ihre Rolle meiſterlich geſpielet, wann es ih-

nen darum zu thun geweſen, daß ſie ſich in dem Wein-Keller ihrer Herrſchafft möchten luſtig machen, oder ihr Liebes-Verſtändniß deſto geheimer treiben. Daher haben die Frantzoſen ein Sprüchwort, welches alſo lautet:

Bey Mägdchen und bey gutem Wein,
Pflegt meiſtens ein Geſpenſt zu ſeyn.

Ich beſinne mich einer Geſchichte, die dieſes ſehr wohl bekräfftiget, und ſich zu meiner Zeit in einer gewiſſen groſſen Stadt zugetragen. Daſelbſt kam ein Haus der Geſpenſter wegen, in groſſen Ruff. Die Leute, ſo es bewohnten, hörten ſo wohl des Abends, als des Nachts ein Gepolter und greulich Lermen, und die Magd wolte das herum ſchwermende Geſpenſt vielfältig geſehen haben. Als ſich das Gerüchte davon in der gantzen Stadt ausbreitete, geſchahe des Abends ein groſſer Zulauff von Menſchen zu dieſem Hauſe, daß man, um Unordnung zu verhüten, die Gaſſe, worin das Haus lag, mit Soldaten beſetzen muſte. Viel hohe Perſohnen hatten die Curioſitæt ſich des Abens nach dieſem Hauſe zu begeben, um von der Wahrheit der Sache gewiſſe Nachricht einzuziehen. Es ließ ſich auch das Gepolter und Lermen mannigmahl in vieler Leute Gegenwart hören. Weil aber die Sache genau und fleißig unterſucht ward, konte der Betrug nicht länger verborgen bleiben, ſondern es kam heraus, daß die Magd nebſt ihren Galant, den ſie offt im Hauſe heimlich bey ſich verſteckt gehabt, dieſes Poſſenſpiels Urheberin war, wovor beyde den Lohn bekamen, der ſolchen Geſpenſtern gebührte. Man kan nicht alle Arten der Betriege-

rey wiſſen oder erzehlen, derer ſich die Menſchen bedient, wann ſie haben Geſpenſter vorſtellen wollen. Mir ſelbſt iſt einsmahls ein dergleichen Betrug geſpielt worden, worin ich mich nimmermehr hätte zu finden gewuſt, wenn nicht nach einer geraumen Zeit, der Verlauff der Sache kund worden wäre. Es logirten unſer 4. Schüler auf einem Hofe, in einem Hauſe, worin nicht mehr als 2. Stuben waren. Ich und mein Stuben-Geſelle bewohnten die oberſte, und die andern beyde die unterſte Stube. Zu der oberſten Stube gieng eine Treppe vom Hofe aus, ohne daß man das Vor-Haus der unterſten hätte berühren dürffen. Eines Abends war mein Stuben-Geſelle nicht zu Hauſe, daher verfügte ich mich herunter in die unterſte Stube, da ich denn auch nur einen von beyden Schülern zu Hauſe antraff. Als wir beyde eine gantze Weile zuſammen geweſen, hörten wir jemand ziemlich leiſe die Treppe hinauf ſteigen. Dieſes veranlaſſete uns, daß wir das Licht nahmen, und nach meiner Stube gehen wolten, um zu ſehen, wer ſich daſelbſt eingefunden. Anfänglich meynten wir, es würde mein Stuben-Burſche da ſeyn, den ich deswegen, ehe wir die Treppe hinauf giengen, bey Nahmen rief, aber keine Antwort bekam. Wir giengen mit dem Licht hinauf, und funden weder in der Stube, noch in einer engen Cammer, worin unſer Holtz lag, einen Menſchen. Alſo verfielen wir auf die Gedancken, mein Stuben-Burſche möchte, um uns einen Schrecken einzujagen, und einen Poſſen zu ſpielen, die andere Treppe, welche unter das Dach führte, hinaufgegangen ſeyn.

Ich rief ihn alſo nochmahls bey Nahmen, und bekam ein entſetzliches Geplerr zur Antwort, welches von der oberſten Treppe herunter zu kommen ſchien. Dieſes Geplerr dünckte uns mit der bekannten Stimme meines Stuben-Burſchen überein zu kommen, darum ließ ich mich vernehmen, er möchte nur herunter kommen, wir hätten ihn ſchon an ſeiner Stimme erkannt. Wir blieben ſtill ſtehen, und warteten eine geraume Zeit, daß er herab kommen ſolte, aber es ward nichts daraus. Wir urtheilten demnach, es müſte ein Dieb verhanden ſeyn, der aus meiner Stube etwas abholen wollen, und weil er daran verhindert worden, uns nunmehr in Furcht ſetzen wolte, damit er ſicher wieder davon wiſchen könte, diß ſolte ihm aber nicht angehen, und deswegen nahmen wir Gewehr zur Hand, und giengen mit dem Licht die öberſte Treppe hinauf, ſuchten unter dem Dache alles durch, welches leicht geſchehen konte, weil das Häusgen nur klein war; funden aber daſelbſt keine lebendige Seele. Darauf kam uns ein Grauen an, wir eilten geſchwinde herunter, ſchloſſen unſere Stuben zu, und machten uns aus dem Hauſe. Auf dem Hofe blieben wir noch eine Zeitlang von ferne ſtehen, da denn viele kleine Stücken Holtz und Schnee-Bälle auf uns zugeflogen kamen. Daher wir endlich davon giengen, und unſere Stuben-Geſellen aufſuchten. Nachhero ſahen und hörten wir weiter nichts. Mein Stuben-Burſch zog bald darauf von mir in ein ander Hauß, bekam plötzlich die Kinder-Blattern, und ſtarb daran. Da muſte nun, was ich vorher erzehlet habe, ein Geſpenſt, und Vorbothe

ſeines Todes geweſen ſeyn. Endlich erfuhren wir das gantze Geheimniß: In dem Hauſe, wo wir logirten, war die Becker-Herberge, und die Stube, worin ſich die Becker-Geſellen aufhielten, war ebenfals auf dem Hofe. Einer von dieſen müßigen Geſellen war den Abend unſere unterſte Treppe hinauf gegangen, entweder uns zu ſchrecken, oder meine Stube zu beſtehlen. Weil er aber gemerckt, daß wir beyde in der unterſten Stube uns bewegten, hatte er ſich, ehe wir aus der Stube getreten, geſchwinde wieder herunter geſchlichen, und hinter die eine Ecke des Hauſes verborgen. Als wir hinauf gegangen, hatte er ſich unten an die Treppe verfügt, und dasjenige Geplerr gemacht, von welchem wir urtheilten, daß es von der oberſten Treppe herab gekommen wäre. Nachdem wir uns aus dem Hauſe retirirt, hatte er im danckeln mit Holtz und Schnee-Ballen nach uns geworffen. Er hatte ſich deſſen gegen andern berühmt, und ſeinen Mit-Geſellen den gantzen Verlauf erzehlet. Wir erfuhren es aber nicht eher, biß er aus der Herberge wieder fortgewandert war. Wir waren alſo betrogen, und wurden darüber noch von andern ausgelacht.

3) Hat die Luſt zu dichten, und den Leuten wunderbare Dinge zu überreden, auch viele Geſpenſter in die Welt gebracht. Die Pfaffen und Mönche machten ehedem ein Handwerck daraus, daß ſie von Erſcheinung der Geſpenſter dem gemeinen Mann was vorſchwatzten, wobey ſie allemahl ihre gute Rechnung funden. Manchem iſt es ein Vergnügen, wann er wunderbahre Geſchichte,

die ihm ſelbſt begegnet, erzehlen kan, ob ſie gleich erlogen ſind. Ein anderer hat andere Urſachen, warum er Geſpenſter dichtet, und damit die Welt äffet. Wenn nun jemand ſeine Erdichtungen andern Leuten für Wahrheit anſchmieret so ſind die allerwenigſte Menſchen im Stande, die Sache zu unterſuchen; viele nehmen ſich auch nicht einmahl die Mühe, ſondern glauben lieber ſolche wunderbahre Dinge, weil das Gemüth daran ein einfältiges Vergnügen findet. Andere wollen darum keine Geſpenſter-Hiſtorie in Zweiffel ziehen, weil ſie die häufige Erſcheinungen derſelben für eine ausgemachte Sache halten, oder ſich gar einbilden, daß man damit alle Geſpenſter aufheben, und übern hauffen werffen würde. Dergleichen Urtheil habe ich öffters von Leuten gehöret, die ſich klüger als andere dünckten, und ſich damit gleichwohl dem gemeinen Pöbel gleich ſtelleten. Dieſe angeführte Urſachen ſind hinlänglich gnug, zu erhärten, daß die allermeiſten Geſpenſter-Hiſtorien der Unwahrheit können beſchuldigt werden; Alſo mag unter tauſenden kaum eine wahr ſeyn. Seit dem man auch angefangen, dieſelben genauer zu unterſuchen, haben ſie ſich ziemlich verringert, und ich bin verſichert, es werden jetziger Zeit wenig Menſchen leben, die jemahls ein Geſpenſte wahrhafftig geſehen oder gehöret haben, ob gleich viele es vorgeben mögen. Man verfällt, um die ſeltene Erſcheinungen des Teuffels zu beſchönigen, auf den Einfall: Weil die Menſchen heutigs Tages wenig von Geſpenſtern glauben, ſo halte der Teuffel mit ſeinen Erſcheinungen zurück, damit er ſie in ihrem Unglauben

glauben ſtärcke. So ſchreibt hievon ein gewiſſer Autor: (*) Diejenigen, welche die Geſpenſter verleugnen, haben keine andere Ausrede und Grund, als daß ſie keine niemahls geſehen haben, auch nicht ſehen könten. Ich verſichere ſie aber gantz gewiß, daß er (der Teuffel) ſich immer, damit ſie ſolche Meynung behalten, vor ſie verſtecken, und daß er ſie nicht verjage, wohl zurücke bleiben wird, und bildet ſich darbey ein, ich wil ſie ſchon zu rechter Zeit bekommen. Allein, ſo der Teuffel die Menſchen dadurch im Unglauben ſtärcken kan, wenn er ſich ihnen nicht in leiblicher Geſtalt zeiget, warum iſt er dann vor dieſen ſo offt erſchienen? Er muß damahls noch nicht ſo klug als jetzt geweſen ſeyn. Warum läſt er nicht gar alle Erſcheinungen unterwegen, wenn ihm ſolches ſo treflichen Nutzen bringt? Ich wolte daraus lieber einen andern und weit ſichern Schluß machen, nemlich, da die Erſcheinungen des Teuffels wieder ſein Intereſſe lauffen, ſintemahl er die Menſchen dadurch aus ihrem Unglauben reiſſt, und ſie aus ſeinem Stricken loß macht, ſo werde er ſo wenig in den vorigen, als zu unſern Zeiten, ſich in leiblicher Geſtalt haben ſehen laſſen. Ein Engliſcher Autor (**) läſſet ſich davon ſehr wohl vernehmen: Daraus erhellet, daß es dem Teuffel nicht darum zu thun ſey, ſich öffentlich zu zeigen, und in der Welt auf eine ſicht-

(*) Der geheimen Unterredungen von Magia Naturali pag. 52.

(**) Beſ. die Geſchichte des Teuffels Part. 2. cap. 3. pag. 294. 295.

ſichtbahre Weiſe, und in ſeiner natürlichen Geſtalt herum zu wandern. Seine Sachen erfordern eine gantz andere Aufführung, wie man aus der Beſchaffenheit der Sachen ſelbſten, und aus dem abnehmen kan, wie wir als Menſchen uns ſo wohl gegen uns ſelbſten, als gegen unſers gleichen aufführen. Er würde als eine *Perſona publica* wie er gegenwärtig iſt, ſeinem Geſchlecht keine Gefälligkeit erzeigen, und der Parthey, welche ihn braucht, nicht dienen können; ja er könte ſelbſt ſeine Liſt nicht anwenden, wenn er ihre Sachen öffentlich ausführen wolte, wie er heimlich thut.

Ich bemercke noch einige Kenn-Zeichen, derer man ſich bedienen kan, die Geſpenſter-Geſchichte zu prüffen, und die wahren von den falſchen zu unterſcheiden.

A) Mag man die Geſpenſter gewiß für erdichtet halten, die durch verſchloſſene Thüren und Wände, und ohne eine ziemlich geraume Oeffnung, ſollen in die Gemächer gekommen, und daſelbſt erſchienen ſeyn. Weil die Leiber der Geſpenſter, wie aus ihren Verrichtungen abzunehmen, zum theil organiſch ſeyn, und einige feſte Gliedmaſſen haben müſſen, ſo kan natürlicher Weiſe ein ſolcher Leib in einem Gemach, wo nichts als Lufft und einige Dünſte ſind, nicht gebildet werden, weil es an Materie dazu fehlet. Weniger kan ein ſolcher Leib durch verſchloſſene Thüren und Wände geführet werden, wo keine Oeffnung vorhanden iſt. Denn es iſt unmöglich, daß ein nur

etwas

etwas feſter Cörper einen andern durchdringen ſolte. Er wird ihn eher aus ſeiner Stelle verrücken, welches eine bekannte Sache iſt.

B) Sind die Geſpenſter ſonder Zweiffel fälſchlich erdichtet welche nur von einem oder dem andern, nicht aber von allen, die zugleich gegenwärtig geweſen, geſehen worden. Man hält dafür, die Kinder, welche unter einer gewiſſen Conſtellation gebohren werden, ſähen vielfältig Geſpenſter, die andere, weil ſie eine ſo glückliche oder unglückliche Geburts-Stunde nicht gehabt, auch nicht ſehen könten. Die Kinder, ſo an einem Sonntag zwiſchen 11 und 12 Uhr in der Nacht, oder wie Paracelſus will, den 27 Februar. 30 Julii und 25 Decemb. das Licht dieſer Welt erblicken, ſollen auch vor andern Geſpenſter ſehen können. (*) Dieſes iſt ein ſo abgeſchmackter Aberglaube, daß man ihn zu widerlegen nicht nöthig hat. Es könte nicht anders, als durch ein Wunder-Werck zugehen, wenn zwo Perſonen ein object, welches ihnen beyden gleich nahe iſt, nicht beyde ſehen ſolten. Zwar findet ſich bey den Augen der Menſchen ein mercklicher Unterſcheid, indem einige gut in die Ferne, andere aber nahe bey ſehen, und die Objecta erkennen können. Daher erkennet einer von beyden dasjenige, was ihnen gleich nahe iſt, viel deutlicher als der andere. Dieſes aber kan bey den Geſpenſtern, welche ſich nahe um und bey den Menſchen einfinden, nicht ſtatt haben, es müſte ſie derjenige ſo wol, welcher ein blödes, als der ein vollkommen geſundes Geſicht hat, ſehen können. Bey Dingen, die

(*) Beſ. die Unterred. vom Reich der Geiſter Tom. I. pag. 191.

die klein und dabey entfernet ſind, und bey andern, die ebenfalls klein, aber ſehr nahe ſind, findet ſich der Unterſcheid, daß, die ſo gut in der Nähe ſehen, kleine Dinge in der Ferne ſchwerlich erblicken, oder ſie doch nicht deutlich unterſcheiden und erkennen. Die aber gut in die Ferne ſehen, denen ſind die kleinen Dinge, als z. E. eine kleine Schrifft, wenn ſie den Augen gar zu nahe gebracht werden, gantz dunckel und unerkenntlich. Beyde Fälle finden ſich bey den Geſpenſtern nicht, ſondern dieſe erſcheinen gemeiniglich in ſolcher Gröſſe und Weite, daß ein jeder Menſch, der zugegen iſt, er mag ein vollkommen geſundes Geſicht haben, und beydes in der Nähe und Ferne, oder allein in der Nähe, oder auch allein in die Ferne gut ſehen können, ſie nothwendig erblicken muß. Das Sehen geſchicht, indem die Strahlen, welche ein Ding erleuchten, von demſelben zurück und in die Augen fallen. Wenn ein Geſpenſt erſcheinet, und entweder einen vor ſich leuchtenden Cörper hat, oder dieſer Cörper von einem andern Licht beſtrahlet wird, ſo iſts unmöglich, daß dieſe Lichts-Strahlen nicht ſolten in alle Augen fallen, die nicht geſchloſſen ſind, und davon unmittelbar berühret werden. Oder es müſte daben ein Wunder-Werck vorgehen, und die natürliche Reguln, wornach das Sehen geſchicht, aufgehoben werden; dergleichen Wunder-Werck aber niemand bey den Geſpenſtern zugeben wird. Darum iſt es ein nichtiges Vorgeben, daß einige Menſchen die Geſpenſter ſehen, andere aber nicht ſehen ſollen. Womit zugleich eine groſſe Menge Geſpenſter-Hiſtorien wegfällt. Ludovicus Lavaterus will uns überreden, (*) es geſchehe vielfältig, daß einer etwas

(*) Lib. I. Cap. 18. de Spectris.

etwas ſiehet und höret, wann der andere, ſo bey ihm ſtehet oder gehet, gar nichts höret oder ſiehet. Er beruft ſich deshalb auf das Exempel des Knabens Eliſa, welcher anfänglich die feurige Roß und Wagen nicht ſahe, die um ihn und Eliſa her waren, von Eliſa aber wohl geſehen wurden. 2 Reg. 6. Es ſcheinet gleichwol, daß Eliſa ſelbſt dieſes Heer der H. Engel anfänglich nicht geſehen, ſondern nur ſonſt ihres Schutzes verſichert geweſen; nachdem er aber GOtt anrief, er mögte ſeinen Knaben auch dieſe Verſicherung geben, ſo wurden erſt die feurige Roſſe und Wagen ſichtbar. Oder man muß ſagen, der Knabe Eliſa ſey anfänglich von GOtt mit Blindheit geſchlagen worden, gleichwie er bald hernach das Heer der Syrer mit Blindheit ſchlug, daß ſie dem Propheten biß mitten in Samaria folgten, und dieſe Stadt nicht eher erkannten, biß ihnen GOtt die Augen öffnete. Solchergeſtalt gewinnet man hiemit nichts, wo man dabey nicht ein Wunder-Werck zugeben will. Wenn auch die Gefehrten Pauli zwar die Stimme, die ihn, da ſie auf dem Wege gen Damaſcon waren, rief, höreten, aber nicht ſo deutlich wie Paulus verſtunden: Actor. 9. 7. conf. Actor. 22. 9. So war es kein Wunder, weil ſie, wie der Text ſaget, erſtarret waren, und deswegen nicht genau darauf acht hatten. Sonſt würden ſie alles ſo gut als Paulus gehöret und verſtanden haben, wo GOtt nicht ſonderlich ihre Ohren verſchloſſen, gleichwie er dort die Syrer mit Blindheit ſchlug. Die Geſpenſter-Dichter haben noch einen andern recht luſtigen Einfall, womit ſie den Vorwurf ablehnen, daß ihre Cameraden, die des Nachts bey ihnen geweſen, da die Geſpenſter ſollen

len erſchienen ſeyn, gleichwol nichts geſehen oder gehöret haben. Sie geben vor, ihre Cameraden wären zuvor in einen tiefen Schlaf gefallen, und daraus nicht zu ermuntern geweſen, daher ſie auch nichts geſehen oder gehöret. Das könte endlich wol möglich ſeyn. Jedoch iſt es wahrſcheinlicher, daß der Viſionnaire das Geſpenſt ſowol als den harten Schlaf ſeines Cameraden erdichtet habe, oder ihm alles nur im Traum vorkommen ſey.

C) Bey dieſer Gelegenheit komme ich auf ein ander Kennzeichen falſcher Geſpenſter-Hiſtorien, welches iſt, daß die Rede, und das Gepolter der Geſpenſter von einigen ſollen gehöret, von andern aber, die zugegen ſind, nicht gehöret werden. Die Rede und ein jeder Schall werden zu den Ohren überbracht durch die Bewegung der Lufft. Wenn demnach durch die Rede, oder durch das Anſtoſſen eines Cörpers an den andern, die Lufft in Bewegung geſetzet wird, ſo breitet ſich ſolche Bewegung rund umher aus, und gehet nicht etwa nach einer Gegend allein fort. Darum muß ein Laut oder Schall von jedermann gehöret werden, der davon nicht weiter als ein ander entfernet iſt. Wer mich überreden wolte, daß er etwas ſehe und höre, da ich nichts ſehen oder hören könte, den würde ich aus angeführten Urſachen für einen Narren und Phantaſten halten.

D) Hat man zu mercken, daß, wo man die Geſpenſter, durch allerhand abergläubiſche und theils närriſche Mittel, will vertrieben haben, daſelbſt gewiß keine vorhanden geweſen. Es werden verſchiedene Mittel wider die Geſpenſter angegeben, welche auſſer Zweiffel von vorgedachter Art ſind. Wer

die

die Blätter von Portulack auf ſein Bette legt, zu dem ſollen ſich keine Geſpenſter nahen. Ein Diamant am lincken Arm getragen, alſo, daß er das Fleiſch berühret, ſoll eben dieſe Würckung thun. Wer einen Chryſolith in Gold eingefaßt bey ſich trägt, iſt auch für Geſpenſter ſicher. Die Alten nahmen, nach Plinii Bericht, einen Nagel von einer Todten-Bahre, legten ihn auf die Schwelle der Schlaff-Cammer, und vertrieben damit alle Geſpenſter. Es ſollen auch die Neſſeln, und das Kraut Schaaf-Garbe genannt, die Menſchen für Geſpenſter beſchützen: Nicht weniger das Johannis-Kraut die Krafft haben, ſie zu vertreiben. Ich glaube aber, der Teuffel werde ſich ſo wenig für dieſen Lumpereyen fürchten, als für einem Strumpff-Band, womit ein abergläubiſches Mütterchen das Thür-Schloß zubindet, damit kein Geſpenſt hineinkommen ſoll. (*) Im Pabſtthum nimmt man andere Mittel zur Hand, die weit bewährter ſeyn ſollen. Man beſprengt die Häuſer mit Weyh-Waſſer, oder ſtreuet geweihetes Saltz umher, oder weyhet Palmen, Kräuter und andere Dinge, welche alsdann die Krafft haben ſollen, die Geſpenſter zu verjagen. Wenn die Glocken am Johannis- oder Agathen-Tag geläutet werden, ſoll deren Schall ebenfalls die Geſpenſter vertreiben. Wer das Evangelium Johannis am Halſe trägt, oder an deſſen ſtatt ein Stückchen vom Pabſt geweyhetes Wachs, Agnus Dei genannt, ſoll keine Erſcheinung der Geſpenſter zu beſorgen haben, oder wenigſtens

(*) Beſ. die geſtriegelte Rocken-Philoſophie, Centur. 6. cap. 41. pag. 304.

nigſtens von ihnen nicht können beſchädigt werden. Wenn das alles nicht helffen will, ſo finden ſich die Exorciſten, oder Teuffels-Banner ein, die mit gewiſſen vorgeſchriebenen Formuln und Ceremonien, denen teuffeliſchen Erſcheinungen Einhalt thun wollen, welches lauter abergläubiſches Weſen iſt, wofür der Teuffel wenig erſchrecken wird. Die verwegenſten Teuffels-Banner ſind die Scharffrichter, welche ſich in den von Geſpenſtern beunruhigten Häuſern einfinden, und mit ihrem Henckers-Schwerdt ſo greulich um ſich hauen, daß der Teuffel die Flucht nehmen und davon lauffen muß. Einige unterſtehen ſich gar die Geſpenſter in einen Sack zu ſtecken, und ſie etwa in einen Wald, oder an einen andern einſamen Ort zu tragen, wovon der Hölliſche Proteus ein Exempel anführet. (*) In einer Stadt Teutſch-Lands, lautet die Erzehlung, iſt der Teuffel in eines ehrbaren verſtorbenen Mannes Geſtalt erſchienen, und ein Haus dadurch ſehr verunruhiget. Ein Teuffels-Banner hat dieſes Geſpenſt in den nächſten Wald getragen, da der im Sack ſteckende Geiſt gebeten, ihm zu erlauben, in einen damahls vorbey lauffenden Wolff zu fahren, welches er erhalten. Worauf dieſer Wolff viel Schaden gethan. Man hat gnugſame Urſach, alle dieſe Mittel wider die Geſpenſter für einfältig und abgeſchmackt anzuſehen, und verſichert zu ſeyn, daß die Geſpenſter, welche man damit will vertrieben haben, entweder Betriegerey geweſen, oder nur erdichtet ſeyn. Das

Gebet

(*) No. 74. pag. 784.

Gebet iſt das ſicherſte Mittel wider die Geſpenſter, aber nicht das Ave Maria, deſſen man ſich in der Römiſch-Catholiſchen Kirche dagegen bedienet, ſintemahl dieſes Ave Maria gar nicht ein Gebet um Schutz und Beyſtand wider die Anläuffe des Teufels iſt, ſondern ein bloſſer Gruß an die Jungfrau Maria, welcher wider die Geſpenſter wenig helffen wird.

E) Es ſind die Geſpenſter auch ſehr verdächtig, welche ſich beſtändig, oder doch eine geraume Zeit, an einem gewiſſen Ort, Haus oder Gegend aufhalten, und daſelbſt erſcheinen ſollen, gleich als ob GOtt ihnen ſelbige zu bewohnen, und daſelbſt ihre Rolle zu ſpielen eingeräumet hätte. Deſſen haben wir ein Exempel an der ſo genannten Teuffels-Inſul, welche im Mitternächtigen Theil von America liegt, und von vielen Geiſtern und Geſpenſtern ſoll bewohnet ſeyn, die ſich bey Tag und Nacht von den Menſchen ſehen laſſen, und ihnen viel Verdruß und Leid anthun; daher auch dieſe Inſul, ob ſie gleich in ſelbiger Gegend die ſchönſte und gröſſeſte iſt, von Menſchen unbewohnet geblieben. (*) Becmann fället von dieſer Inſul ein recht gutes Urtheil, welches von allen Oertern, die beſtändig von Geſpenſtern ſollen beunruhiget werden, gelten mag. Seine Worte ſind ohngefehr dieſe. (**) Ich halte dafür, GOtt werde dem Teuffel nicht zugeben, daß er ſich eine gewiſſe Wohnung erwähle, und daraus die Menſchen vertreibe. Denn die Erde gehört nicht für die Geiſter,

(*) Beſ. das neu entdeckte Norden Cap. 33. pag. 201.
(**) In Hiſtor. Orb. Terr. part. I. pag. 149.

ſondern für die Menſchen, und darf ſich des-wegen der Teuffel kein Recht darüber an-maſſen. Er ſetzt hinzu, dieſe Inſul werde von den Schiff-Leuten die Teuffels-Inſul genannt, wegen der groſſen und ſchweren Gewitter, ſo es allda gibt, und um welcher willen man gar ſchwerlich kan hin-ein kommen: darum hat man dafür gehalten, ſie ſey gantz unbewohnt von Menſchen, und eine Woh-nung der böſen Geiſter. Es kan aber auch ſeyn, daß eine gewiſſe unbewohnte Inſul daher den Nahmen bekommen, weil eine furchtſame Weibs-Perſon, die auf dieſer Inſul eine geraume Zeit gantz alleine zugebracht, nach ihrer Erlöſung von ſolchen teuf-feliſchen Geſpenſtern vieles erzehlet, welches doch bey ihr nur leere Einbildungen geweſen.

F) Endlich hat man den Geſpenſter-Geſchich-ten wenig Glauben zuzuſtellen, wenn der Teuffel etwa in einer närriſchen Geſtalt erſchienen, oder nichts als Gauckel-Poſſen und Affen-Spiel ſoll ge-trieben haben. Von dieſer Gattung iſt beynahe alles, was der Fabel-Hans Prætorius von dem Rü-bezahl geſchrieben hat. Z. E. daß dieſes Geſpenſt einem einen derben Product gegeben, mit einer Ruthe, die ſich hernach in Gold-Drat verwandelt: Einem andern ein paar Ochſen-Hörner an den Kopff geſetzt: Einem dritten feine lange Eſels-Oh-ren, lange Naſe, oder groſſen Ziegen-Bart ge-macht. Mannigmahl ſoll ſich dieſer Rieſen-Kö-nig, welchen Titul dis Geſpenſt gern annimmt, in einen Stecken, Raben oder ander Thier verwan-delt, oder die Speiſen mit Koth und Unflath be-ſchmieret haben, und was des tollen Zeugs mehr iſt.

Einige müſſen ja gemeynet haben, Prætorius habe noch viele von den luſtigen Schwäncken des Rübezahls ausgelaſſen, darum haben ſie der gelehrten Welt die Supplementa dazu nicht vorenthalten wollen. In den Unterred. vom Reich der Geiſter (*) finden ſich ein paar Hiſtorien, die Prætorius übergangen, oder erſt nach ſeiner Zeit ſich müſſen begeben haben. Rübezahl kam einsmahls in ein Wirths-Haus, und der Haus-Knecht ſolte ihm die Stieffeln ausziehen, der aber, als er es ſich ziemlich ſauer werden ließ, den Stieffel zuſammt dem Bein in die Hände bekam. Als darauf der Haus-Knecht für Schrecken reiß aus gab, und ſich unterwegens noch ein wenig umſahe, nahm Rübezahl ſeinen Kopff nebſt der Peruque vom Rumpff, und ſchmiß ihn damit auf den Puckel, daß es krachte, worüber er nicht allein zur Erden fiel, ſondern auch die Treppe hinunter taumelte. War das nicht ein kurtzweiliges Narren-Spiel? Ein andermahl ſtellte ſich Rübezahl auf einem Adelichen Gaſt-Gebot als ein fremder Cavallier ein, und hinterließ der Geſellſchafft einen Sack mit einem halb verfaulten Menſchen-Kopff, welcher ſolchen Geſtanck von ſich gab, daß die Gäſte die Tafel und das Zimmer verlaſſen muſten. Weil man vorgiebt, dieſes Geſpenſt eigne ſich das Rieſen-Gebürge in Schleſien als ein Eigenthum zu, und habe darauf eine beſtändige Wohnung, ſo mag man es vermöge des vorhergehenden Kennzeichens ſchon für eine Fabel erkennen, und deſſen närriſche Poſſen beſtättigen es noch mehr. Es kommt hinzu,

(*) Tom. I. im 5ten Stück pag. 615. ſeqq.

daß in dem Leben Parei gedacht wird, wie derſelbige nebſt ſeinem Lehr-Meiſter und Mit-Schülern einsmahls den Rieſen-Berg beſtiegen, auch die Nacht hätten darauf verbleiben wollen, wenn ſie nicht durch ein erſchreckliches Gewitter herunter zu ſteigen wären genöthigt worden. Einer aus der Geſellſchafft rieff den Rübezahl mit heller Stimme, worauf ſich aus dem Thal des Berges ein ſchreckliches Gebrüll, als eines Ochſen, hören ließ, welches man für die Antwort dieſes Geſpenſtes hätte halten ſollen. In der That aber war es der Wiederſchall. Ubrigens ließ ſich Rübezahl nicht ſehen, ob man ihn gleich rieff. So bezeugt auch Becmann (*) daß ihm die Einwohner dieſes Gebürges verſichert, auch diejenigen, welche nahe bey dem Gipffel deſſelben gewohnet, daß ſie offt ſchwere Gewitter auszuſtehen hätten; Aber von dem Rübezahl hätten ſie nichts wiſſen wollen. Welches mehr Glauben verdienet, als alle abgeſchmackte Hiſtorien von dieſem Geſpenſt.

Nunmehr wollen wir einige Geſpenſter-Geſchichte nach denen gegebenen Kennzeichen prüffen. Die Alten wiſſen viel von einem gewöhnlichen Geſpenſt, ſo ſie Empuſa nennen, zu erzehlen. Es ſoll ein Geſpenſt in der Geſtalt einer Weibs-Perſon geweſen ſeyn, welches die Proſerpina den Menſchen zum Schrecken geſchickt; es gieng nur auf einem Fuß, denn der andere war von Ertz, in der Geſtalt einer Eſels-Klaue. Es nahm allerhand Geſtalten an, und erſchien bald als ein Baum, bald als ein Ochſe, bald als eine Otter, Fliege, und dergleichen.

Das

(*) In Hiſtor. Orb. Terr. p. 293.

Das luſtigſte Stückchen ſpielete dieſe Empuſa dem Cyniſchen Welt-Weiſen Menippo, in welchen ſie ſich verliebt hatte. Sie erſchien ihm alle Nachte in der Geſtalt eines Frauenzimmers, lud ihn zu ſich, und bewirthete ihn in ihrem eigenen Hauſe, machte auch Anſtalt zur ordentlichen Vermählung mit ihm. Zu allem Glück erſchien auch der bekannte Apollonius, Thyanæus auf der Hochzeit, der entdeckte dem Menippo den Betrug, und daß es ein Geſpenſte, ſo ihn aufzufreſſen ſuchte, und die gantze Zurüſtung nur ein Blendwerck wäre. Apollonius brachte auch zuwege, daß alles zuſammen verſchwinden, und das Geſpenſt bekennen muſte, wer es ſey, und was es für einen Endzweck bey dieſer Sache gehabt. (*) Solte man wol vernünfftigen Leuten, die überdem groſſe Welt-Weiſen heiſſen wollen, ſolche Poſſen zutrauen? Dieſe Empuſa wird wohl bey den alten Griechen der Popantz geweſen ſeyn, womit man die kleine Kinder geſchrecket hat.

Wenn Gervaſius Tilberienſis gedencket, (**) es wäre in Franckreich, in der Provintz Aix ein Fels, auf deſſen Spitze ſich eine Wand mit Fenſtern præſentirte, an welchen Fenſtern man von ferne 2 Damen gewahr würde, die miteinander zu reden und zu lachen ſchienen. So man aber ſich ſolchem Geſicht näherte, verſchwinde alles, und man ſehe nichts: So verdienet ſolche Erzehlung keinen Glauben, weil daraus folgen

 würde,

(*) v. Bruckers Fragen aus der Philoſoph. Hiſtorie Tom. 3. pag. 252.

(**) In Otiis Imperialibus pag. 975.

würde, dieſer Fels ſey dem Satan zu bewohnen eingegeben, und ſein Affen-Spiel daſelbſt zu treiben eingeräumt worden. Gleiches Schlages iſt, was gedachter Gervaſius von einem Felſen in Catalonien meldet (*) daß ſich auf demſelben um die Mittags-Stunde gantze Armeen Soldaten ſehen laſſen, die mit ihren Waffen auf einander loß gehen. Wann aber jemand zur ſelbigen Zeit den Felſen hinauf ſteiget, ſiehet und höret er daſelbſt nichts.

In den *remarquablen* Hiſtoriſchen Brieffen leſen wir (**) wie in Oeſterreich ein Frey-Herr dem andern ein Gut verkaufft, da denn der Verkäuffer noch zuletzt erinnert, daß ein alter Mann in den Gemächern des Schloſſes herum gienge, fiele aber keinem beſchwerlich, und beleidigte niemand. Der Käuffer antwortete, darnach fragte er kein Haar, als der ſich für Geſpenſter im geringſten nicht fürchte, ja er hätte das Hertz, ihm eine gute Maulſchelle zu geben. Ohn angeſehen ihn nun der andere davon abmahnete, betheurete doch jener gar hoch, er wolle gleich das erſtemahl ihm mit der Fauſt den Weg weiſen. Indem ſie noch davon reden, zeigt ſich der Alte, und tritt dem trotzigen Käuffer recht zur Seite. Dieſer wendet ſich nach dem Geſpenſte um, und ſpricht: Weiche Alter, oder du bekommſt eins ins Geſicht. Das Geſpenſt aber ſteht ſtille. Deswegen giebt ihm der Käuffer mit der Fauſt eins ins Angeſicht. Das Geſpenſt aber greifft ihm alſofort mit ſeinen Klauen oben auf

(*) L. C. pag. 979.
(**) Pag. 136.

auf den Kopff, daß er zu Boden ſinckt, und kaum nach etlichen Stunden von den umſtehenden hat wieder mögen erlabet werden. Nachhero hat ſich der Alte nicht wieder ſehen laſſen. Wenn ja der Teuffel an dieſem Ort einen beſtändigen Aufenthalt gehabt, welches doch nicht zu glauben ſtehet, und ich weiß nicht aus was für Urſachen gar bey Tage hat ſehen laſſen, ohne daß er etwas vorgenommen, ſo muß es ein ſehr fauler Teuffel geweſen ſeyn, der ſonſt nichts zu thun gehabt, als zur Kurtzweil in ſichtbarer Geſtalt herum zu wandern. Wann die Geſchichte ſonſt wahr iſt, ſo läſt es ſich anſehen, als ob dem Verkäuffer der Kauff leid worden, folglich auch dem Käuffer durch Erdichtung des Geſpenſtes (welches als es würcklich erſchienen, ein dazu beſtellter Kerl geweſen, der dem Käuffer ſo unbarmhertzig tractiret) denſelben habe leid machen wollen. Sonſt würde dieſes Geſpenſt nicht mit einmahl zu erſcheinen aufgehöret haben.

Wir wollen aus dem Hölliſchen Proteus auch ein paar Hiſtorien anführen. Da leſen wir gleich im Anfang von einem Commendanten zu Andernach am Rhein, daß des Nachts vor ſeinem vorgehabten Duell ein Geſpenſt in ſeine Cammer kommen, das Deck-Bette aufgehoben, und mit der Fauſte ihm an der lincken Seite des Leibes, unter den kurtzen Ribben einen empfindlichen Schlag gegeben. Und dieſes war der Ort, wo er im Duell einen Schuß bekam, und daran ſtarb. Allein wie iſt es möglich, daß der Teuffel hätte wiſſen ſollen, daß der Commendant im Duell bleiben würde? Noch weniger konte er den Ort anzeigen, wo er den

Schuß bekommen würde. Dergleichen zufällige Dinge ſind allein GOtt, und nicht dem Teuffel bekannt. Darum iſt dieſe Geſchichte nicht wahrſcheinlich. No. 2. Wird von dem Herrn d'Aubigne berichtet, daß, als er einsmahls zwiſchen 2 andern Cavallieren gelegen, und des Abends das Vater unſer gebetet, er allemahl, ſo oft er an die Worte kommen: Und führ uns nicht in Verſuchung, drey Maulſchellen von einer unſichtbaren Hand empfangen. Was heißt das, eine Maulſchelle von einer unſichtbaren Hand bekommen? Wir haben ja vernommen, daß der Teuffel durch Hülffe eines Lufft-Dunſt Leibes, ob er gleich ſichtbar iſt, keinem eine Maulſchelle verſetzen könne. Vielweniger wird eine gar unſichtbare Hand die Empfindung einer Maulſchelle verurſachen können. Vielleicht hat einer von den bey ihm liegenden Officiers ihm den Poſſen geſpielet, und mit ſeiner derben Fauſt eins verſetzet: oder er iſt voller Schlaf und Schlummer geweſen, daß es ihm nur alſo gedäucht hat. Der gottſelige Theologus Chriſtian Scriver erzehlet in ſeinem verlohrnen und wiedergefundenen Schäfflein eine Geſchichte von einem Menſchen, Nahmens Peter Otte, der mit dem Teuffel einen Bund gemacht, wovon ihn dieſer Gottsgelehrte wieder befreyet hat. Jedoch geben alle Umſtände, welche gedachter Peter Otte vorgegeben und ausgeſagt, daß er ein Ertz-Betrieger geweſen, und dem ſonſt klugen Theologo, auch vielen andern mehr, eine Naſe gedrehet. Er wolte öfters ſeinen Cavallier, welches der Teuffel war, mit dem er einen Bund gemacht, ſehen, ob gleich andere, die bey ihm waren,

nichts

nichts ſahen. Mannigmahl redete er auch mit dem Teuffel, aber die gegenwärtig waren, höreten nichts, als bloß ſeine Worte. Als er beſtändig dabey blieb, er müſte mit dem Teuffel reden; ſo währete es nicht lange, da ſagte er: Da ſteht er vorm Tiſch als ein Löwe, den er auch alſo anredete: Du biſt ein ſchönes Thiergen, pfuy dich an. Wie du noch als ein *Cavallier* kameſt, habe ich dir die ſchelmiſchen Haare oft gekämmet, nun aber nimmermehr. Bald darauf ſahe er Scrivern gantz ernſtlich an, und ſprach: Er ſchmähet auf euch, und ſpricht: Der Graukopff muß weg, er iſt dein Tod; und wiederholte ſolches. Ja er fing an ſich ungeberdig zu ſtellen, und ſagte mit groſſem Eyfer: Was wilt du? meinen Rock? riß damit den Rock vom Leibe, und wolte ihn übern Tiſch hingeben. Scriver aber ließ es ihm nicht zu, ſondern ſprach: Nicht einen Faden davon, geſchweige den Rock. Und da er zum Brodtkrümlein, ſo auf dem Tiſche lag, ſagte: Wilt du das? ſo ſprach Scriver darauf, daß ers nicht haben ſolte, hätte er aber Macht daran, ſo ſolte ers nehmen. Darauf fuhr Peter Otte mit groſſem Ungeſtüm, und mit ſo groſſer Geſchwindigkeit über den Tiſch hinweg, daß es nicht zu ſagen iſt. Welches alles Dinge ſind, woraus ſich die Betriegerey dieſes Menſchen gnugſam offenbaret. Es funden ſich zwar auch wunderliche Umſtände bey ihm, z. E. er zeigte gewiſſe Wunden im Geſicht, die ihm der teuffeliſche Löwe mit ſeinen Klauen ſolte gemacht haben. Allein wer weiß, wo er dieſe Wunden empfangen, vielleicht hat er ſie ihm ſelbſt gemacht, damit ſein Vorgeben einen beſſern Schein bekäme. Mannigmahl bekam er gewaltige Hertzens-Stöſſe, die Bruſt ward hoch aufgetrieben, das Hertz geängſtiget, die Glieder ausgedehnet, er fing an ſich zu wältzen und zu überwerffen, er ſchlug um ſich, und ſuchte ſich und andern Schaden zu thun, ſo daß 3 Kerl genug an ihm zu halten hatten. Er ward hoch auf und herum geworffen, gezerret, zerriſſen und rücklings zuſammen gebeugt, auch die Bruſt dermaſſen aufgetrieben,

getrieben, daß man das Krachen der Glieder hören konte. Welche Zufälle aber man eben nicht Urſach hat, dem Teuffel beyzumeſſen, ſondern es waren ſtarcke Convulſiones, die, wie den Herren Medicis bekannt, ihre natürliche Urſachen haben. Peter Otten kamen ſolche Zufälle wohl zu ſtatten, weil andere dadurch in den Wahn geſtärcket wurden, daß der Teuffel ſeine Hand mit im Spiel haben müſte. Dieſe Comœdie ſpielte er Anno 1672 in Magdeburg, und weil er ſich dabey vielleicht ſehr wohl befand, hielt er für rathſam, ſie Anno 1678, zu Lands-Crone in Schonen, allwo er wieder ein Soldat unter den Däniſchen Troupen war, nochmahls zu wiederholen. Hier gab er vor, daß, weil er vor einigen Jahren ſich am Neu-Jahrs-Tage mit dem Satan eingelaſſen, er hernach faſt allezeit an dieſem Tage viel von ihm ausſtehen müſſen, weswegen er beſorgt ſey, es mögte ihm dismahl nicht beſſer ergehen, bat alſo die Prediger des Orts um Rath und Vorbitte. Darauf ging er in Begleitung 2 Unter-Officirer in die Kirche. Nahe bey der Kirche erſchien ihm der Teuffel, in Geſtalt eines groſſen Löwen, der ihn nicht wolte laſſen in die Kirche gehen, ſeine Gefährten aber ſahen dieſen Löwen nicht. Er ging endlich doch in die Kirche, und ſatzte ſich in einen Stuhl zwiſchen ſeine beyde Gefährten nieder. Mitten unter der Predigt ſtieß er die bey ihm ſitzende an, und rief: Jetzt kommt der Teuffel in der Geſtalt des Löwens wieder, und will mich zerreiſſen. Die Unter-Officirer aber ſahen wiederum nichts. Darauf entſtund ein Lermen in der Kirche, da denn viele, wie es bey ſolcher Gelegenheit zu geſchehen pflegt, den Löwen wolten geſehen haben, andere aber ſahen nichts davon. Inzwiſchen bekam Peter Otte eine blutige Maulſchelle an der lincken Seite, daß davon die Striemen, faſt wie ein groſſes lateiniſches W geſtalt, geſehen wurden. Sein Gebet-Buch, ſo er in der Hand hatte, ward blutig, und die 2 Blätter, darin er eben geleſen, wurden gantz umgekehrt. Nach der Predigt zeigte er vielen Leuten ſeine rechte Hand, auf welche der Satan ſeine erſte Nahmens-Buchſtaben P. O. gezeichnet, auch hatte ihm derſelbe dergleichen Merckmahl mit einem W auf die Bruſt, und

an

an andern Gliedern gemacht. (*) Das bedencklichſte hiebey ſind wol die eingedruckte Buchſtaben. Jedoch iſt es gar möglich, daß er, als er in dem Stuhl ſich zur Erden niedergeworffen, welches ich vorher zu melden vergeſſen habe, ihm ſolche Buchſtaben durch gewiſſe Formen, die er zu dem Ende bey ſich geführet, ſelbſt eingedruckt. Vielleicht ſind ſolche Buchſtaben auch nicht ſo deutlich abgedruckt geweſen, weil es in der Erzehlung heißt: das von der blutigen Maulſchelle empfangene Merckmahl habe ſich faſt wie ein lateiniſches W præſentiret. Wer weiß auch, ob man in dem Bericht, und der Erzehlung ſelbſt nicht zu freygebig geweſen, und falſche Dinge mit angeflickt hat. Der eintzige Umſtand, daß Peter Otte den teuffeliſchen Löwen geſehen, welchen ſeine Gefährten nicht haben wahrnehmen können, iſt ſchon hinlänglich, den Kerl für einen Ertz-Betrieger zu halten, der den Bund mit dem Satan in einer oder der andern Abſicht erdichtet habe.

Bey dem Gehofiſchen Geſpenſt, welches Anno 1685. viel Redens verurſacht, finde ich ebenfalls Kennzeichen, welche mich bewegen, daſſelbige theils für eine bloſſe Einbildung, theils für ein erdichtetes Werck zu halten. Eine adeliche Dame, Philippina Agnes von Eberſtein, gebohrne von Werthern, die zu Gehofen im Eislebiſchen wohnte, ward Anno 1685 von einem Geiſt ſehr beunruhigt, welcher ihr durch Liſpeln in die Ohren zu verſtehen gab, daß ſie ſolte mit ihm gehen, und an einem gewiſſen Ort einen Schatz haben. Da ſie ſich dazu nicht verſtehen wolte, ward ſie an Händen und Armen gekneipet, daß die blaue mit Blut unterlauffene Flecken zu ſehen waren. Sie hörte zum öftern dergleichen liſpelnde Rede, ſahe aber nichts. Bald darauf erſchien der Geiſt in der Geſtalt einer Nonne, ſie allein ſahe ihn, und ſonſt kein ander. Das Geſpenſt redete, und niemand hörete ſolche Rede, denn ſie allein. Es erzehlte alle Umſtände des Schatzes, den die Frau heben ſolte, machte auch die Eintheilung, wie ſelbiger ſolte angewandt werden. Als ſie aber ihn zu heben ſich nicht entſchlieſſen wolte, fing das Geſpenſt an bitterlich zu weinen, daß ſo gar von deſſen Thränen das Vorſteck-Tüchlein ſtarck benetzet wurde. Einsmahls hat der

Geiſt

(*) v. Happelii Relat. Curioſ. Tom. 3. pag. 506.

Geiſt dieſe Dame um GOttes willen, ſie mögte doch den Schatz heben. Ein andermahl befahl er ihr das Lied zu beten: **JEſu meine Freude:** wie auch andere Troſt-reiche Lieder. Er gab auch vor, auf die Frage, ob **Chriſtus auch für ihn gelitten hätte:** Er ſey ſo wol getaufft als andere, und Chriſtus ſo wol für ihn geſtorben als für andere. Einsmahls ſchoß dieſe adeliche Dame aus heroiſchen Helden-Muth 2 Piſtolen auf das Geſpenſt ab, bekam aber davor kneipen und drücken zum Lohn. Wann man der Dame vorhielt, daß andere den Geiſt nicht ſähen, antwortete ſie, ſie ſähe ihn ja mit ihren Augen, und ihr jüngſtes Töchterlein würde denſelben gleichergeſtalt gewahr, als welches wegen noch ermangelnder Rede denen Umſtehenden mit Fingern zeigte, an welcher Stelle in der Stube der Geiſt ſich befinde. Dis letztere war ein ſehr artig ausgeſonnenes Fündgen. Ich will nicht mehr Umſtände von dieſem Geſpenſt anführen, weil ſich aus dieſen wenigen ſchon abnehmen läßt, daß es in der bloſſen Einbildung beſtanden, oder gar von der Dame erdichtet worden. Sie hatte eine Art von Kranckheit, welche mit vielen Convulſionen vergeſellſchafftet war. Dieſe mogte ihre Phantaſie ziemlich verderbt haben, daß ſie ſich immer von dem Geſpenſt träumen laſſen. Die blaue Flecken, ſo ſich an ihrem Leibe zeigten, könten etwa ein Ausſchlag geweſen ſeyn, dergleichen ſich bey mancher Kranckheit findet. Es iſt auch nicht unmöglich, daß dieſe Frau ſich ein Vergnügen daraus gemacht, wenn ſie andern etwas weiß machen können: Und vielleicht hat ſie, um ſolches Vergnügen zu erhalten, ſich mannigmahl ſelbſt blaue Flecken gemacht. Dem ſey wie ihm wolle, ſo erhellet aus den Umſtänden, da ſie das Geſpenſt anfänglich will gehört, aber nicht geſehen haben, ein andermahl es geſehen haben, ob gleich andere, die zugegen waren, nichts ſahen, ferner deſſen Rede gehört haben, da doch andere nichts vernahmen: daß es entweder eine Phantaſie, oder erdichtetes Werck geweſen. (*)

Es iſt noch eine Art von Geſpenſtern übrig, welche man **das Spücken bey lebendigem Leibe** nennt, da ſich

(*) Die gantze Geſchichte findet man weitläufftig beſchrieben in den Unterred. vom Reich der Geiſter. Tom. 2. p. 39. ſeqq.

ſich mannigmahl bey hellem Tage ein Geſpenſt in der natürlichen Geſtalt eines noch lebenden Menſchen ſoll ſehen laſſen. Von dem Capuciner Felice lieſet man, daß er zugleich hinter dem Pflug ſoll hergegangen, und auch ſein Leib wunderbarer Weiſe in der Kirche gegenwärtig ſeyn, wann er hinter dem Pflug gebetet. (*) In einem gewiſſen Fürſtlichen Schloß Teutſchlands ging die Amtmanns Frau von ihrem Herrn hinauf in deſſen Schreib-Stube, allwo ſie ihren Herrn auf dem Stuhl ſitzend ſo leibhafftig und eigentlich erblickte, daß ſie nicht wuſte, ob dieſer oder jener, den ſie unten in der Wohnſtube gelaſſen, ihr rechter Mann ſey. Endlich läufft ſie mit Beſtürtzung herunter, und findet ihren rechten Herrn, wo ſie ihn gelaſſen, dem ſie erzehlte, was ihr begegnet. Dieſer wolte es ſelbſt in Augenſchein nehmen, ging derohalben hinauf, und ſeine Frau hinter ihm her. Da fand er das Geſpenſt in ſeiner eigenen Geſtalt, und mit eben ſolchen Schlaf-Rock, als er an hatte, bekleidet, auf dem Stuhl ſitzen und ſchreiben. Der Amtmann trat hinzu, und ſprach: Geſell, da gehört mir und nicht dir zu ſitzen, du haſt hie nichts zu ſchaffen, weiche: rückte zugleich den Stuhl, worauf das Geſpenſt verſchwand. (**)

Die gemeinen Leute tragen ſich vielfältig mit dergleichen Erzehlungen herum. Inſonderheit wollen Knechte und Mägde ihre Herren, ob ſie ſchon nicht aus dem Hauſe gekommen, oder verreiſet geweſen, bey ſich auf dem Felde, oder wo ſie ſonſt gearbeitet, geſehen haben. Nun mag freylich manchem Herrn daran gelegen ſeyn, daß das Geſinde von ihm ſolche Meynung hegt, weil es dazu gut iſt, daß ſie ſich ſtets für ihm fürchten, und deſto fleißiger arbeiten. Daher mag wol mancher ſich würcklich zu ſeinen Arbeits-Leuten verfügen, aber nur von ferne ſehen laſſen, und mit ihnen kein Wort reden, damit ſie in dem Wahn geſtärcket werden, er ſey es nicht ſelbſt geweſen, bildet ihnen hernach auch wol ein, wie er indeſſen nicht von Hauſe kommen. Jedoch iſt auch wahrſcheinlich, daß mancher Knecht oder Magd ſolches von ihrer Herrſchafft erdichtet, und fälſchlich ausgeſprengt, um ſie, wie ihre Weiſe iſt, dadurch in üblen Ruf zu bringen.

Ubri-

(*) Ehrenbergers allerhand dem Worte GOttes zuwider lauffende Erzehlungen. Part 1. p. 501.

(**) Remarquable Hiſtoriſche Briefe. pag. 133. 134.

Ubrigens iſt das Spůcken bey lebendigem Leibe eine Sache, die mir nicht ein will. Wenn auch der Teuffel ihm ſelbſt einen Leib bilden kônte, welches er doch nicht kan, ſo wolte ich ihm doch nimmermehr die Kunſt zugetrauen, daß er ſelbigen einem noch lebenden Menſchen an Geſtalt, Geberden, Kleidern und andern Dingen mehr, gantz gleich und åhnlich ſolte machen kônnen. Dis Werck iſt für ihm zu wichtig, und weil die Erſcheinung dieſer Geſpenſter bey Tage geſchicht, ſo kan er hier den Menſchen nicht einen blauen Dunſt vor die Augen machen, wie etwa des Nachts. Soll ihm GOtt dazu behůlfflich ſeyn, daß er einen Leib ůberkômmt, der einem noch lebenden Menſchen gleicht, ſo ſehe ich nicht ab, was dem lieben GOtt dazu bewegen ſolte, da es mit dieſer Art Geſpenſter auf ein bloſſes Gauckel-Werck hinaus lâufft. GOtt hat nicht gewolt, daß unter den Menſchen ſich 2 Perſonen gantz gleich und åhnlich ſeyn ſolten, welches wir daraus ſchlieſſen, weil ſich niemahls 2 dergleichen Perſonen gefunden haben. Was die Alten von einigen Perſonen, die ſich gantz åhnlich geweſen, berichten, hat man nur von einer ſolchen Aehnlichkeit zu verſtehen, die einiger maſſen eingetroffen, wie mannigmahl 2 Brůder ſich einander ziemlich åhnlich ſehen. Die Urſach deſſen iſt wol unter andern dieſe, damit man in den Perſonen nicht irren môge, weil ſonſt leicht einer důrfte für den andern angeſehen, und es ſich begeben kônte, daß einer des andern Schuld und Verbrechen tragen und bůſſen můſte. Macht nun GOtt, ſolche Unordnung zu verhůten, die Menſchliche Geſichter einander nicht åhnlich, wie er leicht håtte thun kônnen; ſo wird er noch weniger dem Satan zugeben, daß er in eines noch lebenden Menſchen Geſtalt erſcheine. Er kônte damit viel Bôſes ſtifften, und einen unſchuldig um Leib und Leben bringen, wenn er in deſſen angenommenen Geſtalt eine bôſe That verůbte, die man hernach dieſem Menſchen zurechnen wůrde. Uberdem iſt die Meynung, daß der Teuffel eines noch lebenden Menſchen Geſtalt annehmen kônne, ſehr ſchlimm und gefåhrlich, weil ein bôſer Bube, der ein bôſes Stůckgen ausgeůbt, ſich darauf beruffen kônte, daß er nicht ſolches, ſondern der Teuffel in ſeiner Geſtalt gethan. Man hat ſie alſo billig zu verwerffen, weil ſie ohnedem keinen Grund hat.

)o(

Schau-Platz
Vieler
Ungereimten Meynungen
und Erzehlungen,
Worauf die unter dem Titul
Der MAGIÆ
NATURALIS
So hoch geprieſene
Wiſſenſchafften und Künſte:
Von dem Geſtirn und deſſen Influentz,
Von den Geiſtern / ihren Erſcheinungen
und Würckungen,
Von andern natürlichen Dingen / ihren
geheimen Kräfften und Eigenſchafften:
Ingleichen
Die mancherley Arten der Wahrſagerey /
und viel andere fabelhaffte, abergläubiſche und un-
gegründete Dinge mehr,
Vorgeſtellet, geprüfet und entdecket werden.
Zur Beförderung der Wahrheit,
Wie auch
zum Unterricht und Warnung,
Sich für thörichten Einbildungen und Betrug zu hüten,
eröffnet Von
THARSANDERN.

VII. Stück.

Berlin und Leipzig,
Zu finden bey Ambroſius Haude, 1736.

Inhalt.

25.) Von Erſcheinung der abge-
ſchiedenen Seelen, und dem A-
ſtral-Geiſt.

26.) Vom Kobold und Waſſer-
Nixen.

27.) Das wütende Heer.

25.

Von Erſcheinung der abgeſchiedenen Seelen, und dem Aſtral-Geiſt.

Es will die Meynung, daß die Geſpenſter vom Teuffel herrühren, vielen nicht anſtehen, welche lieber glauben, die Seelen der verſtorbenen Menſchen kämen zurück, und lieſſen ſich in einem aufs neue angenommenen Leib ſehen. Andere geben zwar zu, daß der Teuffel öfters als ein Geſpenſt erſcheine, ſie erkennen aber zugleich viele Geſpenſter, woran der Teuffel kein Theil haben ſoll, ſondern die man für Erſcheinungen der vom Cörper abgeſchiedenen Seelen zu halten hätte. Daß die Meynung von der abgeſchiedenen Seelen Erſcheinung ſich aus dem Heydenthum herſchreibt, iſt eine ausgemachte Sache. Die Heyden erkannten gar zeitig die menſchliche Seele für ein beſonderes und vom Leibe unterſchiedenes Weſen, und ſchloſſen daraus derſelben Unſterblichkeit, daß ſie nemlich nicht wie der Leib ſtirbt und verge-

vergehet, ſondern beſtändig in ihrem Weſen verharret. Herodotus will, die Egyptier hätten zu allererſt die Unſterblichkeit der Seele gelehret, wiewol andere ſolche Ehre den Chaldäern und Indianern zueignen. Jedoch iſt glaublicher, daß dieſe höchſt wichtige Lehre ſchon vor der Sündfluth, und nachhero auch den gottſeligen Patriarchen bekannt geweſen, durch welche ſie vermuthlich zuerſt in Egypten kommen iſt. Unter den Griechen ſoll Thales Mileſius der erſte geweſen ſeyn, der die Unſterblichkeit der Seelen behauptet hat. Da alſo die Heyden die Seele für unſterblich hielten, ſo bekümmerten ſie ſich auch darum, in was für einem Zuſtand ſie ſich nach dem Abſchied aus dem Cörper befinden möchte. Einige glaubten, ſie kehre nach dem Tode in das Weſen GOttes, oder in die allgemeine Welt-Seele zurück, als woher ſie gekommen wäre. Solche Meynung ward inſonderheit von den Platoniſchen und Stoiſchen Welt-Weiſen verfochten, und ſie findet noch heutigs Tages ihre Vertheidiger. Pythagoras hingegen verfiel auf eine Seelen-Wanderung, und ſtund in den Gedancken, die Seelen der Menſchen müſten nach dem Abſchied vom Leibe in unvernünftige Thiere wandern, und ſie beleben, oder in andere Menſchen, die nachhero gebohren würden. Solche Lehre ſoll er von den Egyptiern gelernet haben. Sie iſt hernach unter den Heyden faſt allgemein worden, wie ſie dann noch jetzt bey den heydniſchen Völckern in Indien und Sina im Schwange gehet. Bey dem allen

ſchickte man die abgeſchiedene Seelen nicht alſobald nach dem Tode in ihren Urſprung zurück, oder ließ ſie in ein Thier oder andern Menſchen wandern; ſondern gab ihnen noch einige Friſt, daß ſie ſich um ihren faulenden Leib, oder an andern Oertern aufhalten, und wenn es ihnen gefällig, in einer angenommenen Geſtalt erſcheinen konten. Ins beſondere muſten die Seelen ſolcher Menſchen, welche im Leben den fleiſchlichen Lüſten nachgehänget, oder die etwa durch einen gewaltſamen Tod vom Leibe getrennet worden, oder derer Leiber man nicht zur Erde beſtattet, auf der Welt noch eine Zeitlang herum irren, und ſich gemeiniglich bey ihren Gräbern und Leichnamen ſehen laſſen. Der groſſe Weltweiſe Plato ſchreibt ausdrücklich: (*) Die Seelen der Menſchen, die übel gelebt hätten, würden nach dem Tode zu Geſpenſtern und ſichtbar, weil ſie im Leben gar zu ſehr an den Cörpern geklebet hätten, und dadurch ſo ſichtbar und faſt cörperlich worden. Dahin zielten die beſondere Feſt-Tage und Ceremonien, die man den verſtorbenen zu Ehren angeſtellet, um die Seele zu bewegen, daß ſie nicht möchten erſcheinen, und den lebendigen Schrecken einjagen. Dis war ſonder Zweiffel ein artiges Fündgen der heydniſchen Pfaffen, indem ſie durch allerhand lächerliche Ceremonien die Seelen verſöhnen wolten, daß ſie denen Anverwandten zum Schrecken nicht erſcheinen möchten; in der That aber ſich dadurch nur zu bereichern ſuchten.

 Die

(*) In Phædone.

Die Juden bilden ſich gleichfalls ein, die Seele fahre nicht gleich wieder in den Himmel, daher ſie kommen iſt, ſondern ſchwerme noch 12. Monath in der Welt herum, komme wieder in das Grab, müſſe indeſſen viel im Fege-Feuer leiden, und gelange erſt nach 12. Monathen in den Himmel, und ruhe daſelbſt. Sie laſſen auch 7. Tage dem abgeſtorbenen ein Licht brennen, zu Ehren der Seele, welche an den Ort, da ſie ausgefahren, wiederkommt, und über den Leib traurет, den ſie verlohren hat. (*)

Bey den Chriſten in den erſten Jahrhunderten findet man keine Spuren, daß ſie die Erſcheinung der abgeſchiedenen Seelen geglaubt hätten, vielmehr behaupteten ſie das Gegentheil, welches aus einigen Zeugniſſen deutlich erhellen wird. In der Reſponſion: ad Orthodoxos, die dem Märtyrer Juſtino zugeſchrieben werden, lieſet man Quæſt. 75. daß die Seelen, ſo bald ſie vom Leibe ſcheiden, an den Ort gelangen, der für ſie beſtimmet iſt, nemlich die Frommen in das Paradies, die Gottloſen aber in die Hölle, allwo ſie bis an den Tag der Auferſtehung oder Wiedervergeltung ſich aufhalten und verwahret werden. Ob man gleich dieſe Reſponſiones fälſchlich dem Juſtino Martyri beylegt, und ſie mit beſſerm Recht für ein Werck des Juſtini Siculi hält, der im 5ten Seculo gelebet, ſo iſt doch daraus abzunehmen, daß man dazumahl die Erſcheinung der abgeſchiedenen Seelen noch nicht überall geglaubt habe.

(*) v. Buxtorffii Synagog. Judaic. p. 688. 690.

habe. In den Quæſtionibus, welche unter dem Nahmen Athanaſii bekannt ſind, findet man noch ein deutlicher Zeugniß. Von denen Seelen der Frommen geſtehet der *Autor* zwar zu, daß ſie von dem, was unter den Menſchen vorgehet, eine ſolche Erkänntniß hätten, als die H. Engel. Hingegen ſagt er von den Seelen der Gottloſen, ſie wären dergeſtalt mit Qvaal überhäufft, daß ihnen keine Zeit übrig bliebe an andere Sachen zu gedencken. Allein daraus folgt noch lange nicht, daß die Seelen der Heiligen zurück kommen, und den Menſchen erſcheinen können, welches der Verfaſſer der Unterredungen vom Reich der Geiſter daraus ſchlieſſen will. (*) Weiter lieſet man in dieſen Quæſtionibus, (**) daß die Seelen nach dem Tode niemahls wiederkommen, und von dem Zuſtand der verſtorbenen Nachricht bringen, weil ſolches zu vielen Betrügereyen Gelegenheit geben würde, indem die böſen Geiſter ſich für Seelen der verſtorbenen ausgeben könten, die da wiederkämen, denen Menſchen etwas zu eröffnen. Es mögen aber dieſe Quæſtiones den Athanaſium zum Verfaſſer haben oder nicht, ſo geben ſie doch ein Zeugniß an die Hand, daß man zu der Zeit, da ſie geſchrieben worden, der Wiederkehr der abgeſchiedenen Seelen widerſprochen habe. Der beſte Zeuge iſt Johannes Chryſoſtomus, welcher zu Ende des

(*) Tom. 2. pag. 335.
(**) v. Quæſt. 32. und 35.

4ten Jahrhunderts gelebet, und ſich hin und wieder in ſeinen Sermonibus oder Predigten alſo vernehmen läſt: Wenn das Geſchrey gehöret wird: Ich bin dieſe oder jene Seele, ſo iſt es des Teuffels Betrug und Liſt. Denn es iſt nicht eines abgeſtorbenen Seele, die das ſagt, ſondern der Teuffel, der es erdichtet, damit er die Menſchen betriege. Die vom Leibe abgeſchiedene Seele, ſchreibt er bald darauf, kan nicht auf Erden hin und wieder ſchweiffen; weil der Gerechten Seelen in der Hand GOttes ſeynd, der Ungerechten aber von Stund an, oder gleich nach dem Tode hinweg geführet werden, wie bey dem Lazaro und reichen Mann zu ſehen. In einer andern Predigt heiſt es: GOtt hat die Thüre verſchloſſen, und geſtattet nicht, daß ein Verſtorbener wiederkommt, und uns erzehlt, was dort vorgehet, damit der böſe Feind daher nicht Anlaß und Gelegenheit nehmen möge, ſeine Liſt anzubringen, und Betrug anzurichten. (*) Ich ſetze noch den Tertullianum hinzu, welcher viel älter als Chryſoſtomus iſt, und alſo ſchreibt: (**) Die abgeſchiedene Seelen ſäumen ſich nicht auf Erden: Desgleichen können ſie weder freywillig und von ihnen ſelbſt, noch auf anderer Leute Befehl herum wandeln. Weiter ſpricht er, es wären böſe Geiſter, die ſich

(*) v. Chryſoſt. Homil. 29. in Matth. it. Homil. de Lazaro.

(**) In libro de anima in fine.

ſich fälſchlich für die abgeſtorbene Seelen ausgeben. Der Verfaſſer der Unterredungen vom Reich der Geiſter will zwar, (*) Tertullianus widerlege nur die heydniſche Meynung, als wenn die mit Gewalt abgeſchiedene Seelen annoch herum walleten, allein es iſt ja Sonnen-klar, daß er allen abgeſchiedenen Seelen den Aufenthalt auf Erden verſagt, und die, ſo ſich für ſolche Seelen ausgeben, für böſe Geiſter hält. Die Worte Tertulliani: Dei virtutem quasdam animas revocaſſe in documentum juris ſui; Die Krafft GOttes habe einige Seelen zurück beruffen zum Beweiß ſeines Rechts; reden augenſcheinlich von einer ſolchen zurück-Beruffung, da die Seele, wenn ſie einmahl abgeſchieden iſt, ihren Leib aufs neue belebt, und durch GOttes Krafft wieder mit demſelben vereinigt wird, folglich von der Auferweckung der Todten, und gehören alſo nicht hieher.

Der erſte und vornehmſte unter den Chriſtlichen Lehrern, der die Meynung von der abgeſchiedenen Seelen Wiederkehr und Erſcheinung recht gäng und gebe gemacht, iſt Gregorius Magnus geweſen. Er lebte am Ende des 6ten Seculi, und war Pabſt zu Rom. Seine Dialogi de vita & miraculis Patrum ſind voll von Erſcheinungen der Seelen, die ſeltſame Dinge erzehlet, und Hülffe begehret haben, welches alles er ſich als ein ziemlich einfältiger Mann für die lautere Wahrheit hat aufbürden laſſen. Gregorius ſtund als Pabſt zu Rom in groſſem Anſe-

 hen,

(*) Tom. 2. pag. 337. 338.

hen, und daher iſts kein Wunder, wann ſich ſeine Meynung hernach überall ausgebreitet hat. Daraus entſtand endlich das Fege-Feuer, oder ein mittlerer Ort zwiſchen Himmel und Hölle, indem die erſchienene Seelen ſolten vorgegeben haben, wie ſie, weil ſie für ihre Sünden auf Erden nicht gnugſam gebüſſet, dafür noch eine Zeitlang im Fege-Feuer büſſen müſten, ehe ſie an dem Ort der Seligkeit gelangen könten. Daher ſie auch die lebendigen um Hülffe anfleheten, damit ſie durch ihr Gebet, Faſten, Allmoſen geben, Wallfahrten deſto eher daraus möchten erlöſet werden. Endlich kam es gar dahin, daß man aus dem H. Abendmahl ein Opffer machte, und ihm groſſe Krafft zur Erlöſung der Seelen aus dem Fege-Feuer beylegte. Da funden ſich dann bald Seelen gnug ein, welche anhielten, man möchte für ſie einige Meſſen leſen. Dieſe Sache war der damahls ſchon verdorbenen Geiſtlichkeit vortreflich anſtändig, dadurch bekamen ſie Gelegenheit, die Anverwandten der verſtorbenen ums Geld zu ſchneutzen, welches ſie ihnen für die Meſſen, Fürbitten und andere gute Wercke, zum beſten ihrer verſtorbenen Freunde bezahlen muſten. Daher iſt kein Zweiffel, daß die Cleriſey die Erſcheinungen der Seelen zu ihrem Vortheil erdichtet habe. Ich mag dieſe Erſcheinungen mit Recht für den Grund des Pabſtthums halten, weil daraus die meiſten irrigen Lehren entſtanden, die man darin antrifft. Solche Meynung hat zuerſt das Fege-Feuer, hernach die Fürbitte für die verſtorbenen, weiter die Ver-

dienſtlich-

dienſtlichkeit des Cloſter-Lebens und anderer guten Wercke, die Wallfahrten, das Meß-Opffer, und dergleichen mehr, auf die Bahn gebracht. Der Ablaß ſchreibt ſich auch daher, indem man den Leuten einbildete, wie ſie dadurch der Straffe des Fege-Feuers entgehen könten. Man glaubt auch im Pabſtthum, daß nicht allein die Seelen aus dem Fege-Feuer, ſondern auch wol aus dem Ort der Seligkeit und der Verdammniß wiederkommen. Von den ſeligen Seelen haben ſie die Fürbitte der Heiligen im Himmel für die Menſchen auf Erden gelernet, und von den Verdammten, wenn dieſe die Urſach ihrer Verdammniß eröffnet, haben ſie erfahren, was für gute Wercke zu thun ſeyn, wo man nicht will kommen an den Ort der Qvaal. Gleich als wenn man dieſes alles nicht weit beſſer und ſicherer aus der H. Schrifft lernen könte.

Anno 997. ſollen die Seelen der verſtorbenen häufig erſchienen ſeyn, und geſagt haben:

Sicut dies vivis, ſic nox eſt conceſſa defunctis. (*)

Welche Worte einige alſo ſetzen:

Ut lux eſt vivis, ſic nox conceſſa Sepultis. (**)

Sie würden zu teutſch ohngefehr alſo lauten:

Für die lebendigen iſt Licht und Tag gemacht,

Und

(*) v. Dittmari Merſeburgenſ. Chronic. lib. I. apud Leibnitium Scriptor. Brunſvicenſ. Tom. I. p. 326. it. Compilat. Chronolog. a Carolo M. ad annum 1401. apud eundem Tom. 2. p. 65.

(**) Chronicon Engelhuſii apud eundem Leibnit. Tom. 2.

Und den verſtorbenen gehört die finſtre Nacht.

Solche häufige Erſcheinung der Seelen ſoll auch Gelegenheit gegeben haben, das Feſt aller Seelen, welches den 2. Novembr. gefeyret wird, anzuordnen. Wiewol Polydorus Vergilius den Urſprung dieſes Feſtes aus dem Petro Damiano gantz anders erzehlet. (*) Es ſoll nemlich ein gewiſſer Abt, Nahmens Odilo, als er um den Berg Ætna in Sicilien, ein groſſes winſeln und heulen gehöret, dafür gehalten haben, es käme ſolches von den Teuffeln her, welche darum ſo heuleten, weil durch die Fürbitte der Menſchen und durch die Meſſen die Seelen aus dem Fege-Feuer, welches man in dem Berg Ætna zu ſeyn glaubte, erlöſet würden. Darauf wäre er mit ſeinen Mönchen eins geworden, den 2ten Novembr. feyerlich zu begehen, zum beſten aller abgeſchiedenen Seelen. Welche Anſtalt endlich die Kirchen-Väter gebilliget, und ſolches Feſt überall angeordnet. Dem ſey wie ihm wolle, ſo hatte dieſes Feſt keine andere Abſicht, als daß man an demſelben dem Volck von dem Zuſtand der abgeſchiedenen Seelen, und ihrer Erſcheinung vieles vorſchwatzte, zu derſelben beſten allerhand geiſtliche Handlungen vornahm, und das Volck zu guten Wercken für ſie alle ermahnete.

Man muß ſich billig wundern, wenn man noch unter den Proteſtanten Gelehrte findet, welche dergleichen Erſcheinungen der Seelen zugeben, da ſie doch nicht den geringſten Beweis für

(*) De Inventor. Rerum lib. 6. cap. 9.

für ſich haben. Henricus Morus und Glanwill, beyde Engelländer, laſſen ihnen ſolche Meynung wohlgefallen, und haben ſich ſonder Zweiffel durch die Platoniſche Philoſophie, wovon ſie, wie viele ihrer Lands-Leute groſſe Liebhaber geweſen, darzu verleiten laſſen.

Die Geſchichte von Erſcheinungen der Seelen können aus der Urſach nicht zum Beweis dienen, weil man nicht verſichert iſt, ob nicht der Teuffel darunter verborgen geweſen, welches unſere GOttsgelehrten längſt erinnert haben. Jedoch bin ich geneigt, ſie vielmehr für leere Einbildungen und Gedichte zu halten. Wenn Dittmarus Merſeburg. ſchreibt: (*) Er hätte öfters des Nachts hören Holtz hauen, und auch einmahl nebſt ſeinen Geſellen, da die andern alle geſchlaffen, die Todten miteinander reden gehört, ſo erkennet man daraus des guten Mannes Einfalt, indem er 2. lebendige Perſonen, die bey ſtiller Nacht, wie ſich oft zuträgt, miteinander geredet, für Seelen der verſtorbenen gehalten.

Den Urſprung des Carthäuſer-Ordens, welchen Bruno von Cölln geſtifftet, erzehlet man insgemein folgender Geſtalt. Bruno hielt ſich einsmahls zu Paris auf, als eben ein wegen ſeiner Heiligkeit berühmter Canonicus, Nahmens Raymundus Diocrus geſtorben war. Wie nun derſelbe ſolte begraben werden, und dabey die Todten-Vigilie geſungen ward, kam man auf die Worte aus dem Buch Hiobs: Gib mir Antwort. Darauf richtete ſich der todte Cörper im

(*) Loc. Supra Cit. pag. 327.

im Sarge auf, und rief in Gegenwart vieler umſtehenden: Ich bin vor dem Gerichte GOttes angeklaget worden. Des andern Tages, da man die andere Veſper hielt, ſprach der verſtorbene bey eben dieſen Worten: Ich bin nach dem gerechten Gericht GOttes gerichtet. Und am dritten Tage ließ er ſich vernehmen: Ich bin nach dem gerechten Gerichte GOttes verdammet. Dadurch ward Bruno bewogen, ſich an einem abgelegenen Ort zu begeben, und den ſtrengen Carthäuſer-Orden anzurichten. Hier ſcheinet es, als wenn die Seele des verſtorbenen vorhanden geweſen, und den Leib nochmahls belebt hätte. Weil aber unmöglich iſt, daß die Seele ihren Leib ſolte wiederum beleben können, wenn die ſtructur deſſelben verdorben iſt, und er bereits zu faulen anfängt; So erhellet daraus, daß dieſe Geſchichte unter die Fabeln gehöre, wofür ſie auch ein groſſer Lehrer der Römiſch-Catholiſchen, nemlich Launojus erkennet. Seine vornehmſten Gründe ſind: 1) Weil Bruno ſelbſt, wenn er von den Urſachen ſeines erwehlten einſamen Lebens redet, nichts davon gedencket. 2.) Weil man bey den Scribenten des 11. 12. und 13ten Seculi nichts davon lieſet. 3.) Weil Gerſon, der dieſer Geſchichte zuerſt im 15ten Seculo gedencket, die nachmahls erſonnene Umſtände weg läſt. 4.) Weil ſie aus dem Breviario Romano, darinnen ſie ſonſt geſtanden, ausgelöſchet worden. (*) Launojus hält Joh. Gerſon für den Erfinder dieſer

v. Heinſii Fragen aus der Kirchen-Hiſtorie Tom. 3. pag. 777.

dieſer Fabel. Der Herausgeber der Launoiſchen Schrifften aber, welcher ſich auch zur Römiſchen Kirche bekennet, muthmaſſet, daß ſich ſelbige aus Cölln herſchreibe. Denn nachdem Pabſt Alexander II. dem Biſchof Anno zu Cölln, im Jahr 1070. den Arm des Märtyrers Cæſarii verehret, ſo habe dieſer Biſchof denen Leuten in Cölln vorgeſchwatzt, wie zu Rom einer Nahmens Andreas geſtorben, und nachdem er auf der Baare geſtanden, ausgeruffen, er ſey durch Venerirung des H. Cæſarii dem Fege-Feuer entgangen. Nun entſtund der Carthäuſer-Orden Anno 1084. Woher glaublich, daß man dasjenige, was zu Rom ſolte geſchehen ſeyn, ein wenig verändert, und als eine Gelegenheit zur Stifftung des Carthäuſer-Ordens angegeben. Man urtheile demnach, ob der **Verfaſſer der Unterred. vom Reich der Geiſter mit Recht** ſchreiben könne: (*) **Dis eintzige Exempel kan zulänglich ſeyn, nicht nur das gantze Königreich Franckreich, ſondern die gantze Chriſtenheit, von dem Zuſtande der Menſchen nach dieſem Leben zu verſichern.**

Als das Concilium zu Baſel gehalten ward, giengen einige Gelehrte in den Wald ſpatziren, und redeten miteinander von den Streitigkeiten ſelbiger Zeit. Da höreten ſie einen Vogel wie eine Nachtigall lieblich ſingen, ſahen ihn auch endlich auf einen Baum ſitzen. Einer unter ihnen, der mehr Hertz als die andern hatte, ſprach zu dem Vogel: Ich beſchwere dich im Nahmen

(*) v. Acta Eruditorum. 1734. p. 119.

Nahmen Chriſti, daß du uns ſageſt, wer du ſeyſt. Das Vögelein antwortete: Ich bin eine von den verdammten Seelen, und bin an dieſem Ort bis zum jüngſten Tag verbannet, alsdann ich in die hölliſche Pein wandern muß. Darauf flog es davon, und ſchrie: O wie langwierig und unermeßlich iſt die Ewigkeit! (*) Hier braucht es nicht viel Mühe, dieſes für ein Mähr gen zu erkennen. Lutherus erzehlet, was einsmahls dem bekannten Nicolao Ambsdorffio ſoll begegnet ſeyn. Dieſer war in einem Wirths-Hauſe eingekehret, und ward daſelbſt des Nachts von zween bekannten Edelleuten, die längſt geſtorben waren, und in ſeine Cammer traten, aufgeweckt. Vor ihnen her giengen 2. Jünglinge, welche Fackeln in der Hand trugen. Ambsdorff muſte aufſtehen, und die beyde Edelleute dictirten ihm einen Brief, den er einem gewiſſen Fürſten zuſtellen ſolte, welches er auch hernach gethan. (**) Es ſcheint, der gute Mann habe, wiewohl in guter Abſicht, dem Fürſten einige Erinnerung geben wollen, und den Brief ſelbſt verfaſſet. Damit er ſich aber dadurch nicht des Fürſten Ungnade und Zorn auf dem Hals ziehen möchte, wird er die Erſcheinung der 2. Edelleute erdichtet haben.

Man trägt ſich auch mit einer Erſcheinung Marſilii Ficini nach dem Tode herum, womit es nach Baronii Bericht alſo ſoll zugegangen ſeyn. Derſelbe hatte im Leben mit Michael Mercato, ſeinem

(*) v. Hondorffi Theatr. Hiſtor. pag. mihi 166.
(**) Hondorf. ibid. pag. 167.

ſeinem guten Freunde, Abrede genommen, daß, wer unter ihnen am erſten ſtürbe, dem andern erſcheinen, und von dem Zuſtand der Seelen nach dem Tode Nachricht bringen ſolte. Als nun einsmahls Mercatus im Studiren begriffen war, hörete er ein Pferd vor ſeiner Thür ſtill halten, und jemand ruffen: O Michael! vera ſunt illa. Michael! Es iſt alles wahr, was man vom Zuſtand der Seelen nach dem Tode ſagt. Darauf ſahe er zum Fenſter hinaus, und erblickte den Marſilium auf einem weiſſen Pferde ſitzend, welcher, nachdem er ihn bey Nahmen geruffen, verſchwand. Nachhero aber erfuhr er, daß Marſilius in eben der Stunde zu Florentz geſtorben. Mir kommt die Sache ſehr verdächtig vor. Vors erſte iſt nicht abzuſehen, warum die Seele des Marſilii nicht lieber in dem Gemach erſchienen, worin Mercatus war, und warum ſie ſich eben zu Pferde ſehen laſſen. Marſilius mag bey ſeinen Lebszeiten wol niemahls ein Pferd beſtiegen haben. Er war ja ſo klein von Perſon, daß er kaum an eines ausgewachſenen Menſchen Lenden reichete. Würde alſo eine wunderliche Figur gemacht haben, wann er ſich als einen Ritter zu Pferde gezeiget. Uberdem war er von Jugend an ſehr auf das Studiren erpicht, wobey er an kein reiten wird gedacht haben. Warum ſolte dann ſeine Seele durch eine jähliche Veränderung, ſo bald ſie nur den Leib verlaſſen, Belieben gefunden haben, ſich zu Pferde zu ſetzen, und in ſolchem Aufzuge zu erſcheinen, darin ihn vielleicht im Leben kein Menſch

gemahls geſehen hat. Es wåre dann, daß ſich die Seele der Reuterey bedienet, damit ſie deſto geſchwinder fort kommen, und dem Mercato die verſprochene Nachricht bringen möchte. Mercatus kan ſich gar leicht geirret, und einen ohngefehr vorbeyreitenden Menſchen, der ſich hurtig in eine andere Gaſſe gewendet, und daher zu verſchwinden geſchienen, für ſeines Freundes Seele angeſehen haben. Weil er auch, als er deſſen Stimme hörete, den Kopf voll philoſophiſcher Grillen hatte, kan die Stimme eine Frucht ſeiner Einbildung geweſen ſeyn. Baronius war vor den Zeiten, da ſich dieſe Geſchichte ſoll zugetragen haben, gar zu weit entfernet, daß er davon kein tůchtiger Zeuge ſeyn kan. Er hat ein Måhrlein für eine wahre Geſchichte angenommen. **Die Unterred. vom Reich der Geiſter** (*) machen viel Weſen von Erſcheinung zwoer Fůrſtlichen Perſonen, die im Leben Eheleute geweſen, aber in Feindſchafft gelebet, auch darin geſtorben, und einer lebenden Fůrſtlichen Perſon aus derſelben Familie ſollen erſchienen ſeyn, und in derſelben Gegenwart ſich miteinander verſöhnet haben. Dieſe Begebenheit iſt vollends ſehr bedencklich, weil ſie ſich mit unſerm Evangeliſchen Glaubens-Bekånntniß nicht zuſammen reimen låſt. Es iſt auch keine Kunſt dergleichen Hiſtörchen zu erdichten, zumahl wenn man ſich des Vorwands bedienet, daß man die Perſonen zu nennen ihres hohen Standes wegen můſſe Bedencken tragen. Dadurch wird alle Gelegenheit

(*) Tom. 2. pag. 199.

legenheit abgeſchnitten, daß man ſie nicht genau unterſuchen kan, ſondern wo man Belieben daran findet, ſie blindlings glauben muß.

Will man noch eine recht wunderbare Geſchichte von Erſcheinung der Seelen nach dem Tod leſen, ſo wird es gewiß folgende ſeyn, die aus dem Heydenthum genommen iſt, und für ein Weiber-Mährgen paſſiren kan. Polycritus Gouverneur in Ætolien heyrathete eine Frau aus Locris, und ſtarb in der 4ten Nacht nach der Hochzeit, hinterließ aber ſeine Frau ſchwanger, welche nach 9. Monathen einen Zwitter gebahr. Man befragte die Wahrſager über dieſes Wunder, welche muthmaſſeten, weil dis Monſtrum beyde Naturen hätte, ſo würden die Ætolier und Locrenſer miteinander in Uneinigkeit gerathen. Man beſchloß demnach Mutter und Kind auf den Ætoliſchen Grentzen zu verbrennen. Wie man nun damit umgieng, erſchien der Geiſt Polycriti in langem Trauer-Habit, und ſtellete ſich neben ſein Kind. Das Volck wolte davon lauffen, der Geiſt aber rief es zurück, und ſtellte den Ætoliern vor, wie ſie in groſſes Elend gerathen würde, wenn ſie die Execution an Weib und Kind vollführten. Als deſſen Vorſtellungen nichts helffen wolten, nahm der Geiſt ſein Kind, zerriß und fraß es auf, bis an den Kopf, kehrete ſich auch nichts daran, als man ihn mit einem groſſen Geſchrey und Steine werffen an ſeinem Vorhaben hindern wolte. Nach verrichteter Mahlzeit aber verſchwand er. Darauf fing der überbliebene Kopf des Kindes an zu re-

den, und verkündigte ihnen in Verſen alles Unglück, welches ihnen nachhero begegnet iſt. (*)

Von den Indianern im Königreich Siam berichtet Salmon (**) daß ſie zwar die Seelen für unſterblich, aber nicht für einen puren Geiſt halten, ſondern glauben, er beſtehe aus einer ſubtilen Materie, die nach dem Tod die völlige Geſtalt des Cörpers behalte, daran man ſo gar die Wunden und das Blut, dadurch ſie vom Leibe geſchieden, auch nach dem Tod erkennen könne. Solche Meynung, wie ungereimt ſie auch iſt, läſſet ſich dennoch eher hören, als wenn man die Seele für einen Geiſt erkennt, und glaubt, ſie könne in ihrem eigenen Leibe erſcheinen, woran die Wunden und andere Kenn-Zeichen wahrzunehmen ſind. Es finden ſich ein paar Hiſtorien, welche das letztere zum Grund ſetzen. In Stockholm hatte ein Fleiſcher ſeine Frau umgebracht, und ihr mit ſeinem Schlacht-Beil den Kopf zerſpaltet. Darauf ward das Haus, worinn es geſchehen, von einem Geſpenſt beunruhiget, und von jedermann verlaſſen. Eine adeliche Wittwe, die ſonſt keine Herberge in der Stadt finden konte, hatte dem ohngeachtet die Dreiſtigkeit darinn ihr Quartier zu nehmen. Das

(*) Phlegon. Trallianus de mirabilibus & longævis, von welchem Buch ſich die fragmenta in Gronovii Theſauro Tom. 8. befinden. Phlegon erzehlet noch eine andere Hiſtorie von dem Geiſt einer Jungfrau, die ſich mit einem lebenden Jüngling vermählet, die ich aber Kürtze wegen nicht anführen will.

(**) Im gegenwärt. Staat des Königreichs Siam, pag. 89. der teutſchen Uberſetzung.

Das Geſpenſt erſchien ihr zu Mitternacht, und erzehlte den Mord, ſo der Mann an ihr begangen, zeigte auch die am Haupt empfangene Wunde. Die adeliche Wittwe warf ihren Finger-Ring in ſolche Wunde, und meldete die Sache bey der Obrigkeit, da man denn bey Ausgrabung des Cörpers den Ring noch in der Wunde gefunden, und dem Mörder zur wohlverdienten Straffe gezogen. (*) Eine faſt gleiche Hiſtorie, die ſich in Quedlinburg ſoll begeben haben, findet ſich in den Unterredungen vom Reich der Geiſter. (**) Womit ich mich aber nicht länger aufhalten will, weil ſie von der Beſchaffenheit ſind, daß man ſie nicht für wahr annehmen kan, auch die eine augenſcheinlich nach dem Model der andern erdichtet worden.

Wir wenden uns endlich zur Widerlegung dieſer Meynung von der abgeſchiedenen Seelen Erſcheinung. Hier erinnere man ſich zuförderſt, was ich bereits im vorhergehenden Artickel ausgemacht, nemlich, daß ein endlicher Geiſt auf die Cörper entweder gar nicht würcken, oder doch wenigſtens einen verſtorbenen menſchlichen Leib aufs neue nicht beleben, ſich auch nicht einen ſolchen Leib bilden könne, wodurch er allerhand menſchliche Handlungen verrichtete. Daraus folgt dann, daß, wenn eine menſchliche Seele erſcheinen ſoll, GOtt derſelbigen einen Leib zugeſellen müſte, worinn ſie ihr Vorhaben bewerckſtelligte. Kommt alſo das

(*) v. Happel. Relat. Curioſ. Tom. 3. pag. 522.
(**) Tom. 2. pag. 232. ſeqq.

Haupt-Werck darauf an, ob GOtt ſolches thun wolle. Wir können von dem göttlichen Willen am beſten aus der h. Schrifft urtheilen, und wenn wir uns ein wenig darinn umſehen, ſo findet ſich bald, daß es wol ſchwerlich GOttes Wille ſeyn dürfte, die abgeſchiedene Seelen erſcheinen zu laſſen. In der Parabel vom reichen Mann leſen wir, daß, als derſelbe von Abraham begehrte, daß er Lazarum ſenden möchte in ſeines Vaters Haus, damit er ſeinen Brüdern bezeugte, auf daß ſie nicht auch kämen an den Ort der Quaal, er zur Antwort bekam: Sie haben Moſen und die Propheten, laß ſie dieſelbigen hören. Wie könten wir ein deutlicher Zeugniß begehren, daß GOtt die Seelen der Verſtorbenen zu den lebenden Menſchen nicht will zurück kehren laſſen. Es iſt auch anmerckens würdig, wenn Abraham ſpricht: Hören ſie Moſen und die Propheten nicht, ſo werden ſie auch nicht gläuben, ob jemand von den Todten auferſtünde. Hier wird die Erſcheinung der abgeſchiedenen Seelen eine Auferſtehung von den Todten genennet, und damit angedeutet, daß die Erſcheinung nicht in der Seelen Vermögen ſtehe, ſo wenig als die Belebung ihrer verfaulten Cörper; Sondern gleichwie GOtt allein die Todten auferwecken kan, er auch allein der Seele einen Leib zugeſellen kan, worin ſie erſcheinet. Man wendet zwar ein, die Geſchichte vom reichen Mann ſey eine Parabel, woraus kein gewiſſer Schluß zu nehmen; Allein, da die Abſicht unſers Heylands, der ſie vorträgt, dahin

gehet,

gehet, daß er zeige, was es mit den Seelen nach dem Tode für eine Beſchaffenheit habe, ſo läſt ſich daraus der ſichere Schluß machen, daß GOtt die abgeſchiedene Seelen den lebendigen nicht wolle erſcheinen laſſen. Andere dencken dieſe Wahrheit umzuſtoſſen, wenn ſie vorgeben, Abraham bezeige im geringſten nicht, daß die Todten unmöglich wieder zurück in die Welt könten geſchickt werden, ſondern er hätte ſolches nur dem reichen Mann, welcher bereits in der Verdammniß war, auf ſeine Bitte abgeſchlagen. (*) Es ſey alſo nur ein eintzeler Fall, woraus kein allgemeiner Schluß zu machen. Man erwege aber Abrahams Antwort recht, ſo wird ſich finden, daß GOtt die Erſcheinung der Todten nicht wolle. Denn ſolche Erſcheinung, will Abraham ſagen, iſt einmahl unnöthig, weil GOtt ohnedem ſeinen Willen in h. Schrifft ſattſam bekannt gemacht. Zum andern iſt ſie auch ohne Nutzen, weil die, ſo Moſe und den Propheten nicht glauben, auch nicht glauben würden, ob jemand von den Todten auferſtünde. Wann GOtt etwas thut oder zuläſſet, geſchicht es niemahls ohne gnugſame und wichtige Urſachen; Darum müſten ſich auch ſolche Urſachen finden, wenn er die Seelen ſolte erſcheinen laſſen, und ihnen darzu beförderlich ſeyn. Es laſſen ſich gleichwol keine ergründen, die ihn darzu bewegen möchten. Solte das herum ſchwermen und erſcheinen der Seelen eine Straffe für ſie ſeyn; ſo iſt nicht

 abzuſehen,

(*) Beſ. die Unterred. vom Reich der Geiſter. T. 2. pag. 329.

abzuſehen, wie es eine Straffe heiſſen könne. Man pflegt denen ſtrafbaren keine Freyheit zu verſtatten, ſondern ſie vielmehr im Gefängniß zu verwahren, und das herumſchwermen zu benehmen. Und ſo wird es GOtt auch mit den Seelen halten, welche Straffe verdienet haben, ſie alſobald in das Gefängniß zur Höllen verſtoſſen. Vielleicht aber werden die Seelen durch ihr herumſchwermen von einigen Flecken und Fehlern gereinigt, die ſie aus der Welt mit ſich gebracht. Jedoch läſt ſich nicht ergründen, wie dieſes ihnen zu einer Reinigung dienen könne. Zur Buſſe und Bereuung ihrer Fehler möchten ſie wohl dadurch gebracht werden. Allein wer verſichert uns, daß nach dem Tode die Buſſe ſtatt findet. In h. Schrifft finden wir nichts davon, und die Vernunft kan davon nichts gewiſſes beſtimmen. Was die ſelige Seelen anlangt, dieſe tragen kein Verlangen, in die Welt zurück zu kehren, und GOtt hat nicht nöthig ſie zu Boten an die lebendigen zu gebrauchen, ſondern dazu bedient er ſich der heiligen Engel. Die verdammten Seelen aber werden von ihm keine Freyheit erlangen, ſich von den lebendigen ſehen zu laſſen, da ſie im Gefängniß bis an den groſſen Gerichts-Tag beſchloſſen ſind. Alſo iſt es eine ausgemachte Sache, daß die Seelen weder aus dem Ort der Seligkeit, noch der Verdammniß zurück kommen und erſcheinen. Von den ſeligen Seelen bezeiget es Abraham. Von den verdammten aber iſt es daraus zu ſchlieſſen, wenn der reiche Mann Lazarum zu ſeinen Brüdern zu

ſenden

ſenden bittet. Er ſelbſt erkannte wohl, daß ihm GOtt die Freyheit in die Welt zurück zu kehren nicht geben würde, deswegen bat er, den Lazarum abzuſchicken.

Will man hier den R. Catholiſchen mit ihrem Fege-Feuer Gehör geben, ſo finden ſich dabey andere ſcheinbare Gründe, welche GOtt bewegen könten, die Erſcheinung der Seelen zu befördern. Man will unter andern von den erſchienenen Seelen gelernet haben, daß ein Fege-Feuer ſey, und weil die h. Schrifft nichts davon weiß, möchte es ſcheinen, GOtt habe ſolches auſſerordentlicher Weiſe den Menſchen durch die Seelen der verſtorbenen entdecken wollen. Das ſtreitet abermahl mit den Worten Abrahams: **Sie haben Moſen und die Propheten, laß ſie dieſelbige hören.** Er weiſet uns nicht auf die Erſcheinung der verſtorbenen, ſondern allein auf GOttes Wort. Daraus ſollen wir lernen, was zu thun und zu laſſen iſt. Das Fege-Feuer, wenn eins vorhanden, wäre einer der wichtigſten Artickel Chriſtlichen Glaubens. Gleichwohl muß man ſich höchlich wundern, daß weder CHriſtus noch ſeine Apoſtel uns denſelbigen deutlich entdecket haben. Solte man daraus nicht ſchlieſſen, daß das Fege-Feuer ein bloſſes Menſchen-Gedichte ſey? Uberdem bezeugt die h. Schrifft Schnurſtracks das Gegentheil. Zu dem Schächer am Creutz ſprach CHriſtus: **Heute wirſt du mit mir im Paradies ſeyn.** Es iſt bekannt, wie man im Pabſtthum lehret, daß der verſtorbenen Seelen ihre Schuld und

Verbrechen, die ſie hier nicht gnugſam gebüſſet, erſt im Fege-Feuer büſſen, und davon gereinigt werden müſſen, ehe ſie zum ſeligen Anſchauen GOttes kommen. Dieſer Ubelthäter hatte gewiß für ſeine Schuld noch lange nicht genug gebüſſet, er mochte wol einer Reinigung für vielen andern nöthig haben. Dennoch weiſet ihn der HErr CHriſtus nicht erſt ins Fege-Feuer, ſondern nimmt ihn alſofort ins Paradies auf. Darum muß ja kein Fege-Feuer, kein Mittel-Ort zwiſchen Himmel und Hölle zu finden ſeyn, allwo die Seelen erſt gereinigt werden. Die Worte, welche Offenb. Johann. 14, v. 13. vom Himmel erſchalleten: **Selig ſind die Todten, die in dem HErrn ſterben, von nun an;** wollen nichts anders ſagen, als daß die Seelen der Gerechten, die in dem HErrn ſterben, und in wahrem Glauben an CHriſtum abſcheiden, von nun an, d. i. bald, von Stund an, der Seligkeit theilhafftig werden. Dawider läſt ſich mit Recht nichts einwenden. Wolte man durch die, ſo in dem HErrn ſterben, diejenigen verſtehen, welche als wahre Heiligen ſterben, und weil ſie für ihre Schuld auf Erden gnugſam gebüſſet, vom Fege-Feuer befreyet wären, ſo iſt es eine Gloſſe, die nicht ſtatt finden kan. In dem HErrn ſterben heißt, in wahrhafftigem Glauben an CHriſtum ſterben. Wem es im Tode an dieſem Glauben mangelt, hat ſich zur Seligkeit keine Hoffnung zu machen, ob er gleich viel 1000. Jahre im Fege-Feuer gereinigt würde. Wer aber in ſolchem Glauben abſcheidet,

iſt

iſt durch das Blut CHriſti ſchon gnugſam gereinigt, und hat ferner kein Fege-Feuer, oder Reinigung nöthig. Darum bleibt es wohl dabey, daß die Seelen, welche ewiglich GOttes Angeſicht ſchauen ſollen, in dem Augenblick ihres Todes, von Stund an, dazu gelangen, und nicht erſt durchs Fege-Feuer wandern müſſen. Mannigmahl ſollen die erſcheinende Seelen der Lebendigen Hülffe begehret haben, um deſto eher aus dem Fege-Feuer zu kommen, welches man als eine Urſach anſehen könte, warum GOtt ihre Erſcheinungen zugibt. So lange aber das Fege-Feuer noch nicht erwieſen iſt, richtet man damit nichts aus; Zumahl noch erſt auszumachen wäre, ob und wie die Lebendigen den Todten zu Hülffe kommen, und ihre auszuſtehende Quaal lindern und verkürtzen könten.

Man hat noch eine andere Hypotheſin, worauf viele die Erſcheinung der abgeſchiedenen Seelen bauen, und damit wahrſcheinlich machen wollen. Es iſt die Meynung von dem Aſtral- oder Stern-Geiſt, welcher ſich nebſt der Seele im Menſchen befinden ſoll. Man ſetzet nemlich, der Menſch beſtehe aus drey weſentlichen Stücken, dem irrdiſchen Leib, der unſterblichen Seele, und einem Mittel-Ding zwiſchen dieſen beyden, welches man den Aſtral-Geiſt nennet. Solche Meynung iſt ſehr alt, wie denn ſchon Pythagoras dieſelbe ſeinen Schülern ſoll vorgetragen haben. Wenigſtens findet ſie ſich beym Platone in dem Geſpräch, welches den Titul Alcibiades führet. Die Pythagoriſch-Platoniſche, oder Alexan-

Alexandriniſche Schule ließ ſich ſelbige auch gefallen, und daraus iſt ſie unter die Chriſten kommen. Inſonderheit haben die Liebhaber der Myſtiſchen Theologie, welche ſich ebenfalls aus ſolcher Schule herſchreibt, ein beſonders Wohlgefallen. In den neuern Zeiten hat ſie Theophraſtus Paracelſus wieder aufgewärmet, und durch ſein Anſehen viele damit angeſteckt, wie ſie dann zeithero bis auf dieſe Stunde der Schwermer und Enthuſiaſten Abgott geweſen. Theophraſtus nennet die 3. weſentliche Theile des Menſchen 3. groſſe Subſtantzen, deren die erſte die Seele von GOtt kömmt, und nach dem Tode wieder dahin zurück kehret. Die andere iſt der Geiſt, der aus dem Firmament kommt, und aus Feuer und Lufft beſtehet, auch endlich in der Lufft ſein Grab und Zerſtöhrung findet. Von dieſem Geiſt ſchreibt er alſo: (*) **Der Geiſt des Menſchen iſt nicht der Leib, iſt nicht die Seele, ſondern iſt ein drittes im Menſchen.** Die dritte iſt der grobe Leib, welcher aus Erde und Waſſer beſtehet, und wieder zur Erde werden muß. Aus denen vielen Anhängern Theophraſti will ich nur Jacob Böhmen anführen, welcher, gleichwie er den Theophraſtum in vielen Stücken ausgeſchrieben, und deſſen Lehrſätze durch ſeine wunderliche Phantaſie erweitert und noch unverſtändlicher gemacht; alſo auch von ihm die 3. Theile des Menſchen angenommen hat. Er ſetzt in ſeiner Tabula Principiorum ausdrücklich 3. Theile des Menſchen, nemlich Seele,

(*) De Animabus Mortuorum.

Seele, Geiſt und Leib, und in Erklärung dieſer Taffel läſt er ſich alſo hören: Der Menſch iſt ein Ebenbild aller dreyen *Principien*, nach Seel, Geiſt und Leib. Die Seele iſt ein Feuer der ewigen Natur, und das erſte *Principium*. Der Geiſt im Lichte göttlicher Krafft iſt das andere *Principium*. Der Leib aber iſt das dritte *Principium*, als ein Weſen der ſichtbaren Welt. Ich will zuforderſt eine deutliche Erklärung von dem Aſtral-Geiſt geben, und hernach zeigen, was davon zu halten ſey. Daß der Menſch aus Seel und Leib beſtehet, iſt eine ausgemachte Sache. Weil aber dieſe beyde Stücke von gantz verſchiedener Natur und Weſen ſind, ſo iſt ſchwer zu begreiffen und auszufinden, worin das Band und die genaue Vereinigung derſelben beſtehe. Man gibt vor, es können 2. extrema, die einander zuwider ſind, nicht anders als durch ein Mittel-Ding, welches in ſeiner Natur dem einen ſo wohl, als dem andern näher kommt, verbunden und vereinigt werden. Darum müſte ſich zwiſchen Seel und Leib ein Mittel-Ding finden, welches das Band zwiſchen beyden ſey. Dieſes Mittel-Ding ſey zwar nicht ein Geiſt, oder ein gantz uncörperliches Weſen, ſondern eine ſehr reine und ſubtile Materie, die wegen der Subtilitæt der Seele näher komme, als der grobe Leib des materialiſchen Weſens halber dem Cörper näher ſey, als die gantz unmaterialiſche Seele. (*) Um die Exiſtentz

(*) Beſ. die Unterred. vom Reich der Geiſter. Tom. I. pag. 314.

Exiſteutz eines ſolchen Mittel-Dings zu beweiſen, nimmt man den Streit zu Hülffe, der ſich beym Menſchen mannigmahl zwiſchen dem Verſtand und der Einbildungs-Krafft, oder auch zwiſchen dem Verſtand und ſinnlichen Begierden findet. Die Phantaſie und ſinnliche Begierden ſollen Kräffte des Aſtral-Geiſtes, Verſtand und Wille aber Kräffte der Seelen ſeyn. (*) Man hält demnach den Aſtral-Geiſt für die empfindliche Seele (animam ſenſitivam, wie ſie die Ariſtotelici zu nennen pflegen) welche die äuſſerliche Dinge empfinden, ſich vorſtellen, und ſie entweder verabſcheuen, oder ſich darnach ſehnen und eine Begierde haben ſoll. (**) Der Aſtral-Geiſt ſoll ſeinen Urſprung aus dem Geſtirn haben, daher er auch den Nahmen führet, ſehr ſubtil, mehr geiſtlich als leiblich ſeyn, und die grobe ſichtbare Materie des Cörpers bewegen und beleben. Einige ſuchen ſeinen Urſprung in der Sonne, wovon Cornelius Agrippa ſchreibt: (***) Viele Platoniſche Welt-Weiſen haben der Welt-Seele vornemlich den Sitz in der Sonne angewieſen, alſo daß ſie die gantze Kugel der Sonne erfüllet, und ihre Strahlen, als einen Geiſt, allenthalben ausbreitet, und damit allen Dingen Leben, Sinne und Bewegung gibt. Daher auch die alten Natur-Lehrer die Sonne das Hertz

(*) Beſ. die Unterred. vom Reich der Geiſter. Tom. I, pag. 317.

(**) ibid. pag. 305.

(***) De Philoſoph. Occulta lib. 2. cap. 32.

Hertz des Himmels genannt. Wiewohl andere auch dazu das übrige Geſtirn zu Hülffe nehmen. Die Materie dieſes Geiſtes ſoll Lufft und Feuer ſeyn, gleichwie der Cörper aus Waſſer und Erde beſtehet. Hierbey iſt mir eingefallen, daß wenn die Seele auf den groben Cörper, wie er aus Waſſer und Erde beſtehet, nicht würcken kan, wohl aber auf Lufft und Feuer, man keine beſondere Subſtantz zu erdichten nöthig habe, weil mit dem groben Cörper viel Lufft- und Feuer-Theilgen vermengt ſind, wodurch, wann es ſonſt möglich wäre, die Seele alles ausrichten könte, was man ſonſt dem Aſtral-Geiſt zuſchreibt. Dieſer Geiſt führet vielerley Nahmen. Welche einen allgemeinen Welt-Geiſt ſtatuiren, und glauben, daß er alle Bewegung der Cörper verrichte, und daß in der Welt ſey, was die Seele im menſchlichen Cörper iſt, nennen dieſen Welt-Geiſt Archeum, principium Hylarchicum, und was dergleichen Nahmen mehr ſind. Der Aſtral-Geiſt im Menſchen ſoll ein Stück dieſes Archei, oder beſſer zu reden, eine beſondere Modification und Determination deſſelben ſeyn. Die Alchimiſten haben gar wunderliche Nahmen erdichtet, womit ſie den Welt-Geiſt belegen. Dieſer Geiſt, oder *anima mundi*, ſchreibt ein gewiſſer Autor (*) in ſeiner feurigen Natur wird genennet *Sandaracha*: In lufftiger Natur *Alberic*: In wäſſeriger Natur *Azoth*: In irrdiſcher Natur *Alicglaphi*. Einige

(*) Alexander von Suchten in Concordant, Chymica p. mihi 144.

Einige ſagen gar, der Archeus ſey männlichen und weiblichen Geſchlechts, und verſtehen durch das männliche Geſchlecht das Licht, durch das weibliche Geſchlecht aber die Lufft. (*) Welches mit der Meynung Theophraſti ziemlich überein kömmt, der auch den Aſtral-Geiſt aus Feuer und Lufft bildet. Wir müſſen weiter hören, wie dieſer erdichtete Geiſt nach dem Abſchied aus dem Cörper erſcheinen könne. Denen Einbildungen Theophraſti zu folge, hat er das Vermögen, die Gedancken, Einbildungen und Begierden, welche er beym Abſchied vom Leibe empfängt, und die ihm alsdann ſtarck eingedruckt werden, noch eine geraume Zeit zu behalten. Wann nun der Menſch ſtirbt, ſo ſollen zwar die unſterbliche Seelen, welche im Stande wahrer Bekehrung zu GOtt abſcheiden, ihrer zukünftigen Seligkeit vollkommen verſichert ſeyn: Aber alsdann erſt zu der himmliſchen Freude gelangen, wann das Mittel ihrer Verbindung mit dem Leibe, nemlich der Aſtral-Geiſt von aller anklebenden Unreinigkeit völlig geſaubert worden. So bald dieſe Reinigung geſchehen, kehre der Geiſt wiederum zu ſeinem erſten Urſprung, und erwarte daſelbſt der vernünftigen Seele, bis die neue Verbindung geſchiehet. Die unglückſelige Seelen, welche gänzlich von der Gnade ausgeſchloſſen ſind, müſten ihren Aſtral-Geiſt gleichſam irrend auf der Erde herum wallen laſſen, damit er ſein eigenes Elend andern Menſchen kund mache, bis er endlich zu ſeinem finſtern

(*) C. Thomaſius im Verſuch vom Weſen des Geiſtes.

ſtern Centro, welches er an ſtatt des ihm weſentlichen Lichts erwählet, gebracht werde (*) Alſo ſey es dieſer Geiſt und nicht die Seele, welcher nach dem Tode erſcheinet, und gemeiniglich ſich an ſolchen Orten aufhalten ſoll, oder mit ſolchen Geſchäfften zu thun haben, welchen das Gemüth der verſtorbenen bey leb Zeiten am meiſten ergeben geweſen. Vornemlich gehe dieſer Geiſt mit ſolchen Dingen um, welche ihm im Augenblick des Todes am meiſten eingedruckt worden. Wenn z. E. einer ermordet würde, und deſſen Gemüth hätte im Augenblick der Entleibung, einen ſtarcken Eindruck von Unwillen und Rache wider den Mörder gefaſſet; ſo behielte dieſer Geiſt ſolche Neigungen nach dem Tode, und ſuchte ſeiner Rach-Begierde wider den Beleidiger ein Gnüge zu leiſten. (**) Man ſetzet noch hinzu, die Aſtral-Geiſter trügen Belieben die Wohnungen zu beſuchen, in welchen ſie ſich ehedem aufgehalten, oder um ihre Gräber herum zu ſchwermen. Eine der wichtigſten Fragen iſt es, auf was Art der Aſtral-Geiſt könne ſichtbar werden und erſcheinen? Da geben einige vor, er bediene ſich dazu einer gewiſſen Materie, oder der Ausdünſtungen des faulenden Cörpers, die er aber nicht von innen beſeele, ſondern nur von auſſen beherrſche. (***) Ich geſtehe aufrichtig, daß mir dieſes gantz unverſtändlich vorkommt. Man

(*) Beſ. die Unterred. vom Reich der Geiſter Tom. I. pag. 686 687.

(**) Ibidem pag. 303.

(***) Ibid. pag. 559.

muß deutlicher erklären, wie der Geiſt die Materie, oder Ausdünſtungen ſeines Leibes beherrſchet, ſonſt muß man den gantzen Kram für leere Sätze halten, die nichts ſagen wollen. D. Rüdiger hat das Geheimniß von Erſcheinung der Aſtral-Geiſter verſtändlich machen wollen, wenn er alſo philoſophiret: (*) Dieſer Geiſt druckt oder ziehet ſeinen zarten Leib zuſammen, und alsdann erſcheinet er den Menſchen: Er dehnt ihn wieder aus, ſo verſchwindet er, und wenn ſich die ihm eingedruckte *Ideen* gäntzlich verlohren haben, ſo bleibt von ihm auch nichts mehr übrig. Dis wäre kürtzlich der Zuſammenhang von den Geſpenſtern, welche man von dem Aſtral-Geiſt herleitet. Gewiß iſt es, daß dieſe Lehre nicht auf die Vernunfft, Erfahrung, und andere Mittel der Erkenntniß, ſondern bloß aus eine ausſchweiffende Einbildungs-Krafft ſich gründet, welches ſich aus folgenden zeigen wird. Und weil die Einbildungs-Krafft dem Aſtral-Geiſt zugeſchrieben wird, könte man ſagen, er habe ſich ſelbſt erdichtet und ausgeheckt.

1) Iſt man zu beweiſen ſchuldig, daß der Menſch aus 3. weſentlichen Stücken, Seele, Geiſt und Leib beſtehe. Solches will man zuförderſt damit erhärten, daß zwiſchen Seel und Leib, als 2. von einander ſehr unterſchiedenen Dingen, ſich nothwendig ein Mittel-Ding finden müſſe, wodurch ſie mit einander verknüpffet werden, und durch deſſen Beyhülffe eines auf das

(*) In Phyſic. divina lib. I. cap. 4. Sect. 6.

das andere würcken könne. Darauf iſt zu antworten, daß die Seele entweder das Vermögen habe auf dem Cörper unmittelbar zu würcken, oder nicht. Hat ſie ſolches Vermögen, ſo iſt kein Mittel-Ding zwiſchen ihr und dem Cörper nöthig. Hat ſie es nicht, ſo wird ſie auch durch Hülffe des Aſtral-Geiſtes auf den Cörper nicht würcken können. Ich will ſo viel ſagen, wenn die Seele auf dem Cörper nicht würcken kan, ſo wird ihr auch die Würckung auf dem Aſtral-Geiſt unmöglich fallen. Man mache den Aſtral-Geiſt ſo ſubtil als man will, er iſt und bleibt dennoch materiell. Er iſt ein zuſammen geſetztes Ding, weil er der Auflöſung und Zerſtreuung unterworffen iſt. Eben deswegen iſt er in ſeiner Natur von der Seele, welche ein einfaches Ding, und ohne alle Materie iſt, noch ſehr weit unterſchieden, daß man ſie beyde ebenfals für 2. Extrema anzuſehen hätte, die eines Bandes und Mittel-Dings benöthigt wären. Hier finden alle die Schwierigkeiten ſtatt, welche ich bereits wider den Influxum Phyſicum angeführt habe. Beſteht der Aſtral-Geiſt aus Feuer und Lufft, ſo ſind dieſes materielle Dinge, welches ihre Würckung auf die Cörper klärlich bezeuget, und die Seele wird ſo wenig auf ſie, als auf den groben Cörper würcken können. Auch iſt nicht abzuſehen, was ein Mittel-Ding zwiſchen Seel und Leib heiſſen ſoll. Alle Dinge in der Welt ſind entweder einfach, oder zuſammen geſetzt, tertium non datur, von einem dritten weiß man nichts, und es iſt auch nicht möglich. Die Seele

iſt ein einfaches und der Leib ein zuſammen geſetztes Ding. Was iſt denn der Altral-Geiſt? Sprichſt du: Er iſt ein materieller Geiſt, ſo müſte es ſo viel heiſſen, als ein zuſammen geſetzter Geiſt. Denn alle Materie iſt zuſammengeſetzt, und hat Theile. Ein Geiſt aber iſt ein einfaches Ding und hat keine Theile. Alſo iſt ein materieller Geiſt etwas, ſo ſich ſelbſt wiederſpricht, und folglich nicht möglich iſt. Will man den Aſtral-Geiſt für eine geiſtliche Materie halten, ſo iſt darinnen auch ein offenbarer Widerſpruch. Denn obgleich eine Materie ſubtiler als die andere iſt, hat ſie dennoch allemahl, als ein zuſammen geſetztes Ding ihre Ausdehnung, und kan deshalb nicht einfach oder geiſtlich ſeyn. Hieraus erkennet man, wie die Einbildung den Aſtral-Geiſt ausgehecket; Weil Lufft und Feuer weit ſubtiler als Erde und Waſſer iſt, und die erſtern nicht allemahl geſehen und empfunden werden, ob ſie gleich verhanden ſind, ſo hat die Phantaſie daraus etwas geiſtliches gemacht, und iſt Stuffen-weiſe von der groben Materie zu der ſubtilen, und von dieſer zu denen gantz immateriellen Geiſtern aufgeſtiegen, da doch zwiſchen der ſubtilen Materie und einem Geiſt ein greulicher Sprung iſt. Wegen des Bandes zwiſchen Seel und Leib hat man ſich auch keinen groſſen Kummer zu machen. Man darf nur das Syſtema cauſarum Occaſionalium, oder Harmoniæ Præſtabilitæ annehmen, ſo iſt ſolcher Kummer gehoben. Oder man bekenne, welches beſſer iſt, ſeine Unwiſſenheit, und

zehle

zehle die Vereinigung Leibes und der Seelen unter die philoſophiſche Geheimniſſe, ſo kan man nicht in Irrthum verfallen. Es werden überdem dem Aſtral-Geiſt ſolche Verrichtungen beygelegt, die ihm als einem immateriellen Weſen nicht zukommen können. In dem menſchlichen Cörper gibt es gewiſſe Bewegungen, welche die Seele nicht empfindet, ſich auch folglich derſelben nicht bewuſt iſt: Als da ſind, der Umlauf des Geblüts, die Verdauung des Magens, Verfertigung des Chyli oder Nahrungs-Saffts, Abſcheidung der Galle, und dergleichen mehr. Welche Motus deswegen involuntarii genennet werden, weil ſie vom Willen der Seele nicht dependiren, und dadurch weder können gefördert noch gehemmet werden. Dieſe Bewegungen ſoll der Aſtral-Geiſt in ſeiner Gewalt und Direction haben, ſie nicht allein empfinden, ſondern auch darüber die Aufſicht haben, und wann etwa einige Unordnung darin entſtehen will, ſelbige wieder zurechte zu bringen, und dasjenige, wodurch ſolche Unordnung verurſacht wird, aus dem Wege zu räumen trachten. Aus dieſem Grunde ſetzen einige die Urſache aller Kranckheiten darin, daß der Archeus, oder der Stern-Geiſt in ſeinen Officinen turbiret, dadurch erzürnet und verdroſſen gemacht wird, ſein Amt an dem Ort, wo er lædiret worden, zu verrichten, und daſelbſt zu bleiben. Die Cur aber ſoll darin beſtehen, daß der erzürnte und verdroſſen gemachte Archeus wieder durch ein angenehmes Medicament beſänftiget und herzu gelockt werde,

ſein Amt an dem lædirten Ort wieder zu verrichten. (*) Dis alles klingt ziemlich wahrſcheinlich, wann man es aber genau überlegt, muß alle Wahrſcheinlichkeit auf einmahl verſchwinden. Denn ſo läſſet ſich auf keine Weiſe begreiffen, wie ein materielles Weſen könne einer Empfindung fähig ſeyn. In eigentlichem Verſtande ſind die Empfindungen diejenige Gedancken, welche bey Gelegenheit der Veränderungen, die durch cörperliche Dinge in den Gliedmaſſen der Sinne verurſacht, und durch Hülffe des Nerven-Saffts, oder der Spirituum animalium dem Gehirn eingedruckt werden, in uns entſtehen. Da iſt nun eine ausgemachte Sache, daß der materialiſche Aſtral-Geiſt keiner Gedancken, folglich auch keiner Empfindung fähig ſey, wie ich bereits anderswo erwieſen habe. Daher mag man in ſolchem Verſtand auch denen unvernünfftigen Thieren keine Empfindung beylegen, weil bey ihnen keine Gedancken ſtatt finden. Verſteht man aber durch die Empfindungen allein die Veränderungen, welche in den Gliedmaſſen der Sinne vorgehen, ſo gibt man gern zu, daß die Thiere Empfindungen haben, ob gleich ihnen dazu ein Aſtral-Geiſt, ſo wenig, als den Menſchen, nöthig iſt. Alles was bey ſolchen Empfindungen vorgehet iſt von der Beſchaffenheit, daß es in und durch die Materie, und derſelben Bewegung geſchehen kan. Darum iſt es ohne Noth, daß man einen beſondern Aſtral-

(*) Sinceri Renati Theo-Philoſoph. Theoretico-Practicam, pag. 240.

Aſtral-Geiſt, oder mit den Ariſtoteliſchen Lehrern eine animam ſenſitivam erdichtet, und ihm die Empfindungen aufträgt. Zwar ſind die Spiritus animales, welche in den Nerven ihren Sitz haben, und dem Gehirn den Eindruck von den Empfindungen geben, ſehr ſubtil, aber deshalb doch nicht eines eigentlich geiſtigen Weſens, ob ſie gleich den Nahmen der Geiſter führen. Sie ſind auch kein beſonders Stück des Menſchen, ſondern gehören wegen ihrer Materialität ſchlechterdings zum Cörper. Wir wollen für die lange Weile ſetzen, der Aſtral-Geiſt empfinde die motus involuntarios, ſo hat man ſich billig zu verwundern, warum die Seele nichts von ſolchen Bewegungen weiß, und warum er, als das Band zwiſchen Seel und Leib, ſie nicht zu der Seele überbringt. Man muß davon eine tüchtige Raiſon zu geben wiſſen, ſonſt wird man dem Aſtral-Geiſt keinen Platz im Menſchen einzuräumen haben. Das wunderlichſte in dieſer Hypotheſi iſt, daß der Aſtral-Geiſt die motus involuntarios dirigiren, und ſie wieder in Ordnung bringen ſoll. Ich müſte mich ſehr irren, oder es muß ein vernünftiges Weſen ſeyn, welches im Stande wäre, die im Leibe vorfallende Unordnung zu bemercken, ſie zu heben, und folglich die Bewegungen zur Erhaltung des Leibes zu dirigiren. Weil man aber den Aſtral-Geiſt nicht für eine vernünftige Subſtantz halten will, ſo wird er auch die Direction der Bewegungen des Leibes nicht übernehmen können. Was die Alchimiſten von einer Beſäuftigung

des Archei daher ſchwatzen, wodurch ſich alle Kranckheiten ſollen heben laſſen, hat keinen andern Endzweck, als daß ſie damit ihre Univerſal-Medicin vertheidigen, und ihr ein Färbgen anſtreichen mögen.

Der Streit im Menſchen zwiſchen dem Verſtand und der Einbildungs-Krafft, ingleichen zwiſchen dem Verſtand und den ſinnlichen Begierden, wird gleichergeſtalt die Exiſtentz des Aſtral-Geiſtes nimmermehr beweiſen. Die Einbildung ſtellet uns zwar öfters Dinge vor, welchen der Verſtand, wann er inſonderheit ein wenig geübt iſt, widerſpricht. Z. E. Wir bilden uns den Himmel als eine hohle Kugel ein, und unſere Phantaſie kan es nicht faſſen, daß die Sterne in ſo ungeheurer Weite von der Erde abſtehen, oder daß ſich die Erde bewegt, und die Sonne ſtill ſtehet. Allein ein geübter Verſtand ſiehet dieſes alles gantz anders ein. Er weiß daß der Himmel keiner hohlen Kugel zu vergleichen iſt: Er erkennet die ungeheure Weite der Fix-Sterne von der Erde aus unwiderſprechlichen Gründen, und es iſt ihm gantz wahrſcheinlich, daß ſich die Erde bewegt, und die Sonne ſtill ſtehet. Hier ſind nun die Einbildungen und der Verſtand einander zuwider, und wir müſſen ſehen, wie es damit zugehet. Die Einbildungen ſind Vorſtellungen ſolcher Dinge, die wir empfunden haben, aber jetzt nicht gegenwärtig ſind. Darin ſind die Einbildungen von den Empfindungen unterſchieden, daß was man empfindet gegenwärtig ſeyn muß, die Einbildungen

aber

aber nicht die würckliche Gegenwart des objecti erfordern, ſondern es gnug iſt, wenn man das, ſo man einmahl empfunden, ſich entweder gantz, oder den Theilen nach, vorſtellet. Man ſiehet alſo, wie die Empfindungen den Stoff zu denen Einbildungen abgeben. Nun gibt es Dinge, die zwar in die Sinne fallen, aber gewiſſer Umſtände wegen nicht alſo, wie ſie ſich in der That befinden. Z. E. Wenn wir einen viereckigten Thurm von ferne anſchauen, ſo ſcheinet er rund zu ſeyn. Die Sonne und Sterne erſcheinen uns in der Gröſſe eines Tellers und gantz kleinen Lichtgens. So hat es auch das Anſehen, als wenn ſich die Sonne bewegte, und ſie nicht gar zu weit von der Erde entfernet wäre. Hier betriegen uns unſere Sinnen, und ein geübter Verſtand erkennet dieſe Dinge nach der Wahrheit gantz anders. Indeſſen ſind ſie uns durch die Sinne allemahl ſo vorgeſtellet worden, und dadurch iſt im Gehirn ein ſo ſtarcker Eindruck geſchehen, daß der Verſtand viele Mühe anwenden muß, ehe er dieſe falſche Einbildungen überwinden, auch ſie mannigmahl Zeit Lebens nicht gäntzlich tilgen kan. Und daher kommt der Streit zwiſchen dem Verſtande und den Einbildungen. Was hat aber hiebey der Aſtral-Geiſt zu ſchaffen? Er iſt bloß darum mit ins Spiel geflochten worden, weil man ihn für die empfindliche Seele, und den Director der Einbildungen hält, welches letztere man erſt zu beweiſen ſchuldig iſt. Mit dem Streit zwiſchen dem Verſtand und den ſinnlichen Begierden gehet

es faſt eben ſo zu. Es entſtehen bald durch die äuſſerlichen Sinne, bald durch die Einbildungen in dem Cörper ſolche Bewegungen, welche, da ſie auch die Seele empfindet, dem Willen ſchmeicheln, und ihn gleichſam auf ihre Seite ziehen, daß er ſie billiget und gut heiſſet, auch weiter zu befördern geneigt iſt. Kommt der Verſtand dazu, und erkennet dieſe Bewegungen für böſe und ſchädlich, ſo haben wir einen Streit zwiſchen dem Verſtand und den ſinnlichen Begierden. Wobey denn abermahls kein Aſtral-Geiſt nöthig iſt.

Wann man mit dieſen und dergleichen Beweiß-Gründen nicht fortkommen kan, nimmt man ſeine Zuflucht zur h. Schrifft, und ſuchet darin die 3. weſentliche Stücke des Menſchen. In der Hebräiſchen Sprache finden ſich zwey Wörter, welche die Seele des Menſchen bedeuten, nemlich Nepheſch und Ruach. Wiewol darin noch mehr Wörter anzutreffen ſind, wodurch die Seele muß verſtanden werden. (*) Nun will man durch Nepheſch die empfindliche Seele, oder den Aſtral-Geiſt, welchen die Menſchen mit den Thieren gemein haben, und durch Ruach die unſterbliche Seele, die allein dem Menſchen eigen iſt, verſtehen. Es wird aber ſchwer fallen aus dieſen beyden Wörtern den Unterſcheid zwiſchen Seel und Geiſt zu erzwingen. Zwar heiſt es 1 Moſ. 1, v. 30. von den unvernünftigen Thieren, daß in ihnen ſey Nepheſch

(*) v. Ludovici Examen Anthropolog. Franciſci de Cordua pag. 75

pheſch Chajah, eine lebendige Seele. Hingegen wird auch von dem Menſchen geſagt, 1 Moſ. 2, v. 7. daß er durch das göttliche Einblaſen eines lebendigen Odems, ſey Nepheſch Chajah, eine lebendige Seele worden. Dasjenige was Adam durch das göttliche Einblaſen empfing, war auſſer Zweiffel die vernünftige Seele, und dieſe wird dennoch Nepheſch genannt: Alſo bedeutet dieſes Wort ja nicht den Aſtral-Geiſt, oder die empfindliche Seele. Ob auch gleich die Thiere Nepheſch Chajah heiſſen, ſo folgt daraus nicht, daß ſie eine vernünftige Seele haben. Das Wort Nepheſch bedeutet auch öfters ein Aas, oder einen Cörper, der ohne Leben iſt. v. Hagg. 2, v. 14. 3 Moſ. 21, v. 1. In dieſem Verſtande heiſſen die Thiere Nepheſch Chajah, das iſt, ſolche Cörper, die ein Leben haben. Man ſoll ſich aber nicht wundern, daß das Wort Nepheſch, ſo verſchiedene Bedeutungen hat, weil in der Hebräiſchen Sprache mehr dergleichen Exempel anzutreffen. Selbſt das Wort Ruach, welches eigentlich die unſterbliche Seele bedeuten ſoll, wird von den unvernünftigen Thieren gebraucht, Pred. Salom. 3, v. 21. da doch eine ausgemachte Sache iſt, daß ſie keine unſterbliche Seele haben. Der Geiſt GOttes ſelbſt wird Ruach genennt 1 Moſ. 1, v. 2. und dennoch bedeutet ſolches Wort auch den Wind, der ein cörperliches Weſen iſt. Die Worte Pauli 1 Theſſal. 5, v. 23. Euer Geiſt gantz, ſamt der Seele und Leib, müſſe behalten werden unſträflich auf die Zukunfft unſers

HErrn

HErrn JEſu Chriſti: ſollen die 3. weſentliche Stücke des Menſchen mit klaren Worten beſtättigen. Hier werden zwar Geiſt und Seele als 2. beſondere Stücke geſetzt, es frägt ſich aber, welches von beyden, der Geiſt, oder die Seele, der ſo genannte Aſtral-Geiſt ſey? Einige verſtehen durch den Geiſt den Aſtral-Geiſt, und wollen, das Wort Πνεῦμα bedeute niemahls die vernünftige Seele. (*) Wann dem alſo iſt, hat man ſich billig zu verwundern, warum der Apoſtel nicht die Seele, als das edelſte Theil, voran ſetzet, ſondern zuerſt den Geiſt nennet. Andere folgen lieber der Ordnung, der ſich Paulus bedienet, und verſtehen durch die Seele den Aſtral-Geiſt. Sie mögen mit einander ausmachen, welches von beyden eigentlich der Aſtral-Geiſt ſey. Wir ſind verſichert, daß die vernünftige Seele in h. Schrifft bald Πνεῦμα, bald ψυχὴ genennet wird. v. Matth. 26, v. 38. Luc. 23, v. 46. jedoch iſt das letztere Wort am gebräuchlichſten, und eben deswegen nicht wahrſcheinlich, daß Paulus damit den Aſtral-Geiſt andeuten wolle. Durch die Seele hat man hier zu verſtehen die vernünftige Seele, und durch den Geiſt den neuen geiſtlichen Menſchen, oder die neue Creatur, in ſo fern nemlich der Menſch durch den h. Geiſt erleuchtet, erneuret und wiedergebohren, und alſo verändert iſt an Verſtand, Hertz, Sinn und allen Kräfften. Welche dieſen Geiſt nicht haben, heiſſen Epiſt. Jud.

v. 19.

(*) v. Ludovici l. c. pag. 75.

v. 19. ψυχικοὶ conf. 1. Corinth. 2, v. 14. das iſt Seeliſche Menſchen, die zwar eine vernünftige Seele haben, welche aber noch in ihrem natürlichen Weſen ſtehet, und durch den Geiſt GOttes nicht wiedergebohren, noch zum guten verändert und verneuert iſt. Im angeführten Ort aus der Epiſtel Juda wird geredet von Menſchen, die keinen Geiſt haben. Da kan das Wort Πνεῦμα unmöglich weder die Seele noch den Aſtral-Geiſt bedeuten, ſonſt würde folgen, daß es Menſchen gebe, denen es an einer Seele, oder Aſtral-Geiſt fehlet, welches ungereimt iſt. Vielmehr wird dadurch der vorgedachte geiſtliche Menſch verſtanden, und damit meine Erklärung des Spruchs Pauli vollkommen beſtättiget. Wann die Jungfrau Maria in ihrem Lob-Geſang Luc. 1, v. 46. 47. ſich hören läſt: **Meine Seele erhebt den HErrn, und mein Geiſt freuet ſich GOttes meines Heylandes:** So muß es auch zum Beweis dienen, daß nebſt der Seele ſich im Menſchen noch ein anderer Geiſt befinde. Jedoch, wenn hieraus folgen ſolte, daß Seel und Geiſt 2. beſondere und unterſchiedene Theile des Menſchen wären, ſo könte man mit gleichem Recht ſchlieſſen, daß der HErr ein anderer wäre, als GOtt der Heyland: da doch die beyden letztere Wörter hier einerley bedeuten, und eins nur das andere erkläret. Mit Seel und Geiſt hat es in den Worten Maria gleiche Beſchaffenheit; Denn obgleich eins das andere nicht ſonderlich erkläret, ſo wird hier doch einerley zum beſſern Nachdruck wieder-

wiederholet, eben wie Pſalm 103, v. 1. 2. Und ſowol David, als die Jungfrau Maria wollen damit ihren beſondern Affect ausdrücken. Die letztere will ohngefehr ſo viel ſagen: Meine Seele freuet ſich, erhebet und preiſet den HErrn aus allen ihren Kräfften. Es ſind noch mehr Sprüche vorhanden, womit man einen weſentlichen Unterſcheid zwiſchen Seel und Geiſt zu erhärten gedenckt, ich muß ſie aber Kürtze halber übergehen, weil ohnedem daraus kein tüchtiger Beweis geführet werden kan.

Will man die Sache aus der h. Schrifft entſcheiden, ſo findet ſich darin gantz deutlich das Gegentheil. Der merckwürdigſte Ort iſt Matth. 10, v. 28. woſelbſt unſer Heyland erinnert, man ſolle ſich nicht für Menſchen fürchten, weil ſie zwar den Leib, aber nicht die Seele tödten können. Hier wird nur von 2. weſentlichen Stücken des Menſchen, und des dritten mit keinem Wort gedacht. Es heiſt daſelbſt weiter: Fürchtet euch vielmehr für dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle. Wenn nun GOtt Leib und Seele verderbt, wo bleibt denn der Aſtral-Geiſt? Derſelbe müſte entweder bey Auferſtehung des Leibes ihm nicht wieder beygefügt werden, welches doch niemand ſagen wird, oder es iſt dieſer Geiſt im Menſchen gar nicht vorhanden, weil nichts davon gedacht wird. Pſ. 146, v. 4. leſen wir: **Des Menſchen Geiſt muß davon, und er muß wieder zur Erden werden.** Hier iſt wiederum die Rede nur von der Seele, die im Tode vom Leibe getrennet

wird,

wird, und dem Leibe, der zur Erden werden muß, gleichwie auch Pred. Salom. 12, v. 7. conf. 1. Moſ. 35, v. 18. Wären im Menſchen 3. weſentliche Stücke, ſo würde man ſie vor allen Dingen in dieſen Schrifftſtellen angeführt finden, allwo geſagt wird, was im Tode mit den Menſchen vorgehet.

2) Kommt es ſehr wunderlich heraus, daß man dieſen Geiſt, als das dritte weſentliche Stück des Menſchen aus dem Geſtirn herleitet. Der Einfluß des Geſtirns auf dem Erdboden, und inſonderheit auf die Menſchen, ſtehet, wie ich bereits im Artickel von der Aſtrologie dargethan, auf ſo ſchwachen Füſſen, daß man alles dasjenige, was daraus unmittelbar will hergeleitet werden, für erdichtet halten kan. Die Aſtral-Geiſter müſten entweder ſchon vorhanden und gebildet ſeyn, und ſich in und bey den Sternen und Planeten aufhalten, damit ſie, ſo bald die Empfängniß eines Menſchen geſchicht, von dort könten herab geſchickt, und ihm beygefügt werden. Dieſes hat meines Wiſſens noch niemand zu behaupten ſich unterſtanden. Oder die Aſtral-Geiſter müſten von den Sternen hervorgebracht werden, da ſie vorher nicht geweſen. Nun möchte ich gern wiſſen, wie es damit zugehen ſolte. Die Sterne ſind unvernünftige, ja gar lebloſe Cörper. Iſt es wol möglich, daß ſie ein geiſtliches Weſen ſolten bilden und hervorbringen können, welches einer Empfindung fähig, und ſonſt zu mancherley Verrichtungen geſchickt wäre? Das kömmt mir ſo ungereimt vor, als daß ein

ein Stein ein mit Leben und Sinnen begabtes Thier hervorbringen ſolte. Man hat in den Schulen einen Canonem, dieſes Inhalts: Quod quis non habet, alteri dare nequit: Was jemand nicht hat, kan er einem andern nicht mittheilen. Das Geſtirn hat weder Sinne, Empfindung noch Leben, und kan daher dieſe Dinge einem andern nicht mittheilen. Geſetzt auch, die Sterne hätten das Vermögen, Aſtral-Geiſter zu machen, ſo müſten ſie auch Vernunft haben, und alle menſchliche Geburten auf Erden wiſſen, damit ſie einen jeden zu rechter Zeit mit einem Aſtral-Geiſt verſehen könten. Welches lauter ungereimte Dinge ſind.

3) Der Aſtral-Geiſt ſoll nach dem Tod des Menſchen noch eine Zeitlang übrig bleiben und in ſeinem Weſen verharren ſich auch erinnern, was ihm im Leben wiederfahren, nicht weniger ihm noch viel Begierden anhangen, inſonderheit diejenigen, welche ihm beym Abſchied vom Leibe eingedruckt worden. Hier iſt nicht abzuſehen, wie eine aus Feuer und Lufft beſtehende Subſtantz ſolte der Erinnerung und Begierde fähig ſeyn. Dazu wird ein Organiſcher Cörper erfordert, dergleichen die Menſchen und Thiere haben. Aus Feuer und Lufft aber mag allein kein Organiſcher Cörper entſtehen, weil es flüßige Dinge ſind, die ſich zum Organismo nicht ſchicken, wo ſie nicht in feſte Gefäſſe eingeſchloſſen werden. Hieraus iſt abzunehmen, wie der aus Feuer und Lufft beſtehende Aſtral-Geiſt nicht könne von einer Organiſchen Structur

ſeyn,

ſeyn, folglich auch keine Erinnerung und Begierden haben. Wann der Aſtral-Geiſt vom Leibe ſcheidet, ſo müſte es entweder allmählich, oder plötzlich und auf einmahl geſchehen. Das erſtere iſt glaublich, weil im menſchlichen Cörper ſich freylich viele Lufft und Feuer-Theilgen befinden, die ſich von dem faulenden Cörper nach und nach losreiſſen. Allein dieſe können nicht der Aſtral-Geiſt ſeyn, weil ſie ja nicht eine beſondere und vom Cörper unterſchiedene Subſtantz ausmachen, ſich auch, indem ſie nach und nach den faulenden Cörper verlaſſen, nicht leicht wieder zuſammen finden, und alſo miteinander vereinigen können, als ſie im Leibe vereinigt waren. Darum muß der Geiſt den menſchlichen Cörper plötzlich und auf einmahl verlaſſen. Nun bilde man ſich den Aſtral-Geiſt alſo ein, daß er ſich im gantzen menſchlichen Cörper, den er belebt, ausgebreitet habe, ſowol in den innerlichen als äuſſerlichen Theilen deſſelben. Keine andere Vorſtellung kan man ſich von ihm machen, da er ja nach dem Tode in der Geſtalt des gantzen menſchlichen Cörpers erſcheinen, auch reden, hören, und ſich etwas erinnern ſoll. Wie iſt es möglich, daß er ſich von ſeinem Cörper, ohne Verletzung ſeiner Structur, losreiſſen ſolte? In guter Ordnung kan er ſich nicht retiriren, ſondern muß hie und da zerriſſen werden, und in Unordnung gerathen. Wird er aber zerriſſen, und ſeine Structur einmahl geändert, ſo ſteht zu beſorgen, er werde dadurch alle ſeine Ideen, wo er anders derſelben fähig iſt, die er aus dem Cörper mitgebracht, gäntzlich verliehren, auch niemahls wieder zu ſeiner

vorigen Ordnung kommen. Man gibt ja zu, der Aſtral-Geiſt werde endlich natürlicher weiſe zerſtöhret, und gehe in ſeinen Urſprung zurück. Wann das wahr iſt, ſo zweiffele ich nicht, daß ſeine Zerſtöhrung gleich beym Abſchied vom Leibe angehe, indem er durch die Trennung von demſelben nothwendig auseinander fahren muß, womit es um ſeine gantze Structur auf einmahl gethan iſt.

4) Iſt die Art und Weiſe, wie der Aſtral-Geiſt ſich ſichtbar machen, und erſcheinen ſoll, noch vielen Schwierigkeiten unterworffen. Nimmt man die Meynung derer an, welche ſagen, er bediene ſich dazu der Ausdünſtungen des faulenden Cörpers: So iſt es zwar einerley, ob er dieſe oder andere Ausdünſtungen, oder gar eine andere Art von Materie dazu nimmt. Aber die Haupt-Frage iſt dieſe, ob er daraus einen ſichtbaren Leib bilden könne? Er iſt ja nicht ein vernünftiger Geiſt, und daher auch nicht geſchickt, ihm einen ſolchen Leib zu bilden. Wer ſich aus dem vorhergehenden Artickel erinnert, was zu einem Leib gehöret, der dem menſchlichen gleichen, vernünftig reden, Maulſchellen geben ſoll, und was dergleichen mehr iſt, der wird ohnſchwer erachten können, daß die Bildung eines ſolchen Leibes dem unvernünftigen Aſtral-Geiſt noch weniger möglich ſey, als dem Teuffel, dem wir daſelbſt dieſes Vermögen abgeſprochen haben. Daß der Aſtral-Geiſt erſcheinen ſoll, wann er ſich zuſammen ziehet, und wieder verſchwinden, wann er ſich ausdehnet, kommt mir

ſehr

ſehr artig vor. Die Zuſammendruckung und Ausdehnung finden inſonderheit bey der Lufft ſtatt. Ich habe aber noch nie gehöret, daß ſich die Lufft von ſelbſt zuſammen ziehen könne, wiewol ſie das Vermögen hat, ſich auf einen gewiſſen Grad wieder auseinander zu dehuen, ſo bald nemlich dasjenige, was ſie zuſammen gedruckt hält, aus dem Wege geräumet iſt. Die Feuer-Theilgen, wenn ſie ſich häuffig mit der Lufft vermengen, dehnen dieſelbige auch auseinander, und wenn ſie daraus getrieben werden, ſo kriecht die Lufft wieder näher zuſammen. Darum läſt es ſich anſehen, als ob eine aus Feuer und Lufft beſtehende Subſtantz ſich ausdehnen und wieder zuſammen ziehen könne. Ich glaube zwar nicht, daß D. Rüdigers Meynung dahin gehet; Indeſſen iſt es dennoch nicht möglich, daß der Aſtral-Geiſt auf dieſe Weiſe erſcheinen und wieder verſchwinden ſolte. Wolte er verſchwinden, müſte er mehr Feuer-Theilgen an ſich ziehen, die ſeine Lufft-Theilgen auseinander dehneten, und zu dem Ende ſich an einen warmen Ort verfügen, wo viele Feuer-Theilgen verhanden ſind. Folglich könte er nirgends als an einem warmen Ort verſchwinden. Bey der Erſcheinung müſten die Feuer-Theilgen wieder ausgetrieben werden, wozu ein kalter Ort nöthig iſt, daher er auch an keinem andern, als kalten Ort erſcheinen könte. Das ſtimmt mit der Erfahrung, die wir von Geſpenſtern haben, nicht überein, und iſt auch D. Rüdigers Meynung nicht. Vielmehr hält er dafür, der Geiſt könne

 ſich

ſich aus eigenem Vermögen zuſammen ziehen und auseinander dehnen. Hiebey gebe ich einem jeden zu überlegen, ob nicht eine Subſtantz, die ſich von ſelbſt ausdehnen und wieder zuſammen ziehen ſoll, Organiſch ſeyn müſſe. Daher müſten die Aſtral-Geiſter ſubtile Organiſche Cörper ſeyn. Allein dem Organismo eines ſolchen Cörpers widerſpricht die Subtilität deſſelben, welche ſo groß iſt, daß, wenn er ausgedehnet wird, er nicht einmahl zu ſehen iſt: Ferner auch die Materie, woraus er beſtehen ſoll, nemlich Lufft und Feuer, welche als flüßige Dinge allein keinen Organiſchen Leib ausmachen können. Weiter weiß man wol, daß die Lufft niemahls ſichtbar wird, ob ſie auch noch ſo ſehr zuſammen gedruckt wird, wie ſolte denn der Aſtral-Geiſt ſeinen Lufft-Leib können ſichtbar machen? Ob er auch gleich mit Feuer-Theilgen vermenget iſt, ſo mögen ihn dieſe an und vor ſich nicht ſichtbar machen. Die Feuer-Theilgen fallen nicht eher in die Augen, bis ſie eine Materie ergreiffen, und ſie entzünden. Solte das Feuer den Aſtral-Geiſt ſichtbar machen, müſte eine entzündliche Materie hinzu kommen, da es dann nicht auf die bloſſe Zuſammenziehung ankäme. Auf ſolchen Fall würden dieſe Geiſter auch allemahl in feuriger Geſtalt erſcheinen, welches wider die Erfahrung läufft. Will man endlich dis alles zugeben, ſo bleibt ihnen die Rede eine unmögliche Sache, und weiln die vernünftige Seele mit ihnen nicht mehr vereinigt iſt, werden ſie auch, wenn ſie ſchon das Vermögen zu reden

hätten,

hätten, keinen vernünftigen Diſcours formiren, noch weniger auf an ſie geſchehene Fragen ordentlich antworten können, ſo wenig als ein Papagoy, der zwar einige Worte verſtändlich ausſprechen kan, aber keine andere, als die er durch lange Gewohnheit gelernet.

5) Kommen noch die Urſachen zu betrachten vor, welche den Aſtral-Geiſt zum erſcheinen bewegen. Erſtlich ſoll es die Liebe ſeyn, die ſie zu ihrem Leib tragen, weswegen ſie ſich oft bey den Gräbern ſehen laſſen. Hernach das Wohlgefallen an den Wohnungen, darin ſie ſich im Leben aufgehalten, daher ſie auch gern an dieſen Oertern erſcheinen. Dieſes können eigentlich keine Urſachen ſeyn, warum ſie zum erſcheinen angetrieben werden; Sondern wenn ſie ein Gefallen tragen, ſich bey ihrem Leib, und in den ehemahligen Wohnungen aufzuhalten, ſo kan es geſchehen, ohne daß ſie erſcheinen dürffen. Folglich muß es etwas anders ſeyn, wodurch ſie dazu bewogen werden. Man will demnach, die unglückſelige Aſtral-Geiſter, derer Seelen von der Gnade gäntzlich ausgeſchloſſen ſind, müſten zu dem Ende erſcheinen, damit ſie ihr Elend andern Menſchen kund machten. Das iſt aber eine unnöthige Sache, weil wir aus der heil. Schrifft das Elend der Gottloſen zur Gnüge wiſſen, und wenn man die Parabel vom reichen Mann recht einſiehet, ſo erhellet daraus, daß GOtt die Todten nicht wolle erſcheinen laſſen, um den Lebendigen das Elend der Gottloſen zu verkündigen, ſondern uns lediglich auf Moſen

und die Propheten weiſet. Endlich ſtehet man in den Gedancken, die Aſtral-Geiſter der ermordeten, indem ſie mit Unwillen und Rache verſcheiden, behielten die ſtarcke Impreſſion der Rache, und würden dadurch zum erſcheinen angetrieben, auch Rache zu üben, und böſes zu ſtifften. Es iſt aber nicht glaublich, daß GOtt den Geiſtern nach dem Tode Rache zu üben verſtatten ſolte. Die Menſchen, welche mit rachgierigem Gemüth ſterben, haben ſchlechte Hoffnung zur Seligkeit, und GOtt wird ſich daher ihnen nicht ſo gefällig erweiſen, daß er ihnen erlauben ſolte ihr Müthlein zu kühlen, und ihre Wuth auch an unſchuldige auszulaſſen.

6) Will ich der Reinigung des Aſtral-Geiſtes noch mit ein paar Worte gedencken: Die Empfindlichkeit, wie man vorgibt, ſtehet eigentlich dem Aſtral-Geiſt zu. Dieſem kleben alſo nach dem Tod viele Unreinigkeiten an, wovon er muß befreyet und gereinigt werden, damit er an jenem Tage rein und heilig erfunden, mit Leib und Seel vereinigt in die ewige Freude eingehen könne. (*) Man möchte billig fragen, wer die meiſte Schuld an den Unreinigkeiten hat, die dem Geiſt nach dem Tode ankleben, er, oder die vernünftige Seele? Die Antwort kan nicht anders ſeyn, als, die Seele. Denn weil ſie vernünftig iſt, und die Herrſchafft über den Geiſt und Leib führet, ſo liegt es an ihr, wann der Geiſt mit Unreinigkeiten beflecket aus der Welt

(*) Beſ. die Unterred. vom Reich der Geiſter. Tom. I. pag. 685. 686.

Welt ſcheidet. Die Schuld iſt ihre, warum ſoll dann der Aſtral-Geiſt dafür leiden, und ſie indeſſen in guter Ruhe bleiben? Ja ſagt man, ſeine Reinigung iſt eben keine Straffe, oder Leiden, weil es zu ſeinem beſten gereichet. Ich verſtehe durch die dem Geiſt anklebende Unreinigkeiten, die falſche Vorſtellungen, und böſe Begierden, womit er aus der Welt ſcheidet, wie es das Syſtema vom Aſtral-Geiſt mit ſich bringt. Nun wäre kein beſſer Mittel ihn davon zu reinigen und loß zu machen, als wann alſobald ſeine Structur aufgelöſet würde, dann müſten ſich alle Unreinigkeiten mit einmahl verliehren, und er dadurch gnugſam gereinigt ſeyn. Man darf ihn nicht erſt noch eine Zeitlang herum ſchwermen, und erſcheinen laſſen, weil ſolches zu ſeiner Reinigung nichts beytragen kan, ſondern ihm nur Gelegenheit geben würde, ſich noch mit mehrern Unreinigkeiten zu beflecken.

Weil im kurtz vorhergehenden Abſchnitt des Spückens bey lebendigem Leibe gedacht worden, muß ich hier noch einmahl davon reden, weil es Leute gibt, die ſolches dem Geiſt des Menſchen zuſchreiben. **Wann jemand bey Lebens-Zeiten erſcheinet,** ſchreibt ein gewiſſer Autor, **da er doch an einem andern Ort zugegen iſt, ſo iſt dieſes nichts anders als eine Sehnung der Gemüths-Begierden, welche an Orten, wohin ſich die Seele im Geiſte ſehnet, auch daſelbſt ihre Willens-Begierde, vermittelſt eines Ausfluſſes ihrer** *Aſtrali*ſchen **Kräffte, daſelbſt in einer**

 Figur,

Figur, oder Geſtalt, wie ſie iſt, ſich zu *præſentiren* pflegt. (*) Ein anderer (**) läſt ſich alſo vernehmen: Die Geiſter der Menſchen haben die Macht auſſer ihrem Leib herum zu ſchweiffen, und ſich mit andern Dingen zu *conjungiren*. An Hiſtorien fehlt es deshalb nicht. Der heil. Adalbertus iſt einmahl zu Rom geweſen, und hat Meſſe geleſen; Unter der Zeit aber iſt er auch zu Prag geweſen bey dem Leich-Begängniß ſeiner 2. umgebrachten Brüder. Allwo er auch zum Wahrzeichen ſeinen Handſchuh liegen laſſen. Als der heil. Bernhardus 3. Jahr lang zu Rom geweſen, iſt er unterweilen auch in ſeinem Cloſter Clarevall erſchienen. Antonius von Padua hat zu einer Zeit auf der Cantzel geprediget, und zugleich im Chor geſungen. Ignatius Lojola iſt zu Rom geweſen, und zu gleicher Zeit in der Stadt Cölln erſchienen. Franciſcus Xaverius iſt auf einmahl in zwey Schiffen geweſen. (***) Wir wollen hier nur einem jeden bitten, daß ers einmahl verſuche, ob er bey lebendigem Leibe ſeinen Geiſt könne anderswohin ſchicken, und daſelbſt erſcheinen laſſen. Wird es ihm nicht gelingen, ſo bin ichs zufrieden, wenn er das Spücken bey lebendigem Leibe für Phantaſien und Lügen hält.

26. Von

(*) D. Georg. Frid. Retzel im Bericht von denen unſichtbaren Creaturen, Feuer, Waſſer, Lufft und Erd-Geiſtern. pag. 390.

(**) Valent. Kräuter-Mann im curieuſ. und vernünftigen Zauber-Artzt. cap. 3. pag. 14.

(***) Beſ. Ehrenbergers allerhand dem Worte GOttes zuwider lauffende Erzehlungen. Part. 2. pag. 617. 618.

26.

Vom Kobold und Waſſer-Nixen.

DIe Kobolde ſind gewiſſe Haus-Geiſter, die ſich gern um und bey den Menſchen aufhalten, ihnen zur Hand gehen, und die Arbeit verrichten helffen, auch dabey mancherley Poſſen treiben, den Menſchen aber, wenn ſie nur nicht erzürnet werden, nicht leicht Schaden zufügen. Den Nahmen Kobold führen einige aus der Griechiſchen Sprache her von κόβαλος, welches einen Schmeichler und Betrüger bedeutet, wie dann auch die Griechen dadurch ſchon gewiſſe Dæmones oder Geiſter ſollen verſtanden haben. In einigen Frantzöſiſchen Provintzen nennet man ſie Gobelins, welches mit dem teutſchen Kobold ziemlich überein kömmt. (*) Am häufigſten ſollen ſich die Kobolde in den mitternächtigen Ländern aufhalten, und mit den Menſchen umgehen, wie Kircherus will. Olaus Magnus ſchreibt von dieſen Ländern: **Man weiß für gewiß, daß die Teuffel, welche man Wichtelin oder Berg-Männlein nennet, den Einwohnern zur Hand gehen, und viel Arbeit verrichten, inſonderheit in den Ställen und Bergwercken.** (**)

(*) v. Bödickers Grundſätze der teutſchen Sprache pag. mihi 224.

(**) De Gentium Septentrional. veris Conditionibus. lib. 6. cap. 9.

Nach deſſen Bericht ſollen auch daſelbſt die Kobolde des Nachts ihre Kurtzweil treiben, durch einen Ring ſpringen, und bey allerley Sayten-Spiel tantzen, welches das gemeine Volck Choream Elvarum nennete. (*) Das wird vielleicht zu der Zeit geſchehen, wann dieſe Geiſter unter ſich eine Hochzeit oder Kind-tauffen feyren. Welches letztere einem nicht wunderlich vorkommen muß, ſintemahl die Geſchichte Herrmanns von Roſenberg, es gnugſam bezeiget. (**) Zu dieſem kamen in der erſten Nacht nach gehaltenem Beylager viele Geiſter, welche kaum 2. Spannen lang waren, ſie hatten ihre Muſic bey ſich, und gaben ſich für dienſtbare Geiſter aus dem ſtillen Geſchlechte, welche unter der Erden wohnen, aus, begehrten auch von ihm, daß er ihnen erlauben möchte, die Hochzeit eines Braut-Paars aus ihrem Geſchlechte, welches ſie ihm præſentirten, feyerlich zu begehen. Nach gegebener Erlaubniß dazu, verfiel Herrmann von Roſenberg in einem tieffen Schlaf, da ſich dann dieſe kleine Geiſter in ſeiner Wohnung recht luſtig werden gemacht haben. Auf ſolchen Gelagen aber wird vermuthlich vor dem eſſen kein Tantz werden, und weil dieſe Geſchöpffe einen lebendigen Cörper haben, ſo müſſen ſie freylich auch eſſen und trincken. Das iſt aus einer Geſchichte abzunehmen, welcher Hamelmann in der Oldenburgiſchen *Chronic*

(*) ibidem lib. 3. cap. 11.

(**) Man findet ſie ausführlich in den Unterred. vom Reich der Geiſter. Tom. I. pag. 123. ſeqq.

nic gedencket. (*) Zu einem Graffen von Hoya kam in der Nacht ein kleines Männlein, und bat, er wolle ſeiner Geſellſchafft erlauben, daß ſie ſich die folgende Nacht in ſeinem Pallaſt dürfften luſtig machen. Nachdem er ſolches erlaubet, funden ſich zur beſtimmten Zeit viel kleine Leute ein, und kamen gleich als mit einem Reiſigen Zeug die Brücke hinan aufs Haus gezogen, haben in der Küche gekochet, zugehauen und ausgegeben, und hat ſichs nicht anders anſehen laſſen, als wenn eine groſſe Mahlzeit angerichtet würde. Ihre gewöhnliche Speiſe ſind die Fröſche, welche ſie nicht erſt nach Frantzöſiſcher Manier in Paſteten thun, ſondern nur auf Kohlen legen und braten. Wir wollen hören was Gervaſius Tilberienſis davon ſchreibt. (**) In Engelland, lauten ſeine Worte, gibt es gewiſſe Geiſter, oder vielmehr unbekannte Geſchöpffe, welche von den Galliern *Neptuni*, von den Engelländern aber *Portuni* genannt werden. Sie halten ſich gern bey den Land-Leuten auf, und verſehen, wann dieſe ſchlaffen die Schildwacht, da ſie dann nach zugeſchloſſenen Thüren ſich beym Feuer wärmen, einige Fröſche aus ihrem Buſen ſchütten, dieſelbige auf Kohlen legen, und nachdem ſie gebraten, verzehren. Sie haben ein altes und verruntzeltes Geſicht, und ſind der *Statur* nach kaum eines halben Daumes hoch: Ihre Kleider machen

(*) P. I. cap. 10.
(**) Loco ſæpius cit. pag. 980.

chen ſie aus alten verworffenen Lumpen, und wenn im Hauſe eine ſchwere Arbeit vorfällt, können ſie damit leichter als die Menſchen fertig werden. Von den Kobolden in den Tyroliſchen Bergwercken berichtet Kircherus (*) daß wenn die Berg-Leute ihnen nicht täglich ihre Portion Speiſen an einem gewiſſen Ort ſetzten, ſie daher Gefahr befürchten muſten. Auf einen guten Biſſen gehört ein guter Trunck. Daran laſſen es die Kobolde auch nicht mangeln. Ein 100. jähriger Greiß, welcher im Oldenburgiſchen auf einem Kruge, oder Wirths-Haus, nicht weit vom Oſſenberg wohnte, (welcher Berg deshalb ſehr bekannt iſt, weil aus demſelbigen die Jungfrau hervor kommen, welche einem Graffen von Oldenburg das bekannte Oldenburgiſche Horn ſoll verehret haben) erzehlte einen Paſſagier, wie ſolches Wirths-Haus bey ſeines Groß-Vaters Zeiten treffliche Nahrung gehabt. Wann er gebrauet, wären die Erd-Männlein von Oſſenberg kommen, und hätten das Bier gantz warm aus der Budden abgeholet, und dafür zwar unbekannte aber gute Silber-Müntze gegeben. Einsmahls hätte ein altes Männlein Bier holen wollen, welches, nachdem es zu viel Bier getruncken, darüber entſchlaffen. Als es erwacht, hätte es angefangen zu weinen und zu klagen, ſein Groß-Vater würde ihn wegen ſeines langen auſſenbleibens ſchlagen, auch den Krug ſtehen laſſen, und wäre eilend davon gelauffen. Der zurück gelaſſene

(*) In mundo Subterraneo lib. 8. Sect. 4. cap. 4.

gelaſſene Krug hätte, ſo lange er gantz blieben, dem Hauſe gute Nahrung gebracht, nachdem er aber zerbrochen worden, ſey auch die Nahrung verſchwunden. (*) Die Pohlniſche Kobolde ſind inſonderheit hungerige Gäſte. Sie müſſen ſorgfältig mit allem demjenigen geſpeiſet werden, was die Menſchen ſelbſt zur Nahrung genieſſen. Die Probe, ob ſolche Geiſter in den Häuſern bleiben wollen, ſoll dieſe ſeyn: Sie ſchleppen bey Nachtzeit Säge-Späne ins Haus, in die Milch-Gefäſſe aber bringen ſie Koth von unterſchiedenem Vieh. Wann nun der Haus-Vater dieſes alles beobachtet, die Säge-Späne nicht zerſtreuet, noch den Koth aus den Gefäſſen thut, ſondern nebſt ſeinen Haus-Genoſſen von derſelbigen Milch genieſſet, ſo bleiben die Kobolde im Hauſe, ſo lange nur noch einer von den Einwohnern am Leben iſt. (**) Doch fehlet es den Italiäniſchen auch nicht an gutem Appetit. In der Feſtung Amanteo, auf den Küſten Calabriens, muß die Guarniſon nebſt ihrem Commendanten von jedem Gerichte, das auf die Taffel getragen wird, eine Portion weglegen, und nebſt einem Glaſe Wein, an eine gewiſſe Stelle bringen, damit durch dieſe Erquickung der unbekannte Haus-Geiſt möge befriediget werden. (***) Das beſte iſt, daß man ihnen die Koſt nicht umſonſt geben darf, ſie verdienen dieſelbige

(*) v. Happel. Relat. Curioſ. Tom. 2. pag. 513.
(**) Beſ. die Unterred. vom Reich der Geiſter. Tom. I. pag. 503.
(***) ibidem pag. 159. 160.

dieſelbige wohl, und ſind noch raiſonnable gnug, daß ſie nicht den verdienten Lohn dazu fordern. Die Pohlniſchen ſtehlen andern Leuten, denen ſie nicht gut ſind, das Getrayde und andere Lebens-Mittel, und ſchleppen ſolches ihren Herren zu. Der Amanteiſche Kobold aber erlaubet keinem Menſchen, die Teller und Küchen-Geräthe zu reinigen, ſondern man ſetzet nur nach der Mahlzeit das unreine Geſchirr in die Küche, und ſchlieſſet ſie zu, wann man anders will Ruhe haben; ſo findet man nach einiger Zeit alles gereiniget und in guter Ordnung. Der alte Hildesheimiſche Kobold, Nahmens Hödekin oder Hütgen, weil er ſich ſtets mit einem groſſen Hut auf dem Kopf ſehen ließ, verwahrte einsmahls einem Mann, der eine weite Reiſe thun muſte, ſein unzüchtiges Weib, und ließ die Buhler, ſo ſich des Nachts bey ihr einfanden, ziemlich ablauffen. Als der Mann wiederkam, lief ihm Hütgen entgegen, und ſprach: Ich habe dein Ehe-Weib, das du mir anvertrauet haſt, wohl verwahret, aber mit unglaublicher Mühe, daß ſie keine Ehebrecherin worden iſt. Ein andermahl aber verſchone mich mit ſolcher Arbeit, denn ich will lieber die Schweine in gantz Sachſen hüten, als noch einmahl dein einiges Weib. (*) Von dieſem Hütgen werden noch viel Dinge mehr erzehlet, es iſt aber eitel Fabelwerck. In dem kleinen Alberto lieſet man, daß auf einem gewiſſen Schloſſe ſich ein Kobold aufgehalten, der gantzer 6. Jahre lang die Uhr geſtellet,

(*) v. Happel. Relat. Curioſ. Tom. 4. pag. 246.

ſtellet, und die Pferde geſtriegelt. Der Autor will ſelbſt geſehen haben, daß die Striegel auf dem Pferde herum gefahren, ohne von einer Hand geführet zu werden. Der Stall-Knecht berichtete, er hätte dieſen Geiſt alſo in ſeinen Dienſt gezogen, indem er eine kleine ſchwartze Henne auf einem Creutz-Wege Blut-rünſtig gemacht, und mit dieſem Blut auf ein Pappierchen geſchrieben: **Berit ſoll mir 20. Jahr dienen, ich wil ihm dafür lohnen.** Darauf habe er die Henne einen Schuh tief in die Erde verſcharret, und der Kobold ſich noch ſelbigen Tages der Uhr und der Pferde angenommen.

Man hält dieſe Kobolde mit den Berg-Männlein, wovon ich hernach reden will, für einerley Geiſter: Wiewol andere, die in dem Reich der Geiſter beſſer bewandert ſind, ſie voneinander unterſcheiden. Ein gewiſſer Autor ſchreibt: (*) Sie hätten unter ihnen groſſen Unterſcheid, und wären mancherley Art, jedoch ſämtlich geſinnet, den Nahmen GOttes zu läſtern, und den Menſchen ins ewige Verderben zu ſtürtzen. Die Haus-Geiſter ſollen böſe, und den Menſchen feindſelige, mißgünſtige Geiſter ſeyn, welche, ob ſie gleich ſich anſtellen, als trügen ſie groſſe Vorſorge für des Menſchen Wohlfarth, dennoch all ihr Vermögen anwenden, den Menſchen Schaden zuzufügen. Die meiſten machen aus den Koboldes eine beſondere Art Geiſter, die ſich in dem Element der Erden aufhalten ſollen, wovon ich weiter nichts gedencken

(*) v. Happel. Relat. T. 4. pag. 243. 244.

cken will, weil ich ſchon im 21ten Abſchnitt davon gehandelt habe.

Insgemein glaubt man, die Kobolde laſſen ſich nicht leicht ſehen, ſondern treiben bey hellem Tage unſichtbarer weiſe ihr Spiel, indem ſie das Geräthe zerbrechen, untereinander werffen, mit Steinen um ſich werffen, und ſonſt allerhand Poſſen in den Häuſern anrichten, auch ſich mannigmahl darüber kützeln und ein lautes Gelächter erheben. Unter den alten Weibern und einfältigen Mägden gehet zwar die Rede, als hätte eine oder die andere den Kobold geſehen, und zwar in der Geſtalt eines auf dem Boden in einem Küſſen nacket gelegenen Kindes, welches ein groſſes Schlacht-Meſſer im Rücken ſteckend gehabt. Wann manche Magd darüber ſo ſehr erſchrocken, daß ſie eine Ohnmacht bekommen, ſo ſey das Ding aufgeſprungen, und habe ſie mit dem zur Hand geſtellten Waſſer über und über begoſſen, wodurch ſie wieder zu ſich ſelbſt kommen. (*) Jedoch davon wollen die klügern nichts wiſſen, ſondern halten es für abergläubiſches und erdichtetes Werck.

Was ſoll man aber nun von den Kobolden halten? Vernünftige Leute werden ja wenigſtens nicht alles glauben, was man davon erzehlet, und ich bereits angeführt habe. Zum theil ſind es Dinge, die gantz abgeſchmackt heraus kommen. Z. E. daß ſie des Nachts ſpringen und tantzen, ſich bey gebratenen Fröſchen luſtig machen,

(*) Happel. l. c. pag. 244.

machen, den Leuten das Korn ſtehlen, und faulen Knechten und Mägden zu Hoffe dienen. Doch dieſes bey Seite geſetzt, ſo finden ſich noch Leute gnug, welche ſich nicht unterſtehen, den Kobold für einen erdichteten Geiſt zu halten. Sie meynen, der Teuffel könne mannigmahl ſein Spiel haben, und dergleichen Dinge anrichten, als man den Koboldꝛn zuſchreibt. Denen gebe ich zu überlegen:

1) Daß der Teuffel keinen Leib habe, und ihm ſelbſt keinen bilden könne, wenigſtens keinen ſolchen künſtlichen Leib, als zu den Verrichtungen der Kobolde nöthig iſt. GOtt müſte ihnen einen Leib zugeſellen. Wer wolte das glauben? Ich habe mehr denn einmahl erinnert, daß GOtt nichts auſſerordentliches thue, als nur bey hohen und wichtigen Dingen. Die Bildung eines Leibes für die Teuffel iſt etwas auſſerordentliches, wozu brauchen aber die Teuffel dieſen Leib? Sie richten damit nur Poſſen an, ſpotten die Menſchen durch ein lautes Gelächter, oder zerbrechen den Hausrath, und richten ſonſt Schaden an. Das ſind keine wichtige Dinge, und GOtt hat an ſolchen Poſſen keinen Gefallen, wird ſich daher auch nicht die Mühe geben, dem Teuffel dazu einen Leib zu beſorgen.

2) Wenn ich zugeben wolte, daß der Teuffel aus eigenem Vermögen die Verrichtungen der Kobolde bewerckſtelligen könte, ſo läufft es doch wider ſeinen Caracter und Politic, dergleichen Dinge zu übernehmen. Er als ein hochmüthiger Geiſt wird ſich nicht leicht zu Knech-

tiſcher und verächtlicher Arbeit verſtehen. Wir ſtellen uns denſelben gar zu dumm und einfältig vor, wann wir ſolches von ihm glauben, zumahl da er durch dergleichen niederträchtigen Dienſt keine Seelen gewinnet, wohin doch allemahl ſeine Haupt-Abſicht gehet, ſondern die Menſchen nur bewegen würde, ihn deſtomehr zu verabſcheuen. Seine Politic erfordert, daß er ſich verborgen halte, und ſein Werck heimlich treibe, welches ihm weit zuträglicher iſt, als wenn er durch allerhand Poſſen ſeine Gegenwart verräth. Ein Engliſcher Autor (*) ſchreibt ſehr wohl: Es iſt dieſes dem Anſehen des Satans ſo zuwider, und an ſich ſelbſt ſo niederträchtig, daß ich faſt nicht weiß, was ich davon ſagen ſoll: und was das lächerlichſte iſt, ſo ſind alle dergleichen Dinge von ſeinem ordentlichen Weg ſo weit entfernet, und ſeinem Beruff ſo entgegen, daß ſie unglaublich, und allen richtigen Begriffen, die wir von ihm und ſeinen Geſchäfften in der Welt haben, zuwider ſcheinen. Gleiches kan man von allen andern einfältigen geringen Poſſen, die man ihm ſchuld gibt, ſagen, nemlich daß er mit den Stühlen und Bäncken im Hauſe Lermen macht, Töpffe und andere Küchen-Geſchirr umſchmeiſſet, Gläſer und Porcellan hin und wieder wirfft, ohne zu zerbrechen, und was ſonſten noch mehr dergleichen dem Anſehen des

(*) In der Geſchichte des Teuffels Part. 2. cap. 7. pag. 374.

des Teuffels unanſtändige Sachen ſind, indem er meines Erachtens vielmehr beſchäfftiget iſt, die Welt umzukehren, Könige und Cronen hin und her zu werffen, gantze Völcker in Aufruhr zu ſetzen ꝛc.

3) Muß man wohl bedencken, wie es ſich nicht zuſammen reimen laſſe, daß die Kobolde ſollen unſichtbar ſeyn, und doch lachen, mit Steinen um ſich werffen, die Pferde ſtriegeln, und dergleichen mehr thun können. Zu dieſen Verrichtungen gehört ein zum theil organiſcher Cörper, der eben deswegen nicht kan unſichtbar ſeyn.

4) Haben ſich mehrentheils die Kobolde verlohren, ſo bald man angefangen, genau auf ſie acht zu geben, und ihnen ihre Poſſen abzumercken. Vor einigen Jahren fand ſich bey einem Prediger auf dem Lande ohnweit Jena auch ein Kobold ein, welcher in deſſen Hauſe ſein gewöhnlich Spiel trieb. Nachdem aber einsmahls 2. Studenten aus Jena, welche in der Mathematic erfahren waren, und nicht ſo leichtglaubig ſeyn mochten, ſich in dieſem Hauſe einfunden, ſo hielt ſich der gute Kobold gantz ſtille, gleich als wenn er ſich für dieſen beyden gefürchtet hätte, wie ſolches der Herr Prof. Stolle an einem gewiſſen Ort ſeiner Bibliothec berichtet, wobey er ausdrücklich meldet, daß der Herr Paſtor ſelbſt, dem ſolches begegnet iſt, vielleicht nunmehro von ſeinem Kobold gantz anders urtheile. Daraus iſt zu ſchlieſſen, daß ihm die dabey vorgegangene Betrügerey endlich kund

worden. Ich halte die Kobolde für leibhafftige Menſchen, und glaube, daß ein ſchalckhaffter Nachbar, oder verſchlagener Knecht, oder Magd, denſelben eine Zeitlang meiſterlich agiren könne. Weil die Comœdie aber in die länge nicht Stich zu halten pflegt, verliehren ſich die Kobolde bald wieder, damit ſie nicht endlich entdecket werden. Hat etwa ein Knecht oder Magd aus Unvorſichtigkeit Schaden gethan, und iſt beſorgt, daß die Erſetzung des Schadens werde gefordert werden, ſo iſt kein beſſer Mittel, als den Kobold mit ins Spiel zu flechten, und ihm die Schuld beyzulegen. Alsdann iſt der Haus-Herr nicht berechtiget, die Erſetzung des Schadens von dem Geſinde zu begehren, und den Kobold kan er deswegen auch nicht für Gericht fordern. Damit aber der Verdacht nicht auf den Knecht oder die Magd fallen möge, als hätten ſie den Schaden angerichtet, ſo muß die Comœdie vom Kobold noch eine Zeitlang geſpielet werden. Mannigmahl hat die Haus-Magd einen Galant, den ſie gern um ſich ſiehet, der ihr die Kobolds-Comœdie mit agiren hilfft. Zuweilen mag auch die bloſſe Begierde dem Haus-Herrn einen Poſſen zu ſpielen, das Geſinde oder die Nachbarn dazu bewegen, wo es nicht gar damit auf eine Dieberey angeſehen iſt. Iſt ein Knecht oder Magd fleißig, und bey der Arbeit geſchwinde, andere hingegen, die neben ihnen dienen, faul und langſam, ſo nehmen die letztern daher wohl Gelegenheit, die erſtern zu beſchuldigen, als hätten ſie einen Kobold zur Hand, der ihnen ihre

Arbeit

Arbeit verrichten hülffe. Es bleibt auch nicht allemahl bey der bloſſen Beſchuldigung, ſondern der Kobold läſt ſich bald würcklich ſpühren, indem die letztern zum Beweis ihrer Beſchuldigung ſein Amt vertreten.

Zwar will der Herr Verfaſſer der Unterredung vom Reich der Geiſter, vom Kobold durch den Augenſchein überzeugt seyn, indem er geſehen, wie man von jedem Gerichte eine Portion für den Amanteiſchen Kobold aufgehoben. Allein wer weiß für wem die aufgehebene Portion beſtimmet geweſen. Es iſt glaublich, daß einer von den Gäſten ſie aus Kurtzweil dem Kobold zugeeignet habe. Er ſelbſt läugnet ja, daß die Geiſter eſſen und trincken, und ſteht in den Gedancken, ſie ſchafften nur die für ſie hingeſetzte Speiſe und Tranck bey Seite, und das in der Abſicht, damit ſie dem Menſchen nachahmen, und demſelben in ſeinen Verrichtungen ähnlich ſcheinen mögen. (*) Solches aber würde eigentlich keine Nachahmung der Menſchen ſeyn; Dieſe genieſſen ja die Speiſen, und die Geiſter nicht. Was ſolte es auch den Geiſtern nutzen, daß ſie den Menſchen in ihren Verrichtungen ähnlich ſcheinen wollen? Sie müſſen dumme Geiſter ſeyn, indem ſie ſich dadurch den Affen vergleichen, welche die menſchliche Handlungen nachmachen; auch ihren vorgeſetzten Zweck, denen Menſchen ähnlich zu ſcheinen, nicht erreichen, weil die Menſchen ihnen viel zu klug ſind, und wohl mercken, daß

(*) Tom. I. pag. 163.

ſie die Speiſen nicht ſelbſt verzehren, ſondern nur bey Seite ſchaffen, und folglich in eſſen und trincken den Menſchen nicht nachahmen können.

Die andere Art der Kobolde ſind die Berg-Geiſter, oder Berg-Männlein, von welchen ich ſchon erinnert habe, daß einige ſie für einerley Geiſter mit den Koboldden halten. Olaus Magnus gedencket ihrer ſchon, wenn er ſchreibt: Die Berg-Männlein zerbrechen die Steine, werffen ſie in die Eimer, darin man ſie heraus zeucht, heben die Rollen ein, thun die Seiler darum, als wolten ſie viel ausrichten. Sie laſſen ſich auch bisweilen ſehen in angenommener Geſtalt der Berg-Leute, lachen, verblenden und treiben allerhand Geſpött mit ihnen, dadurch ſie ſelbige betriegen; ruffen ſie etwa an einen andern Ort, wann ſie dahin kommen, ſo iſt niemand verhanden, werffen ihnen etwas unter die Hand, und wenn ſie wollen zugreiffen, ſo verſchwindet es. An einem andern Ort läſt er ſich von ihnen alſo vernehmen: Ob die Berg-Männlein den Berg-Leuten bisweilen helffen arbeiten, ſo thun ſie es doch nur zu ihrem Verderben und Tode. Sie zerbrechen die Steigen und Stützen, werffen bisweilen gantze Felſen ein, machen böſen gifftigen Geſtanck u. ſ. w. Wiewohl Lavaterus von ihnen ſchreibt, (*) daß ſie in der That faule Geiſter ſind, ſich zwar ſtellen, als

(*) De Spectris Part. I. cap. 15.

als ob ſie viele Berg-Arbeit thäten, eigentlich aber nichts ausrichteten. Der groſſe Geiſter-Patron Theophraſtus Paracelſus, gibt uns von ihnen folgenden Bericht: (*) Dieſes ſind die Leute die unter uns wohnen, in und unter der Erden, und haben alles zeitliche, was ſie bedürfften oder begehren. Sie werden von dem gemeinen Mann Schröttlein oder Berg-Männlein genannt, aber mit ihrem rechten Nahmen *Sylves* oder *Pygmæi* geheiſſen. Und ſind nicht Geiſter wie andere Geiſter, aber gleich den Geiſtern zu rechnen, in allerley Vermöglichkeit und Kunſt. Haben doch Fleiſch und Blut, wie wir Menſchen, das ſonſt kein rechter Geiſt hat. Man mag ſie irrdiſche Geiſter nennen, von wegen des, daß ſie unter der Erden ihr *Chaos* und Wohnung haben, und nicht wie andere rechte Geiſter in Lüfften wohnen. Man ſpühret ſie, wo groſſe Schätze und Reichthum verborgen liegen. Alſo auch wo köſtliche gute Bergwercke von Gold und Silber ſind, denn daran haben ſie ihre Luſt und Freude. Sie ſollen von zweyerley Gattung ſeyn, wie man beym Agricola (**) findet. Eine Art iſt grauſam und ſchädlich, die andere aber ſanfftmüthig und gütig. Daher auch einige, wenn ſie erſcheinen, Glück, andere Unglück bringen. (***) Ihre Geſtalt

(*) Cap. de philoſophia occulta.
(**) De Animantibus Subterraneis.
(***) D. Retzel von den Geiſtern pag. 345.

ſtalt iſt wie der vorgedachten Kobolde. Sie ſehen ſehr alten und ernſthafften Männern gleich, mit langen Bärten, und ſind über 3. Fuß nicht hoch. (*) Sonſt ſollen ſie den Menſchen bald den Krieg, bald den Frieden verkündigen. Anno 1644. den 18. Auguſti, ſoll ein Zwerg-Geiſt den Churfürſten zu Sachſen, als er die Stadt Chemnitz vorbey zog, den Frieden verkündigt haben, mit dieſen Worten: Ich verkündige und bringe den Frieden im Lande. Dieſer Geiſt ſoll ein Weiblein geweſen ſeyn, einer Ehle lang, welches die Hoff-Leute im Gehöltze ſelbiger Gegend gefangen. Man ließ es wieder lauffen, weil vor etwa 25. Jahren auch ein Männlein in gleicher Geſtalt gefangen worden, welches den Krieg verkündiget hatte. (**) Jedoch iſt ihre vornehmſte Verrichtung, daß ſie die unterirrdiſche Schätze bewahren. Sie reichen zuweilen, meldet ein gewiſſer Autor (***) eine von ihnen gemachte Müntze den Berg-Leuten dar, damit ſie wieder wegziehen mögen, wenns noch der Zeit nicht iſt, die Schätze der Natur zu entdecken. Sie heben als Hüter den Reichthum der Ertz- und Fund-Gruben, und die verborgene Schätze der Natur, denen würdigen auf. Sie ſollen auch diejenige Schätze bewahren, welche geitzige Leute in die Erde vergraben,

(*) Unterred. vom Reich der Geiſter. T. I. pag. 502.
(**) Beſ. den hölliſchen Proteus. No. 64. pag. 612.
(***) Abraham von Franckenberg in Gemma Magica Part. 2. pag. 33.

graben, ſie jentzucken, ſtehlen, verwahren und vertragen von einem Ort zum andern, damit ſie den Leuten nicht wieder zu theil werden. (*) Eines recht luſtigen Berg-Kobolds gedencket Eduard Browe, (**) wiewohl er es für eine Fabel hält, welcher in dem Zinn-Bergwerck zu Schlackenwalda in Böhmen, in der Geſtalt eines Münchs umgehet, die Berg-Leute ſchlägt, dabey aber auch ſinget, und auf der Sack-Pfeiffen ſpielet.

Ich könte wider dieſe unterirrdiſche Geiſter vieles erinnern, will aber nur dis eintzige anführen, daß verſtändige Berg-Leute davon nichts wiſſen wollen, wenigſtens ſie niemahls geſehen haben. In den Actis Philoſophicis Oldenburgii (***) lieſet man, daß die Berg-Leute an einem gewiſſen Ort in Engelland niemahls einige Berg-Männlein geſehen, wohl aber mannigmahl ein klopffen gehöret hätten, welches wenn ſie demſelben gefolget, ſie zu reiche Ertz-Adern geführet. Was das klopffen anlangt, ſo können ſie ſich darin auch leicht geirret haben. Denn weil der Schall in den Bergwercken, wegen der vielen Grufften und Hohlungen, wunderlich reflectiret wird, daß man nicht allemahl wiſſen kan, woher er eigentlich komme, ſo mögen ſie etwa das klopffen ihrer Mit-Arbeiter, oder den Wiederſchall ihres eigenen klopffens für etwas frembdes und ungewöhnliches gehalten

(*) Amphith. Mag. Univ. pag. 276.
(**) In ſeinen Reiſen Part. 2. pag. 273.
(*** pag. 645.

ten haben. Der curieuſe Engelländer Eduard Browe, welcher die Ungariſche, Iſtriſche und Böhmiſche Bergwercke ziemlich durchkrochen, weiß uns von den Berg-Männlein nichts zu ſagen, ſondern ſchreibt nur, (*) wann er von dem Rübezahl redet, daß man gemeiniglich auf den gebürgichten Oertern, und in den Gegenden, wo Bergwercke ſind, etwas dergleichen erzehle. Von den Iſtriſchen Bergwercken meldet er, daß ſich darin keine ſo ſchädliche Dämpffe befinden, worüber man ſonſt in andern Bergwercken klagt. Doch hätten die Bergknappen darin ohnedem ihre Noth. Ob ſie gleich nicht plötzlich erſticket würden, ſo drünge doch das Queckſilber allmählig in ihre Cörper, wovon ſie ſterben müſten. Von den Berg-Männlein aber ſchreibt er, daß, obgleich vieles davon fabulirt würde, ſie ihm doch niemahls bekannt worden. (**) Hieraus läſt ſich entdecken, woher die Fabeln von den Berg-Geiſtern ihren Urſprung haben. Wann einige Bergknappen ſind todt gefunden worden, hat man die Schuld auf die böſe Berg-Geiſter geworffen, die ſie ſollen ums Leben gebracht haben, da doch an ihrem Tod vielmehr, die in den Stollen und Schachten befindliche gifftige Dämpffe, Schuld geweſen. Man hat noch andere Geiſter, die unter der Erde ihren Sitz und prächtige Wohnungen haben ſollen, weiß aber ſelbſt nicht, was daraus zu machen ſey. Folgende Geſchichte beſchreibt uns einen

(*) In ſeinen Reiſen Part. 2. lib. 3. cap. 1. p. 273.
(**) v. Oldenburgii Acta Philoſoph. pag. 896.

einen ſolchen unterirrdiſchen Geiſt. Ein Bürger aus Baſel, ſeines Handwercks ein Schneider, wagete ſich Anno 1520. in eine Höhle, die in der Gegend dieſer Stadt gelegen iſt. Erſt gelangete er zu einer eiſern Thür, und durch dieſelbe aus einem Gewölbe in das andere. Zuletzt kam er in einen ſchönen Garten, in deſſen Mitte ein wohl erbaueter Pallaſt ſtund. Da begegnete ihm eine bis auf den halben Leib ſehr ſchöne Jungfrau, mit einer güldenen Crone auf dem Haupt, und zu Feld geſchlagenen Haaren. Unter dem Nabel herab aber war ſie eine abſcheuliche Schlange. Dieſe führete ihn bey der Hand zu einer eiſern Thür, vor welcher 2. groſſe Kohlſchwartze Hunde zu ſehen waren, die auf der Jungfrau bedrohen, ſtill lagen. Sie öffnete endlich einen Kaſten, und nahm allerhand ſilberne und kupfferne Müntze heraus, die ſie dem Schneider verehrete. Meldete dabey, wie ſie aus Königlichem Geblüt gebohren, und hieher verflucht ſey, auch in ein ſo abſcheuliches Ungeheuer verwandelt worden, und könte anders nicht erlöſet werden, es ſey denn, daß ſie von einem reinen keuſchen Jüngling dreymahl geküſſet würde. Der Schneider küſſete ſie auf begehren zweymahl, wobey ſie ſich allemahl dergeſtalt gebährdete, daß ers zum drittenmahl nicht wagen wolte, aus Furcht, er möchte von ihr lebendig zerriſſen werden. Nach der Zeit hat der Schneider nicht mehr in ſelbige Höle gelangen, ja nicht einmahl den Eingang dazu wieder finden können. (*) Bey Lauenburg in Caſſuben iſt

(*) v. Happel. Relat. Tom. I. pag. 215. 216.

iſt Anno 1596. eine abſcheuliche tieffe Klufft auf einem Berge gefunden worden, welche zu beſichtigen, 2. Miſſethäter die auf den Hals gefangen ſaſſen, von der Obrigkeit ſelbigen Orts hinein gelaſſen ſind. Als dieſe auf den Grund gelanget, haben ſie einen ſchönen Garten vor ſich gefunden, in welchem ein Baum geſtanden mit wohlriechenden weiſſen Blumen, ſie aber haben ſich nicht unterſtanden, eine davon anzurühren. Alſobald iſt ein Kind kommen, welches dieſe Miſſethäter über einen weiten Platz zu einem Schloß geführet hat, worin ſie mancherley Saiten-Spiel vernommen, auch einen König auf einem ſilbern Thron ſitzend gefunden. In der einen Hand hielt er einen güldenen Scepter, in der andern aber einen Brieff, welchen er den armen Sündern durch gemeldtes Kind überreichen laſſen. (*) Wer mehr dergleichen Hiſtorien zu wiſſen verlangt, mag die Unterred. vom Reich der Geiſter zur Hand nehmen, darin wird er eine von einfältigen Leuten entdeckte neue unterirrdiſche Geiſter-Welt antreffen.

Ich muß noch etwas gedencken von denen unter der Erde wohnenden Menſchen. Eine wahrhafftige und bekannte Sache iſt es, daß an einigen Orten die Menſchen ihre Wohnungen unter der Erde; dabey aber mit denen auf der Erde täglichen Umgang und Gemeinſchafft haben. Die unterirrdiſche Wohnungen in der Inſul

(*) ibid. pag. 217.

Inſul Maltha können zum Exempel dienen. (*) Es finden ſich aber auch erdichtete Einwohner der unterirrdiſchen Gegenden, dergleichen Wilhelmus Bach, ſonſt Neubrigenſis genannt, beſchreibt: (**) In dem Weſtlichen Theil Engellands, lautet ohngefehr ſeine Erzehlung, finden ſich etliche alte Hölen, die man Wolffs-Gruben nennet. Als einsmahls die Bauren eines nahe dabey liegenden Dorffs mit der Erndte beſchäfftigt waren, kamen aus einer dieſer Hölen 2. Kinder herfür, welche gantz grün vom Leibe waren, und Kleider anhatten, von denen man nicht wiſſen konte, woraus ſie gemacht waren. Ihre Augen wurden durch das anſchauen des klaren Himmels geblendet, daß ſie auf dem Felde in der irre herum lieffen, und endlich aufgefangen wurden. In etlichen Tagen aſſen ſie nichts, und wären beynahe Hungers geſtorben. Da ſie aber endlich einen Wagen voll friſcher und grüner Bohnen erblickten, fielen ſie darauf loß, und als ſie in den Schalen nichts funden, fiengen ſie an zu weinen, und ſich kläglich zu gebährden. Man ſchloß daraus, daß friſche Bohnen ihre Speiſe waren, die man ihnen gab, bis ſie mit der Zeit auch Brodt eſſen lernten. Als ſie der Speiſen des Landes gewohnt waren, vergieng ihnen die grüne Farbe. Man unterrichtete ſie in der Engliſchen Sprache, und tauffte ſie. Das Knäblein davon ſtarb bald

(*) Welche Athanaſ. Kircherus in Mundo Subterr. beſchreibt.
(**) In Hiſtor. rerum Anglic. lib. I.

bald nach der H. Tauffe. Das Mägdlein aber ſtattete von ihrem unterirrdiſchen Lande folgenden Bericht ab. Es hieſſe St. Martins Land, und wäre häufig bewohnt, und zwar von Chriſten, die daſelbſt viel ſchöne Kirchen hätten. Viel Licht hätten ſie nicht, ſondern ihr Licht gleichte etwa der Abend-Demmerung auf dem Erdboden, doch wäre nicht weit von ihnen ein ander Land, durch einen breiten Strohm von ihrem abgeſondert, woſelbſt es viel lichter ſey. Sie hätte nebſt ihrem Bruder das Vieh gehütet, und den Klang einer Glocke gehöret, und dem wären ſie nachgegangen, worüber ſie zur Höhle hinaus, und den Bauren in die Hände gerathen. Es iſt Schade, daß man den Weg zu dieſen Ländern noch nicht entdecket hat, ſonſt ſolten die vorwitzige Europäer ſie bald beſuchen, und mit den Einwohnern nicht beſſer umgehen, als die Spanier mit denen in der von ihnen neu entdeckten Welt. Mich wundert, daß geſcheute Leute, Kircherus und andere ſich die Mühe gegeben, dieſe Hiſtorie zu unterſuchen, und die dabey vorkommende Umſtände wahrſcheinlich zu machen, da es doch eine Handgreiffliche Fabel iſt. So geht es den Gelehrten, wenn ſie gar zu leichtgläubig ſind, und den gemeinen Fabeln nicht wiederſprechen wollen. Sie gerathen darüber auf Unterſuchungen, worin ſie weder Anfang noch Ende finden können, und machen ſich mannigmahl gar zum Gelächter.

Die Waſſer-Nixe ſind Geſpenſter welche ſich auf dem Waſſer, auch bey Seen und

Flüſſen ſehen laſſen, und entweder anzeigen, daß in der Gegend, wo ſie erſcheinen, jemand im Waſſer ſoll zu Schaden kommen, oder die Menſchen ſelbſt ins Waſſer ziehen, und ſie erſäuffen. Die alten glaubten ſchon, daß denen Quellen, Flüſſen und Seen gewiſſe Geiſter vorgeſetzt ſeyn. Man erzehlet von dem Heydniſchen Welt-Weiſen Jamblicho, (*) wie er einsmahls mit ſeinen Schülern ſich zu Gadara im warmen befunden, und ihnen von den Bädern, und denſelbigen fürgeſetzten Waſſer-Geiſtern, vieles vorgeſchwatzet. Damit er ſie aber durch die Erfahrung überzeugte, ſo muſten ſie ſich nach den Göttern der 2. warmen Waſſer-Quellen, und ihrem Nahmen erkundigen. Die Schüler brachten ihrem Meiſter die Antwort zurück, die eine Quelle ſey der Liebe, die andere der Gegen-Liebe gewidmet. Darauf berührete Jamblichus das Waſſer mit der Hand, und ſprach heimlich etliche Worte dazu, alſobald kam aus dem einen Brunnen ein ſchöner nacketer Knabe mit Goldgelben Haaren, aus dem andern ein dergleichen Knabe mit ſchwartzen Haaren. Dieſe Knaben fielen dem Jamblicho als ihrem Vater um den Hals, er aber ſchaffte ſie bald wieder an ihrem Ort. Die Heyden hätten den Jamblichum gern zu einen groſſen Wunderthäter gemacht, darum muſte dieſes und dergleichen mehr von ihm erdichtet werden.

Nach der neuen Geiſter-Philoſophie, ſollen die Waſſer-Nixen gemeiniglich in weiblicher Geſtalt

(*) v. Eunapium in Vitis Sophiſtarum.

Geſtalt erſcheinen, ſelten aber in Mannes Geſtalt, weil ſie ſich an weichen Orten aufhalten, ein weiches und ſanfftes Leben führen. (*) Welches Vorgeben daher entſtanden, weil die Waſſer-Geiſter der alten Heyden nicht männliche, ſondern weibliche Nahmen führen, und Nymphæ, Najades, Nereides oder Göttinnen, von ihnen genennet werden. Jedoch ſollen diejenige, welche an trockenen und dürren Orten wohnen, Mannes Geſtalt an ſich nehmen, wann ſie erſcheinen. Es fällt ſchwer zu begreiffen, warum die an den naſſen Oertern wohnende Geiſter die weibliche, und die an trockenen Orten die männliche Geſtalt erwehlen. Man kan davon keine gültige Raiſon geben. Wann man auch dem weiblichen Geſchlecht ein näſſer und feuchter Temperament beylegen wolte, als dem männlichen, ſo könte ſolches nichts zur Sache thun, zumahl da die Sache ſelbſt noch zweiffelhafft iſt. Wann das Element, worin dieſe Geiſter wohnen, zu ihrem Leib, in welchem ſie ſich ſehen laſſen, etwas beytragen könte, ſo würden ſie vielmehr in der Geſtalt eines Waſſerſüchtigen Menſchen, als eines ſchönen Weibs-Bilds erſcheinen. Zudem weiß ich nicht, warum einige dieſer Geiſter ihr Element ſolten verlaſſen, und lieber an dürren und trockenen Orten wohnen. Insgemein werden die Waſſer-Geiſter für mittlere Geſchöpffe zwiſchen Geiſtern und Menſchen gehalten, welche, da ſie ihr Geſchlecht forpflantzen, ſowol männlichen als weiblichen Geſchlechts

(*) v. Amphitheat. Mag. Univerſ. pag. 275.

ſchlechts ſeyn müſſen. Daher möchte man billig fragen, warum die Weiber öffter als die Männer erſcheinen? Vielleicht iſt bey dieſer Geiſter-Nation der Gebrauch, wie bey einigen Völckern des Erdbodens, daß die Männer fein zu Hauſe bleiben, und ſich wohl gar ſtatt der Weiber ins Wochen-Bette legen, wenn dieſe hingegen die auswärtige Arbeit übernehmen müſſen. Ich will mich aber damit nicht länger aufhalten, weil ohnedem niemand auf die Waſſer-Nixe ſo genau wird acht gegeben haben, daß er ihr Geſchlecht ſo genau bemercket hätte. Die um den Kopff fliegende Haare wollen es nicht ausmachen, ſintemahl auf dem Erdboden Völcker anzutreffen, unter welchen die Manns-Perſonen eben ſo lange Haare, als unſere Weibs-Bilder zeugen.

Die Verrichtung der Waſſer-Nixe iſt, daß ſie Sturm und Ungewitter auf dem Meer erregen, die Schiffe in Abgrund verſencken, die Menſchen ins Waſſer ziehen, und ſie erſäuffen. Von dem Trauer-See wird erzehlet, (*) daß ſich darauf zum öfftern ein See-Weib auf einem Waſſer-Drachen reitend gezeiget habe, welcher Drache dem Anſehen nach einem geſchundenen Pferde ſehr ähnlich geweſen. Die Einwohner der Gegend verſicherten, es wären bey Menſchen dencken über 100. Perſonen auf dem See verunglücket, und ums Leben kommen. Die Fiſcher aber hätten Endlich ausgeſagt, daß einige aus

(*) Beſ. die Unterred. vom Reich der Geiſter Tom. 2. pag. 421.

ihren Gehülffen, da ſie ſich entweder gebadet, oder am Ufer ihre Netze geflicket, von dem See-Weibe ergriffen, und in dem Abgrund gezogen worden. Der gemeine Pöbel ſtehet in dem Wahn, daß wenn jemand auf dem Waſſer zu Schaden kommt, ihm ſolches Unglück durch die Waſſer-Nixe zugefüget worden, und die Fiſcher pflegen auch gemeiniglich vieles von den See-Geſpenſtern zu erzehlen. Denen Leuten, die in den Bergwercken zu ſchaffen haben, ſtellet ihr furchtſames Gemüth, weil ihnen von Kindes Beinen an die Geſpenſter in den Kopff geſetzet worden, zum öfftern die Berg-Männchen vor, oder ſie werden gar von ihnen nur erdichtet, um den neubegierigen das Maul aufzuſperren; Derer Amt iſt die Büſche und Wälder bey Tage und Nacht zu durchſtreichen, wiſſen auch viel von Geſpenſtern zu erzehlen, die ihnen ſollen aufgeſtoſſen ſeyn. Die Ackerleute, wann ſie auf dem Felde nicht etwa die Rogge-Mühme (wie man in der Marck ein Geſpenſt nennet, ſo ſich in dem auf dem Felde ſtehenden Korn aufhalten ſoll) ſehen, damit ſie nicht gantz allein ſeyn mögen, ſo erblicken ſie den Geiſt ihrer Herrn, welche bey lebendigem Leibe ſpücken, und acht geben, ob ſie auch fleißig ſind. Warum ſolten denn die Fiſcher auf dem Waſſer gantz alleine bleiben? Der Menſch liebet doch die Geſellſchafft, und es ſteht ihnen nicht zu verdencken, wann ſie um Geſellſchafft zu haben, die Waſſer-Nixe entweder in ihrer Phantaſie erblicken, oder gar nur erdichten, und ſie uns recht greßlich abmahlen. Sie haben

ben überdem zuweilen den Vortheil davon, daß andere, ſo ihrer Ausſage glauben, ihnen aus Furcht für den Waſſer-Frauen in ihrer Fiſcherey nicht Eintrag thun. Jedoch haben die Waſſer-Nixe auch ihren Nutzen, man kan damit die kleinen Kinder ſchrecken, daß ſie dem Waſſer nicht zu nahe kommen, und darin Schaden nehmen. Gleichwie auch die Rogge-Mühne dazu dienet, daß die Kinder aus Furcht für ihr nicht ins Korn lauffen, und darin verirren. Daß die Waſſer-Geiſter Sturm und Ungewitter erregen, iſt eine Einbildung ſolcher Leute, die, wenn ſie die wahre Urſache einer Begebenheit nicht wiſſen, um kurtz aus der Sache zu kommen, entweder mit verborgenen Eigenſchafften um ſich werffen, oder die Geiſter zu Hülffe nehmen. So iſt auch nicht wahrſcheinlich, daß GOtt den Waſſer-Geiſtern die Freyheit geben ſolte, unſchuldige Menſchen, die auf dem Waſſer ihrer Handthierung nachgehen, hinein zu ſtürtzen und ums Leben zu bringen. Wann GOtt ihnen ſolches zugäbe, würde kein Menſch für dieſen grimmigen, ungeſtümen, unruhigen und tückiſchen Geiſtern, wie man ſie beſchreibet, auf dem Waſſer ſicher ſeyn.

Andere wollen ſo weit nicht gehen, ſondern ſagen nur, die Waſſer-Nixe, als teuffeliſche Geſpenſter, zeigten durch ihre Erſcheinung an, daß ein Menſch erſauffen würde. Das könte man alsdann zugeben, wann der Teuffel dergleichen Unglücks-Fälle vorher zu ſehen, vermögend wäre; Da er ſie aber als blos zufällige Dinge un-

möglich wiſſen kan, ſo fällt auch dieſes Vorgeben hinweg. Theils Menſchen haben ſich die Todes-Vorbothen dergeſtalt in den Kopff geſetzet, daß kein Todes-Fall, der ſie einiger maſſen angehet, ſich begibt, wovon ſie nicht vorher wollen Nachricht gehabt haben. Dieſe ſind leicht zu überreden, daß wann jemand erſäufft, ſich der Waſſer-Nix habe ſehen laſſen. Es fehlet auch ſelten an Leuten, die ihn alsdann wollen erblicket haben, ob ſie gleich ein Stück Holtz, oder ander Ding, ſo ſie auf dem Waſſer ſchwimmend von ferne erblicket, für den Nix angeſehen.

Man ſchwatzet noch von einer beſondern Art Waſſer-Menſchen, die in dieſem Element wohnen ſollen; Einige wollen uns überreden, es fünden ſich alle Arten der Thiere, die auf der Erde ſind, auch im Waſſer, wovon ſich Gervaſius Tilberienſis (*) vernehmen läſt. Es findet ſich auf der Erde kein Thier, das ſeines gleichen nicht auch im Waſſer haben ſolte. Da ſiehet man im Britanniſchen Meer den Münch, den gecrönten Fiſch-König, dort erblickt man den gewaffneten Soldaten zu Pferde, den Hund, das Schwein u. ſ. w. Warum ſolten denn nicht auch Menſchen darin anzutreffen ſeyn? Das ſchlimmſte iſt, daß die Erfahrung damit ſehr ſchlecht übereinſtimmt. Man redet zwar von See-Pferden, See-Hunden, See-Kälbern, Meer-Schweinen und dergleichen; Allein dieſe Geſchöpffe ſehen den Pferden, Hunden, Kälbern und

(*) pag. 981.

und Schweinen auf der Erde ſo ähnlich, als eine Gans dem Affen. Und wo ſich ja zwiſchen ihnen noch einige Aehnlichkeit findet, ſo betrifft ſie etwa den Kopff: Wer aber nicht eine gute Einbildungs-Krafft beſitzet, wird ſolche Aehnlichkeit kaum mercken können. Wenn die Sache auch ſeine Richtigkeit hätte, würde daraus doch nicht folgen, daß auch dem Menſchen ähnliche Creaturen im Waſſer wohnen. Das letztere will Gervaſius mit beſondern Hiſtorien beſtättigen. Auf dem Mittelländiſchen Meer ſoll es ſich, ſeinem Bericht zu folge, einsmahls zugetragen haben, daß ein Schiffer mit einem Wurff-Spies einen Delphin verwundet, worauf ein groß Ungewitter entſtanden. Es währete aber nicht lange, ſo erſchien ein Reuter auf dem Waſſer, welcher den Schiffer, der den Delphin verwundet hatte, zur Straffe abforderte. Dis bewog den Schiffer freywillig ins Meer zu ſpringen. Der Reuter nahm ihn hinten auf ſein Pferd, und brachte ihn in eine ſchöne Gegend, allwo er den verwundeten auf einem prächtigen Bette liegend fand, und ihm das Eiſen aus der Wunde ziehen muſte, worauf er alſofort wieder geneſen; Der Schiffer aber ward unbeſchädigt wieder in ſein Schiff gelieffert. Dis ſolten auch wohl die einfältigſten für ein Weiber-Mährgen erkennen. Weiter gedencket Gervaſius der Sirenen, (*) die in dem Britanniſchen Meer auf den Felſen ſitzen, und mit ihrem anmuthigen Geſang die Schiffer dergeſtalt

(*) L. C.

bezaubern, daß ſie alle Arbeit im Schiff liegen laſſen, und darüber aus Unachtſamkeit öffters Schiffbruch leiden. Dieſer Sirenen gedencket auch Nierembergius (*) wann er ſchreibt: In dem Cantabriſchen und Biſcaiſchen Meer höret man zuweilen, und zu gewiſſen Jahrs-Zeiten, jungfräuliche Stimmen, die ſehr wohl klingen. Man hält der Orten dafür, ſolche kommen her von den Waſſer-Menſchen, welche ſich daſelbſt verſammlen, und miteinander junge zeugen. Die Fabel von den Sirenen hat ſeinen Urſprung aus dem Homero genommen; da man ſich denn nicht gnugſam verwundern kan, daß vernünftige Leute, was dieſer Grieche erdichtet, und mit Poetiſcher Feder beſchrieben, für Wahrheit annehmen.

Indeſſen ſind noch viel Gelehrte von ſolchen Meer-Wundern eingenommen, die wenigſtens menſchliche Geſichter haben ſollen. Thomas Bartholinus will uns dieſelbige mit aller Macht aufbürden, indem er berichtet, wie ſein guter Freund Joh. de Läet einen auf den Braſiliſchen Küſten gefangenen Waſſer-Menſchen zu Leyden anatomiret, und ihm die Hände und Ribben deſſelben verehret habe, die man beym Happelio (**) abgebildet findet. Ich zweiffle ſehr, daß deſſen Geſicht mit dem menſchlichen überein kommen ſey, wo man nicht etwa die Einbildungs-Krafft zu Hülffe genommen. Von denen Händen und Ribben, welche allein Bartholinus

(*) In Hiſt. Nat. lib. II. cap. I.
(**) Relat. Curioſ. Tom. 2. pag. II.

linus geſehen, waren zwar die Ribben den menſchlichen einiger maſſen gleich, woraus aber nichts zu machen iſt, weil mehr Thiere dergleichen Ribben haben; Die Hände aber, wie er ſelbſt berichtet, gleichten vielmehr einen Gänſe-Fuß, als menſchlichen Hand. Daß es in den Indianiſchen Gewäſſern See-Menſchen gibt, will man damit beglaubigen, daß, weil die dahin reiſende Schiff-Leute ſich nicht geſcheuet, die gefangene Meer-Weiblein fleiſchlich zu erkennen, man von ihnen einen Eyd fordere, dieſe See-Weiber weder zu fangen, noch bey ſich zu behalten. (*) Die neueſten Seefahrer hingegen wiſſen davon eben ſo wenig, als von den See-Weibern ſelbſt, zu melden, darum muß es wohl eine Fabel ſeyn. Ehedem redete man viel von den Wald-Menſchen, die ſich in den Indianiſchen Wäldern aufhielten; Nunmehro aber weiß man gewiß, daß man die groſſe Affen oder Pavians, für Menſchen angeſehen, weil ſie in der Geſtalt und Gebehrden den Menſchen einiger maſſen gleich kommen. Vielleicht hat man auch ein See-Monſtrum, weil es etwas dem Menſchen ähnliches an ſich gehabt, für einen See-Menſchen angeſehen.

Nachdem die See-Menſchen einmahl auf den Schau-Platz der Welt gebracht worden, hat es an Exempeln nicht gemangelt, die man überdem mit thörichten Umſtänden ausgeſchmücket. Anno 1619. reiſeten 2. Däniſche Reichs-Räthe nach Norrwegen auf einen Landtag; Un-

(*) Happel. Relat. Tom. 2. pag. 14.

terwegens erblickte man auf dem Schiff, tief im Waſſer, einen Mann, der gleichſam unter jedem Arm ein Bund Stroh trug, und daſelbſt, wie in einer Stadt, auf der Gaſſen gieng. Man ſetzte etliche Boots-Leute in das Schiff-Boot, welche einen kleinen Ancker mit einem angehängten Schweine-Schincken hinunter laſſen muſten. Der See-Mann griff bald darnach, und wolte ihn ablöſen; Darauf faſſete man ihn mit einem Hacken unter dem Waſſer, zog ihn herauf, und brachte ihn ins Schiff. Hier lag er eine zeitlang und wunde ſich als ein Fiſch, ließ aber keine Sprache noch Stimme von ſich hören. Endlich ſprachen die anweſenden untereinander in Däniſcher Sprache: Das mag wohl ein wunderbarer GOtt ſeyn, der ſolche menſchliche Geſchöpffe, und vielmehr dergleichen Wunder in dem Waſſer, als auf Erden hat. Darauf fieng der See-Mann an: Ja wann du es ſo wohl wüſteſt, als ich es weiß, würdeſt du allererſt ſagen, daß ein wunderbarer GOtt ſey, daß auch vielmehr Creaturen im Waſſer und unter der Erden, als oben auf derſelben ſich befinden. Setzet mich zur Stunde wieder ins Waſſer, ſonſt ſoll weder Schiff noch Gut von euch zu Lande kommen. Demnach ward befohlen, ihn wieder ins Waſſer zu ſetzen. So bald man ihn aber ins Boot bringen wolte, iſt er hinaus geſprungen, und davon geſchwommen. Seine Geſtalt war gleich eines andern Menſchen, er hatte lange Haare, und der gantze Leib war überzogen, wie die Haut an den See-Hunden, übrigens

gens aber zwiſchen ihm und einem natürlichen Menſchen kein Unterſcheid. (*) Ich will hiebey nichts mehr fragen, als woher dieſer See-Mann ſo geſchwinde die Däniſche Sprache gelernet, daß er ſie verſtehen und reden können? Alle Umſtände geben es, daß jemand dieſen See-Mann in guter Abſicht, nemlich zur Verherrlichung GOttes und ſeiner mannigfaltigen Wercke erdichtet habe. Dazu ſind aber keine Gedichte nöthig, ſondern ohnedem Geſchöpffe gnug verhanden, daraus wir ſeine Allmacht bewundern können. Man weiß auch von einer Däniſchen Waſſer-Nymphe zu ſagen, welche zu den Zeiten Friederichs II. ſich mit einem Landmann in ein Geſpräche eingelaſſen, auch gedachtem Könige unterſchiedene Sachen zu hinterbringen befohlen. Anbey vermeldete ſie, daß die Frucht, mit welcher damahls die Königin ſchwanger gieng, ein Printz, und des Königreichs künfftiger Regent ſeyn würde, welches auch alſo erfolget iſt. Die Nymphe nannte ſich Ibrand, gab ſich für 80. Jahr alt aus, und wolte nebſt ihren Vor-Eltern ſchon einige 100. Jahr in der Gegend des Meers, wo ſie dem Land-Mann erſchienen war, gewohnet haben. An Geſtalt kam ſie der menſchlichen ziemlich gleich, auſſer daß ihr Leib mit weiſſen Haaren bewachſen war, wie die Meer-Kälber und See-Wölffe zu haben pflegen; Am Unterleibe trug ſie einen langen gefaltenen Rock von Delphins-Häuten. (**) Man

(*) Happel. Tom. 2. p. 14.
(**) Happel. l. c. pag. 15.

hat dieſe Waſſer-Nymphe ſowol, als den vorgedachten See-Mann für ein Gedichte zu halten. Gleiches Schlages iſt der See-Mann, deſſen Ludovicus Vives gedencket, welcher in Holland gefangen worden, und anfänglich ſtumm geweſen, hernach aber zu reden angefangen. Er bekam zweymahl die Peſt, darum ließ man ihn wieder in die See. (*) Das Harlemmer See-Weib blieb beſtändig ſtumm, lernete aber ſpinnen, und andere Weiber-Arbeit verrichten; War ſonſt gehorſam, und that willig, was man ihr befohl. Von dieſem See-Weib ſollen, wie Happelius meldet (**) in Holland noch verſchiedene Gemählde mit einigen alten Reimen verhanden ſeyn. Dis bringt mich auf die Gedancken, daß eben die Gemählde zu dem Gedichte Anlaß und Gelegenheit gegeben. Der Herr Verfaſſer der **Unterredungen vom Reich der Geiſter** (***) gedencket eines gewiſſen Kupfferſtichs, auf welchem ein greuliches Meer-Wunder zu ſehen geweſen, in der Geſtalt einer langen dürren Weibs-Perſon, die mit Haaren gantz überwachſen. Solches Ungeheuer ſolte im Jahr 1714. bey der Stadt Raguſa allezeit gegen Mittag aus dem Meer ans Land kommen ſeyn, und ein ſo greslich Geſchrey getrieben haben, daß die Leute davor ihre Ohren zuſtopffen müſſen. Er fand dieſes Bild zu Zeng in der Morchaley auf einem groſſem Saale aufgeſtellet.

(*) Unterred. vom Reich der Geiſter Tom. I. pag. 530.
(**) l. c. pag. 16.
(***) Tom. I. pag. 523.

ſtellet. Als aber ein Edelmann aus Raguſa nach Zeng kam, und dieſes Meer-Wunders wegen befragt wurde, wunderte er ſich, daß man von ſeinem Vaterland ſo offenbare Lügen ausſprengte. Er verſicherte, daß er von Jugend auf jederzeit zu Hauſe geweſen, und niemahls etwas davon gehöret hätte. So wird es mit vielen andern Meer-Menſchen zugegangen ſeyn. Hat jemand Luſt, dergleichen Monſtra im Kupfferſtich zu ſehen, der ſchlage nur Happelium in mehr angeführtem Orte nach, gedencke aber dabey, was Horatius ſagt:

Pictoribus atque poetis
Quidlibet audendi ſemper fuit æqua poteſtas.
Was andre Leute ſonſt zu ſagen ſich erröthen,
Das lügen ungeſcheut die Mahler und Poeten.

Noch erzehlet man von den Waſſer-Menſchen, daß die Männer den menſchlichen Weibs-Bildern nachſtellen, und ſie zur Unzucht zwingen ſollen. Davon findet ſich eine Geſchichte beym Alexand. ab Alexandro, (*) wie nemlich in Epiro ein Waſſer-Mann gefangen worden, welcher die Weibs-Perſonen, die er am Meer allein angetroffen, zu ſeinem Willen gezwungen habe. Er habe nachdem er gefangen worden, nichts eſſen wollen, und ſey endlich Hungers geſtorben. Die See-Weiber ſollen ſich mannigmahl gar an Menſchen ordentlicher weiſe verheyrathet haben. Beym Gervaſio Tilberienſi (**) findet man davon folgende Geſchichte: Ein gewiſſer Herr in Franckreich,

(*) Dier. Genial. lib. 3. cap. 8.
(**) Loc. Sæpius cit. pag. 895. 896.

reich, Nahmens Raimundus, traff einsmahls, als er ausgeritten war, ein ſchönes Weibs-Bild an, die ihn, da er ſie gegrüſſet, bey Nahmen genennet, und gedancket. Er wolte ſie zur Unzucht nöthigen, ſie aber ſchlug ihm die Heyrath vor, mit dem Bedinge, ſie niemahls nackend zu ſehen. Darein willigte Raimundus, vollzog das Beylager mit ihr, und lebte in glückſeligem Zuſtande. Als er ſie aber einsmahls im Bade mit Gewalt nackend ſehen wolte, und ihr das Hembde abriß, ward ſie alſobald in eine Schlange verwandelt, welche unter das Waſſer ſich begab, und im Bade verſchwand. Darauf iſt ſie niemahls wieder geſehen noch gehöret worden, ohne wenn ſie mannigmahl des Nachts ihre Kinder beſucht, da man ſie zwar gehört, aber nicht geſehen. Die Nachkommen dieſes Raimundi ſollen zu Gervaſii Zeiten noch am Leben geweſen ſeyn, und einer ſeiner Befreundten eine von Raimundi Töchtern, welche er mit dieſer Schlangen-Frau gezeuget, zur Ehe gehabt haben. Peter von Stauffenberg, als er an einem Sonntag frühe nach der Meſſe über ein Stück Weges reiten muſte, traff unterwegens eine Nymphe oder Waſſer-Frau an, die ſich in dem Weg geſetzet hatte, mit derſelbigen verſprach er ſich alſobald, und ſie blieb bey ihm, bis er ein ander Ehe-Weib nahm, und ſie für eine Teuffelin hielt. Weil er ihr alſo die Gelübdniß brach, gab ſie ihm auf ſeiner andern Hochzeit ein Wahrzeichen, wovon er am dritten Tage todt war. (*) In Lutheri Tiſch-Reden lieſet man, daß einsmahls

auf

(*) v. Amphith. Mag. Univerſ. pag. 284.

auf dem Meer ein Monſtrum gefangen worden, ſo einer Weibs-Perſon gantz gleich geweſen. Einer von den Boots-Leuten nahm ſie zur Ehe, und zeugte ein Kind mit ihr. Nach 3. Jahren, als das Schiff wieder an den Ort kam, ſprang das See-Weib ins Waſſer, und nahm ihr Kind mit ſich. Das Kind kam im Waſſer um, und ſie verſchwand. Lutherus hält es für ein teuffeliſches Geſpenſt, ich aber, nebſt den übrigen angeführten Geſchichten, für eine abgeſchmackte Fabel.

D. Luthers Haus-Frau erzehlete, wie eine Weh-Mutter vom Teuffel wäre weggeführet worden zu einer Sechs-Wöcherin, mit welcher der Teuffel zu thun gehabt. Die hätte in einem Loche in der Mulda gewohnet, und ihr das Waſſer gar nicht geſchadet, ſondern ſie wäre in dem Loche geſeſſen, wie in einer ſchönen Stuben. Darauf ſagte D. Luther: das ſind lauter Träume, es hat ſie nur alſo gedaucht, als führete er ſie unter das Waſſer. Denn der Teuffel macht die Leute ſchlaffend, das kan er wohl thun, und macht ihnen ein Gauckelwerck für die Augen, damit ſpielen ſie, bis ſie erwachen. (*) Welches Urtheil mir wenigſtens weit vernünftiger ſcheinet, als wenn man dergleichen Hiſtorien für wahr annimmt.

27.

Das wütende Heer.

Das wütende Heer iſt ein Geſpenſtiſcher Aufzug, welcher das Anſehen hat, als wann die Geiſter eine Proceſſion halten, oder gar eine Comœdie

(*) Beſ. den Anhang zu den Tiſch-Reden.

mœdie ſpielen wolten. Es müſſen ſehr faule und müßige Geiſter ſeyn, die ſonſt nichts zu ſchaffen haben, als zur Kurtzweil herum zu ſchwermen, und wann dieſes Heer aus lauter Seelen der Verſtorbenen beſtehet, wie einige dafür halten; ſo werden es gewiß Seelen fauler Mönche, oder luſtiger Comœdianten ſeyn. Der Aufzug des wütenden Heers iſt recht poßirlich. Um die Weynachts- und Faſten-Zeit ſoll in Thüringen ſich ein Hauffen Geſpenſter, Polter-Geiſter und ſeltſamer Geſichter, auf dem Felde, auch in Städten und Flecken, als eine Menge Reuterey und Fuß-Volck ſehen laſſen. Voran gehet ein alter anſehnlicher Mann, mit einem Stab in der Hand, den man den getreuen Eckart nennet, und vermahnet das Volck aus dem Wege zu gehen, damit ihnen nicht etwas übels begegne. Hinter ihm folgen mehr als hundert allerley Geſichter. Etliche haben keine Köpffe, andere das Angeſicht auf der Bruſt, etliche zerſtümmelte Hände und Arme, andere lauffen auf einem Beine, einige legen die Beine auf die Schultern, und lauffen dennoch geſchwinde fort. Einige ſind wie Ixion an Räder gebunden, und werden umgedrehet. Man höret ein Geſchrey der Jäger, und Schallen der Waldhörner, bellen der Hunde, Sauen gruntzen, Löwen brüllen, ſiehet Haaſen lauffen u. ſ. w. Der Hörſelberg in Thüringen aber ſoll der Sitz dieſes wütenden Heers ſeyn. (*) Dieſe Erzehlung iſt aus dem Fabel-Krämer Prætorio (**) genommen, welcher noch anführet,

(*) Meliſſantes in der Curieuſen Orographia pag. 482. ſeqq.

(**) In dem 1ten Theil des Blocks-Berges.

angeführet, wie er von einem alten 80. jährigen Prediger zu Mannsfeld gehöret, daß zu Eisleben und in der gantzen Graffschafft Mannsfeld das wütende Heer alle Jahre am Faſtnachts Donnerſtag vorüber gezogen, daß auch die Leute aus Neubegierde nicht anders darauf gewartet, als wann ein mächtiger Kayſer oder König eintreffen würde. Darunter hätte man auch die Geſtalten ſolcher Leute angetroffen, welche zum theil der Orten geſtorben, theils aber noch am Leben geweſen. Andere ſchreiben, (*) daß dieſe Geiſter bisweilen in groſſer Anzahl, gleichwie in Soldaten Ordnung, aus den Bergen herfür kröchen, ein Geräuſche machten, als wenn ſie von einem Obriſten commandirt würden, und gegen einander ein Treffen halten wolten. Wann aber ein harter Klang, wie einer Glocke, welches etwa die Loſung ihres Anführers wäre, gehöret würde, eileten ſie wieder in guter Ordnung ihren Bergen zu, und verſchwünden.

Der Nahme **wütendes Heer**, ſoll ſo viel heiſſen, als Wodans Heer, von einem Abgott der alten Teutſchen, der auch ſonſt Othinus oder Odinus genennet wird. Der Abgott Othinus ward inſonderheit von den alten Nordiſchen Völckern verehret, als ein groſſer Wunderthäter, der ſich in allerhand wilde Thiere verwandeln, auch ſonſt viel Wunder thun können. Er ſoll dieſen Nationen den Götzen-Dienſt und die Zauberey gelehret haben. In der Schwediſchen Hiſtorie lieſet man, wie König

(*) Beſ. die Unterred. vom Reich der Geiſter. Tom. 2. pag. 512.

nig Svercherus I. den Wunderthäter Othinum zu ſehen verlangt; Darauf ſoll ihm dieſer in der Geſtalt eines Zwerges erſchienen ſeyn, und ihn in einen Berg geführet haben, daraus er niemahls wieder zurück kommen iſt. Vielleicht hat dieſes Gelegenheit gegeben, dem Othino, und dem wütenden, oder Wodans-Heer, den Sitz und Wohnung in einen Berg anzuweiſen. Vincentius Bellovacenſis gedencket der Familie Hellequini, oder Herlekini, welche aus Seelen beſtehen ſoll, die im Fege-Feuer gereinigt werden, und die Geſtalt haben, darin ſie ſich zuvor im Leben præſentiret. (*) Dieſe Familie ſoll eben das wütende Heer ſeyn. Sie heiſſet mit Recht eine Harlequins Familie, wegen der närriſchen Poſſen, die ſie bey ihrem Aufzug macht. Vielleicht hat man daher Gelegenheit genommen, die luſtigſte Perſon in der Comœdie Harlequin zu nennen.

Was den getreuen Eckart anlangt, welcher der Anführer dieſes Heers ſeyn ſoll, ſo halten ihn einige für einen tapfferen Kriegs-Held, Nahmens Eckart, vom Geſchlechte der Harrlinger in Elſaß, welcher, weil er den Tod ſeiner unmündigen aus eben dem Geſchlechte, an dem Francken Ermenfried gerochen, und dieſen wieder erſchlagen, ſich dadurch den Nahmen des getreuen Eckarts erworben. Andere meynen, es ſey der Meisniſche Marggraff Eckart, von dem noch Eckars-Berg in Thüringen den Nahmen führet. Zeilerus (**) führet aus dem Aventino

(*) Meliſſantes Loc. cit.
(**) In ſeinen Send-Schreiben Centur. 2. Epiſt. 96.

Aventino an, daß dieſer treue Eckart ſey geweſen Hegcar, König in Bayern, der zur Zeit des Trojaniſchen Kriegs ſoll gelebet (warum nicht gar der Trojaniſche Hector ſelbſt) und ihn die Alten gemahlet haben, als ſäſſe er vor der Höllen Thür, und lehrete die Leute, wie ſie ſich halten ſolten: Daher er der Troiſch Heccard, hernach Troje Heccard, und endlich der treue Eckart genennt worden: rechnet es aber unter die Fabeln. Von dem Anführer des wütenden Heers ſoll das Sprichwort entſtanden ſeyn: du biſt der treue Eckart, welches von einem, der für Schaden warnet, gebrauchet wird. Meines Erachtens aber hat dieſes Sprichwort, welches einen gantz andern Urſprung haben mag, vielmehr zur Erdichtung dieſes Geſpenſtiſchen Eckarts Gelegenheit gegeben.

Wann einige den treuen Eckart vor die Pforten der Höllen logiren, ſo machen ihn andere zum Hüter des Venus-Berges, der die Leute warnet, daß ſie nicht hinein gehen ſollen. Von dieſem Venus-Berg hat man folgendes Gedichte: Einer, Nahmens Tonnhauſer, von welchem die Alten viel zu reden gewuſt, war in dem Venus-Berg geweſen, und kam nach Rom, um dem Pabſt Urbano zu beichten. Der Pabſt hatte einen Stecken in der Hand, und ſprach: So wenig derſelbe grünen werde, ſo wenig mögte Tonnhauſer Vergebung ſeiner Sünden erlangen, worauf dieſer aus Verzweiffelung wieder in den Berg gegangen, und darin verblieben. Nicht lange darnach bekam Pabſt Urbanus eine Offenbarung, daß er dem Tonnhauſer ſeine Sünden ver-

geben ſolte, weil der Stecken zu grünen anfing. Er ließ deshalb Tonnhauſern allenthalben ſuchen, er war aber nirgends anzutreffen. Dieweil nun der Tonnhauſer mit Leib und Seel verdorben, ſo ſagen die Teutſchen, der treue Eckart ſitze vor dem Venus-Berge, und warne die Leute, nicht hinein zu gehen, damit ihnen nicht gleiches Unglück begegne. (*) Dis ſcheinet ein moraliſches Gedichte zu ſeyn, womit man für Trunckenheit und Unzucht hat warnen wollen. Der Nahme Tonnhauſer ſoll etwa einen verſoffenen Menſchen bedeuten, der in den Bier- und Wein-Tonnen wacker hauſet, und der Venus-Berg bedeutet ein unkeuſches und unzüchtiges Leben, wodurch der Menſch, wenn er ſich nicht beſſert, ſich mit Leib und Seel in die Hölle ſtürtzet. Der treue Eckart ſcheinet in dieſem Gedichte deſſen Autor ſelbſt zu ſeyn. Wann man es ſonſt nicht wüſte, ſo könte man aus den verſchiedenen Erzehlungen vom wütenden Heer, leicht abnehmen, daß der gantze Kram eine abgeſchmackte Fabel ſey. Indeſſen hat man eine andere Art von wütendem Heer ausgeſonnen, welches man füglich den wütenden Jäger, oder das Wald-Heer nennen könte, und wovon man ebenfalls in den Thüringiſchen Gegenden vieles zu ſagen weiß. Es ſoll ſich nemlich des Nachts in den Wäldern ein Gebell der Hunde, Geſchrey der Jäger, und die Waldhörner hören laſſen, gleich als wenn eine groſſe Jagd gehalten würde. Weil man mit dem vorgedachten wütenden Heer nicht auskommen konte, indem niemand mehr ſich getrauete zu

(*) Beſ. die Unterred. vom Reich der Geiſter. Tom. 2. pag. 509. 510.

zu ſagen, daß er es bey hellem Tage geſehen hätte, ſo verfiel man auf die Nacht, und ließ es darin hauſen. Dabey hatte man den Vortheil, daß man nicht ſo leicht der Lügen konte überführet werden, weil die meiſten Menſchen des Nachts in ihren Häuſern bleiben und ſchlaffen, alſo nicht wiſſen können, was in den Wäldern vorgehet. Dieſes Wald-Heer muß ſchon ziemlich alt ſeyn, da bereits Gervaſius Tilberienſis deſſen gedencket: Die Förſter, ſchreibt er, (*) in den Britanniſchen Wäldern, erzählen, daß ſie zum öftern einen Tag um den andern, um die Mittags-Stunde, oder zu Mitternacht, wann der Mond voll iſt, und helle ſcheinet, eine Menge auf die Jagd gehender Soldaten und Hunde ſehen, auch die Waldhörner erſchallen hören. Dieſe Jäger aber ſollen auf Befragen zur Antwort geben, ſie wäre aus der Geſellſchafft und Familie des Arturi, eines geweſenen Königs der Britannier, von welchem man ohnedem viel fabelhaffte Dinge erzehlet, und ihn als einen greulichen Rieſen beſchreibt. Petrus Matthæus, ein Frantzoſe, berichtet, (**) als einsmahls König Henricus IV. in einem Walde bey Fontainebleau gejaget, habe er ohngefehr eine halbe Meile von ſich ein Bellen der Hunde, Geſchrey der Jäger und Blaſen der Waldhörner gehöret, welches alles ſich ihm in einem Augenblick dergeſtalt genähert, daß es ihm nicht 20. Schritt mehr entfernt zu ſeyn geſchienen. Er ſchickte den Grafen von Soiſſons ab, der

(*) L. C. pag. 921.
(**) In ſeinen Geſchichten ad annum 1596. Lib. I.

der ſich erkundigen ſolte, was es wäre. Dieſer fand im Gebüſche einen groſſen ſchwartzen Mann ſtehen, welcher rief: m'entendez vous? Mercket oder höret ihr mich? Oder m'attendez vous? Wartet ihr auf mich? Oder amandez vous! Bekehret euch! Die Bauern und Schäfer dieſer Gegend aber berichteten, es ſey ein Geiſt oder Teufel, den ſie den groſſen Jäger nennten, und der ihnen nichts ungewöhnliches wäre. Von dem Däniſchen König Abel hat man eine Fabel, daß er auch einer von den wütenden Jägern ſeyn ſoll. Dieſer König Abel, welcher ein rechter Cain war, weil er ſeinen Bruder Ericum, der vor ihm regierte, erwürgen ließ, kam in einer Schlacht mit den Frieſen um, und ſein Cörper ſoll guten theils von den Vögeln des Himmels ſeyn verzehret worden: Die Uberbleibſale davon begrub man zu Schleßwick. Nachdem ſich aber bey ſeinem Grabe allerhand Geſpenſter einfunden, ſo warf man das Gerippe in eine See, und pflöckte es an, damit es nicht empor ſchwimmen konte. Nachhero ſoll zum öftern ohnweit Gottorf ein groſſes Schreyen und Heulen ſeyn gehöret worden. Andere ſetzen hinzu, es lieſſen ſich daneben auch die Wald-Hörner luſtig hören, und Abel triebe darum ſolches Spiel, damit er gleichſam das Recht der Könige von Dännemarck auf Schleßwick immerfort erneuerte und unterhielte. (*) Voritzt wird

(*) Audiuntur quoque circa Gottorpiam nocturnæ voces ejulantis, & venatoria cornua inflantis, quas priſci Regis Daniæ Abelis eſſe dicunt, quaſi veterum jurium

wird er ſich wohl zur Ruhe begeben haben, nachdem Schleßwick wieder an Dännemarck kommen iſt. Es iſt ſchon erinnert worden, daß viele dieſe Art Geſpenſter für abgeſchiedene Seelen halten, welches auch aus der Hiſtorie von dieſem Abel abzunehmen iſt. Andere wollen ein Gauckel-Werck des Teuffels daraus machen. Noch andere ſagen, das wütende Heer ſey eine Verſammlung von lauter Hexen. Wir wollen hören was Jacob Freyherr von Lichtenberg davon ſchreibt: (*) **Nun laſt uns, lauten ſeine Worte, *declariren*, was da ſey das Wüttis-Heer, das iſt eine Verſammlung aller deren oder vieler Hexen, Unholden, Hängſten, Zauberern, die zuſammen kommen in einen Rath, ihre Geſchäffte zu handeln, richten aus, was ſie in ihren Häuſern nicht mögen zuwege bringen, zu *capituliren*, zu unterrichten, zu *conſpiriren*, zu lernen, zu vertragen, einzuſchreiben, zu bezeichnen, zu hulden, Gelübdniß geben, und was ihr Bündniß Inhalt aufzurichten, einander zu befehlen, was Unraths ſie ſtifften wollen, auch was eine jegliche für ſich ſelbſt auszurichten habe, und alſo ihre Laſter und Hexen-Werck vollenden. Mit dem Wüttis-Heer kommen ſie alle zuſammen von allen *Nationen*, da führet ſie der Teuffel**

jurium veſtigia & reliquias adhuc legeret. Becmann. in Hiſtor. Orb. Politica Cap. 5. §. 2. p. mihi 607.

(*) In der Entdeckung aller fürnehmſten Artickel der Zauberey, welche zu finden in Abraham Sawrs Sammlung von böſen Geiſtern, Hexen ꝛc. pag. 313.

fel über Stauden und Stöcke, Dörffer, Städte, Land, Leute, Berg und Thal, mit greulichem Geſchrey, erſchröckentlichem Greuel, fähret ihnen der *Aſcendens*-Teuffel vor und nach/ bis ſie kommen auf den Platz/ den ſie verordnet haben, da geneſen ſie ihrer Kinder, (die ſie nemlich mit dem Teuffel gezeugt haben) Kindbetten, und richten all ihre Handlung aus. Das iſt vollends eine handgreiffliche Fabel, wobey ich mich nicht länger aufhalten mag.

Bey uns weiß man von dem wütenden Heer wenig zu ſagen, und dem gemeinen Mann iſt nicht einmahl bekannt, was es für ein Ding ſey. Jedoch findet ſich bey unſerm Lands-Mann dem Andrea Angelo etwas, ſo nahe bey Berlin ſoll geſchehen ſeyn, und dem wütenden Heer einiger maſſen gleich kommt. *Anno* 1559. lautet ohngefehr ſeine Erzehlung: (*) in der Erndte, da man den Haber pflegt abzuhauen, wurden nicht weit von Berlin viel Manns-Perſonen auf dem Felde geſehen/ erſtlich 15. hernach 12. von ungemeiner Gröſſe und abſcheulicher Geſtalt. Die 12. leztern hatten eine viel greßlichere Geſtalt als die 15. und waren ohne Köpffe. Dieſe 27. Mann hieben mit ihren Senſen mit aller Gewalt auf den Haber loß, daß mans hörete rauſchen, und gleichwol blieb der Haber ſtehen. Sie wurden von vielen Leuten

(*) In der Märckiſchen Chronic ad hunc annum.

Leuten aus Berlin geſehen, und wenn man ſie greiffen wolte, entwiſchten ſie, lieſſen geſchwinde weg, und hieben nichts deſto weniger unter dem lauffen in dem Haber. Der Churfürſt ſoll die *Theologos* befragt haben/ was doch dieſes Wunderzeichen bedeuten möchte, welche geantwortet / es würde dadurch ein Sterben, oder die Peſt angedeutet. Angelus hat dieſe Erzehlung aus des Fincelii Buch von Wunderzeichen genommen, und weil er zu einer Zeit lebte, da es nicht Mode war, die Wunderzeichen und ihre Wahrheit lange zu unterſuchen, ſondern ſie alsbald für bekannt anzunehmen, ſo hat er ſich keine Mühe gegeben nach der Wahrheit dieſer Geſchichte zu forſchen, ſonſt würde er gewiß den Fincelium mit dieſer und vielen andern Erzehlungen auf einem fahlen Pferde betroffen haben. Von einer ſo merckwürdigen Begebenheit müſte ſich ſonder Zweiffel mehr Nachricht finden. Da es aber daran mangelt, ſo rechnet man ſie billig unter die erdichteten.

Schau-Platz
Vieler
Ungereimten Meynungen
und Erzehlungen,
Worauf die unter dem Titul
Der MAGIÆ
NATURALIS
So hoch geprieſene
Wiſſenſchafften und Künſte:
Von dem Geſtirn und deſſen Influentz,
Von den Geiſtern, ihren Erſcheinungen
und Würckungen,
Von andern natürlichen Dingen, ihren
geheimen Kräfften und Eigenſchafften:
Jngleichen
Die mancherley Arten der Wahrſagerey,
und viel andere fabelhaffte, abergläubiſche und un-
gegründete Dinge mehr,
Vorgeſtellet, geprüfet und entdecket werden.
Zur Beförderung der Wahrheit,
Wie auch
zum Unterricht und Warnung,
Sich für thörichten Einbildungen und Betrug zu hüten,
eröffnet Von
THARSANDERN.

VIII. Stück.

Berlin und Leipzig,
Zu finden bey Ambroſius Hauds, 1736.

Inhalt.

28.) Die Vampyren und ſchmatzende Todten.

29.) Vom bannen der Geiſter und Necromantie.

30.) Das Schatz-graben.

31.) Vom Allraun.

28.

Die Vampyren und ſchmatzende Todten.

DJe unter dieſem Titul gehörige Materien ſind, bey Gelegenheit der Ungariſchen Vampyren, eine Zeit her ziemlich unterſucht, und davon mancherley Urtheile gefället worden. (*) Jch habe demnach nichts weiter zu thun, als aus dem, was hin und wieder davon geſchrieben worden, das beſte auszuleſen, es in möglicher Kürtze zu wiederholen, einige Anmerckungen hinzu zu thun, und endlich meine Meynung zu eröffnen. Wir wollen von den ſchmatzenden Todten den Anfang machen.

Man verſtehet dadurch gewiſſe Todten-Cörper, bevorab die, ſo weibliches Geſchlechts ſind, welche, wann gifftige Sterbens-Seuchen graſſiren, ihre Grabe-Tücher, Todten-Hembder und anders Leichen-Geräthe belecken, ja mit einem lauten

(*) Alle davon heraus gekommene Schrifften recenſiret Herr M. Michael Ranfft im Tractat von dem kauen und ſchmatzen der Todten in Gräbern.

lauten Schall nicht anders daran ſaugen, als ob man eine Sau ſchmatzen hörte, und ſo weit ſie mit dem Maul um ſich reichen können, alles auffreſſen. (*) Insgemein glaubt man, die weiblichen Cörper hätten weit beſſern Appetit ihr Leichen-Geräthe zu benagen, als die männlichen, wovon einige gar Raiſon geben wollen, die aber weit her geſucht iſt. Ein gewiſſer Autor ſchreibt: Der Teuffel ſey ein abgeſagter Feind des weiblichen Geſchlechts, weil aus ſolchem derjenige gebohren worden, der ſtärcker ſey als er; Daher wende er allen Fleiß an, den guten Nahmen der Weiber auf alle Art und Weiſe zu Schanden zu machen. (**) Andere hingegen wiſſen auch Exempel von männlichen Cörpern anzuführen, die aber nicht ſo häuffig ſind.

Die Zeit anlangend, wann ſich die ſchmatzende Todten am meiſten hören und finden, ſelbige iſt, wann die Peſt oder eine andere Seuche unter den Menſchen im Schwange geht, und viele dahin reiſſet. Zu ſolcher Zeit nimmt man auch aus dem Schmatzen der Todten eine Vorbedeutung, nemlich daß die graſſirende Kranckheit noch lange anhalten, hefftig um ſich freſſen, und inſonderheit die Freunde und Anverwandten der ſchmatzenden dahin reiſſen werde. Andere ſetzen keine gewiſſe Zeit, ſondern glauben, daß die Todten auch auſſer der Peſt und Sterbens-Zeit ſchmatzen.

Alle

(*) Beſ. den hölliſchen Proteus pag. 258.

(**) vid. Ranfft L. C. Diſſert. 1. §. 44.

Alle Dinge müſſen ihre Urſach haben, alſo erdichtet man, es käme das Schmatzen der Todten daher, wann dem verſtorbenen der Daum nicht aus der Hand gethan, oder das Maul ihm nicht frey und unbedeckt gelaſſen würde. Sonſt steckte der verſtorbene vermöge einer Sympathie die noch lebende Bluts-Verwandte und das gantze Geſchlecht an. (*) Ich weiß nicht, ob eine eingebildete Noth, oder der Aberglaube denen Menſchen die Mittel wider die ſo gefährliche Schmätzer an die Hand gegeben. Man legt den verſtorbenen einen grünen Raſen unter das Kinn, damit ſie den Mund zum freſſen und ſchmatzen nicht aufthun können. In Dresden ſoll die Gewohnheit ſeyn, denen Todten das Hals-Tuch feſte zuzuſtecken, und ihnen dadurch die Gelegenheit zum kauen und ſchmatzen zu benehmen. (**) Ehedem legte man denen Leichen einen kleinen Stein oder Pfennig in dem Munde, damit, wann der Todte anzubeiſſen finge, er an ſolchen harten Dingen die Zähne verderben müſte. Alle dieſe Mittel kommen einfältig heraus. Man mag das Schmatzen der Todten herleiten von was für einer Urſach man will, ſo wird dieſelbige die gemachte Hinderniſſe, als den Erden-Klos, das feſt zugeſteckte Hals-Tuch, den Stein und Pfennig gar leicht aus dem Wege räumen können. Daher auch ſchon Rollenhagen das Mittel mit dem Stein und Pfennig unter die wahrhafftige Lügen zehlet. Damit, lauten

(*) Der hölliſche Proteus pag. 275.
(**) Ranfft Diſſert. 2. §. 57.

ſeine Worte (*) kein Todter die überbleibende, oder derſelben Güter mehr nach ſich reiſſe und verzehre, ſo iſt von vielen übernatürlich-klugen Sibyllen der weiſe Rath bedacht, daß man dem Todten, ehe er ſeinen Mund beſchleuſt, ein Steinlein oder einen Pfennig ins Maul ſtecke, daß, wann er im Grabe wieder anfinge zu beiſſen, er Geld und Stein finde, und alſo das Zehren nachlaſſe.

Folgende Mittel ſcheinen weit beſſer und kräfftiger zu ſeyn. Man gräbt die Todten auf, ſtößt ihnen mit einem Grab-Scheit den Kopf ab, ſchläget ihnen einen Pfahl durchs Hertz, oder verbrennet ſie gar zu Pulver und Aſche. Und ſolche Mittel ſcheinen ſchon ſehr alt zu ſeyn. Cornelius Agrippa will in den Cretenſiſchen Jahr-Büchern gefunden haben, daß auf dieſer Inſul die Seelen der verſtorbenen, welche man Catechanas genannt, öfters wieder kommen, ſich zu ihren Weibern verfügt, und mit ihnen das eheliche Werck getrieben. Damit aber ſolchem Unheil geſteuret würde, hätte man in den Geſetzen verordnet, denen Cörpern der wiederkehrenden einen Pfahl durchs Hertz ſchlagen, und ſie gar zu verbrennen. (**) Saxo Grammaticus, ein Däniſcher Geſchicht-Schreiber, erzehlet, (***) es hätten 2. Kriegs-Knechte, Nahmens Aſmond und Aſuith, einen Bund gemacht, daß ſie

(*) In den wahrhafftigen Lügen lib. 4. No. 5.
(**) Agrippa de Philoſoph. Occulta lib. 3. cap. 41.
(***) Lib. 5. Hiſtor. Dan.

ſie einander weder im Tod noch Leben verlaſſen wolten. Nun ſtarb Aluith zuerſt, und Aſmond hielt ſich, dem Verſprechen gemäß, ſtets zu dem Grabe des verſtorbenen. Hier ward er von dem todten Aſmond erſchrecklich gequälet, zerkratzt, und ihm endlich gar ein Ohr abgeriſſen. Er hieb alſo dem todten Cörper den Kopf ab, und bekam Friede. Mart. Zeilerus meldet, (*) wie zu Eyanſchitz in Mähren ein dem Anſehen nach ehrlicher Bürger daſelbſt auf den Kirchhoff begraben worden. Dieſer ſtund des Nachts wieder auf und brachte etliche Menſchen um. Seinen Sterbe-Kittel zog er allezeit aus, und wann er wieder zurück kam, legte er ihn wieder an. Einsmahls hatten ihm die Wächter in ſeiner Abweſenheit den Kittel vom Grabe hinweg genommen. Als er wiederkam, und ſelben nicht fand, rufte er den Wächtern zu, ſie ſolten ihm den Kittel geben, oder er wolte ſie alle erwürgen, welches ſie dann thun muſten. Dieſer Cörper ward endlich von dem Hencker ausgegraben, und in Stücken zerhauen, da hörete das Ubel auf. Als man den Cörper aus dem Grabe nahm, ſagte er: Sie hätten es recht getroffen, ſonſt, weil auch ſein Weib geſtorben, und zu ihm gelegt worden ſey, wolten ſie beyde die halbe Stadt umgebracht haben. Er hatte ſchon ſeinem Weibe einen langen groſſen Schleyer vom Kopf gefreſſen, den zog ihm der Nachrichter aus dem Halſe, und zeigte ſolchen den

 umſtehen-

(*) Im 1. Theil ſeiner Trauer-Geſchichte.

umſtehenden mit dieſen Worten: Sehet, wie der Schelm ſo geitzig geweſen. Dieſes iſt gewiß eine der allerabgeſchmackteſten Schmätzer-Hiſtorien. Doch ſind die beyde folgenden nicht viel beſſer. Im Jahr 1357. ſoll ohnweit Cadan in Böhmen auf einem Dorffe ein Vieh-Hirte geſtorben und begraben ſeyn, welcher alle Nachte aufgeſtanden, die Leute erſchreckt, mit ihnen geredet, auch etliche gar ermordet. Wenn er jemand mit Nahmen nennete, ſtarb derſelbige 8. Tage hernach. Man ſchlug dem Cörper auch einen Pfahl durchs Leib, worüber er nur lachte, und ſprach: Ich meyne, ihr habt mir einen Widerwillen zugefügt, indem ihr mir einen Stecken gegeben, damit ich mich der Hunde wehren kan. Darauf ward er von 2. Henckern verbrannt, und zog im Feuer die Füſſe an ſich, und brüllete erſt wie ein Ochſe, hernach ſchrie er wie ein Eſel. (*) Anno 1567. ſtarb ein reicher Mann zu Trautenau in Böhmen, Nahmens Stephanus Hübner, und nachdem er begraben, kam er zu vielen Leuten, drückte und erwürgte ſie. Man ließ ſein Grab öffnen, und dem Cörper den Kopf abſchlagen, hernach aber verbrennen. Der Cörper war noch unverweſet und fett, und gab viel Blut von ſich, wiewol er ſchon 5. Monath in der Erde gelegen. (**) Auf ſolche Art muß den todten Cörpern die Näſcherey wohl vergehen, inſonderheit wann man ſie zu Aſche brennt.

Nach

(*) Beſ. den hölliſchen Proteus, No. 28.

(**) Hondorffii Theatr. Hiſtor. pag. 183.

Nach dem gemeinen Sprichwort beiſſet ein Todter nicht, mag auch weder ſchmatzen noch freſſen. Darum frägt man billig, woher dieſes Schmatzen und Freſſen komme, und wer es würcke. Diejenige treffen es am wenigſten, welche ſich auf GOtt beruffen, und daraus ein Wunder-Zeichen, wo nicht gar Wunder-Werck machen. Wir werden ſolches leicht erkennen, wann wir die Abſicht dieſes Wunders ein wenig beleuchten. GOttes Abſicht dabey müſte ſeyn, daß er denen Menſchen kund machte, wie das Sterben noch lange anhalten, und inſonderheit dieſer oder jener, deſſen Verwandter nemlich im Grabe geſchmatzet, dadurch würde weggerafft werden.

Wann wir aber bedencken, daß GOtt den Menſchen ihren bevorſtehenden Tod nicht leicht offenbahret, ſo wird man kaum glauben, daß er in dieſer Abſicht ſolte ein Wunder geſchehen laſſen. Uberdem iſt das Mittel, wodurch GOtt ſolches kund machen ſoll, nemlich das Schmatzen der Todten, ſehr ungewiß und betrüglich, auch deswegen GOtt unanſtändig. Weil die ſchmatzende Todten mannigmahl viel Freunde und Anverwandten haben, welche eben in der Peſt-Zeit nicht alle ſterben, ſo kan ja keiner unter ihnen gewiß wiſſen, wen es eigentlich gelten wird. In Sterbens-Zeiten werden auch die Leichnahme vielfältig nahe beyeinander begraben, daß man nicht einmahl wiſſen kan, aus welchem Grabe der Schall des Schmatzens eigentlich her-kommt; Wie iſt es denn möglich, daß man ei-

ne Gewißheit erlange, auf welche Familie es damit gezielet ſey? So zweydeutig, oder gar betrüglich verfähret GOtt nicht, daher kan es auch ſeine Abſicht nicht ſeyn, den Menſchen durch dis Schmatzen den Tod anzudeuten. Noch ungereimter wäre es, zu ſagen, GOtt thue dieſes Wunder den Menſchen zur Straffe, und befördere dadurch ihren Tod. Auch dieſes kan die göttliche Abſicht nicht ſeyn, weil von dem Schmatzen eines im Grabe liegenden Todten kein Menſch natürlicher Weiſe ſterben kan. Soll aber das Schmatzen durch ein Wunder den Menſchen den Tod verurſachen, ſo iſt es gantz unnöthig und überflüßig, weil GOtt ohne daſſelbige ſie dem Tod überantworten kan, auch ſich eines Mittels nicht bedienen wird, welches natürlicher Weiſe zu ſeiner Abſicht nichts beyträgt.

Eine andere Meynung von der Urſach des Schmatzens in den Gräbern iſt dieſe, daß es von den Hexen herkommen ſoll. Die Hexen ſollen mannigmahl, ſchreibt Erasmus Franciſci (*) das Schmätzen erregen, weil ſie ſehr nach dem Fleiſch der abgeſtorbenen trachten, und es für ihre *delicate*ſte Speiſe halten. Das iſt abgeſchmackt gnug, folglich der Mühe nicht werth, ſich dabey länger aufzuhalten.

Viele, wo nicht die meiſten, halten dafür, der Teuffel habe darunter ſein Spiel. So urtheilte der ſeel. Lutherus. Es ſchrieb ein Pfarrherr Mag. Georg. Rörer gen Wittenberg, wie

(*) Im hölliſchen Proteus l. c.

wie ein Weib auf einem Dorffe geſtorben, und weil ſie begraben, fräſſe ſie ſich ſelbſt im Grabe, darum wären ſchier alle Menſchen im Dorffe geſtorben. D. Luther ſprach: Das iſt des Teufels Betrügerey und Bosheit, wenn ſie es nicht glaubten, ſo ſchadete es ihnen nicht, und hieltens gewiß für nichts anders, denn des Teuffels Geſpenſt. Aber weil ſie ſo abergläubiſch wären, ſo ſtürben ſie nur immerdar je mehr dahin. Und wenn man ſolches wüſte, ſolte man die Leute nicht ſo freventlich ins Grab werffen, ſondern ſagen: Da friß Teuffel, da haſt du geſaltzenes, du betreugſt uns nicht. (*) So lange nicht erwieſen iſt, daß der Teuffel aus eigenem Vermögen auf die Cörper würcken könne, mag auch dieſe Meynung nicht ſtatt finden. GOtt wird auch dem Satan niemahls einige Gewalt über der Menſchen Leben einräumen, und ihn damit ſeines Gefallens ſchalten laſſen. Man ſagt zwar, der Teuffel bringe durch das Schmatzen die Menſchen nicht um, welches auch gewiß nicht möglich iſt; ſondern ſetze ſie dadurch nur in Furcht, Schrecken und Bekümmerniß, wodurch mancher dem Tod überantwortet würde. Allein es muß hiebey doch allemahl die göttliche Zulaſſung zum Grunde ſtehen, und weil die Peſt auch andere anſteckende Kranckheiten den Menſchen von GOtt zur Straffe zugeſchickt werden; ſo wird er ſchwerlich zugeben, daß ſich der Teuf-
fel

(*) Lutheri Tiſch-Reden cap. 25. Vom Teuffel und ſeinen Wercken.

ſel auch darein menge, und dieſes oder jenes Tod befördere, weil er ohne ihn ſeine Gerichte ausführen kan. Es ſcheint auch einerley zu ſeyn, ob der Satan einen Menſchen würcklich ums Leben brächte, oder durch eingejagtes Schrecken deſſen Tod verurſachte. Darum wird ihm GOtt ſo wenig das eine als das andere verſtatten.

Hier ſolten ferner die auf den Schau-Platz treten, welche den Aſtral-Geiſt für den Urheber des Schmätzens halten. Da aber dieſer Aſtral-Geiſt im 25. Abſchnitt mit gnugſamen Gründen verworffen worden, ſo will ich ſeinetwegen hier nicht noch mehr Worte verliehren. Ich will auch nichts von den Mittel-Geiſtern gedencken, zu welchen einige in dieſer Materie ihre Zuflucht nehmen, weil ich ſie ebenfals ſchon an einem andern Ort abgefertigt habe.

Endlich hat man auch des Ariſtotelis animam vegetativam wieder aufgewärmet, und will uns durch dieſelbige das ſchädliche Schmatzen und Freſſen der Todten erklären. Ein gewiſſer Autor, der ſich Chriſtoph. Frider. Demelium (*) nennet, will, daß einige Cörper zwar todt wären, in Anſehung der vernünftigen und empfindlichen Seele, ſie lebten aber noch in Anſehung der *vegetativi*ſchen oder wachsthümlichen Seele, indem ſie nicht allein von aller *Corruption* frey wären, ſondern auch friſches

(*) Deſſen kleine Schrifft führet den Titul: Philoſophiſcher Verſuch von den Blut-Saugern in Nieder-Ungarn.

friſches Blut bey ſich hätten. Dieſes *Corpus vegetabile*, fähret er fort, ſuchet zu ſeinem *Nutriment* erſtlich dasjenige, was ihm am nächſten iſt, daher es öfters kommen, daß die Todten im Grabe ihre Sterbe-Kleider verzehret, oder wohl gar ſich Hände und Füſſe abgefreſſen, und darüber im Grabe zum öftern ein recht erſtaunlich ſchmatzen getrieben. Daher man in dieſen Landen ihnen, wenn ſie jetzo ſollen eingeſencket werden, nochmahls den Mund mit Erde beſchüttet, dieſes *Organon* durch eine ſchleunige Verweſung zu ſolchen erſtaunlichen *Operationibus* ungeſchickt zu machen. Hernach ſo kan es auch geſchehen, daß ſolche im Grabe liegende *vegetabili*ſche Cörper ſich auf eine *ſympatheti*ſche Weiſe an ihre nächſte Anverwandten machen, mit welchen ſie in einem genauen *Vinculo Naturæ* ſtehen, und in ſie dergeſtalt *operiren*, daß dieſelben in kurtzen aller Lebens-Kräffte dadurch beraubet, dem Tode zur Beute werden. Nun kan es wol nicht ſeyn, daß ſie *formalem maſſam Sanguinis* aus denen lebenden Verwandten ſolten an ſich ziehen; doch ſtehet nichts im Wege, warum ſie es nicht an denen *Spiritibus animalibus*, welche *eſſentiam principalem Sanguinis* ausmachen, ſolten thun können, nicht anders, als wie der Magnet in gewiſſer *Diſtantz* auch durch Glas, Bretter und andere *corpora intermedia*, das Eiſen an ſich ziehet. Dergleichen Dinge ſind leicht erdacht,

erdacht, aber wenn Beweis davon gefordert wird, ſo wird man erſt gewahr, wie es damit nirgends fort will. Man findet wol todte Cörper, die eine Zeitlang unverweslich bleiben, und noch Blut bey ſich haben. Es wäre auch nicht unmöglich, daß ihnen die Haare und Nägel wüchſen. Daraus aber folgt nicht, daß ſolches alles von einer beſondern wachsthümlichen Seele herrühren muß. Man kan dieſe Zufälle aus weit beſſern und begreifflichern Gründen herleiten, und darf dazu keine beſondere Seele erdichten. Die Application der wachsthümlichen Seele auf die ſchmatzende und Blutſaugende Todten iſt viel wunderlicher, als man anfänglich meynen ſolte. Das Corpus vegetabile, oder der todte Cörper, ſo noch das wachsthümliche Leben hat, ſoll zur Nahrung ſuchen, was ihm am nächſten iſt, und daher nicht allein die Sterbe-Kleider, ſondern einige Hände und Füſſe freſſen. Man möchte wohl fragen, woher den todten Cörpern der gewaltige Hunger kommt, welcher ſie zum freſſen antreibt. Der Magen, oder die Gedärme und andere Gefäſſe, worin eigentlich der Hunger ſeinen Sitz hat, ſind ſonder Zweiffel ſchon verdorben, und daher können ſie keine Empfindung des Hungers mehr verurſachen. Der Cörper braucht auch keine Nahrung mehr, weswegen auch kein Hunger mehr ſtatt findet. Ich ſage noch mehr: Was regiert und bewegt denn das Maul und die Zähne, daß ſie grimmig beiſſen und freſſen? Die wachsthümliche Seele kan es nicht thun, weil dieſe Bewe-

gungen

gungen im Leben nicht von ihr, ſondern von der vernünftigen Seele abhangen, die aber ſchon längſt den Leib verlaſſen hat. Es hat mit den menſchlichen Cörpern nicht die Beſchaffenheit, wie mit den Pflantzen, denen der Nahrungs-Safft von ſelbſt zuflieſſet. Uns kommt nicht eine gebratene Taube ins Maul geflogen, ſondern wir müſſen die Hände ausſtrecken, die Speiſen damit ergreiffen, und zum Munde führen, denſelbigen bewegen, und die Speiſen wohl gekauet dem Magen zuſchicken. Dis ſind lauter Bewegungen, welche die wachsthümliche Seele nicht zuwege bringen kan, und daher können die todten Cörper durch ſie weder ſchmatzen noch freſſen. Was die Sympathie anlangt, wodurch die Dinge von gleicher Natur und Beſchaffenheit, durch ein natürliches Band dergeſtalt ſollen miteinander verbunden ſeyn, daß ſie nicht allein die ſtärckſte Neigung zu einander haben, ſondern wohl gar dasjenige einander rauben, woran eins vor dem andern Mangel leidet, ſo iſt ſelbige eine pure Chimære, die eben deswegen nicht verſtändlich erkläret werden kan. Es läuft damit zuletzt auf die verborgene Eigenſchafften hinaus, welche die Zuflucht aller Unwiſſenheit ſeyn. Uberdem mag man die ſchädliche Würckung der todten Cörper auf ihre Anverwandten nicht eine Sympathie, ſondern vielmehr Antipathie nennen. (*) Wann die todten Cörper ihren Anverwandten

(*) Die Unterred. vom Reich der Geiſter machen aus den ſchädlichen Würckungen der Todten auf ihre noch lebende Anverwandten eine Antipathie, v. Tom. 1. pag. 718.

wandten alle Lebens-Kräffte berauben, und ſie dadurch tödten, ſo iſt es nach den allgemeinen Begriffen, die man ſich davon macht, nicht eine Sympathie, ſondern Antipathie. Sehr artig iſts, daß die todten Cörper den lebendigen nicht eben das Blut, ſondern die Lebens-Geiſter ausſaugen ſollen. Die Lebens-Geiſter dienen dem menſchlichen Cörper nicht zur Nahrung, ſondern zur Empfindung und Bewegung der Gliedmaſſen. Was ſollen denn die todten Cörper damit machen? Sie können dadurch doch weder die Empfindung noch Bewegung wieder erlangen. Es iſt leicht zu mercken, warum man ſich dieſes gefallen laſſen. Das Blut iſt zu grob und dicke, als daß es ſolte einen weiten Weg aus den lebendigen Cörpern in die todten fahren. Die Lebens-Geiſter aber bildet man ſich dazu viel geſchickter zu ſeyn ein, weil ſie weit ſubtiler ſind, wenn man nur eine Urſach ergründen könte, welche dieſelbigen aus den lebendigen in die todte Cörper überführet. Man wird alſo nicht unrecht thun, wann man dieſe Meynung von der wachsthümlichen Seele für einen philoſophiſchen Traum hält.

Andere wollen bey denen wunderbahren Begebenheiten nicht gern die Geiſter mit ins Spiel mengen, und dieſe bemühen ſich das Kauen und Schmatzen der Todten aus natürlichen Urſachen herzuleiten. Da verfallen einige auf ein gewiſſes Thier Hyæna genannt, welches ſich allein des Nachts ſehen laſſen, und die Todten ausgraben und freſſen ſoll. Andere kommen

mit

mit gewiſſen Vögeln, Striges genannt, aufgezogen, die der Menſchen Leiber ausſaugen, und ihr Eingeweide freſſen ſollen. Dieſe Thiere hat noch nie jemand mit Augen geſehen, ſondern ſie ſind von müßigen Leuten und Poeten erdichtet, eben wie die Harpyien, der Vogel Greiff und Ruck. Zwar findet ſich in Indien ein Thier, ſo einem Fuchs und Hunde gleicht, und Jack-hals genennet wird. Dieſes ſcharret die Leichen wieder aus, wenn ſie auch etliche Fuß tief begraben ſind, wo nicht wackere Dörner zwiſchen die Erde mit untergelegt ſind. (*) Jedoch läſt es ſich daſelbſt auch gnugſam bey Tage ſehen, und iſt in den Europäiſchen Ländern gar nicht anzutreffen. Durch die Striges verſtehen einige eine Art von Nacht-Eulen, die man Uhu nennet. Sie ſind unter uns bekannt, aber ich habe niemahls gehöret, daß ſie eine Leiche ausgeſcharret und gefreſſen hätten. Mit mehrer Wahrſcheinlichkeit führet man die Schlangen, Ratten, Mäuſe und andere in der Erde ſich aufhaltende Thiere an, welche die todte Cörper benagen, und das Schmatzen in den Gräbern verurſachen ſollen. Allein wer hat iemahls dieſe Thiere mit einem ſo lauten Schmatzen freſſen gehöret, und wenn ſie auch noch ſo ſtarck ſchmatzten, dürfte doch der Schall davon kaum durch das dicke Erdreich dringen, womit die Särger bedecket ſind. Das Belecken und hineinſchlingen der Leichen-Tücher ſchreibt Herr Mag. Ranfft

(*) v. Salmons heutige Hiſtorie von Indoſtan, cap. 6. pag. 205.

Ranfft (*) inſonderheit den Schlangen zu. Wir halten dafür, lauten ſeine Worte, daß die Schlangen dieſe Cörper allerdings bewohnet, und dergleichen Schleyer und Tücher von innen an ſich gezogen haben. Dieſes lautet ſo unwahrſcheinlich nicht, wenn man nur hinzu ſetzet, daß das Sarg nicht feſt gnug zugemacht worden, oder ſonſt eine Oeffnung gehabt, wodurch die Schlangen haben hinein kommen können. Sonſt iſt nicht abzuſehen, wie ſie ſolten hinein kommen ſeyn. Daß ſie in den menſchlichen Cörpern aus der Fäulung, oder gar aus dem Rück-Grad gezeuget würden, wird von den heutigen Naturkündigern aus guten Gründen gäntzlich verworffen.

Man kan von dieſem Schmatzen und Freſſen andere Urſachen anführen, die mir am wahrſcheinlichſten vorkommen. Das Schmatzen, oder beſſer zu ſagen, ein Geräuſch oder Getöſe in Gräbern, kan entſtehen, erſtlich durch einfallen des Sarges. Zu Buntzlau in Schleſien hörete der Todten-Gräber Anno 1701. in dem Grabe eines alten Mannes, den vierdten Tag nach deſſen Tode ein Klopffen. Er meldete es dem Magiſtrat der Stadt, welcher das Grab zu öffnen befahl. Darauf fand ſich, daß die Decke des Sarges wegen allzu groſſer Laſt der Erde, die darauf geworffen worden, eingebrochen, wovon der Laut des Klopffens oder Pochens entſtanden. (**) Weiter kan ſich an dem

(*) Diſſert. I. §. 43.
(**) Ranfft diſſert. I. §. 30.

dem faulenden Cörper ein Zufall ereignen, wodurch ein ſtarcker Laut verurſacht wird. Ein gewiſſer Todten-Gräber machte ein Grab, und ſtieß auf einen gantz verfaulten Sarg, worin nichts als Todten-Beine waren. Als er ſolchen auf die Seite thun will, vernimmt er einen Laut als ein Gänſe-Geziſche, und ſiehet, wie aus dem äuſſerſten der Gebeine ein Schaum einer Fauſte groß mit heslichen Geſtanck heraus dringt. Nicht lange darnach gibt die ausgeſchäumte Materie einen ſolchen Knall von ſich, als wenn einer eine Piſtole gelöſet, worauf ein blauer Rauch hervor ſtieg, der einen ſo entſetzlichen Geſtanck verurſachte, daß der Todten-Gräber hätte davon des Todes ſeyn müſſen, wenn er nicht geſchwinde davon gelauffen, und Artzneyen eingenommen. (*) Es trägt ſich auch öfters zu, daß man Leute für todt hält, die doch nur in einer Ohnmacht liegen, und ſie alſo zu Grabe bringt. Wovon viel Exempel verhanden ſind. Dieſe, wann ſie wieder zu ſich ſelbſt kommen, werden auſſer Zweiffel ein Pochen und Lermen im Sarge treiben, wiewol ſolches nicht gar lange dauren kan, weil dergleichen wieder aufgelebte Leichen, aus Mangel der Lufft in den Gräbern, bald wieder erſticken müſſen. Der ſeel. D. Spener hält dafür, (**) man begrabe weit mehr lebendige, als mancher glauben dürfte, und gibt deswegen den Rath, ſo bald nur

(*) Ranfft l. c. §. 28.

(**) Beſ. deſſen lateiniſche Theolog. Bedencken. Part. 3. pag. 120. ſeqq.

das geringſte Geräuſch in Gräbern gehöret würde, dieſelbige öffnen zu laſſen, damit man ſolcher Geſtalt denen begrabenen das Leben erhalte. Solte denn die Einbildung der lebendigen zu dem Schmatzen der Todten nicht auch vieles beytragen? Ich glaube es allerdings. Manche, inſonderheit furchtſame Gemüther, ſehen und hören etwas, wo nichts zu ſehen und zu hören iſt. In Peſt-Zeiten iſt Furcht und Schrecken ein allgemeines Ubel, welches die Menſchen quält, und ihre Einbildungs-Krafft zu mancherley Ausſchweiffungen verleitet. So mag auch mancher, der ſich bey den Gräbern befunden, würcklich ein Geſchmätze gehöret haben, welches etwa ein Schwein, Hund oder ander Thier, das in der Nähe, aber verborgen geweſen, gemacht. Weil ihm aber dabey alſobald das Schmatzen der Todten eingefallen, hat ihn ſeine Einbildung überredet, es ſey der Laut davon aus einem oder dem andern Grabe kommen.

Das Belecken und Verſchlucken der Grabe-Tücher läſt ſich nicht ohne Wahrſcheinlichkeit daher leiten, daß, indem man die Leichen getragen, und ins Grab geſenckt, durch ſolche Bewegung ein Stück vom Leichen-Geräthe derſelben vor, oder in den Mund gerathen, und nachdem aus dem Munde des faulenden Cörpers, wie zu geſchehen pflegt, eine Feuchtigkeit gefloſſen, daſſelbige dadurch benetzet worden, daß es das Anſehen gewonnen, als wäre es beleckt. Wann man Menſchen begraben, in welchen

das

das Leben noch nicht gäntzlich aufgehöret, ſo können ſelbige, wann ſie wieder zu ſich ſelbſt kommen, nicht allein ein Gepolter im Grabe erregt, ſondern auch mit dem Leichen-Geräthe wunderlich umgegangen ſeyn, es zerriſſen, beleckt und in der Angſt zum theil eingeſchluckt haben. Daß ſie aber aus Hunger oder Angſt ihr eigen Fleiſch gefreſſen, kommt mir nicht glaublich vor: Sondern wenn man todte Cörper ausgegraben, die hier und dort benagt geweſen, ſo muß ſolches von Thieren geſchehen ſeyn, entweder da dieſe Leichname noch in den Häuſern geſtanden, und für Katzen und Mäuſe nicht gnugſam bewahret und zugedeckt worden, wie dann inſonderheit in Sterbens-Läufften darauf nicht gnugſam acht gegeben wird; Oder es iſt geſchehen, da ſie bereits im Grabe gelegen, indem der Sarg eine Ritze oder Loch gehabt, wodurch die Thiere hineingeſchlichen ſind.

Ich ſolte noch etwas von der ſchädlichen Würckung der ſchmatzenden Todten gedencken, es wird aber unnöthig ſeyn, weil, wie wir vernommen, das Schmatzen ſelbſt nur eine erdichtete Sache iſt, auch von der vorgegebenen Bedeutung und Würckung deſſelben keine hinlängliche Raiſon gegeben werden kan. Aus eben dieſen Urſachen will ich mich bey den Mitteln dawider nicht länger aufhalten. Denn wider eingebildete und erdichtete Dinge iſt das beſte Mittel, daß man ſie nicht glaube, und ſich darüber keinen Kummer mache.

Die Vampyren oder Blutſauger, haben

mit den ſchmatzenden Todten groſſe Verwandſchafft. Man verſtehet dadurch todte menſchliche Cörper, welche aus den Gräbern hervor ſpatziren, den lebendigen das Blut ausſaugen, und ſie dadurch umbringen ſollen. Von ſolchen Blutſaugenden Todten ſind vor einiger Zeit 2. Berichte aus Ungarn eingelauffen, die ich hier in aller Kürtze anführen will.

In dem Dorff Kiſolova war vor 10. Wochen ein Unterthan, Nahmens Peter Plogojowitz geſtorben und begraben. Darauf begab es ſich, daß innerhalb 8. Tagen 9. Perſonen, ſowol alte als junge, nach einer 24. ſtündigen Kranckheit dahin ſturben. Dieſe ſagten auf ihrem Tod-Bette aus, wie gedachter Plogojowitz im Schlaf zu ihnen kommen, ſich auf ſie geleget, ſie gewürget, daß ſie nunmehr ſterben müſten. Man öffnete endlich das Grab dieſes Plogojowitz, und befand, daß erſtlich der Cörper nicht den geringſten Todten-Geruch von ſich gab, er war auch, auſſer der Naſen, die gantz abgefallen, noch friſch. Haar und Bart auch die Nägel waren ihm gewachſen, die alte Haut hatte ſich hinweg geſcheelet, und eine neue friſche darunter hervorgethan. Das Geſicht, Hände und Füſſe, ja der gantze Leib waren ſo beſchaffen, daß ſie in ſeinen Lebzeiten nicht hätten vollkommener ſeyn können. In ſeinem Munde erblickte man einiges friſches Blut, welches der gemeinen Ausſage nach, er von denen, die er umgebracht, geſogen hatte. Man ſpitzte einen Pfahl, und durchſchlug damit das Hertz des todten Cörpers, da

denn

denn häufiges Blut, ſo gantz friſch, auch durch Mund und Ohren heraus gefloſſen. Endlich verbrannte man dieſen Cörper zu Aſche. Und das geſchah ohngefehr im Jahr 1725.

Der andere Bericht lautet folgender Geſtalt. Anno 1732. entſtand ein Gerüchte, daß in dem Dorffe Medvegya in Servien die Vampyrs einige Perſonen durch Ausſaugung des Bluts umgebracht hätten. Darauf ward eine Unterſuchung dieſer Sache angeſtellet. Die Einwohner des Dorffs ſagten aus, daß vor ohngefehr 5. Jahren daſelbſt ein Heyduck, Nahmens Arnod Paole durch einen Fall vom Heu-Wagen den Hals gebrochen. Dieſer hatte ſich bey ſeinen Lebzeiten verlauten laſſen, daß er bey Gossova von einem Vampyr geplagt worden, daher er von der Erde des Grabes des Vampyrs gegeſſen, und ſich mit deſſen Blut geſchmieret habe, um von der Plage loß zu werden; 20. oder 30. Tage nach ſeinem Tod klagten ſchon einige Leute, daß ſie von gedachtem Arnod Paole geplagt würden, wie dann auch würcklich 4. Perſonen von ihm umgebracht worden. Etwa 40. Tage nach ſeinem Tode hatten ſie ihn ausgegraben, den Cörper unverweſet gefunden, auch floß ihm friſches Blut zu den Augen, Naſen, Mund und Ohren heraus. Das Hembd und über-Tuch waren gantz blutig, die alte Nägel an Händen und Füſſen ſamt der Haut waren abgefallen, und dagegen andere neue gewachſen. Man ſchlug ihm einen Pfahl durchs Hertz, wobey er einen wohl vernehmlichen Laut von ſich gab, und ver-

verbrannte endlich den Cörper zu Aſche. Gedachte Einwohner gaben ferner vor, daß alle, welche von den Vampyren geplagt und umgebracht würden, ebenfals zu Vampyren werden müſten. Alſo verrichteten ſie an den 4. obberührten Perſonen gleiche Execution. Der Arnod Paole ſolte nicht allein die Leute, ſondern auch das Vieh angegriffen, und ihnen das Blut ausgeſauget haben, und weil die Leute das Fleiſch von dieſem Vieh genutzet, ſo zeigte ſichs aufs neue, daß ſich wieder Vampyren daſelbſt befünden. In Zeit von 3. Monathen wären 17. junge und alte Perſonen geſtorben, und zwar einige darunter ohne vorher gehabte Kranckheit in 2, längſtens 3. Tagen. Einer Nahmens Joviza meldete, daß ſeine Schwieger-Tochter vor 15. Tagen ſich friſch und geſund ſchlaffen gelegt, um Mitternacht aber ſey ſie mit einem entſetzlichen Geſchrey, Furcht und Zittern aus dem Schlaf aufgefahren, und geklagt, daß ſie von einem vor 9. Wochen verſtorbenen Heyducken Sohn, Nahmens Milloe, ſey um den Hals gewürgt worden: Worauf ſie von Stund an ſchlechter worden, Schmertzen auf der Bruſt empfunden, und den dritten Tag geſtorben. Darauf öffnete man die verdächtige Gräber.

1) Eines Ehe-Weibs, Nahmens Stana, 20. Jahr alt, ſo vor 2. Monathen, 3. Tage nach ihrer Niederkunfft geſtorben, und vorher ſelbſt ausgeſagt, daß ſie ſich mit dem Blute eines Vampyrs geſtrichen, folglich auch ein Vampyr werden müſte. Der Cörper war vollkommen

und

und unverweſen. In der Höhlung der Bruſt fand ſich friſches extravaſirtes Geblüte. Die Haut an Händen und Füſſen ſamt den alten Nägeln fielen von ſelbſt herunter, hergegen zeigten ſich, nebſt einer friſchen und lebhafften Haut, gantz neue Nägel.

2) Ein Weib, Nahmens Miliza von 60. Jahren, war vor etliche 90. Tagen, nach 3. monathlicher Kranckheit geſtorben. In der Bruſt befand ſich viel liquides Geblüte, und das Eingeweide war gleich der vorgemeldten in gutem Stande. Die umſtehende Heyducken ſagten, das Weib wäre Zeit Lebens mager und ausgedörret geweſen, jetzo aber war ihr Leib fett und vollkommen. Sie ſolte jetziger Zeit den Anfang der Vampyren gemacht haben, weil ſie das Fleiſch von den Schaaffen, die von Vampyren umgebracht worden, gegeſſen.

3) Ein 8tägiges Kind, welches 90. Tage im Grabe gelegen, und

4) Vorgedachter Milloe befunden ſich in Vampyren Stand. Mit dem 5ten 6. und 7. Cörper hatte es gleiche Beſchaffenheit.

8) Ein Weib ſamt ihrem Kinde, welche vor 7. Wochen, ihr Kind aber, welches 8. Wochen alt geweſen, und vor 21. Tagen geſtorben, waren beyde völlig verweſet, ob ſie gleich nahe bey den Gräbern der Vampyren lagen.

9) Ein Knecht 23. Jahr alt, iſt in 3. monathlicher Kranckheit geſtorben, und ward nach 5. monathlicher Begräbnis völlig verweſet gefunden.

10) Ein Weib mit ihrem Kinde, ſo vor 5. Wochen geſtorben, waren gleichfals verweſet.

11) Stancko ein Heyduck von 60. Jahren, der vor 6. Wochen geſtorben, war im Vampyren-Stand.

12) Ein Heyduck Nahmens Milloe gleicher Geſtalt.

13) Stanjoicka, eines Heyducken Weib, war vor 18. Tagen begraben worden. Sie ſahe im Angeſicht gantz roth und lebhafft aus, und war wie obgemeldet von Milloe um den Hals gewürget worden. Rechter Seite unter dem Ohr hatte ſie einen blauen mit Blut unterlauffenen Flecken, eines Fingers lang. Bey Eröffnung ihres Sarges floß viel friſches Blut aus der Naſe. Dergleichen fand ſich auch bey der Secirung in der Höle der Bruſt, und Ventriculo cordis. Die Viſcera waren in geſunden und gutem Stande. Die Unterhaut an dem gantzen Cörper, ſamt denen friſchen Nägeln an Händen und Füſſen waren gleichfalls gantz friſch. Darauf wurden denen Vampyren die Köpffe herunter geſchlagen, und ſamt den Cörpern verbrannt, die Aſche davon in den Fluß Morava geworffen: Die verweſete Leiber aber wieder in ihre Gräber gelegt.

Man darf bey allen dieſen Begebenheiten nur mercken, daß ſie ſich unter denen Rätzen, welche ſich zur Griechiſchen Religion bekennen, zugetragen, alsdann wird man ſich gar leicht darein finden können. Die Griechiſche Chriſten

ſten glauben, daß der Teuffel über die Cörper derjenigen, die im Bann geſtorben, volle Gewalt habe, ſie beſitze und gleichſam beſeele, auch dadurch den lebendigen viel Schaden zufüge. An Hiſtorien und Exempeln davon fehlet es unter ihnen nicht. Sie wollen dergleichen Cörper gefunden haben, die gantz friſch und lebhafft ausgeſehen, ob ſie gleich lange Zeit unter der Erde gelegen, woraus ſie ſchlieſſen, daß dieſe Cörper äſſen und verdaueten, auch des Nachts herum wanderten. Nach Monſieur de Ricaut Bericht (*) ſoll in der Inſul Scio die Gewohnheit ſeyn, daß wann die Leute des Nachts geruffen werden, ſie das erſtemahl nicht antworten, weil ſie beſorgen, es möchte vielleicht ein dergleichen Geſpenſte ſeyn, dem man nicht antworten müſte, wo man nicht ſterben wolte. Dieſer Autor ſetzt hinzu, daß man auch daſelbſt alle plötzliche Todes-Fälle ſolchen verbanneten Cörpern pflege zuzuſchreiben. Ich will aus ihm noch eine beſondere Hiſtorie beybringen, welche uns von dem Aberglauben der heutigen Griechen in dieſer Materie überzeugen kan. Ein Menſch flüchtete wegen eines Verbrechens aus Morea in die Inſul Milo, und entgieng dadurch der Straffe der weltlichen Obrigkeit, aber nicht dem Bann, womit er beleget ward. Dieſer ſtarb, und ward an einen abgelegenen Ort begraben. Allein die Einwohner gedachter Inſul wurden alle Nachte durch ſeltſame Geſpenſter erſchreckt,

(*) Im gegenwärtigen Zuſtand der Griechiſchen Kirche pag. 59.

erſchreckt, und als ſie das Grab wieder öffneten, funden ſie den Cörper von lebhaffter Farbe, die Adern waren vom Blut gantz aufgeſchwollen, und der Sarg mit Trauben, Aepffeln, Nüſſen und andern Früchten damahligen Jahrs-Zeit angefüllet, welche er, nach der Griechen Einbildung, zu ſeiner Speiſe und Nahrung eingetragen. Man berichtete die Sache an den Patriarchen zu Conſtantinopel, bat ihn um die Erlaſſung des Bannes, und ſetzte indeſſen den Cörper in die Kirche. Eines Tages entſtand nach vielem Gebet und Opffern im Sarge ein Tumult, und es fand ſich, daß der Leichnam gantz verfaulet und verweſet war. Und ſolches ſolte, wie man hernach erfahren zu der Stunde geſchehen ſeyn, in welcher der Patriarch die Erlaſſung des Bannes unterzeichnet. Hierzu gehört gewiß ein ſtarcker Glaube.

Die Griechen nennen dergleichen im Bann verſtorbene Cörper, Buthrolaccas oder Burcolaccas, von Βὄρκα ein ſtinckender Koth, und λάκκος ein Grab oder Graben. Wiewol andere (*) ſolche Benennungen lieber durch reiſſende Wölffe überſetzen. Von dieſem Burcolaccas haben ſonder Zweiffel auch die Vampyren ihren Urſprung genommen, weil zwiſchen ihnen eine vollkommene Aehnlichkeit angetroffen wird. Die Burcolaccas ſollen die Menſchen plötzlich umbringen, die Vampyren auch. Die Burco-

(*) Monſieur de la Croix dans l' Etat preſent des Nations & Egliſes Grecque, Armenienne & Maronite. lib. 1. cap. 25.

Burcolaccas eſſen in den Gräbern, wovon ſie friſch und lebhafft bleiben. Die Vampyren aber ſaugen zu ihrer Nahrung den lebendigen das Blut aus, und werden dadurch in unverweſeten und lebhafften Stande erhalten. Mit den Burcolaccas verfährt man alſo, daß man ſie aus den Gräbern hervorlangt, ein groß Feuer macht, ein Todten-Opffer anſtellt, den Bann aufhebt, und ſie endlich verbrennet.

Nicht viel anders verfährt man mit den Vampyren. Man hauet ihnen den Kopf ab, oder ſchlägt ihnen einen Pfahl durchs Hertz, und verbrennt ſie auch zu Aſche. Ein eintziger Unterſcheid findet ſich zwiſchen ihnen. Die Burcolaccas ſind verbannete Cörper, die Vampyren aber nicht. Wenigſtens findet man in obigen Berichten nicht, daß die Vampyren ſolten im Bann verſtorbene Cörper geweſen ſeyn. Allein dieſer Unterſcheid will nicht viel ſagen; Denn nachdem man einmahl die plötzliche Todes-Fälle den verbannten Leichnamen zugeſchrieben, ſo hat man leicht weiter verfallen und glauben können, daß andere todte Cörper, die nicht in öffentlichen Bann geſtorben, eben dergleichen würckten.

Es muß doch mannigmahl Mühe ſetzen, dergleichen ſchädliche Cörper zu entdecken. Daher ſollen die alten Sclavonier im Gebrauch gehabt haben, daß ſie ein gantz ſchwartzes Pferd auf die Kirchhöfe lauffen laſſen, und Acht gegeben, bey welchen Gräbern es ſtille geſtanden. Dieſe hielt man denn für Vampyren-Gräber.

(*) Allein

(*) Allein dieſes ſowol als alles übrige, welches die abergläubiſche Griechen von den Burcolaccas und Vampyren glauben, iſt eine bloſſe Einbildung, und handgreiffliche Fabel. Wie ſolte es dem Teuffel möglich ſeyn, einen Cörper, der des Lebens beraubet iſt, wiederum zu beſeelen, ihn aus dem Sarge durch das dicke Erdreich heraus und wieder hinein zu bringen, ohne daß weder Sarg noch Grab geöffnet würde? Von den andern ungereimten Dingen, die dabey vorkommen, nichts zu gedencken. Gleichwol iſt dieſe wunderliche Meynung von den Griechen auf andere Nationen kommen, und hat ſonder Zweiffel auch zu unſern ſchmatzenden Todten Gelegenheit gegeben. Von dem gemeinen Volck in Iſtria ſchreibt der Baron von Valvaſor, (**) wie es in dem Wahn ſtünde, daß es gewiſſe Zauberer gebe, die den Kindern das Blut ausſaugen. Einen ſolchen nennen ſie Strigon, ingleichen auch Vedarèz. Wann ein Strigon ſtirbt, ſo ſoll er um Mitternacht herum gehen, und an die Häuſer klopffen. Aus dem Hauſe aber, wo er angeklopft, muß bald darauf einer ſterben. Geſchicht es dann, ſo ſagen die Bauern, der Strigon habe ihn gefreſſen. Sie glauben auch, dieſe verſtorbene Zauberer machten ſich bey Nachts-Zeit an die Weiber, welche ſie würcklich beſchlieffen. Solchem Ubel zu ſteuren, öffnen ſie nach Mitternacht das Grab, ſchlagen dem todten Cörper

(*) Neu eröffnetes Welt- und Staats-Theatrum. Vierdte Eröffnung apud Ranfft l. c. pag. 267.

(**) In Topographia Carniolæ lib. 6. cap. 10.

per einen Pfahl von Dorn-Holtz durch den Bauch, worauf das Blut hervor rinnen, der Leichnam ſich krümmen und biegen ſoll, als ob er lebte, und die Schmertzen fühlete. Alsdann verſchütten ſie das Grab mit Erde, und lauffen davon. In Pohlen weiß man auch von ſolchen Todten vieles zu erzehlen, die in ihren Gräbern noch freſſen, als Geſpenſter herum wandern, und die Leute in der Nachbarſchafft umbringen ſollen. Sie werden daſelbſt Upierz, und Upierzyca genannt. (*) Aus Böhmen haben wir ebenfals bey Gelegenheit der ſchmatzenden Todten Exempel davon angeführet, und es ſind noch weit mehr verhanden, die ich aber der Kürtze wegen nicht berühren kan. In Schleſien, und zwar in einem Dorffe Hozeploz genannt, ſollen die Menſchen nach dem Tode ſehr oft zu den ihrigen zurück kommen, mit ihnen eſſen und trincken, ja gar mit ihren hinterlaſſenen Weibern ſich fleiſchlich vermiſchen. Wann reiſende Leute zu der Zeit, da ſie aus den Gräbern heraus kommen, durch das Dorf paſſiren, lauffen ſie ihnen nach, und hucken auf ihre Rücken. (**)

Alle dieſe Länder ſind den Griechen am nächſten. Darum iſt es augenſcheinlich, daß ſie ihre freſſende und würgende Todten denſelben zu dancken haben. Weil aber die Meynung, daß die todten Cörper aus dem Grabe hervor gehen, und alſo die Menſchen umbringen ſollen, ſehr

(*) v. Acta Erudıtor. 1722. pag. 17.
(**) Beſ. eines Weimariſchen Medici muthmaßliche Gedancken von denen Vampyren pag. 13. 14.

ſehr grob iſt; ſo haben es andere, inſonderheit unſere Teutſchen, etwas ſubtiler machen wollen. Sie laſſen die todten Cörper immer im Grabe liegen, aber wacker ſchmatzen, und ihr Leichen-Geräthe, Hände und Füſſe freſſen, und dadurch ihre Freunde und Anverwandten umbringen. Ich ſehe das letztere noch für ungereimter an, weil gar nicht zu ergründen ſtehet, was das Schmatzen und Freſſen der Todten den Lebendigen ſchaden ſolte.

Das Vorgeben der Griechen von der Unverweslichkeit der excommunicirten Cörper iſt nicht nur ein Aberglaube, ſondern es ſtecket auch darunter ein Intereſſe ihrer Popen oder Prieſter. Ein gewiſſer Griechiſcher Abt, welcher vor einiger Zeit Europa durchreiſete, gab dem Herrn Rector Stuß auf befragen: **Wie es komme, daß der Bann, da man auch auf die Leiber einen ſo abſcheulichen Fluch legt, in Griechenland ſo oft gebraucht werde?** zur Antwort: Es müſſe derſelbe oft gebraucht werden, weil er in Streit-Sachen, Vergleichen, Schuld-Forderungen, Diebs-Händeln, bey falſchen Zeugniſſen und dergleichen Fällen (inmaſſen ſie mit keinen Proceſſen vor Türckiſche Gerichte kommen dürften) an ſtatt eines Eydes ſey. Wer ſich dieſen Fluch auflegen lieſſe, und den Kläger nicht befriedige, der müſſe ſolcher geſtalt unrecht haben. Wenn aber nach dem Tode ſein Cörper bey der gewöhnlichen Unterſuchung dieſes Fluchs wegen aufgeblaſen und verhärtet angetroffen werde, und die Anverwandten denſelben von dem

Fluch

Fluch wolten gelöſet haben, ſo müſten ſie *Satisfaction* thun, wovon ſonder Zweiffel die Geiſtlichkeit auch ihr Theil empfangen wird. (*) Alſo iſt der Griechiſchen Cleriſey an ſolchem Vorgeben gar zu viel gelegen, als daß ſie dieſen Aberglauben ſolten erkennen und abſchaffen. Weil auch die Unverweslichkeit der todten Cörper ſeine natürliche Urſachen haben kan, die wir bald vernehmen wollen, ſo darf man ſie nicht dem Bann zuſchreiben, auch daraus kein Wunder machen. Die Aufhebung des Bannes mag auch nicht zuwege bringen, daß die Cörper alſobald in Staub und Aſche verfallen; ſondern es gehet gantz natürlich zu, daß einige Cörper noch gantz zu ſeyn ſcheinen, aber durch ein geringes anrühren zu Aſche werden, welches ich ſelbſt einmahl mit Augen geſehen, und wovon die Urſach gnugſam bekannt iſt.

Wir kommen wieder zu den Vampyren, und wollen noch die Umſtände erwegen, die ſich dabey ereignet haben. Die Unverweslichkeit der Cörper iſt das erſte, warum man ſie für Vampyren gehalten. Allein wer folgende Urſachen bedenckt, die einen todten Cörper eine Zeitlang unverweslich erhalten können, wird dieſelbige nicht für ein Kennzeichen eines Vampyrs annehmen. Ein menſchlicher Cörper iſt ſchon mehr zur Fäulung geneigt, als der andere. Wovon wir ein Exempel beym Ammiano Mar-

(*) Beſ. die gründliche Auszüge aus denen Diſputat. Tom. 2. pag 594.

Marcellino (*) finden. Der Perſiſche König Sapor belagerte die Stadt Amida und verlohr davor 30000. Mann. Hernach fand ſich unter den Todten ein groſſer Unterſcheid. Die Leiber der Römiſchen Soldaten verfaulten bald und zerfloſſen. Derer Perſer aber wurden dürre wie ein Stock, und blieben ohne Fäulnis. Solches ſoll daher kommen ſeyn, weil die Perſer ſparſamer gelebet, und in einem hitzigen Lande gebohren worden. Vielleicht werden auch die Leiber der Griechen durch das ſtrenge Faſten, und einfache Speiſen ſehr ausgetrocknet, daß ſie daher nicht ſo geſchwinde verfaulen als andere Cörper die Blutreich und voller Safft ſind. Solches kan auch von der Kranckheit herrühren, woran ein Menſch ſtirbt: Sintemahl diejenigen, welche an einer auszehrenden und ausdörrenden Kranckheit ſterben, nicht ſo leicht als andere verfaulen. Ein hohes, ſandigtes, ſteinigtes und ſalpetrichtes Erdreich kan auch die Leiber eine Zeitlang für Fäulung ſchützen. Nicht weniger auch die Kälte dazu viel beytragen, und was dergleichen Urſachen mehr ſind, wodurch die Cörper natürlicher weiſe unverweſet erhalten werden.

Das lebhaffte Anſehen, und Geblüte, ſo ſich bey den Vampyren gefunden, iſt auch von der Beſchaffenheit nicht, daß man daraus etwas ſonderbares ſchlieſſen müſte. Weil die Cörper noch unverweſet waren, ſo war ihr Anſehen

(*) Lib. 19. cap. 9.

ſehen freylich lebhaffter als der andern, die ſchon zu faulen anfiengen, und eben deswegen gaben ſie auch keinen ſonderlichen Todten-Geruch von ſich. Was das bey ihnen befundene Blut anlangt, ſo berichten die Artzney-Verſtändige, daß verſchiedene Cörper entweder gleich, oder einige Stunden nach ihrem Tode geblutet haben. Sie ſetzen hinzu, es könne ſolches vielmehr geſchehen, wenn todte Cörper 40. Tage, oder länger, im Grabe gelegen, und zu faulen angefangen.

Das wachſen der Haare und Nägel an Händen und Füſſen könte auch wohl natürlich zugehen. Jedoch ſtimme ich lieber dem gelehrten Weimariſchen Medico (*) bey, welcher dafür hält, es ſchiene nur, als ob Haare und Nägel gewachſen, in der That aber wären ſie nicht gewachſen, ſondern die Sache verhalte ſich alſo: Weil nach dem Tod der Umlauf des Geblüts aufhöret, und kein Geblüt mehr zu der Oberfläche des Cörpers geführet wird, ſo wird die Haut, und die darunter liegende fleiſchigte Theile, nach und nach welck, fallen zuſammen, und ſchwinden gleichſam, daß nachmahls nicht nur die Haare, ſondern auch die Nägel an den todten Cörpern, bis auf die Wurtzel ſich unſern Augen zeigen. Es kan auch ſeyn, daß manche Cörper mit langen Haaren und Nägeln begraben worden, und weil man darauf nicht acht gehabt

(*) Beſ. deſſen muthmaßliche Gedancken von denen Vampyren pag. 63. 69.

habt, hat man geglaubt, ſie müſten erſt nach dem Tode gewachſen ſeyn.

Das Vorgeben der Lebendigen, wie ſie von den Vampyren im Schlaf ergriffen, gedrückt, und ihnen das Blut ausgeſogen würde, iſt eine bloſſe Einbildung dieſer furchtſamen Leute geweſen, und ihr Tod nicht durch die Vampyren, ſondern durch eine anſteckende Kranckheit, die unter ihnen damahls graſſiret, befördert worden. Setzt man ferner, daß ſich bey ſolcher Kranckheit der Incubus, oder das ſo genannte Alpdrücken als ein Symptoma befunden, ſo hat man auch eine natürliche Urſach des Drückens und Würgens. Man darf ſich nicht wundern, wenn die einfältigen Leute dis Drücken den Vampyren zugeſchrieben, da es unter uns Leute gibt, die aus dem Alp einen böſen Geiſt machen, der ihnen durch Hexerey auf den Leib gebannet worden.

Zum Beſchluß wiederhole noch kürtzlich meine Meynung (*) von den Vampyren, welche dahin gehet: Es habe unter denen Leuten eine anſteckende Kranckheit graſſiret, wodurch die Menſchen plötzlich dahin geriſſen worden. Weil aber ſolche Kranckheit auch ihre Phantaſie verwirret, oder der Alp ſich dabey gefunden, ſo ſind ſie auf die Einbildung gerathen, als würden

(*) Damit ſtimmen mehrentheils überein Putoneus in der beſondern Nachricht von denen Vampyren: Der belobte Weimariſche Medicus in den muthmaßl. Gedancken, und D. Joh. Wilhelm Albrecht in Tract. de effectibus Muſices in corpus animatum. §. 18. 19.

den ſie von den verſtorbenen gedruckt, und ihnen das Blut ausgeſogen. Zumahl da ſie nach der Lehre der Griechiſchen Kirche alle plötzliche Todes-Fälle gewiſſen verſtorbenen Cörpern zuzuſchreiben pflegen. Dieſe Meynung iſt die ſicherſte und beſte. Denn wann man von einer Begebenheit natürliche Urſachen angeben kan, muß man dabey bleiben, und nicht die Geiſter, oder verborgene Eigenſchafften mit ins Spiel mengen.

29.

Vom bannen der Geiſter und Necromantie.

DIe Verwegenheit oder vielmehr Thorheit der Menſchen gehet ſo weit, daß ſie ſich eine Gewalt über die unſterbliche Geiſter, die doch in ihrer Natur viel vortrefflicher als ſie ſind, anmaſſen, und dieſelbige zu ihrem Dienſt zwingen wollen. Dieſes thörichte Beginnen ſtammet aus dem Heydenthum her, worin die Kunſt mit den Göttern oder Geiſtern in genaue Bekanntſchafft und Umgang zu kommen, ein Stück des GOttesdienſtes war, welche Theurgia genennet ward. Die Magi, oder geheime Weiſen, der Chaldäer und Perſer, ingleichen die alte Egyptiſche Prieſter, gaben ſchon einen geheimen Umgang mit den Geiſtern vor. Die Pythagoriſch-Platoniſche Schule aber zu Alexandria brachte ſolche Kunſt erſt recht ins Geſchicke, und erſonn allerhand

hand Mittel und Ceremonien, wodurch man in Bekanntſchafft mit den Geiſtern gelangen könte. Die in der philoſophiſchen Hiſtorie wohl geübte Gelehrten bemercken, daß alles Tichten und Trachten der Alexandriniſchen Schule lediglich dahin gegangen, wie ſie das Heydenthum, welches immer mehr und mehr in Verfall gerieth, wieder herſtellen möchten. Ihre Religion muſte nicht allein wegen der abgeſchmackten und theils gottloſen Lehren von den Göttern, vielen verdächtig vorkommen; Sondern es leuchteten auch dagegen die von JEſu CHriſto und ſeinen Apoſteln verrichtete Wunder-Wercke, ihre heilige Lehre, das ſtandhaffte und mit dem Tod vielfältig verſiegelte Bekenntniß der Märtyrer, nicht weniger das exemplariſche Leben der Chriſten, andern dergeſtalt in die Augen, daß ſie ihre väterliche Religion verlieſſen, und ſich zu der Chriſtlichen wandten. Solches muſte den heydniſchen Welt-Weiſen nicht wenig ſchmertzen, die ihre Religion gern aufrecht erhalten hätten. Darum waren ſie darauf bedacht, wie ſie dem vermeynten Ubel ſteuren möchten. Sie befliſſen ſich den Lehren ihrer Religion ein Färbgen anzuſtreichen, und ſie etwas vernünftiger einzurichten. Damit ſie auch die Wunder-Wercke CHriſti und ſeiner Apoſtel, ingleichen das exemplariſche Leben ihrer Nachfolger verkleinern möchten, ſo erdichteten ſie von ihren Welt-Weiſen, Pythagora, Apollonio Thyanæo und andern, daß ſie ebenfals heilige und gottsfürchtige Leute geweſen,

auch

auch durch einen geheimen Umgang mit den Geiſtern, wo nicht gröſſere, doch gleiche Wunder als Chriſtus und ſeine Jünger gethan hätten. (*) Was das ſchlimmſte war, ſo theilten ſie die Kunſt mit den Geiſtern bekannt zu werden, und ſie zu ſeinem Dienſt zu zwingen, ein in Theurgiam und Goëtiam. Jene hatte es mit den guten, dieſe aber mit den böſen und unreinen Geiſtern, die nichts als Schaden anrichten, zu thun; daher ſie auch die Goëtie als eine Hexerey anſahen, und damit nichts wolten zu ſchaffen haben. Ihre Abſicht dabey war, daß ſie Chriſtum und die Apoſtel der Goëtie, oder des Laſters der Zauberey beſchuldigten, und läſtern möchten, als hätten ſie ihre Wunder-Wercke durch Hülffe der böſen Geiſter verrichtet. Mich wundert höchlich, daß viele Chriſtliche Lehrer die gottloſe Abſichten der Alexandriniſchen Welt-Weiſen nicht beſſer eingeſehen, ſondern nicht einmahl Bedencken getragen, ſie zu ihre Lehrmeiſter in der Philoſophie zu erwehlen. Durch ſolche Philoſophie iſt der Chriſtlichen Kirche von je her ein entſetzlicher Schade zugewachſen, den man noch heutigs Tages häufig ſpühren kan. Die meiſten Ketzereyen ſind daraus entſtanden. Die unreine Myſtiſche Theologie, die Enthuſiaſterey, die mancherley Geiſter und der vertrauliche Umgang mit ihnen, ſchreiben ſich daher. Welches von den Gelehrten ſchon längſt iſt ausgeführet worden.

(*) Beſ. Jacob Bruckers Fragen aus der Philoſ. Hiſtorie Tom. 3. lib. 1. cap. 2. Sect. 3. §. 11.

Die Mittel, wodurch die heydniſche Welt-Weiſen zur Bekanntſchafft mit den guten Geiſtern gelangen wolten, waren zuforderſt die Reinigung der Seele von den Unreinigkeiten, womit ſie durch die Vereinigung mit dem Cörper beflecket worden. Sie hielten nemlich dafür, die Seele ſey zur Straffe in den Leib, als in ein Gefängnis geſtecket worden, und hätte dadurch viele Unreinigkeiten an ſich genommen. Um ſie nun davon loß zu machen, müſte man ſuchen, dem Cörper auf eine philoſophiſche weiſe abzuſterben, die Seele je mehr und mehr davon loß zu reiſſen, und ſie zu den Göttern hinauf zu ſchwingen. Solches könte geſchehen durch Mäſſigkeit und Enthaltung von den fleiſchlichen Wollüſten, durch Dämpffung und gäntzliche Ausrottung aller Affecten. Hiernächſt müſte man auch den Leib weihen, ihn mit gewiſſen Ceremonien durch Waſſer, Feuer und Lufft reinigen, weil ſolches zur Ausſöhnung der Seele mit den Göttern vieles beytragen könte. Zu dem Ende recommendirten ſie auch die Opffer, und legten ihnen die Krafft bey, die Seele zu reinigen, und zur Vollkommenheit zu bringen. (*)

Mit der Goëtie und den böſen Geiſtern wolten dieſe Welt-Weiſen nichts zu ſchaffen haben, ſondern hielten ſie für eine ſtrafbare Zauberey, deren Endzweck nur wäre, Schaden zu ſtifften.

(*) Beſ. Buddei Exercitat. de Καθάρσει Pythagoræo-Platonica, in Analectis Hiſtor. Philoſoph.

ſtifften. Indeſſen fehlete es unter ihnen an Leuten nicht, die ſich dieſer Kunſt rühmeten, und die böſen Geiſter ihres Gefallens zu ihrem Dienſt haben wolten. Dieſe erwieſen den böſen Geiſtern ſolche Ehre, wovon andere glaubten, daß ſie nur den guten zukäme. Sie verfertigten gewiſſe Carmina, oder hatten ſonſt beſondere Ceremonien, wodurch ſie die Geiſter herbey zu locken hofften. Jedoch glaube ich kaum, daß die Heyden ſo thöricht und gottlos mit dem bannen der Geiſter verfahren ſind, als es nach der Zeit einige Chriſten, die eben deswegen ihren Nahmen zu melden angeſtanden, uns in ihren Büchern vorgeſchrieben haben, welche ſie mehrentheils unter dem Nahmen Adams, Enochs, Abrahams, Salomons, oder gewiſſer Kirchen-Lehrer als Cypriani, Alberti, Thomæ und andern erdichtet haben. Von ſolchen Büchern urtheilet Cornelius Agrippa ſehr wohl, (*) man fünde darinnen nichts als Poſſen und Betrügereyen, ſie wären in den neuern Zeiten von gottloſen Leuten erdichtet, und aus heydniſchen Anmerckungen und gewiſſen Ceremonien der Chriſtlichen Religion zuſammen geſchmiedet worden, um den Einfältigen dadurch Schrecken einzujagen, und die ſo es nicht verſtehen in Erſtaunen zu ſetzen.

Da wir alſo den Urſprung des Geiſter-bannens im Heydenthum gefunden, ſo laſſet uns nun ſehen, wie man es damit nach der neuern

(*) De Vanit. Scient. cap. 45.

Unterricht anfangen ſoll. Weil es zweyerley Geiſter gibt, nemlich gute und böſe, ſo könten wir hier von der Beruffung und Beſchwerung ſowol der einen, als der andern Art handeln. Allein was die böſen anlangt, ſo gehört der Umgang und die Bekanntſchafft mit ihnen nicht hieher, ſondern vielmehr unter dem Titul von der Zauberey, bis dahin ich dieſe Materie verſparen will. Doch ſoll die Art und Weiſe berühret werden, wie man die böſen Geiſter vertreiben und wegſchaffen will. Ich habe dieſem Abſchnitt den Titul vom bannen der Geiſter gegeben, welcher dazu am bequemſten ſchien, weil darunter ſowol das beſchweren und herbeyruffen der guten Geiſter, als auch die Vertreibung der böſen begriffen wird. Dieweil man mancherley gute Geiſter erdichtet hat, wie aus dem 21. und 22. Abſchnitt zu erſehen, ſo wollen wir ſie der Reihe nach vornehmen, und die Mittel erwegen, die uns in ihre Bekanntſchafft bringen können.

Die Cabbaliſten zeigen uns nicht allein den nächſten, ſondern auch einen allgemeinen Weg, alle Geiſter ohne Unterſcheid zu zwingen, und ſich dienſtbar zu machen. Sie erwehlen gewiſſe Wörter oder Sprüche aus der h. Schrifft, inſonderheit aber die darin befindliche Nahmen GOttes, die ſie in einer gewiſſen Ordnung ausſprechen, oder aufſchreiben und anhängen. Damit wollen ſie alle Geiſter beſchweren, daß ſie ihnen gehorchen müſſen, auch die Teuffel vertreiben, und viel wunderbare Dinge mehr ausrichten.

ten. Vornemlich mißbrauchen ſie dazu den heiligen Nahmen GOttes Jehovah, den ſie Schem Hamphoraſch nennen. Es iſt bekannt, daß die Juden niemahls dieſen Nahmen GOttes, wie er lautet, ausſprechen. Sie legen ihn vielmehr auf Cabbaliſtiſche Weiſe durch andere Buchſtaben und Wörter aus, nennen ihn alsdann Schem Hamphoraſch, den ausgelegten Nahmen GOttes, und legen ihm vorgedachte erſtaunliche Würckung bey. Ihrem Vorgeben zu folge, ſoll Moſes alle ſeine Wunder in Krafft dieſes Nahmens verrichtet haben. Einsmahls ſoll auch der König Salomo den Teuffel mit einem Bande, worauf Schem Hamphoraſch geſtanden, gebunden und als ſeinen Gefangenen gehalten haben. Da ſich aber Salomo betruncken hatte, ließ er ihn wieder loß. Darauf ward er vom Teuffel verſchlungen, der ihn einen ſo fernen Weg hinſpie, daß er ſieben Jahr reiſen muſte, ehe er wieder in Jeruſalem anlangen konte. Unterdeſſen regierte der Teuffel in Salomonis Perſon. Salomo aber verfertigte ein neues Band, und als er wieder gen Jeruſalem kam, nahm er damit aufs neue den Teuffel gefangen. (*) Damit die Juden ihr feindſeliges Gemüth gegen unſern Heyland an den Tag legen mögen, ſo läſtern ſie, er habe alle ſeine Wunder durch Schem Hamphoraſch verrichtet. Die Krafft dieſes göttlichens Nahmens wollen ſie beweiſen aus

2. Moſ.

(*) Beſ. des getreuen Eckarts Mediciniſchen Maul-Affen pag. 299.

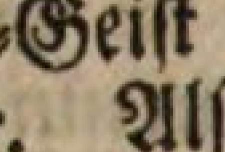
2. Moſ. 20, 24. Denn an welchem Ort ich meines Nahmens Gedächtnis ſtifften werde, da wil ich zu dir kommen, und dich ſegnen. Jngleichen aus 4. Moſ. 6, 27. Denn ihr ſollt meinen Nahmen auf die Kinder Jſrael legen, daß ich ſie ſegne. Welche beyde Sprüche gleichwol nichts weniger beſagen, als daß man mit dem Nahmen GOttes ſo groſſe Wunder-Dinge ausrichten könne. Man gibt ferner vor, es müſten für den göttlichen Nahmen die Himmel erzittern, die Hölle erbeben. Die Engel müſten ſie anbeten, und die Teuffel dafür erſchrecken, ja alle Creatur dieſelbige ehrerbiethigſt verehren. Daher die heilige Beobachtung, und andächtige mit Furcht und Zittern vermiſchte Anruffung des göttlichen Nahmens, dem Menſchen die Krafft gebe, ſehr groſſe und die Natur überſteigende Dinge auszurichten. (*) Verſteht man allhier durch den Nahmen GOttes, wie ſonſt in h. Schrifft, GOtt ſelbſt, ſeine Majeſtät und Eigenſchafften, ſo iſt wohl gewiß, daß für ihm alle Creatur erzittern, und die höchſte Ehrfurcht tragen müſſe. Aber es folgt daraus nicht, daß man durch die Verehrung und Anruffung GOttes die Krafft Wunder zu thun, und inſonderheit die Geiſter zu zwingen, überkommen könne. Sondern es muß erſt erwieſen werden, daß GOtt den Menſchen, die ihn darum bitten, ſolche Krafft mittheilen wolle. Verſteht man aber die Nahmen GOttes an

(*) Cornelius Agrippa de Philoſ. Occult. lib. 3. cap. 11.

an und vor ſich, wie ſie geſchrieben und ausge-ſprochen werden, ſo iſt man zwar verbunden, auch damit ehrerbietig umzugehen. Allein daß man damit will die Geiſter zwingen, und allen Creaturen ein Schrecken einjagen, iſt ein ſchändlicher Aberglaube, und Mißbrauch des göttlichen Nahmens. Dieſes haben ſelbſt einige unter den Juden erkannt, nahmentlich Moſes Maimonides, der die gantze Practiſche Cabbala für eine betrügeriſche Erfindung hält, und Joſephus Gecatilia, welcher davon alſo ſchreibt: Mein Sohn! Wann die Sünder zu dir ſprechen: Komm mit uns, wir wollen dir die Nahmen GOttes geben, deren du dich bedienen kanſt: So gehe nicht mit ihnen, ſondern enthalte dich von ihren Wegen. Denn dieſe Nahmen und derſelben Gebrauch, ſind nichts anders als Netze und Stricke deine Seele zu fahen, und ſie ins Verderben zu ſtürtzen. (*) Und ſo viel von dem Cabbaliſtiſchen Geiſter-bannen, welches, wie jedermann ſiehet, ſchlechten Grund hat.

Unter den guten Geiſtern, welche die Geiſter-Beſchwerer zu ihrem Dienſt beruffen wollen, ſtehen diejenigen, ſo den Planeten vorgeſetzt ſind zuerſt, denn mit dieſen will man es gemeiniglich zu thun haben. Die Nahmen dieſer Planeten-Geiſter mag man im 21ten Abſchnitt aufſuchen. Hier mercke man nur, wie die Geiſt-kundiger einem jeden von dieſen Planeten-Beherrſchern

(*) Buddei Introd. ad Hiſtor. Philoſoph. Ebræorum, §. 38.

herrſchern ſeine eigene Verrichtungen geben. Z. E. Der Geiſt Saturni verkehret alle Dinge in einem Augenblick in Stein, die Schätze in Kohlen, und die Kohlen wieder in Schätze. Er lehret die Alchimie, macht die Menſchen unſichtbar, gibt Fruchtbarkeit. Er gibt Antwort, ſo man ihn fragt um gefangene und krancke Leute. So man ihn fragt um hochwürdige Dinge, gibt er trefflichen groſſen Rath, rechnet und leget aus ein Ding bey einer Nadel-Spitze. Der Geiſt Jupiters bringt einen zu den Geiſtern in Lüfften, die einem wahrhafftige Antwort geben, ſie tragen alle Dinge auch Edelgeſteine, ſamt Wunderwürckenden Artzneyen von einem Ort zum andern. Er gibt dienſtbare Geiſter aus dem Firmament, und er mag einen ſein Leben auf 700. Jahr verlängern, ſo es GOtt will. Er unterweiſet die Richter, läſt wahrhafftige Geſichte im Traum erſcheinen, hilft zu geiſtlichen Aemtern und Würdigkeiten. Macht die Närriſchen und aberwitzigen klug, u. ſ. w. Wenn ich Vorhabens wäre, meinen Leſer in der Geiſter-Kunſt zu unterrichten, müſte ich auch die Verrichtungen der übrigen Planeten-Regenten anführen. Da ich aber nur die Thorheit dieſer Kunſt demſelben vor Augen zu legen gedencke, ſo würde ſolches eine unnütze Sache ſeyn. Ein jeder Planeten-Geiſt hat ſein gewiſſes Zeichen, oder Character. Alſo iſt das Zeichen des Saturni folgendes:  Wer in Beruffung der Geiſter glücklich ſeyn will, muß ſolche Zeichen wohl

wohl verſtehen, weil darauf das meiſte ankommen ſoll. Es werden auch gewiſſe Tage und Stunden vorgeſchrieben, darin die Beruffung geſchehen muß. Z. E. Der Geiſt Saturni wird beruffen an einem Sonnabend, des Morgends in der erſten Stunde, darinnen die Sonne aufgeht, im angehenden Mond. Will jemand einen oder den andern Geiſt beruffen, ſo wird zuförderſt von ihm erfordert, daß er keinen Fehler oder Gebrechen am Leibe habe, nicht bucklicht, einäugig, oder hinckend ſey: daß ihm der Athen nicht ſtincke, oder ein Glied mangele: daß er nicht ungeſund und brechhafftig, unehrbar, verlähmet, unfruchtbar, menſtruoſiſch und dergleichen ſey. Ferner wird von ihm erfordert, daß er ſey fromm, ehrbar, redlich, beſtändig in Worten und Wercken, feſt im Glauben, vorſichtig und in keiner Sache geitzig, denn allein in Wahrheit, die da iſt in geiſtlichen Sachen. Vor allen Dingen aber muß er erforſchen, ob er auch zu der Kunſt die Geiſter zu beruffen gebohren ſey, und zu welchem Stück der Geiſt-Kunſt. Wann er jemahls in Verrichtung der höchſten Geſchäffte geſpühret, daß ihm die Geiſter einen Beyſtand gethan, ſo iſt es offenbahr, daß er aus Anordnung GOttes ein Geiſtkundiger werden ſoll. Nachdem er nun ſein Vorhaben, was er von den Geiſtern begehren will, unterſucht, muß er aus den obgedachten Verrichtungen eines jeden Planeten-Geiſtes wiſſen, was für einen Geiſt er zu beruffen habe. Z. E. Wolte jemand alle Kräuter und Wurtzeln, ihre

Kräffte

Kräffte und Eigenſchafften kennen/ ſo müſte er den Geiſt Bethor, welcher im Jupiter herrſchet/ herzu fordern/ denn deſſen Amt iſt/ dieſe Dinge zu lehren: Auch müſte er ſich das Zeichen dieſes Geiſtes auf Zinn/ welches Metall ihm eigen iſt/ geſtochen anſchaffen, und bey ſich tragen. Darauf ſoll ſich der Geiſter-Beſchwerer baden/ und ſeinen Leib vom Unflath waſchen, neu gewaſchene Kleider anziehen/ ſeine Sünde beichten/ ſich 3. Tage zuvor von aller Unkeuſchheit und Wein trincken enthalten/ den Armen Allmoſen geben/ am Abend zuvor nichts als Brod und Waſſer genieſſen/ ſich endlich an einen ſaubern Ort begeben/ da kein Geräuſch/ noch einig ander Menſch iſt/ daſelbſt niederknien/ und folgendes Gebet ſprechen: Allmächtiger, ewiger, gütiger GOtt, der du alle Dinge und Geſchöpffe erſchaffen haſt, zu deinem Lob und Ehre, und dem Menſchen zu Dienſt, ich bitte dich, du wolleſt mir den Geiſt (*Bethor* aus dem Stande des *Jupiters*) in ſichtiger Geſtalt ſenden, daß er mich unterweiſe und lehre, was ich ihm fragen werde, auch mir mit kurtzer Antwort anzeige, wie man dieſe oder jene Kräuter und Wurtzeln zubereiten und gebrauchen ſoll ꝛc. und daß er mir den vornehmſten Geiſt aus ſeinem Stande zuordne, der mir allezeit meines Lebens beywohne, und mir auf meine Frage ſeine wahrhafftige Antwort gebe, auch mich in allen Dingen nothdürfftiglich unterweiſe. Wolleſt mir auch ein gelehriges

Hertz

Hertz geben, daß ich ſolches alles gründlich verſtehen, und feſtiglich mercken, auch dir HErrn zu Ehren, und meinen Nächſten zu Nutz gebrauchen möge. O HErr! nimm deinen H. Geiſt nicht von mir, ſondern befeſtige mich mit deinem freudigen Geiſt, und führe uns nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe uns von allem Ubel. HErr, heiliger Vater! ich bitte dich, du wolleſt dem verlogenen Geiſt hierin nicht Gewalt geben, wie du ihm Gewalt gabeſt über Ahab, daß er umkam, ſondern bewahre mich in deiner Wahrheit, doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe, durch JEſum Chriſtum, Amen.

Darauf muß der Geiſt ohnfehlbar kommen, den man mit kurtzen Worten fragen muß, und ſeine Antwort fleißig aufſchreiben. Uber 3. Fragen aber ſoll man ihm auf einmahl nicht aufgeben, ihn auch über eine Stunde nicht aufhalten, ſondern wenn man die Antwort erhalten, zu ihm ſprechen: Weil du ſanfftmüthiglich und in ſtiller Ruhe kommen biſt, wolleſt du nun in Frieden dahin fahren zu deinem Stand und Ordnung, und wieder zu mir kommen, wenn ich dich bey deinem Nahmen, Ordnung und Amt-Dienſt, ſo dir von GOtt dem Schöpffer verliehen iſt, beruffen werde, Amen. Das laßt mir eine vortreffliche Kunſt ſeyn, (*) dadurch man ohne vieles Kopfbrechen und Mühe zur Wiſſenſchafft und Erkänntniß der höchſten

(*) Sie iſt aus dem Clavicul. Salomonis genommen.

und verborgenſten Dinge gelangen kan. Wann den Urhebern derſelben zu glauben ſtehet, mag man dadurch erlangen, was man begehret, auch gantze Königreiche und Länder bezwingen. Davon heißt es in den Clavicul. Salomonis: Wenn du etwas in einem Königreich wolteſt anrichten, wer und was Nation fürohin für und für daſelbſt regieren ſolte, ſo beruf du den Geiſt-Fürſten deſſelbigen Reichs, und verlange von GOtt Gewalt, über denſelben zu gebieten, alsdann befiehl demſelben, was du wilt, ſo wird es geſchehen, bis ſo lange derſelbige Geiſt-Fürſte durch den nachkommenden Geiſt-kundigen ſeines Gehorſams nicht entlediget wird. Wer nun ein recht gläubiger Chriſt wäre, der möchte die Geiſt-Fürſten des Ungerlandes, Conſtantinopel, Jeruſalem, Syrien, Egypten und gantz Griechenlandes Einöden inſonderheit beruffen, und ihm befehlen, daß er das Türckiſche Regiment an bemeldten Königreichen und Landen abſtelle, und die teutſchen Kayſer wieder daran ſetze, dieſelbe dabey ſchütze und ſchirme, bis ſo lange derſelbige Geiſt-Fürſt durch die nachkommenden ſeines Gehorſams entlediget würde. Wann jemand den Edelgeſtein, das Buch und Geiſt-kundige Horn (was dieſes für koſtbare Stücke geweſen, iſt mir unbekannt) ſo ein Geiſtkundiger aus dem Neapoliſchen Geiſtkundiger-Schatz hinweg genommen, könte zuwege bringen, der möchte gar leicht ein einiger oberſter Herr der gantzen Welt werden. Dieſelben 3. Stück aber möchten alſo zuwege gebracht werden, ſo man

den Geiſt-Kundiger, der ſolche Stücke entfremdet hat, berufte, und ihn zwünge, daß er dieſelbige 3. Geiſtkünſtliche Stücke müſte hergeben. Dem kan ein Geiſt-Kundiger wohl nachdencken, daß er möchte dieſe Kleinodien bekommen. Vermuthlich hat ein Wahnwitziges Gehirn dieſe Grillen nebſt der gantzen Kunſt die Geiſter zu beruffen ausgeheckt, welche ſo ungereimt als gottlos iſt. Es wäre kein Wunder, wenn GOtt jemanden, der ſolche Kunſt practiciren wolte, um ſeine Thorheit und Vorwitz nachdrücklich zu straffen, an ſtatt eines guten Geiſtes den Teufel über den Hals ſchickte. Man hält die 7. Planeten-Geiſter und die 7. Geiſter, welche um den Thron GOttes ſtehen ſollen, für einerley, folglich muß man glauben, daß man auch die h. Engel GOttes auf vorgedachte Weiſe beruffen könne, und ſie in ſichtbarer Geſtalt zu erſcheinen zwingen. Nicht weniger werden ſich auch die Schutz-und andere Engel ſolchergeſtalt herbeylocken laſſen, wovon es in den Clavicul. Salomonis ausdrücklich heiſt, daß einer um einen Engel bitten möge, was er für einen will.

Ich will noch andere Miltel und Wege anführen, wodurch ein Geiſter-Freund zu dem geheimen Umgang mit ihnen gelangen kan, und damit den vorſtehenden Proceſſ zum theil erläutern. In den Elementis Magicis Petri de Abano, oder wie andere dieſen Nahmen ſchreiben d' Apono (*) finden ſich allerhand unverſtändliche

(*) Dieſe Elementa Magica finden ſich in Cornelii Agrippæ

ſtändliche und nichts bedeutende Gebeter, derer ſich ein Geiſter-Beſchwerer bey dieſer oder jener Gelegenheit zu bedienen hat. Z. E. Wann er reine Kleider anziehet, ſoll er folgendes Gebet ſprechen: *Ancor, Amacor, Amides, Theodonias, Anitor*, durch das Verdienſt deiner heiligen Engel, o HErr! will ich anziehen die Kleider des Heyls, damit ich möge dasjenige ins Werck richten, was ich begehre, durch dich, o allerheiligſter *Adonai!* deſſen Reich währet von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen.

Andere recommendiren bey Beſchwerung der Geiſter auch allerhand ſchönes Räucherwerck, womit ſich die Geiſter, als die Hunde mit einem Stücke Brod ſollen herbey locken laſſen. Noch andere ergreiffen die muſicaliſche Inſtrumente, die aus gewiſſem Holtz verfertigt, und deren Sayten von beſondern Thieren gemacht ſind. (*) Damit ſpielen ſie den Geiſtern eins auf, und bewegen ſie einen Leib anzunehmen, und ein Täntzchen zu machen. Hieher gehört auch ein gewiſſes Glöckchen, womit man ihnen, als ein Herr ſeinen Dienern, klingeln kan, daß ſie ſich alſobald einſtellen müſſen. Von dieſem Glöckchen ſchreibt Theophraſtus Paracelſus. (**) Ich kan ein gewiſſes Wunder nicht verſchwei-

Agrippæ Operibus, welche Lugduni apud Beringos fratres in 8vo ſine anno impreſſionis herauskommen ſind.

(*) Beſ. die Unterred. vom Reich der Geiſter. Tom. 1. pag. 637.

(**) Lib. 6. Archidoxorum.

ſchweigen, welches ich von einem Spani-
ſchen *Necromanten* Vornehmen geſehen. Der-
ſelbe hatte eine Glocke von ohngefehr 2.
Pfunden, ſo oft er dieſelbe läutete, konte er
zuwege bringen, daß viele Geiſter und Ge-
ſpenſter von mancherley Art erſchienen.
Wenn es ihm beliebte, zog er einige Wor-
te und *Characteres* an der inwendigen Fläche
der Glocke, ſo bald er nun ſelbige läutete,
erſchien ihm augenblicklich ein Geiſt, in
was für einer Geſtalt er denſelben zu ſe-
hen verlangte. Auch konte er durch den
Klang beſagter Glocke viele andere Geſich-
ter und Geiſter, ja Menſchen und Thiere
an ſich ziehen, auch wieder hinweg treiben,
wie ich denn ſelbſt geſehen, daß er viele
dergleichen Dinge verrichtet. So oft er
was neues unternehmen wolte, ſo oft er-
neuerte er auch ſeine Worte und *Characteres*,
von welchen er mir das Geheimniß nie-
mahls entdecken wollen. Jedoch da ich
der Sache recht genau nachgeſonnen, kam
ich endlich von ohngefehr dahinter, wel-
ches ich aber hier nicht offenbahren will,
gnug, ich wurde deutlich gewahr, daß mehr
Nachdruck in der Glocke, als in den Wor-
ten verborgen läge, denn die Glocke war
gewiß aus unſerm *Electro*, (ſo nennet Theo-
phraſtus ein Metall, welches aus allen 7. Metal-
len in gehöriger Ordnung und zu rechter Zeit
zuſammen geſchmoltzen iſt) zubereitet. Ein

 neuerer

neuerer Autor (*) ſchwatzet uns von dieſem Glöckchen was folget, vor: Sie machen aus dem Electro ein Glöckchen, mit welchem ſie allerhand Geiſter und Geſpenſter nach ihrem Gefallen beruffen und vor ſich ſtellen, ja gar das Ungeziefer herzubringen und wieder vertreiben wollen. Die Operation geſchicht, wann ſie einen Character auf das Glöckchen ſchreiben und klingeln, welches Glöckchen meines Erachtens Campana Vergilii genennet wird, und ich glaube, daß dieſes davon herrühre, wann unterſchiedliche Autores ſchreiben, daß der Vergilius ein Glöckchen gehabt, von deſſen Thon alle Huren, die nur am Hofe des Königs Arcturi ſich aufgehalten, erſchrecken müſſen: Ja es ſagen andere, daß er auf ſolche Art viel Huren von der Welt geſchafft, weil er, wenn er dieſelben über eine Brücke gehen ſehen, meiſtens ſeine Glocke gebraucht habe, von welcher ſie ſo erſchrocken ſind, daß ſie ſich ins Waſſer geſtürtzt haben. Von einem Pfarrer in Schleſien wird auch gemeiniglich erzehlet, der eben dieſes Glöckchen gemacht, und unterſchiedliche Experimenta in Gegenwart vieler Leute gethan hat, daß ſolches natürlich geſchehe. Die Art, wie es der Pfarrer gemacht, iſt mir nicht unbekannt, und wird eben aus den 7. Metallen, in gewiſſen Zeiten zugerichtet, jedes Metall wird abſonderlich unter einer gewiſſen Conſtellation geſchmeltzet, und daraus folget, daß dieſe Operation natürlich durch den

(*) Der geheimen Unterredungen von Magia Naturali pag. 176. ſeqq.

den Einfluß der Planeten geſchehe. Nach eines gewiſſen Cavaliers Meldung, der dieſes Glöckchen vor weniger Zeit von einem in Italien geſehen hat, werden die Characteres nach den unterſchiedlichen Operationibus gemacht, und muß eines jedweden Geiſtes oder Geſpenſtes, ja gar des Ungeziefers eigener Character darauf geſchrieben werden. Dieſer Italiäner hat dem Cavalier und zwar in Beyſeyn anderer, mir auch wohl bekannten (welche es mir auch in Brieffen confirmiret haben) unterſchiedliche Proben gethan, und nach Verwechſelung des Characters allerhand Sachen, unter andern des obgemeldten Cavaliers ſeinen Vater, der ſchon vor 15. Jahren geſtorben war, wie ein Schatten vorgeſtellet. Er iſt ferner mit ihm in einen Weinberg gegangen, und hat in demſelben die Schlangen und Mäuſe, mit dem Klange ſeines Glöckchens, aus ihren Löchern heraus gebracht, und vor ſich geſtellet, auch nach Anſchreibung anderer Charactern wieder von ſich weggeſchafft. So weit vorgedachter Autor. Daß ſich Leute gefunden, die dergleichen Glöckchen gehabt, und von deſſen Würckung viel geprahlet haben, daran zweiffele ich nicht. Ich möchte aber gern eine Probe damit ſehen, ehe glaube ichs nicht, weil weder der Klang dieſer Glocke, noch auch die darauf geſchriebene Characteres, von ſolcher Würckung ſeyn können, wie ich anderswo ausführlich darthun werde. Vor einigen Jahren kam ein herumlauffender Ratten- und Mäuſe-Fänger, oder wie er ſich

 nannte,

nannte, geheimer Cammer-Jäger, zu mir ins Haus, und both ſeine Dienſte wider dieſes und mehr Ungeziefer, inſonderheit wider die Maulwürffe an. Ich wolte ihn auf die Probe ſtellen, und verlangte von ihm ein Mittel wider die Maulwürffe, die ſich häufig in meinem Garten funden. Er war bereit etwas zu geben, welches in die 4. Ecken des Gartens hingelegt, und daſelbſt ſolte vergraben werden, ſo würden alle Maulwürffe auf einmahl den Garten verlaſſen. Dieſem Vorgeben trauete ich nicht, ſondern ſagte ihm unter Augen, wie er mit Betrug umgienge, und es ihm nur ums Geld zu thun wäre, weil nicht glaublich, daß ſein Pulver, oder was er ſonſt geben wolte, ſolche Würckung haben könte. Darauf erboth er ſich, durch ein geheimes Kunſtſtück alle Maulwürffe aus dem gantzen Garten auf einen Hauffen zu bringen, daß man ſie todtſchlagen könte. Aus ſeinen Reden aber konte ich beynahe ſchlieſſen, als ob er ſie zuſammen pfeiffen wolte. Dis ließ ich mir gefallen, und verſprach ihm, wann er es bewerckſtelligen würde, an ſtatt einiger Groſchen, die er forderte, einen ſpecies Thaler. Es war gegen Abend, darum wandte er vor, daß es ſelbigen Tages nicht geſchehen könte, ſondern weil er die Nacht an unſerm Ort bliebe, wolte er des andern Tages mit dem früheſten dabey seyn. Er gieng weg, mochte aber keine Luſt haben, das Geld zu verdienen, oder beſſer zu ſagen, getrauete ſich nicht ſeine Prahlerey ins Werck zu richten, indem er noch wiederkommen ſoll. Vielleicht

ist

iſt es mit den vorgedachten Glöckchen auch ſo hergegangen, daß man vieles davon geprahlet, aber keine Probe gezeiget. Will man mir hier die Zeugen vorwerffen, die die Proben mit Augen geſehen, ſo weiß man ohne mein Erinnern wohl, daß ſolchen Zeugen nicht allemahl zu glauben ſtehet. Wie viel Dinge hat man uns ehedem aus entfernten Ländern erzehlet, welche viele mit Augen wollen geſehen haben, gleichwol nachhero ſind falſch und erdichtet befunden worden? Vielleicht haben dieſe Geiſter-Beſchwerer mit ihrem Glöckchen denen Zuſchauern nur ein Hocus Pocus Stückgen geſpielet, oder ſie durch einen optiſchen Betrug, dergleichen bey unwiſſenden gar leicht anzubringen iſt, geäffet, woraus hernach die Zuſchauer, weil ſie es nicht eingeſehen, groß Weſens gemacht haben.

Auf die Muſic und Characteres folgen allerhand Magiſche Geſänge, Gedichte, Worte und Beſchwerungen, womit man die Geiſter herbeyzulocken, oder gar gewaltthätiger weiſe zu zwingen gedencket. Dazu gehört aber ein ſtarcker Glaube, daß Worte, wie künſtlich ſie auch immer ausgeſonnen werden, da ſie nichts anders ſind, als ein Schall, oder eine gewiſſe modificirte Bewegung der Lufft, von ſo groſſer Würckung ſeyn ſolten, wovon in dem Abſchnitt von Krafft der Worte, mit mehrern wird zu reden ſeyn.

Indeſſen meynen es die am beſten zu treffen, welche weder den Characteren noch Worten,

ten, ſondern vielmehr dem ſtarcken Glauben und der Einbildung des Beſchwerers die Würckung auf die Geiſter beymeſſen. Dahin wird in den Clavic. Salomonis gezielet, wenn es heißt: **Der Glaube übertrifft alle Siegel, und unterwirfft die Geiſter dem Willen des Menſchen.** Nun iſt wohl an dem, daß unſer Heyland dem Glauben, oder einem ſtarcken Vertrauen auf die göttliche Allmacht, die Krafft Wunder zu thun, ingleichen die böſe Geiſter zu vertreiben, beylegt; Aber wir leſen nirgends, daß man durch dieſen Glauben die guten Geiſter zwingen, und ſie zum erſcheinen bewegen könne. Wir haben auch keine göttliche Verheiſſung, daß er uns, wann wir es begehren, dieſelben wolle erſcheinen laſſen; noch weniger iſt uns befohlen bey ihm darum anzuhalten. Der Wunder-Glaube war eine Gabe der erſten Kirche, der wir uns jetzt nicht mehr zu rühmen haben. Daher ſehe ich nicht ab, wie man ſich Hoffnung machen könne, durch den Glauben die guten Geiſter zu zwingen, und ſie ſeinem Willen zu unterwerffen. Von den Arabiſchen Welt-Weiſen berichtet Cornelius Agrippa (*) wie ſie dafür hielten, daß das menſchliche Gemüth, wann es auf ein Ding ſehr aufmerckſam iſt, damit groſſe Dinge ausrichten könne. Es vereinigen ſich ſolchergeſtalt mit den Seelen der Sterne, und den Intelligentzien, und verrichte wunderbare Dinge, weil ihm alles natürlicher weiſe gehorchen muß, es auch alle Dinge durch

(*) De Philoſoph. Occulta lib. 1. cap. 67.

durch eine hefftige Begierde bewegen könne. Dieſem zu folge würde die menſchliche Einbildung, oder eine innerliche lebhaffte Vorſtellung auch auſſer dem Menſchen ihre Würckung in die Ferne thun, und gar leicht die Geiſter bewegen und zwingen. Wie ungereimt dieſes klingt, haben ſich doch viele nicht geſcheuet, es den vorgedachten Welt-Weiſen nachzubeten. (*) Die Einbildung iſt nichts anders, als gewiſſe Vorſtellungen im Gemüthe von Sachen, die wir ehemahls empfunden, und nun als gegenwärtig anſehen. Dieſe Vorſtellungen würcken nach ihrer Beſchaffenheit gemeiniglich entweder ein Verlangen nach dem, was man ſich vorſtellet, oder einen Abſcheu dafür. Das Verlangen des Geiſter-Beſchwerers müſte alſo die Krafft haben, die Geiſter dergeſtalt zu bewegen, daß ſie ſich zu gehorſamen nicht entbrechen könten. Allein es iſt die Frage, ob die Geiſter einmahl ſolches Verlangen wiſſen und erfahren? Geſchweige, daß ſie dadurch ſolten afficirt werden, ſich demſelben zu unterwerffen. Was iſt es dann, das bey einem hefftigen Verlangen von der Seele aus- und zu den Geiſtern übergehet, um ſie zu bewegen? Das hat uns noch niemand ſagen können, ſondern man bleibt bey einer verborgenen Würckung beſtehen, und verräth damit die Blöſſe der Sache. Wären unſere Einbildungen von dem Vermögen, warum bewegen wir dadurch nicht andere Menſchen, die auch einen

(*) Conf. M. David Richteri de Conciliatione Spiritum disput. 3. §. 15. pag. 60. in Notis.

nen Geiſt oder Seele haben, daß ſie uns lieben, und alles thun müſſen, was wir verlangen? Dis wäre das nächſte Mittel für einen Regenten, ſeine Unterthanen im Gehorſam zu erhalten, wann es nur bewährt erfunden würde. Die Einbildung thut freylich in dem Menſchen ſelbſt manche wunderliche Würckung. Jener bildete ſich ein, er wäre ein Haus-Hahn, hätte auf dem Kopf einen rothen Kamm, und im Angeſicht einen langen Schnabel, daher er auch beſtändig als ein Hahn krähete. Zu dieſem geſellete ſich ein ander, der wolte auch ein Haus-Hahn ſeyn, ſtellete ſich, als gienge, ſünge und krähete er wie ein Hahn. Da er nun etliche Tage mit ihm umgieng, ſprach er zuletzt zum andern: Ich bin nicht mehr ein Hahn, ſondern ein Menſch, alſo biſt auch du wieder zum Menſchen worden. Dadurch ward er wieder zurecht gebracht, (*) hingegen bezeugt die tägliche Erfahrung, daß wir mit unſer Einbildung auſſer uns nichts ausrichten mögen. Darum iſt es in der That eine leere Einbildung, wenn man damit die Geiſter zwingen will.

Laſſet uns nun ſehen, ob es nicht möglich ſey, die Geiſter zu beruffen, und mit ihnen in einen vertraulichen Umgang zu kommen. Darauf kommt das Haupt-Werck von Geiſter-bannen an. Die Möglichkeit dieſer Sache will man entweder durch gewiſſe Schlüſſe, oder durch die Erfahrung behaupten. Einige ſagen ſchlechterdings

(*) Lutheri Tiſch-Reden. Cap. 27.

terdings: (*) Ein rechter Geiſtkundiger mag alle Geſchöpffe GOttes, auch den Dienſt und Amt der *Præſidum*, Verwalter dieſer Welt, nach ſeinen Gefallen brauchen, daß ſie ihm dienen ſolten, ſie mögen es gleich gern thun, oder nicht gern. Welches aber ohne Beweis nicht mag angenommen werden. Andere (**) ſetzen den Beweis hinzu: Die Beſchwerung und Citirung der Geiſter ſey dem Menſchen allerdings möglich, weil er vermöge des eingeblaſenen göttlichen Odems die Herrſchafft über alle Creaturen, und alſo auch über die Geiſter empfangen. Wer mit göttlicher Weisheit verſehen, könne in ſolcher Krafft ſich aller in dieſer Welt erſchaffenen Creaturen bemeiſtern. Die Unterred. vom Reich der Geiſter (***) richten den Beweis ein wenig anders ein: Wann ſich die Geiſter, heißt es, zu den Menſchen geſellen, ſo ſind ſie dazu nicht gezwungen worden, ſondern haben ſich von freyen Stücken zu den Menſchen gewendet. Und dieſes hat daher ſeinen Urſprung, weil das menſchliche Gemüth etwas göttliches in ſich faſſet, weswegen ſich ſolche gute Geiſter, welche Paulus alleſamt dienſtbare Geiſter nennet, zum Dienſt des Menſchen, als eines Ebenbildes GOttes bereit finden laſſen. Dieſer Beweis iſt überhaupt von ſchlechter Wichtigkeit.

(*) Clavic. Salomonis.
(**) D. Retzel im Bericht von Geiſtern. pag. 361. 364.
(***) Tom. 1. pag. 636.

keit. GOtt blies dem Menſchen in der Schöpffung einen lebendigen Odem ein. Das iſt, er gab ihm nebſt dem Leib auch das Leben und eine vernünftige Seele. Was iſt aber die Seele, welche der Menſch dadurch von GOtt empfing? Sie iſt ein Geiſt, wie andere von GOtt erſchaffene Geiſter. Sie hat für dieſen nichts voraus, als den groben Leib, mit welchem ſie vereinigt iſt. Der Leib kan ihr vor andern Geiſtern keinen Vorzug geben, vielmehr macht derſelbe ihren Zuſtand weit ſchlechter und geringer, indem ſie dadurch in vielen Dingen gehindert wird. Darum iſt es nicht wahrſcheinlich, daß der Menſch anderen Geiſtern, die weit vortrefflicher ſind, als er, ſolte zu gebieten haben, und ſie zu ſeinem Dienſt zwingen können. Nimmt man auch das göttliche Ebenbild zu Hülffe, womit anfänglich der Menſch begabet war, ſo läſt ſich auch daraus keine Herrſchafft über andere gute Geiſter folgern. GOtt räumete zwar dem Menſchen, weil er ſein Ebenbild trug, die Herrſchafft über die Creaturen des Erdbodens ein: Allein der Geiſter wurde dabey mit keinem Wort gedacht. *Herrſchet*, ſprach er, *über Fiſche im Meer, und über Vögel unter dem Himmel, und über alles Thier das auf Erden kreucht.* Da auch GOtt ihm nicht einmahl die Herrſchafft über die cörperliche Dinge, die auſſer und über der Erden ſind, als Lufft, Wolcken, Planeten und Sterne gegeben, ſo darf man ſich noch weniger einbilden, daß er ihm die guten Geiſter unterworffen habe. Unſere

ſere GOttsgelehrten leugnen nicht, daß auch die Engel nach dem göttlichen Ebenbild erſchaffen worden, (*) daher mag dieſes Ebenbild den Menſchen keinen Vorzug vor den Engeln geben. Zwar hat GOtt die Engel zum Dienſt der Menſchen verordnet, aber ſie ihnen nicht dergeſtalt unterworffen, daß die Menſchen ihres Gefallens den Engeln befehlen könten. Die Soldaten ſind Diener des gemeinen Weſens, indem ſie daſſelbe beſchützen, auch Friede und Sicherheit im Lande erhalten müſſen; daher ſie ehedem Lands-Knechte genennet wurden. Unterdeſſen hat nicht ein jeder Bürger oder Bauer den Soldaten zu befehlen, und ſie ſeines Gefallens zu gebrauchen, ſondern, wann es Noth thut, muß er ſich ihren Dienſt bey den Befehlshabern, oder gar, der höchſten Landes-Obrigkeit ausbitten, ſo hat er ſich von ihnen Dienſt und Hülffe zu verſprechen. Die Soldaten ſind deshalb auch nicht geringer, als andere Unterthanen, weil ſie dem Lande dienen und es beſchützen, ſondern in gewiſſer Maaſſe gebühret ihnen noch ein Vorzug, dergleichen die Engel vor den Menſchen haben, obgleich jene dieſe auf GOttes Befehl ſchützen und bewahren. Aus dieſem Gleichniß erhellet gantz deutlich, wie der Dienſt, den die Engel den Menſchen leiſten, ſie den Menſchen nicht unterwürffig mache. Wir wiſſen auch, daß das Ebenbild GOttes von den Menſchen längſt verlohren worden, weswegen auch

(*) v. Bayeri Compend. Theol. Poſitivæ. Part. I. cap. 3. §. 22.

auch die Thiere des Erdbodens ihnen nicht mehr den völligen Gehorſam leiſten: Wie kan es ihnen dann noch eine Herrſchafft über die gute Geiſter gewähren? Daß die guten Engel auf GOttes Befehl gern und willig dienen, iſt eine ausgemachte Sache, aber daraus folgt nicht, daß ſie ihre Dienſte in ſichtbarer Geſtalt leiſten, und alſo zum erſcheinen können bewegt werden.

Der andere Beweis, aus der Erfahrung hergenommen, gehet dahin, es hätten von je her die Menſchen einen Umgang mit den Geiſtern gehabt, und ſie zu ihrem Dienſt beruffen. Er iſt aber auf lauter falſche Erzehlungen gegründet, da einige den vertraulichen Umgang mit den Geiſtern fälſchlich vorgegeben, oder ſolches ihnen von andern angedichtet worden. Geſetzt auch, es hätte jemand durch ſeine Beſchwerung die Geiſter herbeygebracht, ſo kan man doch nicht verſichert ſeyn, ob ſie in Krafft der Beſchwerung, oder nicht vielmehr ein- und das andere mahl von freyen Stücken erſchienen. Alſo würde auch daraus nicht können geſchloſſen werden, daß das Geiſter-bannen eine mögliche Sache ſey.

Noch ſtehet zu unterſuchen, ob es rathſam ſey, den Umgang mit den Geiſtern zu begehren, und ſie zu dem Ende herbey zu ruffen. Wann es auch möglich wäre dazu zu gelangen, ſo ſind doch viele Umſtände vorhanden, welche die Sache bedencklich machen. Vors erſte hat uns GOtt nicht darauf gewieſen, daß wir ſolchen Umgang ſuchen ſollen. Zum Schutz hat er uns die h. Engel verſprochen, und darum mögen wir

ihn

ihn wohl anruffen. Aber der vertrauliche Umgang mit ihnen in ſichtbarer Geſtalt, iſt uns nirgends verheiſſen, und wir handeln verwegen, wann wir etwas begehren, das er uns zu gewähren nicht verſprochen hat. Unſer Heyland ſpricht zwar Marc. 11, 24. **Alles was ihr bittet in eurem Gebet, gläubet nur, daß ihrs empfahen werdet, ſo wirds euch werden:** Welche Worte die Geiſt-Kundiger für ſich deuten wollen. Allein daß das Wort **alles** allhier eine gewiſſe Einſchrenckung haben müſſe, iſt Sonnen-klar. Alles, muß es heiſſen, was ihr bittet nach GOttes Willen und Ordnung, zu eurem Heyl und Seligkeit, das ſoll euch werden. Der Umgang mit den Geiſtern kan darunter nicht mit begriffen ſeyn, weil wir nirgends finden, daß uns GOtt dazu verhelffen wolle, oder daß wir ihn darum bitten ſollen: Derſelbe auch zu unſer Seligkeit nicht nöthig iſt, da der Geiſt GOttes ſelbſt unſer Lehrer, Leiter und Führer ſeyn will. Nebſt den guten Geiſtern gibt es auch böſe, welche die Kunſt verſtehen, ſich meiſterlich in einen Engel des Lichts zu verſtellen. Darum iſt es gefährlich, die Bekanntſchafft mit den guten Geiſtern zu ſuchen, weil an deren ſtatt ſich die böſen zu des Menſchen Schaden einſtellen können. Es fehlt uns ohnedem an der Erkänntniß der Geiſter, und wann ſie ſichtbarlich erſchienen, würden wir nicht leicht urtheilen können, ob es gute oder böſe wären. Darüber ſolte uns billig die Luſt zu ihrer Bekanntſchafft vergehen. Wann ein Menſch durch obige Mit-

tel, die zum theil abergläubiſch und gottlos ſind, die Geiſter zu beruffen ſich vernimmt, kan es leicht geſchehen, daß GOtt zur Straffe ſeines Vorwitzes einen böſen Geiſt ihm zuſchickt, da es dann nothwendig einen unglücklichen Ausgang gewinnen muß. In Betrachtung deſſen werden vernünftige Leute den vertraulichen Umgang mit den Geiſtern niemahls ſuchen und fromme Chriſten ſich an GOtt und ſeinem Geiſt genügen laſſen.

Wir kommen nunmehro auch zu dem bannen oder vertreiben der böſen Geiſter, und wollen unterſuchen was davon zu halten ſey. Einige wollen dafür halten, man könne ſie nicht citiren und herbey ruffen, als die guten Geiſter, wovon ſich D. Retzel vernehmen läſt. (*) **Die Teuffel kan man nicht** *citiren*, **die ſind in der Finſterniß.** Man braucht ſie freylich nicht lange zu ruffen, ſie kommen von ſelbſt wohl. Wie man ſie aber vertreiben ſoll, dazu hat niemand beſſere Anleitung gegeben, als Cornelius Agrippa, der aber nachhero die gantze Kunſt als abergläubiſch und gottlos ſelbſt verdammet. (**) Er ſchreibt einmahl dem Feuer die Krafft zu den Teuffel zu vertreiben. Seine Worte (***) davon ſind folgende: **Das himmliſche Feuer vertreibt die in der Finſterniß wohnende Geiſter,**

(*) Im Bericht von Geiſtern pag. 366.

(**) De Incertitud. & Vanit. Scient. libro cap. 48. de Præſtigiis.

(***) De Philoſ. Occulta lib. I. cap. 5.

Geiſter, ingleichen auch das gemeine Kůchen-Feuer, als welches ein Bildniß und *Vehiculum* des obern Feuers iſt. So ſoll auch die Muſic gleiche Würckung haben. Es iſt, ſchreibt Agrippa, zu Vertreibung der bőſen Geiſter nichts kräfftiger, als eine *muſicaliſche Harmonie*, denn weil ſie von der himmliſchen *Harmonie* herabgefallen, ſo iſt ihnen eine rechte *Muſic* ſehr zuwider, und kőnnen ſie nicht leiden. (*) Nicht weniger gewiſſe Figuren, als der Circkel und das fünf Eck, weswegen auch die Teuffels-Banner gemeiniglich einen Circkel um ſich zu machen pflegten. (**) Er gedencket auch eines Anhängſels, welches den Menſchen wider die bőſen Geiſter und alle Gefahr beſchützen ſoll. Auf der einen Seiten dieſes Anhängſels müſſen folgende 5. Ebräiſche Buchſtaben ſtehen, בווהו auf der andern dieſe fünffe צמרכר. Solche ſind die Anfangs- und Ends-Buchſtaben der 5. erſten Verſe des erſten Capitels im 1. Buch Moſe, und weil in dieſen Verſen ein Symbolum der gantzen Schőpffung enthalten, ſo ſoll daher das Anhängſel dieſe Krafft haben. (***) Endlich ſollen ſich auch die Teuffel durch ſchmähen und ſchelten vertreiben laſſen, inſonderheit diejenigen, welche von geringerm Stande ſind. (****) Am ausführlichſten handelt Agrippa von Bannung

(*) Ibidem lib. 2. cap. 28.
(**) Ibid. lib. 2. cap. 23.
(***) Lib. 3. cap. 11.
(****) Lib. 3. cap. 32.

der böſen Geiſter, wann er alſo ſchreibt: (*) Die Verbannung der Geiſter kan auf dreyerley Art geſchehen. Einmahl wenn man die Beſchwerung derſelben aus der elementariſchen Welt hernimmt. Z. E. Wann man ſie beſchweret durch niedrige und geringere Geſchöpffe, die ihrem Weſen zuwider ſind, als durch gewiſſe Kräuter und Blumen, lebendige Thiere, Schnee, Eis, Feuer und dergleichen. Dieſes Band würcket auf die Geiſter durch eine anziehende Krafft, oder widrige Eigenſchafft, wie etwa die Geſchöpffe unter ſich eine Sympathie oder Antipathie haben. Zum andern kan man die Geiſter beſchweren durch den Himmel, Planeten und Sterne, durch das Licht, Strahlen, durch die Klarheit, Stärcke, Einflüſſe, durch die Geheimniſſe und dergleichen. Dieſes Band würcket auf die Geiſter nach Art einer Erinnerung oder Exempels, und hat eine Gewalt über diejenigen Geiſter, welche von dem unterſten Rang ſind. Drittens beſchweret man die Geiſter durch das Weſen GOttes ſelbſt, oder durch die Religion. Z. E. durch die Sacramente, Wunderwercke, durch die heiligſte Nahmen, heilige Zeichen, und andere Geheimniſſe unſers Glaubens. Dieſes iſt das ſtärckſte Band, und würcket auf die Geiſter mit einer herrſchenden Gewalt. Andere ſagen, das Kraut oder Wurtzel, Teuffels Abbiß genannt, vertreibe den Teuffel. (**) Sanct Johannis Kraut ſoll auch wider den Teuffel

(*) Lib. 3. cap. 33.

(**) Die geſtriegelte Rocken-Philoſophie Cent. 3. cap. 1. pag. 6.

Teuffel und Hexerey gut ſeyn/ und dieſer böſe Geiſt deswegen ſolches Kraut aus Bosheit mit Nadeln durchſtechen, um ihm ſeine Krafft zu benehmen. (*) Ich bin verſichert, der Teuffel werde ſich für dieſen und dergleichen Dingen wenig fürchten. Wir haben gantz andere Waffen, womit wir den böſen Geiſtern Widerſtand thun können. Der Glaube, Beten und Faſten ſind die Mittel, welche uns unſer Heyland ſelbſt vorgeſchrieben, und an deren Würckung nicht zu zweiffeln iſt. Der Apoſtel Paulus kleidet uns auch in einer gantz andern Rüſtung, wann wir den Kampf mit dem Teuffel antreten wollen. Seyd ſtarck in dem HErrn, ſpricht er, und in der Macht ſeiner Stärcke. Ziehet an den Harniſch GOttes, daß ihr beſtehen könnet gegen die liſtigen Anläuffe des Teuffels. Stehet nun, umgürtet eure Lenden mit Wahrheit, und angezogen mit dem Krebs der Gerechtigkeit. Vor allen Dingen ergreiffet den Schild des Glaubens, mit welchem ihr auslöſchen könnet alle feurige Pfeile des Böſewichts, und nehmet den Helm des Heyls und das Schwerdt des Geiſtes, welches iſt das Wort GOttes. Epheſ. 6, 10. *ſeqq.* Dabey laſſe ich es auch bewenden, und mercke nur noch an, daß Chriſtus ſeinen Jüngern ausdrücklich Macht über die böſe Geiſter gab, die ſie würcklich übeten. Was bedienten ſie ſich aber dazu für Mittel? Erſchreck-

(*) Ibid. Cent. 3. c. 2. pag. 11.

ſchreckten ſie etwa die Teuffel mit Feuer, oder einer Muſic? Machten ſie einen Creyß um ſich, wie unſere Teuffels-Banner, oder brauchten gewiſſe Anhängſel und Scheltworte zu Vertreibung des Satans? Beſchworen ſie denſelben durch die Sacramente und andere Geheimniſſe unſers Glaubens? Nein. Sie gebothen allein den böſen Geiſtern im Nahmen JEſu, der ihnen dieſe Macht gegeben hatte, zu weichen, ihr Glaube und Gebet aber gaben den rechten Nachdruck, dawider der Teuffel nicht beſtehen konte. Die Gabe den Teuffel zu vertreiben, war, wie andere Wunder-Gaben, nur der erſten Kirche CHriſti eigen, und wir können uns derſelben, ſo wie ſie von den Apoſteln geübet ward, nicht mehr rühmen. Weswegen auch nicht rathſam iſt, daß ſich jemand der Beſchwerung des Teuffels nach Apoſtoliſcher Weiſe unterfange, und ihm mit Gewalt zu weichen befehle. Man thut beſſer, wann man GOtt um ſeinen Beyſtand anflehet, ſich mit GOttes Wort rüſtet, ihm im Glauben feſt widerſtehet, ſo muß er von uns fliehen.

Die Necromantie wird von einigen beſchrieben als eine Art der Zauberey; da man vermittelſt des Teuffels die Todten aus den Gräbern rufft, und von ihnen unterſchiedliche geheime und künftige Dinge erforſchen will. (*) Damit werden andere nicht zufrieden ſeyn, welche glauben, daß die abgeſchiedene Seelen, vornehmlich

(*) D. Walch im Philoſ. Lexic. Tit. Necromantie.

lich aber der Aſtral-Geiſt, ohne zuthun des Teufels, erſcheinen, und auf die vorgelegte Fragen Antwort geben. Wovon wir den Cornelium Agrippam hören wollen. (*) Daraus iſt offenbar, lauten ſeine Worte, daß die Seelen, welche nach dem Tode noch eine Neigung zu ihrem Cörper tragen, als da ſind diejenigen, derer Leichname nicht begraben worden, oder die durch einen gewaltſamen Tod vom Cörper haben ſcheiden müſſen, und noch um denſelbigen herum irren, wenn man die Mittel weiß, wodurch ſie ehedem mit dem Cörper vereinigt waren, dadurch könne herbey gelockt werden. Alſo laſſen ſie ſich durch gleiche Dünſte, Feuchtigkeiten und einen Geruch von ſich gebende Dinge, nicht weniger durch allerhand künſtliche Lichter, Geſänge, Thone und dergleichen, welche die Einbildung und geiſtliche *Harmonie* der Seelen bewegen, herbey ruffen. Wobey man auch die heilige Anruffungen, und was ſonſt die Religion an die Hand gibt, nicht vergeſſen muß. Eben dieſer Agrippa gedencket 2. Arten der Necromantie. (**) Die eine nennet er Necyomantie, wodurch die verſtorbene Cörper wieder aufgerichtet und lebendig dargeſtellt werden, welches, wie er ſagt, ohne Blut nicht geſchehen kan. Die andere heiſſet Sciomantie, wenn bloß ein Schattenwerck von den Verſtorbenen erſcheinet,

(*) De Philoſ. Occult. lib. 3. c. 42.
(**) Ibidem.

ſcheinet, und dargeſtellet wird. Man hat die Necromantie als eine Art der Wahrſagerey anzuſehen, weil man dadurch von den abgeſchiedenen Seelen verborgene und künſtige Dinge erforſchen will. Sie iſt ſchon ſehr alt, weil wir nicht allein in den Büchern Samuelis leſen, daß der König Saul ſich derſelben bedienet, und durch ein Weib den verſtorbenen Samuel hervor ruffen ließ, um von ihm den Ausgang der bevorſtehenden Schlacht mit den Philiſtern zu erfahren; Sondern auch der Griechiſche Poet Homerus ihrer gedencket, und davon Exempel anführt. Ich will nicht weitläufftig unterſuchen, mit was für Ceromonien die Heyden die verſtorbene Seelen beruffen haben, weil das meiſte davon in den angeführten Worten Cornelii Agrip. ſchon enthalten iſt. Von einem gewiſſen Prieſter zu Brundusium lieſet man, (*) wie er ſich verlauten laſſen, er könne aller und jeder verſtorbenen Seelen hervor führen, in eben der Geſtalt des Leibes, worinnen ſie gewandelt hätten, daß ſie ihm müſten auf ſeine Fragen antworten. Wiewol er hinzuſetzte, es ſey wegen der vielfältigen Ceremonien eine gefährliche Sache. Diejenigen die es begehrten, muſten an einem dunckeln Ort ſitzen, bey Nacht und bey einer Lampe, worin geweihetes Oel brannte, dabey viel Characteres, Creutze und zauberiſche Verſe gebraucht wurden, ein jeder beſonders. Der Prieſter ſtund mit einem Schrecknißvollem Geſichte,

(*) In Happelii Relat. Curioſ. Tom. 3. pag. 517.

te, hatte eine Zauber-Ruthe in der Hand, in einem geweiheten Röcklein, welches Creutzweis über die andere Kleider gebunden, machte die Thüre auf, und ruffte die Seele mit Nahmen, die er haben wolte. Wolte ſie ſich nicht willig in die Mitte des Zimmers ſtellen, zohe er ſie mit gewaltſamen und mächtigen Worten hervor. Der Geiſt, ſo blaß, ſcheuslich und furchtſam ausſahe, ſchleppte ein Aſchen-Farben Gewand nach ſich, blieb auf der Schwelle ſtehen, und forderte mit wincken des Haupts und der Hände etwas, welches alſobald von den Zuſchauern muſte geleiſtet werden. Hernach ſchüttelte er gleichſam den Rauch, und die uuter den Kleidern verborgene Flamme ein wenig aus, und gieng etliche mahl recht abſcheulich das Zimmer auf und nieder. Wenn er wieder zur Schwelle kam, verſchwand er mit einem grauſamen Tumult. Die Zuſchauer fielen für groſſem Schrecken gleichſam entſeelet zur Erden, und konten ſich innerhalb 24. Stunden nicht erinnern, was ſie geſehen, gleich als wäre es nur ein Traum geweſen. Und das war das Ende dieſer Tragœdie. Man kan aus vielen Umſtänden ſchlieſſen, daß dieſe Hiſtorie entweder nur erdichtet, oder wenigſtens mit vielen falſchen Zuſätzen ausgezieret worden. Iſt aber etwas wahres daran, ſo wird dieſer Prieſter ein Betrüger und Hocus Pocus macher geweſen ſeyn. Weil man im Pabſtthum ehedem von Erſcheinung der abgeſchiedenen Seelen viel Weſens machte, ſo iſt kein Wunder, daß auch gewiſſe Proceſſe erſonnen worden, wie

man die verſtorbene Seelen, wenn ſie erſcheinen, ausfragen könne. Einen ſolchen beſchreibt Wierus (*) mit folgenden Worten: Erſtlich ſoll man 3. Tage faſten, einige Meſſen leſen laſſen, und andächtig beten. Hernach ſoll man 4. oder 5. andächtige Prieſter beruffen, die ſich an den Ort verfügen müſſen, wo der Geiſt zu erſcheinen pflegt, aber mit demüthigem Hertzen und gewiſſen *Ceremonien*. Man nehme eine angezündete Kertze, welche am Tage der Reinigung Mariä geweihet worden, und weih-Waſſer, ein Creutz und wenn man will ein Räuchfaß mit Räuchwerck. Die heilige *Stola* wird dabey auch nicht ohne Nutzen ſeyn. Im herbeynahen ſollen ſie beten die 7. Pſalme und das Evangelium Johannis. Wann ſie an den Ort kommen ſind, ſollen ſie ſelbigen beſprengen und reinigen, hernach GOtt anruffen, daß er durch dieſen Geiſt ihnen verborgene Dinge offenbaren wolle. Darauf den Geiſt fragen, und alſo ſprechen: Du Geiſt, wir beſchweren dich durch JEſum Chriſtum, daß du uns ſageſt, wer du biſt, und ſo jemand unter uns iſt, dem du antworten wilſt, daß du denſelbigen nenneſt, oder durch ein Zeichen anzeigeſt. Nennet nun der Geiſt einen, denn muß man folgende Fragen an den Geiſt thun laſſen: Weſſen Seele er ſey? Warum

(*) De Præſtigiis dæmonum lib. 1. cap. 13.

Warum er gekommen, und was ſein Begehren? Wann er Hülffe braucht, ob ſie geſchehen ſolle durch Meſſe leſen, oder Allmoſen? Wie viel Meſſen er verlange, und was für Prieſter ſie verrichten ſollen? Wann er ein Faſten verlangt, wie lange ſolches währen, wie viel und welche Perſonen faſten ſollen? u. ſ. w. Damit ich auch eine hieher gehörige Geſchichte anführe, ſo berichtet D. Martin Boregck (*) daß, als der Pohlniſche König Boleslaus II. dem h. Stanislao, Biſchoffen zu Cracau, gern in die Haare gewolt, weil er ſeine Beſtraffungen nicht leiden konte, er ihn in Verdacht zu bringen ſuchte, als ob der Biſchof fremdes Gut mit Unrecht an ſich gezogen, einen Acker gekaufft und nicht bezahlet hätte. Stanislaus, der ein gut Gewiſſen hatte, gieng auf den Kirchhoff, und ruffte den allbereit verſtorbenen Verkäuffer Nahmens Peter hervor, welcher alſobald erſchien, und bezeugte, daß er bey ſeinem Leben das Geld für den Acker wohl empfangen. Dis iſt ſonder Zweiffel eine Fabel, zumahl da Joach. Curæus in ſeiner Schleſiſchen Chronicke meldet, ſelbige ſey aus der Schweitz in Pohlen gebracht worden. (**)

Die Necromantie läſt ſich theils aus dem Capitel von Erſcheinung der abgeſchiedenen Seelen, theils aus dem von Geſpenſtern leicht beurthei-

(*) In der Böhmiſchen Chronick fol. 98.

(**) Zeileri Sendſchreiben Cent. 3. epiſt. 92.

beurtheilen. Will man die Seelen der verſtorbenen hervor ruffen/ ſo iſt im angeführten Orte erwieſen/ daß ſie nicht zurück kommen und erſcheinen können, welches hier zu wiederholen unnöthig iſt. Man will zwar/ es könten mannigmahl die Seelen durch beſondere göttliche Zulaſſung erſcheinen, und berufft ſich auf das Exempel Samuels/ der dem Saul erſchien. (*) Wenn man aber bedenckt/ daß der HErr von Saul gewichen war/ und ihm weder durch Träume/ noch durchs Licht/ noch durch Propheten/ als damahls gewöhnliche und ordentliche Mittel/ Antwort gab/ 1. Samuel. 28/ 6. ſo iſt noch weniger zu glauben/ daß er die Seele Samuels habe zurück kommen/ und ihm alſo auſſerordentlicher Weiſe eine Antwort werden laſſen. Gemeiniglich ſchreibt man die Erſcheinung der Seelen dem Teuffel zu/ der der verſtorbenen Menſchen Geſtalt annehmen/ und ſich für dieſe oder jene Seele ausgeben ſoll. Allein dabey findet ſich auch viel bedenckliches. Der Teuffel kan ihm ſelbſt keinen Leib bilden/ wenn er erſcheinen will/ das muß GOtt thun. Nun wiſſen wir/ daß GOtt die Seelen der Verſtorbenen nicht wolle erſcheinen laſſen/ daher wird er nicht leicht dem Teuffel zugeben/ daß er ſich unter der Geſtalt eines Verſtorbenen den Menſchen zeige/ zumahl da es auf eine Betrügerey hinaus läufft/ woran GOtt nicht Theil nehmen wird; Er müſte denn ſolches denen vorwitzigen Menſchen/ die ſich

(*) De St. André 2. Brief von der Zauberey.

ſich wider ſein heiliges Wort die Seelen zu beruffen unterſtehen, zur Straffe alſo verhängen, welches eben nicht in Abrede ſeyn will. Gleichwol halte dafür, daß der Satan ſolche Freyheit von GOtt nicht oft bekommen werde: Denn ſeine Güte und Langmuth iſt gegen die Menſchen ſo groß, daß er ſie nicht alſobald der Gewalt ihres abgeſagten Feindes übergibt. Auſſer dieſem Fall aber wird GOtt den Satan in der Geſtalt eines verſtorbenen Menſchen nicht erſcheinen laſſen, weswegen ſolche Erſcheinung allemahl zum Schaden desjenigen, der von den Seelen verborgene Dinge erforſchen will, ausſchlagen muß. Wer ſolte deshalb nicht Bedencken tragen, die Seelen zu beruffen und um Rath zu fragen? Die Necromantie der heydniſchen Pfaffen war eine bloſſe Betrügerey. Sie gaben entweder die Erſcheinung der verſtorbenen Seelen nur fälſchlich vor, oder ſtellten dem unwiſſenden Volck durch allerhand Räncke an ſtatt eines verſtorbenen einen lebendigen Menſchen, oder machten ihm gar nur einen blauen Dunſt und künſtliches Schatten-Werck vor Augen. Das mögen wir aus den häuffig vorgegebenen Erſcheinungen der Seelen ſchlieſſen, ingleichen aus den thörichten Ceremonien, womit ſie dieſelben herbey ruffen wolten. Sie waren nur zum Schein erſonnen, und haben nicht die geringſte Krafft, die Geiſter herbey zu bringen und zum erſcheinen zu bewegen.

30. Vom

30.
Vom Schatz-graben.

Die alten Teutſchen pflegten ihre Schätze bey Kriegs- und andern gefährlichen Zeiten entweder ins Waſſer zu werffen, oder in die Erde zu vergraben, damit ſie den Feinden oder andern nicht in die Hände geriethen. Anbey glaubten ſie, daß ihr Abgott Odinus, und andere Geiſter die verborgene Schätze fleißig bewachten, auch die Schlangen ſich dabey einfünden, und zu derſelben Bewahrung nicht faul finden lieſſen. (*) Dieſer Aberglaube iſt bis auf unſere Zeiten fortgepflantzt worden, und die Schatzgräber wollen gemeiniglich, wo nicht Geiſter, doch Schlangen bey den Schätzen angetroffen haben. Wiewohl nicht zu verwundern, wenn man in der Erde Schlangen findet, ſintemahl ſie darin zu wohnen pflegen. Von unſern alten Vorfahren läſt ſich muthmaſſen, wie zum wenigſten nicht alle in Ernſt geglaubet, daß die Geiſter und Schlangen die Schätze bewahreten; ſondern daß ſolch Vorgeben von einigen witzigen Köpffen erdichtet worden, um dadurch andere von Auffſuchung der Schätze, als einer gefährlichen Sache, abzuſchrecken. Indeſſen iſt aus ſolchem liſtigen doch falſchen Vorgeben Ernſt worden, und die Geiſter und Schlangen müſſen wider allen Danck bey den verborgenen Schätzen

(*) v. Cleffelii Antiquitat. Germanorum potiſſimum Septentrionalium, Cap. 10. §. 10. pag. 374.

Schätzen Schildwacht halten. Vornemlich ſoll dis die Verrichtung der Erd-Geiſter ſeyn, wie bereits im 26. Cap. angeführt worden. Man weiß dieſen Geiſtern keine ſonderliche Verrichtungen zu geben, darum läſt man ſie die vergrabene Schätze bewahren, und damit ihr Poſſen-Spiel treiben, auf daß ſie nicht müßig ſeyn mögen. D. Netzel redet davon alſo. (*) **Noch iſt eine Art Geiſter, welche ſich zu denen vergrabenen und unter der Erde verſetzten Schätzen begeben, ſolche lieben und verwahren, auch nicht gern davon weichen, damit auch allerhand Gauckel-Spiel treiben.** Man weiß aber nicht zu ſagen, wer die Geiſter zu Hütern der Schätze geſetzet und verordnet hat. Vielleicht maſſen ſich die Erd-Geiſter dieſelben von ſelbſt an, und haben etwa auch Recht dazu, weil ſie ſolche in ihrem Bezirck, dem Element der Erden antreffen, eben wie jemand auf ein Gebäude einen Anſpruch machen kan, welches wider ſeinen Willen und Wiſſen auf ſeinem Grund und Boden aufgeführt worden; Oder dieſe Geiſter ſind ſonderliche Liebhaber der Schätze, daß ſie ſich bald dabey einfinden, und ſie in Beſitz nehmen. Beydes ſtehet nicht zu behaupten. Wenn es auch dergleichen Erd-Geiſter gäbe, welches doch nicht zu erweiſen iſt, könten ſie doch die Erde nicht als ihr Eigenthum anſehen, ſondern ſie iſt und bleibt des HErrn, der ſie den Menſchen, ſo weit ſie in

(*) Von den Geiſtern pag. 346.

in die Tieffe derſelben kommen, und ſie einnehmen können, gleichſam als ein Lehn zum Eigenthum übergeben hat. Wäre die Erde der Geiſter Eigenthum, ſie würden nicht dulden, daß ſie von Menſchen durchwühlet, und die todten Leichname, ja gar das Aas der Thiere darin verſcharret wird. Noch weniger mag man ſich vorſtellen, wie die Geiſter zu den Schätzen eine beſondere Liebe tragen. Sie ſind ihnen zu nichts nütze, darum kan die Liebe dazu nicht groß ſeyn. Es iſt ein abgeſchmackter Einfall der Menſchen, die ſich eingebildet, weil ſie an den Schätzen ein groſſes Wohlgefallen haben, ſo müſten ſelbige auch den Geiſtern lieb und angenehm ſeyn. Der Schluß iſt wunderlich. Die Menſchen lieben die Schätze, weil ſie ihnen die herrlichſte Dienſte thun. Den Geiſtern dienen ſie zu nichts, warum ſolten ſie ſo begierig darnach ſeyn? Gleichwohl ſteht man in den Gedancken, man könne es durch gewiſſe Mittel dahin bringen, daß ſie ſich der Schätze nothwendig annehmen müſſen. C. Agrippa gibt dazu folgenden Rath: (*) Wann jemand einen Schatz vergräbt zu der Zeit, da der Mond und die Sonne in dem untern Theil des Himmels in Conjunction ſtehen, und den Ort mit Coriander räuchert ꝛc. ſo kan ſolcher Schatz nimmermehr gefunden und gehoben werden, ſondern die Geiſter bewachen ihn, und ſo ſich jemand unterſtehen würde ihn zu heben, der würde von den Geiſtern beunruhiget werden, und in Unſinnigkeit oder Raſerey verfallen. Ich

(*) In Philoſoph. Occult. lib. I. cap. 43.

Ich muß noch eine Anmerckung voran ſchicken, ehe ich die Kunſt des Schatz-grabens unterſuche, welche dieſe iſt, daß man gemeiniglich mehr Schätze in der Erde vermuthet, als darin nimmermehr ſeyn können. Die Rede iſt aber hier nicht von denen, die die Natur ſelbſt in den Bergwercken verborgen trägt, ſondern von ſolchen, die durch Menſchen in die Erde vergraben und verſtecket ſind. Es iſt faſt nicht eine Stadt oder Dorf zu finden, wo man nicht von vergrabenen Schätzen zu reden weiß. Erblicket jemand, der ſeinen Kopf voller verborgenen Schätze hat, wenn er des Nachts reiſet von ferne ein Feuer, ſo iſt gleich die Muthmaſſung da, es müſſe an dem Ort, wo ſich das Feuer ſehen läſt, ein Schatz liegen, ob es gleich nur ein natürliches Feuer, oder ein Irrwiſch, ein leuchtender Wurm, oder ein Stück faul Holtz iſt, welches im finſtern auch einen Schein von ſich gibt. Wieviel Schätze müſte nicht die Erde hegen, wann ſich an allen Orten, wovon die gemeine ſage gehet, oder wo ſich des Nachts ein Feuer blicken läſt, welche finden ſolten? das iſt nicht glaublich. Die Schätze beſtehen gemeiniglich in Gold, Silber und Edelgeſteinen. Dieſe Dinge waren bey unſern alten Vorfahren ſehr rar, daß ſie alſo nicht viel davon in die Erde vergraben konten. Seitdem die neue Welt entdecket worden, iſt zwar Gold, Silber und Edelgeſteine in Menge zu uns kommen, und geht häuffiger im Schwange, als zuvor. Allein die Menſchen ſind auch klüger worden, daß ſie ſo

leicht ihr Geld der Erde nicht mehr anvertrauen, oder wann es geſchicht, ſolches den ihrigen entdecken, die es ſchon zu rechter Zeit zu heben wiſſen. In Peſt- und Kriegs-Zeiten zwar mag es ſich mannigmahl begeben haben, daß Leute ihr Geld vergraben, und darüber, ohne es jemand zu offenbahren, verſtorben ſind. Doch mag es nicht ſo häuffig geſchehen ſeyn, als man glaubt, noch die vergrabene Schätze ſo wichtig ſeyn, als man ſich vorſtellt. Man redet zwar von gantzen Brau-Pfannen, groſſen Keſſeln und eiſern Kaſten voll Geld, die hier und dar in der Erde ſtehen, auch von einem und dem andern ſollen ſeyn geſehen worden, und verräth damit, daß an der gantzen Sache nichts, ſondern es eine fette Lügen ſey, womit die Betrüger den Leuten das Maul ſchmieren. So viel Geld, als in eine ungeheure Brau-Pfanne und Kaſten gehöret, wann ſie damit ſollen angefüllt werden, findet man bey manchem groſſen Potentaten nicht, und in den alten Zeiten mag kaum ein gantzes Land ſo viel haben aufbringen können. Darum ſcheinet es eine Aufſchneiderey zu ſeyn. Wie hat man die groſſe Brau-Pfannen und Kaſten heimlich in die Erde bringen können? Das iſt ja nicht eines, ſondern vieler Menſchen Arbeit. Daher müſte die Vergrabung ſolches Gelds vielen bekannt geweſen ſeyn, da würde ſich dann ſchon einer gefunden haben, der es bey ſeinen Lebzeiten entdecket, daß man es heben können, ehe etwa die Geiſter und Schlangen daſſelbe in Beſitz genommen.

Wir

Wir wenden uns zu dem Schatz-graben ſelbſt. Das erſte, was dabey zu betrachten vorkommt, iſt das Aufſuchen der Schätze. Der gemeine Mann, wie wir allbereit vernommen, ſtehet in dem Wahn, es zeige ſich an dem Ort, wo ein Schatz liegt, des Nachts ein Feuer. Man nennet dis Feuer das Schatz-Licht, welches aber nicht jedermann ſoll ſehen können. Für allen Dingen ſoll am Johannis-Tage das Schatz-Licht zu ſehen ſeyn. Man gibt weiter den Rath, daß ſobald dieſes Feuer erblicket wird, man hinzu-treten, und auf den Schatz, welcher ſich daſelbſt zeigen wird, einen Erb-Schlüſſel, oder wie andere wollen, einen Creutz-Dreyer (*) werffe; welches dazu dienen ſoll, daß er nicht verſchwinden oder wegweichen kan. Dis kommt mir ſo kurtzweilig vor, als wenn man zu den kleinen Kindern ſpricht, ſie ſollen dem Vogel Saltz auf den Schwantz ſtreuen, ſo könten ſie ihn greiffen. Die ihre Sachen recht ernſthaftig anfangen wollen, nehmen die Wünſchel-Ruthe zur Hand, und ſuchen damit die Schätze auf. Selbige iſt aber auch ein betriegliches Mittel, wie viele mit ihrem Schaden erfahren haben. Ich werde es in einem beſondern Capitel von der Wünſchel-Ruthe klärlich darthun. Cardanus entdeckt ein Geheimniß, das zum Schatz ſuchen ſehr dienlich ſeyn ſoll. (**) Man nimmt eine groſſe Kertze von Menſchen Unſchlitt, ſetzet ſie in ein Stück

 haſeln

(*) Die geſtriegelte Rocken-Philoſophie Cent. 3. c. 39.

(**) Beſ. Monſieur Oufle ſeltſame Einbildungen pag. 438. der teutſchen Überſetzung in Notis.

haſeln Holtz. Wenn nun dis Licht an einem Ort unter der Erde angezündet wird, daß es oftmahls krachet, und einen hellen Schein von ſich gibt, ſo iſts ein Zeichen, daß ein Schatz da ſtehet. Je näher man demſelben kommt, je mehr wird das Licht krachen, und endlich gar ausgehen, wenn man nahe dabey iſt.

Iſt nun der Ort des Schatzes ohngefehr entdecket, ſo müſſen denen Geheimniſſen der Kunſt zu folge die Geiſter beſchworen werden, welche den Schatz in ihrer Gewalt haben, daß ſie erſcheinen, denſelben deutlich anzeigen und ausliefern. Welches auf eine oder die andere Weiſe wird geſchehen können, die wir in gleich vorhergehenden Abſchnitt angezeigt haben. Der Sonnen-Geiſt Och ſoll die Herrſchafft über das Gold und alle Schätze haben, deswegen muß man dieſen herbey ruffen, damit er den Schatz anweiſe, und überliefere, entweder in eigener Perſon, welches ſelten geſchicht, weil er ſich viel zu hoch düncket, einem jeden Narren aufzuwarten; oder durch abgeſandte Geiſter, die unter ſeiner Bothmäßigkeit ſtehen. Man recommendirt dabey noch andere Anſtalten. Der Schatz-Gräber ſoll Brod bey ſich tragen, dann kan er von den Geſpenſtern oder böſen Geiſtern nicht geſtöhret werden. (*) Auch muß er ſich des redens enthalten. (**) Wie reimt ſich das letzte auf den Fall, wenn man die Geiſter beruffen, und mit ihnen von Auslieferung des Schatzes handeln will? dazu wird ja eine Unterredung mit ihnen

(*) Die geſtriegelte Rocken-Philoſophie Cent. 3. c. 33.
(**) Ibid. Cent. 3. cap. 39.

ihnen erfordert. Weiter ſoll der Schatz-ſucher ſich mit einem neuen Hembde aus ungewaſchener Leinwand verſehen, welches durch die Hand einer unbefleckten Jungfrau verfertiget worden. (*) Andere erwehlen lieber ein Hembde von einer Weibs-Perſon, die ihre Monath-Zeit hat, und dergleichen ſchändliche Dinge mehr, die ich mich faſt ſchäme kund zu machen, als da ſind ein Daum von einem gehangenen oder geräderten Dieb, ein Todten-Kopf, oder das ſchamhaffte Glied von einer ungebohrnen, oder wenigſtens nicht lange gebohrnen menſchlichen Leibes-Frucht, und was des gottloſen Zeugs mehr iſt. (**) Ich kan mir nicht einbilden, daß ein vernünftiger Menſch dieſen abſcheulichen Dingen zutrauen werde, daß man dadurch zum Beſitz der vergrabenen Schätze ſolte gelangen können. Es iſt damit ein gottloſes und höchſt abergläubiſches Beginnen, welches billig zu verabſcheuen. Von dem beſchweren der Geiſter aber habe bereits im vorhergehenden Capitel gehandelt, daraus mag man urtheilen, ob man dadurch die ſo ſehnlich geſuchte Schätze werde in ſeine Gewalt bekommen.

Hier iſt noch zu unterſuchen, ob und wie den Geiſtern die Gewalt über die vergrabene Schätze zukomme. Einige geſtehen ihnen deswegen ein Recht darüber zu, weil ihnen die

(*) Die Unterred. von dem Reich der Geiſter. Tom. I. pag. 480.

(**) Man beſ. davon Cornel. Agrip. Philoſoph. Occult. lib. I. cap. 13. ſeqq.

Schätze von denen, die ſie vergraben haben, ſind übergeben und anvertrauet worden. Man iſt aber erſt zu beweiſen ſchuldig, daß ſolches würcklich geſchehen ſey. Die Schätze werden gemeiniglich in der Abſicht in die Erde verborgen, daß man ſie in Sicherheit bringe, und zu ſeiner Zeit wieder hervor lange. Darum iſt nicht glaublich, daß ſie der ehmalige Beſitzer werde den Geiſtern übergeben haben. Er hätte damit ſein eigen Recht vergeben, und müſte beſorgen, ſie nimmermehr wieder zu bekommen. Man ſagt zwar, es hätte mancher aus Neid ſeine Schätze bey Seite gebracht, und ſie den Geiſtern überantwortet, damit ſie keinem Menſchen zu Theil würden. So findet man in den Däniſchen Geſchichten, wie einer Nahmens Ketilbiorn ſo viel Silber gehabt, daß er ſeinen Söhnen befahl, ſie ſolten damit die Balcken des von ihm erbaueten Götzen-Tempels überziehen. Als es die Söhne nicht thun wolten, brachte er alle ſein Geld mit 2. Ochſen auf einen Berg, und verbarg es daſelbſt durch Hülffe ſeines Knechts Haco, und ſeiner Magd Bota, daß man es niemahls wieder finden können. Den Knecht und die Magd aber brachte er nachhero um, ſonder Zweiffel damit ſie es niemand entdecken möchten. (*) Dis iſt wohl eine Fabel, und wenn es auch eine wahre Geſchichte wäre, würde ſie nichts mehr beweiſen, als daß Ketilbiorn thöricht gehandelt, indem er ſeine Schätze den Geiſtern

(*) v. Cleffelii Antiquitat. Germanorum Cap. 3. §. 6.

ſtern übergeben, da er nicht wiſſen konte, ob ſich die Geiſter die Mühe geben, ſolche zu verwahren, noch weniger welchen und was für Geiſtern er ſie anvertrauen müſte, denn ſo weit reichte ſeine und unſer aller Erkäntniß von dem Reich der Geiſter und ihren Geſchäfften nicht. Ein Menſch kan einem andern ſein Geld, und was ihm ſonſt eigenthümlich zugehöret, übergeben. Es frägt ſich aber, ob man daſſelbe ſolcher geſtalt auch den Geiſtern übergeben könne? Die Menſchen nehmen dergleichen Anerbieten willig an, weil ihnen damit ein Gefallen geſchicht, und ſie es wohl zu brauchen wiſſen; den Geiſtern aber iſt das Geld nichts nütze, darum ſtehets dahin, ob ſie es annehmen werden. Die Schätze ſind ein Eigenthum der Menſchen, denen ſie GOtt verliehen. Die Geiſter haben damit nichts zu ſchaffen, ſie ſind für ſie nicht geſchaffen, und dienen ihnen nirgends zu. Daraus ſchlieſſe ich, ſie werden ſich derſelben auch nicht annehmen, und wenn ſie es thun wolten, würde GOtt es ihnen nicht zugeben. GOtt muß in dieſem Stück die Gewalt und Freyheit der Geiſter einſchrencken, weil ſonſt daraus unter den Menſchen viel Verwirrung entſtehen würde; hätten ſie Gewalt über der Menſchen Geld und Schätze, würden ſie es dem einen entwenden, und dem andern zubringen. Was ſolte daraus nicht für Unordnung entſtehen? Man weiß zur Zeit kein eintziges Exempel, und die Menſchen, welche gern von den Geiſtern was zu erdichten pflegen, haben noch keins ausgeſonnen, daß die

Geiſter ſich bey den Archiven groſſer Herren, bey den öffentlichen Acten und Protocollen einge- funden, ſie in Unordnung gebracht, oder etwas davon entwendet hätten. Sie haben ſich auch niemahls an Privat-Brieffſchafften, Vertrags- Kauff- und Wechſel-Brieffe, Obligationes und dergleichen gemacht, ſie entwendet, oder zerriſ- ſen. Was iſt wohl die Urſach? keine andere, als daß GOtt es ihnen, wegen der daraus un- ter den Menſchen zu beſorgenden Unordnung, Proceſſen, Zanck und Feindſchafft, nicht erlau- bet. Gleiches kan man von den Schätzen ſa- gen, GOtt werde ihnen aus obiger Urſach darü- ber keine Gewalt geben. Zwar ſind bey den vergrabenen Schätzen ſolche Unordnungen nicht leicht zu beſorgen, weil ſie als verlaſſene Dinge können angeſehen werden, welche eigentlich kei- nem zugehören. Doch da GOtt den Geiſtern keine Gewalt über die Schätze der Menſchen, die ſie würcklich im Beſitz haben, einräumet; So wird er ihnen auch die verlaſſenen nicht überge- ben, zumahl da ſie nicht gäntzlich für verlaſſen zu achten, indem, wann ſie gefunden werden, ein Menſch für den andern ſich ſelbige nach dem natürlichen Recht anzumaſſen befugt iſt.

Dieſes gilt auch von den böſen Geiſtern, oder Teuffeln, denen die meiſten die Beſitzung der verborgenen Schätze alſo einräumen, daß er damit ſeines Gefallens ſchalten und walten kan. Dis kan von ihm noch weniger, als von gewiſ- ſen guten Geiſtern geſagt werden, weil er die Schätze gewiß zum Schaden der Menſchen an- wenden

wenden würde, wozu ihm GOtt durch Einräumung der Gewalt darüber keine Gelegenheit gegeben wird. Vielleicht kümmert ſich der Teuffel auch nicht einmahl um ſolche Kleinigkeiten, als die vergrabene Schätze ſind. Es finden ſich in dem Schoos der Erden viel wichtigere Schätze an Gold, Silber und Edelgeſteinen, von welchen wir nie gehöret, daß ſie ſich der Teuffel angemaſſet, oder den Menſchen entdecket hätte. Davon führet ein gewiſſer Engliſcher Autor folgende Gedancken, die er alſo ausdrücket: (*) Ich will mich nicht unterſtehen zu zeigen, ob der Teuffel die Betrügereyen entdecket, die Mordthaten anzeiget, die Heimlichkeiten offenbahret, und ſonderlich ſagt, wo Geld verborgen ſeyn mag, und andeutet, wo man es finden kan. Würde nicht der Satan lachen, wann man glaubte, daß es ſo was wichtiges ſey, daß er uns ſagt, wo dieſer oder jener Narr einen Kaſten verborgen, oder ein armes altes Weib ihr Nacht-Geſchirr mit Geld, das vielleicht nur ein geringes iſt, vergraben hat, indem er ſo viele Gold-Adern, ſo viele unerſchöpfliche Minen, die gewißlich in der Erde ſind, verborgen hält, und keinem Menſchen etwas davon ſagt, obgleich die Entdeckung derſelben gantzen Völckern ſehr zuträglich ſeyn würde.

Noch gedencket man, das Recht der Geiſter

(*) Beſ. die Geſchichte des Teuffels Part. 2. Cap. 7. pag. 373.

ſter über die vergrabene Schätze durch gewiſſe Hiſtörchen zu beweiſen, welche beſagen, wie ſie nicht nur zum öftern den Menſchen die Schätze angebothen, und ſelbige zu heben flehentlich gebeten haben; Sondern auch mannigmahl ihnen etwas davon zugebracht und überliefert. Das erſtere kommt mir ſehr bedencklich vor, daß die Geiſter die Menſchen ſo inſtändigſt bitten ſolten, ihnen die Schätze abzunehmen, damit ſie einmahl der Mühe, ſie ferner zu bewachen, möchten überhoben ſeyn. Wann ſie ſolche Abſicht führen, dürffen ſie nur ſelbſt die Schätze heben, und den Menſchen überantworten, ſo ſind ſie ein für allemahl von ihrer Schildwacht loß, und dürffen nicht mit traurigen Geſichtern, wie die Geſchichte melden, wieder auf ihren vorigen Poſten gehen, wenn die Menſchen durch Hebung des Schatzes ſie nicht ablöſen wollen. Solte es nicht lauter Lügen und Fabelwerck ſeyn, was man von Anbietung der Schätze redet und ſchreibet; Gleiche Beſchaffenheit hat es mit denen Kleinodien, welche die Menſchen ſollen von Geiſtern empfangen haben. Hieher rechne ich das Oldenburgiſche Horn, welches Graf Otto von Oldenburg von einer ſchönen Jungfrau, die aus dem Oſſenberg hervor kommen, empfangen: Das Schwerdt, Salamander, Lacken und güldenen Ring, in welchem ein rother Löwe oben eingemacht, die die Spannen lange Geiſter einem Grafen von Hoya für gute Aufnahme und Bewirthung geſchencket: den köſtlichen güldenen Ring, den eine Magd aus dem Geiſter-Geſchlechte

ſchlechte des Junckers von Alvensleben Gemahlin überbracht: Einen andern Ring, der einer Fürſtin von Anhalt von der ſo genannten Frau Kröte, ſtatt des Speiſe-Gelds zugeſchickt wurde: Den Maaß-oder Streich-Löffel, Trinck-Becher und Kleinod-Ring, welche Stücke der Graf von Orgevillier von einem unbekannten Weibs-Bild empfangen, mit dem er heimlich, ohne ſeiner Gemahlin Wiſſen, zugehalten. (*) Dieſe Geiſter-Geſchencke werden Pignora felicitatis, Unterpfänder der Glückſeligkeit genennet, weil ſie den Familien, denen ſie gebracht worden, ſo lange ſie bey ihnen in guter Verwahrung blieben, nach dem Bericht der Geiſter, Glück und Segen bringen ſolten. Hieraus läſt ſich deutlich abnehmen, daß es damit ein nichtiges Vorgeben und Fabelwerck ſey. Was können ſolche Dinge zu der Glückſeligkeit einer Familie beytragen, oder wie mögen die Geiſter den Menſchen eine Glückſeligkeit verſprechen und gewähren? Das iſt allein GOttes Werck. Ich wolte faſt rathen, was zu dieſen Fabeln Gelegenheit gegeben. Das Palladium der Stadt Troja iſt bekannt. Es war ein Bild der Göttin Palladis, ſo zwar nur aus Holtz gemacht, welches aber kein Menſch erkennen konte. Es ſolte vom Himmel herab gefallen ſeyn, ſich bey dem groſſen Altar des Tempels Palladis niedergelaſſen, und

(*) Dieſe Geiſter-Geſchencke erzehlet theils Hamelmann in der Oldenburgiſchen Chronick. Zuſammen findet man ſie in Joh. Chriſtoph. Becmanni Diſſertat. de pignoribus Rerumpublicarum.

und an der Mauer ſo feſt angehängt haben, daß es von keinem, als nur dem Prieſter des Tempels konte bewegt werden. Dieſes Palladium wurde ſehr heilig verwahrt, weil die Götter den Ausſpruch gethan, daß, ſo lange es in Troja bleiben würde, die Stadt unüberwindlich ſeyn ſolte. Daher konten die Griechen Troja nicht eher einnehmen, bis Æneas und Antenor den Prieſter mit Geld beſtochen, daß er es aus der Stadt tragen muſte. Es gehörte alſo auch zu den Unterpfändern der Glückſeligkeit, und hat Zweiffels ohne die vorgedachte Geiſter-Geſchencke ausgehecket, daß aus einer Fabel viel mehr andere entſtanden ſind.

Wir müſſen von den vergrabenen Schätzen noch etwas melden, welches, wann es wahr wäre, uns in die gröſſeſte Verwunderung ſetzen müſte. Die Geiſter ſollen nicht allein die Schätze in der Erde von einem Ort zum andern fortrücken, ſondern ſie auch, wann es ihnen beliebt, in Kohlen verwandeln. Wie das zugehen ſolte, iſt mir unbegreifflich. Die Schätze können in der Erde nicht anderswohin gebracht werden, wo nicht eine Oeffnung vorhanden iſt. Alſo müſten die Geiſter dergleichen Oeffnung machen können, auch ziemliche Stärcke beſitzen, um die ungeheure Laſt der Schätze fortzuſchleppen. Der Lufft- und Dunſt-Leib, den man ihnen gemeiniglich beylegt, iſt zu dieſen Verrichtungen viel zu ſchwach, daß auch ein Dutzend mit ſolchen Leibern verſehene Geiſter nichts dabey ausrichten würden. Man gebe

ihnen

ihnen einen noch etwas derbern, und zum Theil Organiſchen Leib, wie wollen ſie damit erſt in die Erde und zu den Schätzen kommen? Wann ſie auch dazu gelangen könten, wie viel Zeit würden ſie nicht zu dieſer Arbeit brauchen? Woher nehmen ſie die Werckzeuge, die dazu unentbehrlich ſind. Dieſe Schwierigkeiten müſſen die Herren Schatz-Gräber erſt auflöſen, wo man glauben ſoll, daß die Schätze in der Erde fortgerückt werden. Ich mercke wohl, was ſie bey dieſem Vorgeben für Abſicht führen. Wenn ſie den Schatz, den ſie gantz gewiß zu heben verſprochen, nicht finden können, muß er weiter gewandert ſeyn, obgleich keiner vorhanden geweſen. Dis dienet zu ihrer Entſchuldigung, weil man ſonſt die darauf gewandte Koſten von ihnen wieder fordern möchte. Dahin zielet auch das Vorgeben von Verwandlung der Schätze in Kohlen. Wann ſie etwa Kohlen, welches ſich leicht zutragen kan, aber kein Geld finden, ſo haben ſie Gelegenheit, ſich aus dem verdrieſslichen Handel zu wickeln, und alle Schuld auf die Geiſter zu ſchieben, welche aus Neid die Schätze müſſen in Kohlen verwandelt haben. Ob ſolches möglich ſey, laſſe ich einen jeden urtheilen. Waſſer in Wein, Gold in Kohlen, und Kohlen wieder in Gold zu verwandeln, bleibt ein Werck des allmächtigen Schöpffers. In einem gewiſſen verfallenen Cloſter, welches einem mir wohl bekannten von Adel zugehörte, fand ſich beym Graben in der Erde ein groß Stück Bley in der Form eines Keſſels. Ich

war zugegen, als dem von Adel dieſe Zeitung gebracht ward, welche groſſe Hoffnung zu einem gefundenen Schatz verurſachte. Darüber fielen allerhand Reden vor. Vornemlich vermuthete man, es würde in der Mitte des Bleys Gold oder Silber verborgen ſeyn. Man ſchnitte es voneinander, und fand in der Mitte nichts als Bley. Wir geriethen auf die Gedancken, das Silber oder Gold möchte mit dem Bley zuſammen und untereinander geſchmoltzen ſeyn. Daher muſten einige Stücke davon zu einem erfahrnen Scheide-Künſtler gebracht werden, der es von dem Bley ſcheiden ſolte. Solches hätte er gern gethan, wann nur etwas wäre darunter geweſen. Es war und blieb alles Bley. Mich wundert, daß niemand auf den Einfall gerieth, die Geiſter möchten vielleicht das Gold oder Silber in Bley verwandelt haben, wie ſie die Schätze in Kohlen zu verwandeln pflegen. Doch wenn wir auch darauf verfallen wären, würde niemand unter uns ſo thöricht geweſen ſeyn, es zu glauben.

Die Schatz-Gräber haben noch ein Stückchen, womit ſie ſich behelffen, wann ſie einen Schatz ſuchen, wo keiner iſt. Da fehlet es ihnen an der Spreng-Wurtzel, ſie gehen fort ſelbige aufzuſuchen, und vergeſſen das Wiederkommen. Solche Spreng- oder Spring-Wurtzel ſoll die Krafft haben, nicht allein die Schlöſſer aufzuſprengen, ſondern auch groſſe Ketten zu zerreiſſen, und die Schätze damit aufzuſchlieſſen, daß ſie ſich müſſen heben laſſen. In Schweden

ſoll

ſoll ſie häuffig wachſen, und wenn die Pferde mit den Huf-Eiſen darüber gehen, dieſelbe den Pferden abſpringen. Andere ſagen, ſie wachſe an einem beſondern Ort, und könne nur von einem Geiſt gefunden und gebracht werden, habe auch nur zu gewiſſer Zeit vorgedachte Krafft. Man erzehlet von dieſer Wurtzel, welche andere ein Kraut nennen, noch mehr wunderbare Dinge. Albertus M. ſchreibt, daß auch die Vögel ſelbige zu finden wüſten. Inſonderheit ſollen der Specht, die Elſter und Wiedehopf ſich darauf trefflich verſtehen. Denn wenn man ihre Neſter mit einem Strick oder Kette umbünde, oder das Loch, worin ſie ihr Neſt und darin Eyer oder Jungen haben, mit einem Keil zumachte, ſo holeten ſie ein gewiſſes Kraut, welches die Bande voneinander ſprengte, und durch bloſſes anrühren den Keil heraus zöge. Man erzehlet auch von den Raben und Schwalben, daß, wenn man ihre Eyer hart kocht, ſie ſelbige durch dis Kraut wieder lauter machen. Wer alſo dis Kraut haben will, darf nur ein rothes oder weiſſes Tuch unter den Baum legen, darauf werden es die Vögel fallen laſſen, wann ſie es gnug gebraucht. (*) Die gantze Fabel iſt aus dem Plinio genommen, welcher ſchreibt, daß wann die Hirten einen Keil in das Loch eines Spechts ſchlügen, man gemeiniglich glaubte, daß dieſer Vogel ein gewiſſes Kraut daran hielte,

(*) Beſ. die geheime Unterred. von Magia Naturali pag. 151. ſeqq. allwo ſich auch die Spreng-Wurtzel abgebildet findet.

te, wovon der Keil alſobald herausſpringen müſte. (*) So viel mir bewuſt, hat noch kein Menſch eine Probe mit der Spreng-Wurtzel geſehen, daher auch niemand mehr was darauf halten will, die Schatz-Gräber und Wurtzel-Männer ausgenommen, die damit die Leute betriegen. Ein luſtiges Schatz-Gräber Stückchen erzehlet Meliſſantes. (**) In den Kieffhäuſer Berg, lauten ſeine Worte, etwa 3. Stunden von Nordhauſen, ſoll ſich Kayſer Fridericus Barbaroſſa mit den Seinigen verflucht haben. Er ſoll auch darin ſitzen auf einer Bancke, an einem ſteinern Tiſch, den Kopf in der Hand haltend, daſelbſt ruhen und ſchlaffen. Der Bart ſey ihm durch den Tiſch bis auf die Füſſe gewachſen, er ſchlummerte nur, und zwinckerte mit den Augen, als wann er bald wieder aufwachen wolte. Die Schatz-Gräber geben vor, Kayſer Friederich ſitze mit ſeinem rothen Bart in dieſem Berg, und habe ſeinen Schatz bey ſich. Wer die daſelbſt wachſende Spring-Wurtzel hätte, könte in den Berg eingehen, die Schlöſſer der Kaſten eröffnen, und ihn heben. Weiter haben ſie vorgegeben, man könne die Spring-Wurtzel nicht von ſelbſt finden, ſondern müſte zuvor die Geiſter mit einer im Creys gelegten Summa Geldes beſchweren. Dieſe müſten auch den Ort anzeigen, wo die Schätze vorhanden. Wann nun die Schatz-begierigen Leute

(*) Plinius in Hiſtor. Natur. lib. 10. cap. 18. it. lib. 25. cap. 2.

(**) In der curieuſen Orographie No. 209.

te eine Summa Geldes auf die Erde gelegt/ und der Schatz-Gräber die Beſchwerung angefangen/ ſo ſind aus dem Buſch des Kiefhäuſer-Bergs verkleidete Männer mit bloſſen Degen gekommen/ und haben alles weggenommen. So weit Meliſſantes.

Zum Beſchluß führe ich noch an/ was ſich im Jahr 1715. mit einigen Schatz-Gräbern in Jena zugetragen. Ein Student Nahmens Weber, und 2. Bauren/ Gesner und Zenner, vermutheten in einem vor Jena belegenen/ und einem Schneider Nahmens Heuchler zugehörigen Weinberg/ einen Schatz/ weil ſich daſelbſt zum öftern eine weiſſe Frau ſolte haben ſehen laſſen. Daher begaben ſie ſich in der Chriſt-Nacht in ſolchen Weinberg/ und kehrten in das darin befindliche Garten-Häusgen ein/ in der Abſicht/ die Geiſter zu beſchweren/ den Schatz zu heben/ und auch Hecke-Thaler zu bekommen. Sie waren alle drey mit Magiſchen Sigillis verſehen/ und wolten den Geiſt der Sonnen Och beſchweren/ daß er ihnen ſeinen dienſtbaren Geiſt Nathanael in menſchlicher Geſtalt ſenden möchte. Weber ſchrieb auſſerhalb über die Thüre das Tetragrammaton an/ und darauf ſatzten ſie ſich alle drey nieder. Er zog auch Fauſtens Höllen-Zwang/ und die Clavicul. Salomonis, nebſt gewiſſen Characteren und Sigillis Magicis hervor/ ingleichen 4. Beutel zu den Hecke-Thalern und einige Pfennige, welches alles er vor ſich auf den Tiſch legte. Nach 10. Uhr machte der eine Bauer mit Webers Degen einen Creyß oben

an die Decke des Häusgens, und nahm darauf die Citation vor, die er von halben zu halben Viertel Stunden 3 mahl hinter einander auswendig wiederholte. Es wolte aber kein Geiſt kommen. Darauf las Weber eben dieſe Beſchwerung einmahl aus Fauſtens Höllen-Zwang her; zum andernmahl aber konte er ſie nicht endigen, weil ihm das Geſicht vergieng, und er von einem tieffen Schlaf überfallen ward, daß er ſich mit dem Kopf auf dem Tiſch legen muſte. Als am folgenden Abend der Beſitzer des Weinbergs dahin kam, fand er dieſe 3. Perſonen in dem Garten-Häusgen, in einem jämmerlichen Anblick. Die beyde Bauren waren todt. Geßner lag auf der Bancke mit gantz gebücktem Kopf, und Zenner unter der Bancke, mit dem Kopf zwiſchen den Beinen, und weit heraus geſtreckter Zunge, hatte auch auf der Bruſt und im Geſichte viele rothe Striemen und blaue Flecke. Weber lag auf der Bancke hinter dem Tiſch, halb todt und ſprachloß, hatte eine læſion am Arm, imgleichen auf der Bruſt und am rechten Fuß rothe Flecken, Geſchwulſte und Blaſen. (*) Nun haben ſich zwar Gelehrte gefunden, welche dieſe traurige Begebenheit dem Satan zugeſchrieben, und dafür gehalten, daß er aus göttlicher Zulaſſung die beyde Bauern umgebracht, und Webern ſo elend zugerichtet habe: denen ich aber nicht beyſtimmen kan. Dann dieſer Meynung ſtehet

(*) Beſiehe die wahre Eröffnung der Jenaiſchen Chriſt-Nachts Tragœdie.

ſtehet entgegen, was nachhero denen Wächtern begegnet iſt. Man beſtellete nemlich alſobald 3. Wächter, welche die beyde todte Bauren bewachen ſolten. Dieſe geriethen auch in einen Schlaf und Schlummer, und man fand ſie am Morgen des andern Weyhnacht Feyer-Tages im Garten-Häusgen halb todt. Zwey davon erholten ſich wieder, und dem einen ſchoſſen hernach viele Blattern an dem Kopf auf. Der dritte aber, Nahmens Bayer, verſchied bald darauf. Dieſe Leute waren in ihrem Beruf, und von der Obrigkeit beſtellet, darum iſt nicht glaublich, daß GOtt dem Teuffel werde erlaubt haben, ſie alſo zuzurichten, und den einen gar ums Leben zu bringen, da doch der Studioſus Weber, als vermuthlicher Urheber der gantzen Tragœdie, noch mit dem Leben davon kam. Man muß demnach wenigſtens bey den Wächtern natürliche Urſache zugeben, wodurch ſie in ſo elenden Stand verſetzet, und der eine gar getödtet worden. Finden ſich aber bey der Begebenheit mit den Wächtern natürliche Urſachen, ſo kan man dieſelbige auch bey den Schatz-Gräbern gelten laſſen, und darf die Geiſter oder den Teuffel nicht mit drein mengen, zumahl da ihnen einerley Zufälle begegneten. Zwar wolte der eine Wächter, Nahmens Krempe ein Geſpenſt in Geſtalt eines ſieben bis achtjährigen Knabens geſehen, und ein Kratzen an der Thüre, auch dieſelbige aufgehen und wieder zuſchmeiſſen gehöret haben, wovon aber der andere, Nahmens Schumann, nichts wuſte, ſondern nur ausſagte, wie er, ohne jemand zu ſehen,

eine gute Strecke auf der Bancke fortgeſchoben worden, daß er ohne Verſtand auf den einen todten Cörper auf den Boden gefallen, und für todt liegen blieben. Dis alles iſt bey ihnen eine Frucht der Einbildung geweſen, welche theils mit Furcht eingenommen, theils durch die natürliche Urſachen, die ſie in dem Schlummer gebracht, und endlich in gantz unempfindlichen Stand geſetzet, gantz verrücket war.

Die natürliche Urſachen können theils die ſtrenge Kälte, hauptſächlich aber der Dampf von den angezündeten Kohlen geweſen ſeyn. Das Garten-Häusgen hatte keinen Schorſtein, Fenſter und Thüre waren auch dichte zugemacht, daß der Dampf von den Kohlen nirgends einen Ausgang finden konte. Was iſts Wunder, wenn ſie davon erſticket ſind. (*) Wir haben viele Exempel von dem tödtlichen Dampf der Kohlen. Hildanus, ein bekannter Medicus ſchreibt, daß die glüende Kohlen einen gifftigen und heßlichen Dampf von ſich geben, und wo man ſolche in einem geſperrten Gemach anzündet, ſie Kopfwehe, Widerwillen, Ohnmachten, und wol einen unzeitigen Tod verurſachen; Immaſſen er ein Exempel ſetzet von 2. Wächtern, welche zu Cölln am Rhein Anno 1593. todt gefunden worden, den dritten aber, welcher allbereit dahin ſtarb, man geſchwind herausgetragen, und durch Gebrauch der zu ſolchen Fällen dienli-

(*) Dis hat ſehr wohl der berühmte Herr D. Hoffmann behauptet in dem gründlichen Bedencken von dem tödtlichen Dampf der Holtz-Kohlen.

dienlichen Mittel, wieder erqvicket und geſund gemacht habe. (*) Mir iſt ſelbſt eine Begebenheit bekannt, da vor einigen Jahren in Berlin 2. Perſonen von ſolchem Kohlen-Dampf umkommen ſind. Die 3. höhere Facultäten in Leipzig, als man ihnen den Caſum vorlegte, und die Acten zum Spruch zuſchickte, haben ſich einmüthig dahin erkläret, daß bey der Jenaiſchen Schatz-Gräber Tragœdie alles aus natürlichen Urſachen geſchehen, und die Geiſter, oder der Teuffel dabey nichts unmittelbar gethan hätten. Indeſſen zeigen ſich die Gerichte GOttes dabey dennoch augenſcheinlich. Er pflegt ſich mehrentheils natürlicher Straf-Mittel zu gebrauchen; die finden wir auch bey dieſem Fall, und können alſo füglich den Teuffel davon weglaſſen.

31.

Vom Allraun.

Nachdem ich im vorhergehenden Abſchnitt der Spreng-Wurtzel gedacht, ſo mag hier eine andere, nicht weniger wunderbare Wurtzel folgen. Ich meyne die Allraun-Wurtzel, die ihren Beſitzer reich und glücklich machen ſoll. Man hält insgemein dafür, es ſey die Wurtzel Mandragora, der man auch den Nahmen Allraun gibt. Dieſe Mandragora war ſchon bey den Alten ſehr bekannt, und muſte ihnen viel wunderbare Eigenſchafften haben; Welches zum Theil

(*) Sind Zeileri Worte in den Sendſchreiben Cent. 2. epiſt. 17.

Theil daraus abzunehmen, daß ſie das Kraut davon Circeam nenneten, von der berühmten Zauberin Circe, weil es in der Zauber-Kunſt von groſſen Nutzen ſeyn ſolte. Pythagoras gab vor, die Wurtzel wäre einem Menſchen ähnlich, und Columella ſpricht, ſie ſey ein halb Menſch. Plinius (*) ſchreibt davon, wann man dieſe Wurtzel graben wolle, müſſe man damit nicht auf gemeine Art verfahren, ſondern erſtlich mit einem Dolch oder Schwerdt 3. Creyſe darum machen, 3 mahl ſich gegen Weſten wenden, und einige Worte hermurmeln, auch dabey herum ſpringen, und endlich einen Hund an die Wurtzel binden, der ſie heraus ziehe. Damit ſtimmet der Jüdiſche Geſchicht-Schreiber Joſephus trefflich überein, nur daß er der Wurtzel einen andern Nahmen gibt. Sein Bericht lautet alſo: (**) Bey der Stadt Machærus im Jüdiſchen Lande liegt ein Ort Bararas genannt, daſelbſt wächſt eine Wurtzel, die auch den Nahmen Bararas führet. Deren Kraut hat eine Feuer-rothe Farbe, und leuchtet des Nachts, daß man ſie von weiten ſehen kan, je näher man aber zu ihr kommt, je mehr ſich ihr Schein verlieret, läſſet ſich auch nicht leicht ausgraben, ſondern weicht zurück, wann man ſie anrühren will, und verſchwindet gar. So man aber den Urin eines Weibes, die ihre monathliche Zeit hat, darauf ſchüttet, hält ſie Stand. Es ſoll dabey ein ungeheures Geſpenſt erſcheinen, und denjenigen, der

(*) Hiſt. Natural. lib. 25. cap. 13.
(**) De Bello Judaico lib. 7. cap. 25.

der ſie ausgraben will, tödten, wo er nicht eben dieſe Wurtzel am Arm gebunden, bey ſich trägt. Wem es aber daran fehlt, kan ſie folgender Geſtalt erlangen: Rund um die Wurtzel muß er die Erde wegſcharren, einen Strick darum binden, und ſelbigen an einen Hund beſeſtigen, darauf geſchwinde davon lauffen. Indem nun der Hund folgen will, ziehet er die Wurtzel heraus, iſt aber alſobald des Todes. Dann kan man die Wurtzel nehmen, und ſie ohne Gefahr anrühren und brauchen. Weil auch die Alten glaubten, daß die Pflantzen, eben wie die Thiere, männliches und weibliches Geſchlechts ſind, ſo ſuchten ſie auch bey der Mandragora dieſen Unterſcheid, und ſolte die weibliche entweder unfruchtbar ſeyn, oder nur kleine Früchte tragen, die männliche aber einen lieblichen und wohl riechenden Apffel bringen, dem Eyerdotter nicht ungleich. (*) Sonſt legte man ihr noch die Krafft bey, die Weiber fruchtbar zu machen, und den Schlaf zu befördern, welches letztere das eintzige ſeyn mag, ſo noch einigen Schein der Wahrheit hat. Joſephus gedencket noch einer Wurtzel, die der König Salomo als eine groſſe Rarität beſeſſen; Wann er ſolche einem vom Teuffel beſeſſenen vor die Naſe gehalten, hätte der Teuffel ſo gleich ausfahren müſſen. (**) Es wird vielleicht die vorher beſchriebene Wurtzel Bararas geweſen ſeyn.

(*) Levinus Lemnius de Miracul. Occultis Naturæ. lib. 4. cap. 10.

(**) Antiquitat. lib. 8. cap. 2.

Dieſe nichtswürdige Fratzen hat man lange Zeit auf guten Glauben der Alten angenommen, ſie noch mit andern thörichten Umſtänden vermehret, woraus endlich der Allraun worden iſt. Es iſt aber der Allraun ein kleines Bild in Menſchen Geſtalt, mit allen Gliedmaſſen, auch auf dem Kopf und an andern Orten mit Haaren verſehen, welches gemeiniglich in einem Käſtlein lieget, und mannigmahl auch ordentlich angekleidet iſt. Johann Riſt beſchreibet einen Allraun, den er ſelbſt gehabt, mit folgenden Worten: (*) Seine Länge iſt faſt ein gantzer Fuß, oder eine halbe Ele. Das Bild, welches ein Männlein vorſtellet, hat ein gar ſcheusliches Geſichte, tieffe hohle Augen, eine groſſe Naſe, eine pucklichte Stirn, auf dem Haupt grobe lange Haare, die ihm bis auf die Schenckel herunter hangen, der eine Arm iſt ihm gantz krumm am Leibe, oder die Ribben vielmehr eingebogen, oder gleichſam angewachſen, der andere ſteht ein wenig von den Ribben ab, die Lenden, Schenckel und Füſſe ſind einer gantz unformlichen Proportion; und in Summa, das gantze Bild iſt alſo beſchaffen, daß viel Leute, abſonderlich die etwas abergläubiſch ſind, einen groſſen Abſcheu haben, ſelbiges auch mir anzuſehen, und bin in der Meynung, daß dieſes Bild oder Allraun wol ein paar 100. Jahre mag alt ſeyn. Es liegt in einem kleinen höltzern Sarge, der auswendig roth angeſtrichen. In dem Sarge iſt eine kleine bunte Decke und Haupt-Polſterlein, worauf das

(*) Beſiehe deſſen Mertzens-Geſpräche pag. 208.

das Bild ruhet; Oben auf dem Deckel aber iſt nach gar altfränckiſcher Manier ein Galgen gezeichnet, in welchem ein Dieb hängt, worunter etwas hervor wächſet, welches ohne Zweiffel die Allraun-Wurtzel ſeyn ſoll, wie denn die Alten davon gedichtet haben, daß aus dem Harn oder Saamen, welchen der am Galgen hängende Dieb von ſich lieſſe, eine ſolche Wurtzel würde gezeuget, die hernach mit Lebens-Gefahr (demnach die Wurtzel ein ſehr ſtarckes, ja tödtliches Geſchrey von ſich lieſſe) von dannen müſte herausgezogen werden. Mehr dergleichen Allraunen finden wir beym Happelio (*) beſchrieben, unter andern 3. die in einer groſſen Kiſte beyſammen gelegen. Ein Bürger, ſchreibt er, dieſer Stadt, gab mir und etlichen andern guten Freunden zu ſehen 3. Allraunen. Sie lagen in einer groſſen Kiſte in feuchten Sand. Das Weiblein lag dem Männlein an der rechten Seite, und ward von deſſen rechten Arm umfangen. Das dritte war ein Kind, ſo von den andern abgeſondert war. Mann und Weib aber konten nicht von einander gebracht werden. Dieſe lagen auf dem Rücken, und hielt der Mann den lincken Schenckel hoch empor. Er war wol drey Viertel einer Hamburger Elen lang, das Weib kleiner, und das Kind das kleineſte. Man ſahe wohl, daß die Kunſt an der Bildung der Geſichter geholffen, ſonſt war alles ziemlich proportioniret, und man konte die Sexus ſehr wohl unterſcheiden und erkennen. Die Köpffe waren mit verworrenen Zäſerlein, gleich den natürlichen

(*) Relat. Curioſ. Tom. I. p. 475. it. Tom. 4. pag. 326.

Haaren bewachſen. Sonſten hatte der Bart, und alle übrige Oerter, die ſolche erfordern, ihre Haare. Die Finger an den Händen, und die Zähen an den Füſſen waren etwas ungeſchickt, jedoch ſahe man, daß das Weiblein an der rechten Wangen etwas angangen und brüchig worden.

Weiter wollen wir hören, was man uns von dem Allraun vorſchwatzt. Er ſoll ſeinen Urſprung von den gehangenen oder geräderten Dieben haben, und nirgends als unter den Gerichts-Städten anzutreffen ſeyn. Daher die Allraunen auch den Nahmen der Galgen-Männlein führen, von andern aber Gold-Männlein genannt werden, weil ſie, wie wir bald vernehmen werden, ihrem Beſitzer Geld zubringen. Wann ein Dieb gehangen wird, ſo ſoll aus deſſen Urin, indem er auf die Erde fällt, der Allraun wachſen. Einige machen es noch beſſer, und ſagen, dieſer Urin ſey das Tauf-Waſſer, womit ehemahls der Dieb begoſſen worden, das müſſe er wieder von ſich geben. (*) Andere machen daraus den Chriſam, ſo der juſtificirte Sünder in der heil. Tauffe empfangen. (**) Noch andere ſagen, der Allraun entſtehe von dem Fett, ſo von den todten Cörpern herab tropft. (***) An ſolchen Oertern hat man ihn alſo zu ſuchen, und folgender Geſtalt auszugraben. Man muß an einem Freytag vor der Sonnen Aufgang (andere ſagen in der 11. oder 12. Stunde der Nacht) ſich an den Ort begeben,

(*) Männlings Curioſitæten abergläubiſcher Albertäten. Cap. 10. §. 3.

(**) v. Happel. Relat. Curioſ. Tom. 1. p. 479.

(***) Thom. Browe Pſeudodox. Epidem. lib. 2. cap. 6.

begeben, zuforderſt aber ſeine Ohren mit Baum-Wolle, Wachs oder Pech verſtopffen. Denn weil die Wurtzel, indem ſie aus der Erde gezogen wird, ein abſcheuliches Geſchrey macht, ſo möchten davon dem Gräber nicht allein die Ohren wehe thun, ſondern er plötzlich des Todes ſeyn, oder in Unſinnigkeit gerathen. Darauf werden an dem Ort, wo ſie ſtehet, 3. Creutze darüber gemacht, die Erde rings umher abgegraben, daß die Wurtzel nur noch mit den kleinen Fäſerchen daran behängen bleibt. Endlich umfaßt man ſie mit einem Strick, bindet ſolchen einem Hund an den Schwantz, und hält dem Hunde ein Stück Brod vor, und läufft davon. Wann nun der Hund nachfolgen will, reißt er die Wurtzel aus der Erde, und fällt gleich todt nieder, dem Menſchen aber geſchicht kein Schade. (*) Der Hund muß gantz ſchwartz ſeyn, und gar kleine Flecken von anderer Farbe haben. (**) Nachdem man dieſe Wurtzel, die eine vollkommene menſchliche Geſtalt hat, in ſeine Gewalt bekommen, muß man ſie rein waſchen, ihr auch wol ein Hembde, und andere Kleider anziehen, ſie auf ein ſanfftes Lager in ein Käſtlein legen, nachhero zu gewiſſer Zeit mit Wein baden, oft neu anziehen, und ſonſt fleißig warten. So beſitzt man einen herrlichen Schatz, davon man ſich viel Glück und Segen zu verſprechen hat. Dann der Allraun kan auch ſteinerne Hertzen zur Liebe bewegen, und die unfruchtbaren Weiber gewiß fruchtbar machen. Er ſegnet auch ſeinen Beſitzer in der Nahrung

(*) v. Männling L. C. Cap. 13. §. 5.

(**) Die Unterred. vom Reich der Geiſter. Tom. 2. pag. 290.

rung und Handthierung, macht ihn glückſelig und reich. Man darf nur alle Abend ein Stück Geld dabey legen, ſo findet man des Morgens dafür 2. Stücke. Man muß ihn aber nicht überladen, ſonſt ſtehet er ab, und ſtirbt. Ein Ducaten für eine Nacht geht noch hin, aber nicht allezeit, ſondern nur ſelten. Man ſagt auch, wo der Beſitzer ſolches Allrauns ſtirbt, erbe es der jüngſte Sohn, und müſſe man dem Todten, der den Allraun hinterlaſſen, ein Stück Brod und Geld in den Sarg legen, und mit ihm begraben. (*)

Es iſt ſchon erinnert worden, daß ſich dis Fabel-Werck von den Alten herſchreibt, welche der Mandragora viel wunderbare Eigenſchafften beylegten. Johan. Prætorius ſucht den Urſprung des Allrauns in der Bunds-Lade, welche von den Kindern Iſrael ſo heilig gehalten ward. Der Allraun, ſpricht er, (**) iſt denen Vorfahren nichts anders geweſen, als ein Zeichen oder Nachäffung und Mißbrauch der Lade des Bundes. Die alten Teutſchen haben vernommen, wie hoch die Lade des Bundes gehalten worden, als die auch die Lade des HErrn genennet wird. So haben ſie auch ſo ein Käſtlein gemachet, und etwa einen GOtt oder Götzen-Bild hingelegt, und damit anfänglich den wahren GOtt angedeutet, nachdem ſie ihren ältern Aberglauben angeben, darnach ſie GOtt erſtlich nicht abbilden wollen. So haben auch die Philiſter dafür gehalten, daß GOtt in der Lade ſey, wann ſie fürchtend geſagt, GOtt iſt ins Lager

kommen.

(*) Beſ. D. Joh. Lud. Hartmanni Greuel des Segenſprechens Part. 2. vom Allraun. Cap. 1. §. 3.

(**) v. Happelii Relat. Curioſ. Tom. 4. pag. 326. 327.

kommen. Daß aber die alten Teutſchen darneben in den Gedancken gerathen, als beſchehrete der Allraun Geld, Glück ꝛc. ſolches kömmt daher, weil, wie die Lade des HErrn 3. Monden im Hauſe Obed Edoms geblieben, ihn der HErr und ſein gantzes Haus geſegnet hat. Weiter, daß ſie denen Allraunen Pfennige beygelegt haben, als beſchehrete es nichts umſonſt: das kommt etwa daher, weil, wie die Philiſter die Lade von ſich geſchafft, ſolche auf Einrathen ihrer Prieſter nicht allein auf den Wagen gelegt, ſondern auch güldene Kleinod in ein Käſtlein gethan, und neben ihrer Seiten gelegt. Daß man das Allräunichen auf dem Felde unter dem Galgen graben müſſe, kömmt daher, weil die Philiſter die Lade des Bundes auf freyem Felde verlaſſen, da ſie die Iſraeliter wieder bekommen haben. Daß man das Männlein drinnen höher gehalten, es geſäubert, gebadet, friſch angezogen, kömmt daher, daß auch die Lade des Bundes nur durfte von denen Leviten getragen, und im Tempel im allerheiligſten muſte aufgehaben werden. Daß man ein Männlein hinein gelegt, kan auch wohl geſchehen ſeyn, weil über der Lade des Bundes die Cherubim geweſen. So weit Prætorius. Dieſe Meynung aber iſt ſehr weit her geholt, und hat einen ſchlechten Schein der Wahrheit. Die treffen es beſſer, welche den Allraun von den Wahrſagerinnen der alten Teutſchen herleiten. Allraunen, oder Allrunen hieſſen, nach Aventini Bericht (*) bey den Teutſchen gewiſſe Weiber, welche ihre Prieſterinnen oder Wahrſagerinnen waren, bey denen

(*) Lib. I. Annalium.

denen ſie ſich Raths erholten, wann ſie in den Streit auszziehen wolten, und von ihnen den Ausgang deſſelben erforſcheten. Dieſe Weiber gingen barfuß, mit loßhangenden Haaren, hatten ein weiß Hembde um den Leib, das unten zugebunden war, und um die Lenden führten ſie einen ſtählern Gürtel. Wann die Männer etliche Gefangenen aus der Schlacht mitbrachten, ſo fielen ſie ſolche als raſend an, ſchnitten ihnen mit einem Schwerdt die Gurgel ab, und faßten das Blut in kupfferne Becken auf, und daraus weiſſagten ſie hernach zukünftige Dinge. Nun kan es ſeyn, daß dieſe Betrügerinnen ſich einiger kleiner Haus-Götzen bedienet, ſie in einem Käſtchen wohl geputzt bey ſich getragen, fleißig gewartet, und vorgegeben, wie ſie von ihnen nicht allein viel Segen empfingen, ſondern auch die zukünftige Dinge, ſo man von ihnen wiſſen wolte, erfuhren. Dergleichen kleine Haus-Götzen werden ſich andere mit der Zeit auch angeſchafft haben, da ihnen dann der Nahme der Allraunen beygelegt worden, entweder von den Wahrſagerinnen, die ſich ihrer zuerſt bedienet, oder weil ſie ihnen zukünftige Dinge verkündigen, und gleichſam einräumen ſolten. Nachdem unſere Vorfahren zum Chriſtlichen Glauben bekehret worden, werden ſie ihre alte Haus-Götzen nicht ſo gleich abgeſchafft, ſondern wenigſtens heimlich beybehalten haben. Wann man bedencket, daß es bey der Bekehrung der alten Teutſchen nicht viel beſſer zugegangen, als wie es die Jeſuiten bey Bekehrung der Chineſer gemacht haben, denen ſie nebſt dem Chriſtenthum noch manchen Aberglauben verſtattet, wird man ſich ſolches nicht wundern laſſen.

laſſen. Und ſo ſind dann die Allraunen bis auf unſere Zeiten im Schwange blieben.

Indeſſen iſt auch gewiß, daß die Betrüger zur Unterhaltung des Aberglaubens vom Allraun vieles, wo nicht das meiſte, beygetragen haben. Weil ſich allemahl Leute funden, denen mit einem dem Vorgeben nach ſo nützlichen Haus-Götzen gedienet war, ſo fehlte es auch an ſolchen nicht, die welche verfertigten, und theuer verkaufften. Wie der Allraun von den Betrügern gemacht wird, hat ſchon längſt Petr. Andreas Matthiolus entdecket, (*) der das Geheimniß zu Rom von einem Theriacks-Krämer erfahren, welcher damit viel Geld geſchafft, und mannigmahl einen ſolchen Allraun für 30. Ducaten verkaufft. Sie nehmen, ſchreibt Matthiolus, die Wurtzeln von Rohr, Zaunrüben, und anderen Kräutern, die ſich dazu ſchicken: dieſelben, weil ſie noch friſch und grün ſind, beſchneiden und beſchnitzen ſie, daß ſie die Geſtalt eines Mannes oder Weibes bekommen. Darauf ſtecken ſie Gerſten- oder Hirſe-Körner hinein, an ſolchen Oertern, wo ſie vermeynen, daß Haare wachſen ſollen: hernach graben ſie dieſelbigen in friſchen Sand, da die eingeſteckte Körnlein aufs längſte innerhalb 20. Tagen hervorſchieſſen, welche ſie mit einem ſubtilen Meſſer gar fein ſpalten, und alſo zubereiten, daß ſie das Anſehen haben, als wäre es ein Bart, oder ſonſt ein mit Haaren bewachſener Ort. Daneben haben ſie ſich deſſen, was die Alten von der Mandragora geſchrieben, trefflich zu bedienen gewuſt. Wann ihre Wurtzel

(*) In Comment. ad libr. 4. Dioscoridis cap. 71. pag. 536.

tzel eine vollkommene menſchliche Geſtalt hatte, ſo ſchützten ſie ſich mit dem Anſehen der Alten, welche ſie alſo beſchrieben, und damit verhehlten ſie den geſpielten Betrug, da ſie der Wurtzel durch ihre Handgriffe erſt ſolche Geſtalt gegeben. Daß ſie von Natur dieſe Geſtalt haben ſolte, iſt ein nichtiges Vorgeben. Die Gleichheit der Mandragora-Wurtzel mit dem Menſchen beſtehet nur darin, daß ſie ſich unten in 2, mannigmahl auch wohl in 3. Theile ſpaltet, welches die Beine ſeyn müſſen. Was iſt daraus zu machen? da ſich ſolche ungereimte Gleichheit auch bey andern Wurtzeln, als Rüben, Paſtinacken, Rettigen und dergleichen findet. Der Alten Bericht von der Gefährlichkeit, der man beym ausgraben der Wurtzel unterworffen iſt, war auch Waſſer auf der Betrüger Mühle. Denn weil ſie ſolche Gefahr übernommen, war es billig, daß ihnen der dadurch erlangte koſtbare Schatz deſto theurer bezahlt wurde. Zudem wuſten ſie auch dieſe Gefahr noch gröſſer zu machen. Weil endlich die Alten einen Unterſcheid des Geſchlechts bey der Mandragora wolten bemercket haben, ſo waren die Landſtreicher nicht faul, ſondern machten ſowol männliche als weibliche Allraunen, legten ſie zuſammen in einen Kaſten, und geſelleten ihnen noch wohl ein kleines Kind zu, ſo ſie etwa miteinander gezeuget. Da dann leicht zu erachten, daß 3. Allraunen viel mehr Geld gekoſtet, als einer.

Es iſt kaum der Mühe werth, mich hiebey länger aufzuhalten, doch will noch kürtzlich bey dem übrigen abergläubiſchen Zeug, ſo wir von dem Allraun vernommen, einige Anmerckungen machen. Er ſoll aus dem Urin oder Fett eines Menſchen wachſen.

ſen. Das läuft wider die Erfahrung, vermöge welcher wir verſichert ſind, daß die Kräuter, Wurtzeln und Pflantzen nicht von ſelbſt aus der Erde wachſen, oder etwa aus einer Fäulung entſtehen, ſondern aus ihrem Saamen hervor kommen. Man muſte aber den Urſprung dieſer Wurtzel von einem Menſchen herleiten, weil ſie menſchliche Geſtalt hatte. Warum man auf die gehängte oder geräderte Diebe verfallen, iſt die Urſach, daß die Allraunen den Leuten das Geld ſtehlen, und ihrem Beſitzer zubringen, und alſo den Dieben nachahmen, von welchen ſie entſproſſen ſind. Das Geſchrey der Wurtzel, wann ſie aus der Erde gezogen wird, iſt, wie alles übrige, ſo beym ausgraben vorgehen ſoll, eine lächerliche Thorheit, oder man hat aus dem Laut, den etwa die Wurtzel von ſich geben, nachdem ſie in der Erde tief und feſte geſtanden, und im heraus ziehen entweder geborſten, oder ihre Theile zerriſſen worden, ein entſetzliches Geſchrey gemacht. Das Baden und Waſchen des Allrauns mit Wein, mag dazu dienen, daß die Wurtzel nicht ſo bald wurmſtichigt wird, oder gar verdirbt. Darum funden die Betrüger für nöthig, ſolches den Käuffern derſelben feſt einzubinden. Daß endlich die Mandragora die Fruchtbarkeit befördern ſoll, davon wiſſen erfahrne Medici nichts. Levinus Lemnius leugnet es ausdrücklich. (*) Es iſt ein Einfall der Alten, welche die Natur der Dinge nicht gnugſam unterſuchten, ſondern ihre Meynungen vielfältig auf andrer Leute ſagen gründeten. Die 70. Dollmetſcher ſo wol, als die gemeine lateiniſche

(*) Loco ſupra Citato.

niſche Uberſetzung der Bibel haben der Meynung, daß die Mandragora fruchtbar mache, ziemlich fortgeholffen.

Beyde Uberſetzungen geben die Dudaim, welche Rahel von ihrer Schweſter Lea begehrte, durch Mandragora. 1 Moſ. 30, 14. Das hat einigen Gelegenheit gegeben zu ſagen, Rahel habe die Krafft der Mandragora wohl gewuſt, und ſie deshalb ſo ſehnlich von ihrer Schweſter begehret, damit ſie dadurch fruchtbar werden mögte. Sie beſchreiben die Mandragora als ein Kraut, deren Blume lieblich, und die Frucht gut zu eſſen geweſen. Wenigſtens müſſen dieſe Dudaim einen guten Geruch gehabt haben, weil wir leſen Cantic. 7, 13. Die *Dudaim* geben den Geruch. Aber eben daraus läſſet ſich ſchlieſſen, daß es ein gantz ander Gewächſe als die Mandragora ſey, welche einen böſen Geruch von ſich gibt, und das Haupt ſchläfferig und toll macht. Geſetzt auch Dudaim ſey die Mandragora geweſen, woher will man ſchlieſſen, daß Rahel dieſelbige begehret, um dadurch fruchtbar zu werden?

Noch iſt eine Meynung vom Allraun übrig, nemlich dieſe, daß der Teuffel mit ſolcher Wurtzel ſein Spiel habe, und dasjenige ſelbſt bewerckſtellige, was andere der Krafft der Wurtzel zuſchreiben. Er ſoll gar dergleichen Wurtzeln ſelbſt zurichten, und ſie unter den Galgen practiciren, um damit die Menſchen zu fahen, und ins ewige Verderben zu ſtürtzen. D. Hartmann iſt auf dieſen Einfall gerathen. Er ſchreibt: (*) Oder

(*) Loco ſupra Cit.

vermeyneſt du, der Teuffel habe nicht gnugſame Wiſſenſchafft, und natürlicher Sachen Erkänntniß, daß er aus irgend einer Wurtzel ein Allräunchen zurichten könne, (könnens doch die Landſtreicher) und dorthin unter den Galgen *partiren*, allwo es der Menſch, der ihm in ſeine Stricke zu fallen entgegen lauft, auszugraben beſchloſſen. Man ſagt auch, der Teuffel ſtehle den Leuten das Geld, und lege es zu der Wurtzel, inſonderheit aber entwende er es denen Leuten, die zuvor bey den Allraun-Beſitzern ihr grobes Geld wechſeln laſſen. Mich wundert, warum man nicht auch hinzugeſetzt, der Teuffel ſegne die, ſo ein Allräunchen haben, unvermerckt in ihrer Nahrung, und mache die unfruchtbaren fruchtbar. Das ſoll ja auch eine Würckung des Allrauns ſeyn. Es iſt aber für den Teuffel zuviel, und man würde ſolchergeſtalt ſeine Macht zu groß, und der göttlichen Allmacht gleich machen. Man muß es demnach nothwendig für ein falſches Vorgeben der Betrüger halten. Sind aber dieſe Würckungen des Allrauns falſch und erlogen, ſo hat man Urſach gnug zu glauben, es werden die übrigen auch erdichtet ſeyn, und niemahls ein Menſch dieſe Wurtzel in vollkommener menſchlicher Geſtalt unter dem Galgen gefunden, noch dadurch Geld erlangt haben. Die Arbeit ſcheint für den Teuffel zu niederträchtig, daß er ſolte eine Wurtzel ausſchnitzen, und ſie unter den Galgen vergraben, um damit die Menſchen zu berücken. Er weiß viel andere ſubtilere Griffe, derer er ſich

 alſo

alſo zum Verderben der Menſchen bedienet, daß es ſie nicht einmahl wiſſen oder mercken. Wann wir ſetzen, daß GOtt allemahl dem Teuffel einen Leib bilden muß, wann er erſcheinen oder cörperliche Verrichtungen übernehmen will, ſo würde es ungereimt heraus kommen, daß er ihm einen Leib bilden ſolte, damit er könte eine Wurtzel ausgraben, ſie ausſchnitzen, und wieder in die Erde verſcharren. Dis ſind ſo wichtige Dinge nicht, weswegen GOtt etwas auſſerordentliches thun ſolte. Von dem Gelde haben wir im vorhergehenden Artickel gehöret, daß GOtt zu Verhütung unendlicher Unordnung, dem Teuffel darüber keine Macht zugeſtehe, folglich darf er es nicht dem einen ſtehlen, und dem andern zuwenden.

Hieraus iſt offenbar, daß es mit dem Allraun bloß auf eine Betrügerey hinaus lauffe.

Register.

Weil im Abdruck des 7ten Stücks die *Pagina* unrecht gerathen, und nachdem ſie bis 637. geſtiegen, ſich darauf von 368. wieder anfangen, und alſo durch das 7te und 8te Stück fortgeſetzt werden: So hat man die *pag.* wovor ein * ſtehet, im 7. und 8ten Stück zu ſuchen.

A.

Abaris fliegt mit einem Pfeil durch die Lufft. 390.

Abel, Däniſcher König, ein wütender Jäger. *451.

Aberglaube, Ciceronis Urtheil davon. 243. deſſen Eigenſchafft. 272.

Ablaß, woher entſtanden. 632.

Acker, qvillet Blut. 312.

Adam, der erſte Aſtrologus. 123. hat fliegen können 391. ein Magus und Doctor in allen Facultæten. 423. hat einen beſondern Engel. 525.

Adalbertus, ſpücket bey lebendigem Leibe. *407.

Aderlaſſen/ ſoll man nicht in den Hunds-Tagen. 206.

Adler, halten eine Schlacht. 224. erſcheinen in der Lufft. 348. höltzerner fliegt in der Lufft. 428.
Æther, oder Himmels-Lufft was ſie ſey. 140.
Agnus dei, vertreibt die Geſpenſter. 606.
Ahndungen, 238. was ſie ſeyn. 247. werden dem Schutz-Geiſt zugeſchrieben. 251. treffen ſelten ein. 253.
Alchimiſten, ſind Windmacher. 394.
Allraun, wo zu ſuchen *556. Wie man ihn gräbt *557. Wie ihm die Betrüger verfertigen *566. Soll ſeinen Urſprung von der Bunds-Lade haben *563. Ob dabey der Teuffel ſein Spiel habe *569. Damit iſts nur Betrügerey *571.
Allraunen, Wahrſagerinnen der alten Teutſchen *564.
Ameiſen, halten eine Schlacht. 224.
Amtmann, ſpücket bey lebendigem Leibe. 620.
Anhängſel, wider die böſe Geiſter. *522.
Antidius, reiſet auf einem Bock durch die Lufft nach Rom. 405.
Apollonius Thyaneus, verkündigt Domitiani Tod. 276.
Archeus, oder Welt-Geiſt. *382.
Arturus, ein greulicher Rieſe. *450.
Artzney, nicht in den Hundstagen zu nehmen. 206.
Aſch-Regen. 356.
Aſcletarion, ſtellet Domitiano die Nativitæt. 180.
Aſtrologie, was ſie ſey. 120. iſt ſehr alt. 122. wer ſie erſt erfunden. 125. was davon zu halten. 126.

126. Lutheri Urtheil davon. 143. wird von einem Bauern verſpottet. 145. man verſteht ſie nicht recht mehr. 149. hat oft Schaden angerichtet. 151. wird verbothen. 153.
Aſtrologus, ein Jüdiſcher hat einen weiſen Einfall. 190. zu Venedig wird mit ſeiner Kunſt verſpottet. 191. ihre Weiſſagungen treffen zuweilen ein. 188. ſchlagen auch fehl ibid. ſie müſſen den Narren Zins geben. 151.
Aſtral-Geiſt, 624. ob er ein weſentlich Stück des Menſchen. * 378. woher er entſtehet * 380. * 398. ob nach dem Tode des Menſchen übrig bleibt * 399. ob und wie er erſcheinet und verſchwindet * 401. ihm kleben nach dem Tode viele Unreinigkeiten an. * 405.
Athem holen, fällt auf den hohen Bergen ſchwer. 411.
Auerhahn, ein Geiſt. 491.
Aubigne, kan für einem Geſpenſt das Vater Unſer nicht ruhig beten. 615.
Ave Maria, vertreibt die Geſpenſter. 608.
Augen, von Löwen oder Hahnen machen hertzhaft. 426.
Ausdünſtungen, werden ſichtbar. 580.

B.

Baaras, Wurtzel *557.
Bannen der Geiſter, 492. wie es geſchicht. * 495. * 501. ſeqq. dadurch kan man Königreiche bezwingen, und ein Herr der gantzen Welt werden. * 505. ob möglich. * 515. ob rathſam. * 519.
Bäume, ſtehen unter den Planeten. 155.

Barometron, 197.
Barottini, will durch die Lufft fliegen. 414.
Berg-Geiſter, *421. ſind von zweyerley Gattung *422. verwahren die unterirrdiſchen Schätze *423. iſt Fabel-Werck damit *425. Hiſtorien davon *426.
Begraben werden/ oft Leute die noch leben. *474. freſſen ihr eigen Fleiſch *476.
Beſchwerer der Geiſter/ was von ihnen erfordert wird *502.
Bley-Regen. 365.
Blut/ Zeichen. 298. Meer in America. 304. des H. Januarii zu Neapolis. 319. quillet aus der Erde. 312. Regen. 352. fällt zu Brüſſel. 354. entſtehet von Mineraliſchen Dünſten. 355.
Bogen, mit Pfeilen erſcheinet in der Lufft. 348.
Brod/ wird blutig. 305. Soll man beym Schatz-graben bey ſich tragen *539.
Brunnen, bedeuten ein gutes und ſchlechtes Jahr. 221. erſcheinen Blutroth. 301.
Büchſen-Pulver. 446.
Burcolaccas. 483. werden mit den Vampyren verglichen. ibid. dabey haben die Griechiſche Popen ihr Intereſſe. *488.

C.

C*Abbala*, hat viele verführt. 485. Practiſche iſt eine betrügeriſche Erfindung. *500.
Cardanus, ſtellt Chriſto die Nativitæt. 197. hat einen Geiſt. 523.
Carthäuſer-Orden/ deſſen Urſprung. 634.
Characteres, ſollen groſſe Krafft haben. 430.
Chifung, ein Kraut zeigt die künftige Witterung 202.

Chriſt-Nacht, wird mißbraucht. 83.
Chryſolith, vertreibt die Geſpenſter. 606.
Circkel, machen die Teuffels-Banner um ſich. *522.
Cometen, ob ſie etwas bedeuten. 194. was ſie ſeyn. 324. deren Schweiff, woher er entſtehet. 330. bedeuten nichts böſes. 332. Lutheri Urtheil davon. 337.
Commendant, von einem Geſpenſte gewarnet. 614.
Commercium, zwiſchen Seel und Leib. 462.
Creutze blutige, am Himmel. 301. fallen auf die Menſchen. 308. ſind von Mönchen und Pfaffen erſonnen. 309.
Creutzfahrer, hatten ein rothes Creutz zum Feld-Zeichen. 311.
Critiſche Tage, der Aertzte. 44.
Crone, erſcheinet in der Lufft, 240.

D.

D*Ædalus*, fliegt durch die Lufft. 390.
Dencken, wie es geſchicht. 448.
Diamant, ſoll Geſpenſter vertreiben. 606.
Donner, halten die Sineſer für ein lebendiges Thier. 378.
Donner-Keil, 371. wo er gefunden wird. 374. woher er entſtehet. 375. Carteſii Meynung davon. 379. abergläubiſcher Gebrauch deſſelben. 382. Wird in Geſtalt eines Creutzes gefunden. 382.
Drache fliegender 342. lächerliche Hiſtorien davon. 343.
Dresdniſcher Mönch ein Geſpenſt. 278.
Dudaim, ob Mandragora ſey *569.
Dünſte, woraus ſie beſtehen. 580.

Ebbe, und Fluth rühren vom Mond her. 131.
Edelmann, in einem Hund verwandelt. 225.
Edelleute, 2. verſtorbene dictiren einen Brieff. 637.
Eich-Aepffel, zeigen die künftige Witterung an. 200.
Eigenſchaften, verborgene. 433.
Einbildung, was ſie iſt. *391. *514. ob dadurch die Geiſter zu zwingen. *513. iſt von wunderlicher Würckung *515.
Einbildungs-Krafft, iſt bey den ſterbenden ſtarck. 288.
Eiſen-Regen. 365.
Eckart, der getreue. *447.
Electrum, was es ſey. *508.
Elieſer, Abrahams Knecht begehret von GOtt ein Zeichen. 244.
Empfindung, was ſie iſt. *390.
Empuſa, ein Geſpenſt. 611.
Ende, der Menſchen ob GOtt vorher anzeige. 289.
Engel, macht dem Menſchen ſein Ende kund. 286. erſcheinet in den Wolcken. 349. hundert tauſend auf einer Nadel-Spitze. 479. wie ſich GOtt derſelben bedienet. 486. ihre Ordnungen. 494. 497. des göttlichen Angeſichts. 494. wunderliche Eintheilung derſelben. 500. ihre Anzahl. 508. 509. ihre Verrichtungen. 510. ſollen miteinander ſpielen, tantzen, und ſpringen. 511. ſitzen den Menſchen auf den Schultern. 513. können erſcheinen. 550. wie ſie den Menſchen dienen * 518.

Enthu-

Enthuſiaſterey, von wem ausgeheckt. 393.
Erdbeben, ob für ein Wunderzeichen zu halten. 219. hat ſeine natürliche Urſachen. 233.
Erde, ob ſie der Geiſter Eigenthum *534.
Erd-Geiſter. 489.
Erich, König in Schweden fliegt durch die Lufft. 396.
Erſcheinung, der abgeſchiedenen Seelen. 624.
Ertz-Engel, warum ſie alſo heiſſen. 507.
Erwehlungen, der Zeiten. 211.
Evangelium Johannis, vertreibt Geſpenſter. 606.
Euphrat, den Römern fatal. 94.
Exorciſten, vertreiben Geſpenſter. 607.

F.

FAll, im Hauſe ein Todes-Vorbothe. 263.
Fatalitæt, was ſie ſey. 56. heydniſche iſt ungereimt. 56. vernünftige. 57. gewiſſer Oerter 93. gewiſſer Nahmen 107. gewiſſer Tage 68. 69.
Fatalis Periodus, der Königreiche und Republiquen. 63.
Fege-Feuer, woher entſtanden. 631. wird wiederlegt. *376.
Feigenbaum, macht unbändige Ochſen zahm. 426.
Feld-Teuffel, ſind wilde Böcke. 563.
Fels, auf welchem 2. Armeen von Geſpenſtern. 613.
Feſt aller Seelen, deſſen Urſprung. 633.
Feuer, vertreibt die Teuffel. *521. brennet wo Schätze ſtehen *538. Solches kan nicht jedermann ſehen *538.

Feuer-Regen. 359.
Feuer-Geiſter. 489.
Finſterniß, an Sonn und Mond, woher ſie komme. 339. ob ſie etwas bedeute. 194. 340. dafür erſchrecken viele. 338. dabey fallen Leute in Ohnmacht. 341.
Fiſche, im Teich ſind Todes Vorbothen. 263.
Fiſch-Regen. 366.
Fix-Sterne, rücken fort. 17. lauffen nicht mit dem Himmel um. 21. ſind lauter Sonnen. 29. ſtehen ſehr weit von uns ab. 130. erſtrecken ſich ins unendliche hinaus. 385. ob ſie beſeelte Cörper ſind. 481.
Fleiſch-Regen. 365.
Fliegen, durch die Lufft haben einige gewollt. 414.
Flohr-Regen. 364.
Fluß, ſo gut oder ſchlecht Jahr andeutet. 221.
Freyheit, des menſchlichen Willens, worin ſie beſtehe. 450.
Froſch-Leich, verfrorner färbt das Waſſer roth. 302.
Froſch-Regen. 366.
Fruchtbarkeit, des künftigen Jahres erkennet Thales aus dem Geſtirn. 145.
Fuhrmann, ein Aſtrologiſcher Prophet. 184.
Fürbitte, für die Verſtorbenen, woher ſie entſtanden. 631.
Fürſt, des Königreichs Perſien, wer dadurch zu verſtehen. 541.
Fürſten, der Engel. 494.
Fürſtliche Perſonen, zwey erſcheinen nach dem Tode, und verſöhnen ſich. * 369.

Gabriel,

G*Abriel*, ein Fürſt der Engel. 494. 502.

Galeacius, Hertzog zu Mayland läſt ſich die Nativitæt ſtellen. 182.

Gauckler, ſteigt in den Himmel. 397. 399.

Gebet, beym Geiſter-bannen. * 507.

Geiſt, was er ſey. 454. worin ſein Weſen beſtehet. 456. ob er auf die Cörper würcket. 458. * 372. bringt 7. andere Geiſter mit ſich. 523.

Geiſter, können nicht Wunder thun. 433. ob es welche gebe. 447. 452. können nicht geleugnet werden. 453. ob ſie einen Leib haben. 463. 473. 490. wo ſie ſich befinden. 477. Armeen. 481. regieren die Welt. 484. ſind mancherley. 488. ob ſie ſterblich, oder unſterblich. 490. ob ſie junge Geiſter zeugen. 490. haben eine einige Republic. 491. derſelben wunderliche Nahmen. 492. 495. haben einen Schatten-Leib. 516. ſieben in einem Cryſtall. 533. laſſen ſich nicht einſchlieſſen 533. 535. werden vererbt, verkaufft und verſchenckt. 534. können nicht nach ihrem Belieben einen Leib annehmen. 545. ſind zweyerley, gute und böſe. 550. ob ſie die Schätze lieben und annehmen. *535. ob man ſie zwingen könne die Schätze zu bewachen *535. müſſen beym Schatzgraben beſchworen werden *539. ob ſie Gewalt haben über vergrabene Schätze *540. ob ſie Gewalt haben über der Menſchen Geld *542. bieten den Menſchen Schätze an *545. bringen Kleinodien *545. Bö-

ſe, können erſcheinen 554. ob ſie können beruffen werden. *521. wie ſie zu vertreiben *522. 523. 524. Der Planeten haben ihre beſondere Verrichtungen und Zeichen. *501.
Gehofiſches Geſpenſt. 618.
Genius. 512.
Geräuſch, in den Gräbern ein Todes-Vorbothe. 263.
Geſpenſter, erſcheinen, und verkündigen den Tod. 277. was man dadurch verſtehe. 545. ſind nicht Ausdünſtungen der verfaulten menſchlichen Leichname. 564. rühren nicht her vom Aſtral-Geiſt 566. ſind Erſcheinungen des Teuffels. 566. wie ſie des Nachts ſichtbar werden. 587. ſind nicht ſo viel und häufig. 589. Geſchichte, woher ſie entſtehen. 591. von wem ſie geſehen werden. 594. werden durch Betrug erdacht und ausgeheckt. 594. Geſchichte, unter 1000. iſt kaum eine wahr. 599. können nicht durch verſchloſſene Thüren und Wände kommen. 601. können nicht durch abergläubiſche Mittel vertrieben werden 605. werden in einen Sack geſteckt. 607. das ſicherſte Mittel ſie zu vertreiben. 608.
Getreuer *Eckart* * 447.
Gideon, begehret ein Zeichen. 245.
Glaube, ob dadurch die Geiſter herbey zu bringen. * 513.
Glocken, ſo von ſich ſelbſt läuten, ſind Todes-Vorboten. 263. vertreiben die Geſpenſter. 606.
Glöckchen, wodurch die Geiſter herbey zu ruffen.

ſen. *507. Virgilii erſchreckt die Huren. *509.
Göetie, was ſie iſt *494.
Gold-Regen. 365.
Gräber, Geräuſch darin, kan entſtehen von Einfallen des Sarges. *473.
Grant, ein Geſpenſt in Engelland. 261.
Griechen, glauben der Teuffel habe Gewalt über die in Bann verſtorbene Cörper. *482.

H.

Haaſe, läufft über den Weg, wie es nichts gutes bedeute. 243.
Haus, vom Teuffel bewohnet. 608.
Haut, von Löwen macht den Menſchen hertzhaft. 426.
Hecke-Thaler. 87. Hiſtorie davon. 90.
Hellequini, Familie beſteht aus Seelen der Verſtorbenen. *447.
Hembde, zum Schatz-graben *540.
Henrico IV. Könige in Franckreich ahndet ſein Tod. 249.
Heuſchrecken, kommen aus dem Mond. 407.
Hierarchia Cæleſtis, 493. Lutheri Urtheil davon. 499.
Hiobs Geſchichte, iſt mit Poetiſchen Umſtänden beſchrieben. 569.
Himmel, ob geſuncken. 147.
Himmliſche Zeichen, im Thier-Creyß haben keine Aehnlichkeit mit den Thieren. 150.
Himmel, bildet man ſich als eine hole Kugel ein *391.
Hörſelberg, in Thüringen der Sitz des wütenden Heers. *445.

Home-

Homeri Ilias, in einer Nuß-Schale. 429.
Horn, Oldenburgiſches *545.
Hoſtien, blutige. 313.
Hund, mit einem ſilbern Hals-Band, wird ein Menſch. 225.
Hunde, wovon ſie toll werden. 205. verlaſſen die Menſchen. 224. fallen Leute an und heulen ungewöhnlich. ibid. Ihr heulen bedeutet eine Leiche. 258. ſpüren den Todten-Geruch der ſterbenden. 267.
Hunds-Stern, zeigt das künſtige Wetter. 207.
Hunds-Tage, woher ſie heiß. 204. Ferien darin, woher ſie rühren. 206.
Hütchen, der Hildesheimiſche Kobold bewachet ein unzüchtiges Weib *413.
Hyena, ein Thier, frißt todte Cörper 822.

J.

Jäger-Heer, ein Geſpenſtiſcher Aufzug *449. Geſchichte davon. *450.
Ibrand, ein Waſſer-Weib in Dännemarck. *440.
Ignatius Lojola, ſpücket bey lebendigem Leibe. *407.
Indianer, halten die Seelen für unſterblich. *371.
Johannis-Kraut, ſoll Geſpenſter vertreiben. 606. Würmlein leuchten im finſtern. 345.
Jonathan, begehrt ein Zeichen. 246.
Irrwiſche. 344.
Ißländer, können ſcharff ſehen. 516.
Juliani Apoſtate, Tod wird durch Zeichen kund gemacht. 275.

Kälber,

K.
Kälber-Regen. 365.
Kälte, drückt die Lufft zuſammen. 572.
Katzen Geſchrey ein Todes-Vorbothe. 263.
Kehrbergiſches Wunder-Kind. 71.
Ketilbiorn, vergräbt ſein Geld. *541.
Kieffhäuſer Berg, darinn ſitzt Kayſer Friede-
rich mit ſeinen Schätzen *551.
Kinder, haben niemahls Wunder gethan. 75.
zu gleicher Zeit gebohren, haben nicht einer-
ley Temperament. 177.
Klage-Mutter, ein Geſpenſt. 260.
Klöter-Pott, ein Kraut macht das Brod röth-
lich blau. 306.
Kobold *408. Geſchichte davon. *410. eſſen
gern Fröſche. *410. holen Bier aus dem
Kruge. *411. müſſen geſpeiſet werden. *412.
machen das Küchen-Geräthe rein *413.
ſtellet die Uhr und ſtriegelt die Pferde *414.
Es iſt gemeiniglich Betrügerey damit *418.
Kohlen-Dampf, iſt tödtlich *555.
Kopff hölzerner redet. 429. eines aufgefreſſenen
Kindes redet noch. *370.
Korn-Regen. 362.
Krähen, halten eine Schlacht. 244.
Kräuter, ſtehen unter den Planeten. 155.
Krebſe, wann ſie am beſten und völlſten. 135.
wie ſie in groſſer Menge zu zeugen. 149.
Kriegs-Heer, ſtreitendes in der Lufft. 348.
Kröten, und Spinnen ſind einander feind. 436.
L.
Länder, haben einen Schutz-Geiſt. 539.
Leichen, Proceſſiones erſcheinen in der Lufft.
348.
Leip-

Leipziger, Stadt-Graben in Blut verwandelt. 303.
Lichtſcheu-Geiſter. 489.
Linſen-Gerichte, wird blutig. 305.
Löwe, ob er ſich für dem Hahnen-Geſchrey fürchte. 436. Löwen erſcheinen in der Lufft. 348.
Lufft, ihre Eigenſchaft mit einer Uhr-Feder verglichen. 411. ohne dieſelbe kan der Menſch nicht leben. ibid. kan ausgedehnet und wieder zuſammen gedruckt werden. 571. **Creyß** wie weit er gehe. 410. **Erſcheinungen.** 348. beſtehen in der menſchlichen Einbildung. 349. in Sachſen. 351. **Geiſter.** 489. **Leib**, kan nicht ſichtbar werden. 576. **Reiſen**, 390. ob durch Hülffe des Teuffels geſchehen. 395. mit kupffern Kugeln. 412. gehören unter die weiſe Narrheiten. 414. was dabey zu bedencken. 415. **Schiff.** 415.
Luthero, wird von ſeinen Feinden die Nativitæt geſtellt. 198.

M.

Mägdchen, mit Blut beſprengt. 322.
Mäuſe, bedeuten nichts guts. 222. groſſe Menge derſelben. 223. haben Leute aufgefreſſen. ibid. wiſſen den Einfall eines Hauſes vorher. 223. **Regen.** 369.
Magi, machen ſich ſehr groß. 424
Magie, 419. ihr Urſprung. 422. iſt auf falſche Gründe gebauet. 430. kan nicht Wunder-Wercke thun. 432. iſt keine beſondere Wiſſenſchaft, ſondern gehört zur Natur-Lehre, Medicin und Mathematic. 441.

Magne-

Magnetiſche Krafft der Erden. 408. ſeqq.
Mariä Reinigungs Tag. 200.
Mandragora, *556. iſt männliches und weibliches Geſchlechts *558.
Marſilius Ficinus, erſcheinet nach dem Tode. 637.
Martins Gans, zeigt die künfftige Witterung. 201.
Maulſchellen, von einer unſichtbaren Hand. 615.
Medardi Tag. 199.
Meer-Wunder, zu Raguſa erdichtetes *441.
Menſch, wie lange er ohne Speiſe und Tranck leben kan. 47. ob er aus 3. weſentlichen Stücken beſtehet. 385.
Menſchen in Hunde verwandelt. 224. wohnen unter der Erde. *427.
Menſchlicher Leib, wird durch die Lufft geführet. 393.
Metallen, ſtehen unter den Planeten. 155.
Michael, ein Engel-Fürſt. 494. 502. deſſen Streit mit dem Drachen. 541.
Michaelis Tag. 199.
Milch-Regen. 365.
Mißgeburten, kommen aus natürlichen Urſachen. 216.
Monſüchtig, was es für eine Kranckheit. 139.
Mond, deſſen Veränderung und Lauff. 46. läſt keine Wärme von ſich ſpüren. 131. ſeine Würckungen ſind falſch und erdichtet. 131. 208. iſt ein kalter und feuchter Planet. 133. gleich unſerer Erde. 134. ſcheinet roth. 299. Reiſe mit Schwanen. 407.
Mücke, eiſerne fliegt. 428.
Muſic, ein Todes Vorbote. 287. höret Jacob Böhm vor ſeinem Ende. 288. vertreibt den Teuffel *522.

Myſti-

Myſtiſche Theologie, von den Schwärmern und Enthuſiaſten hochgehalten *379.

N.

Nacht-Eule, ein Todes Vorbothe. 262.
Nachtigall, iſt eine verdammte Seele. 636.
Nagel, von der Todten-Baar ſoll Geſpenſter vertreiben. 606.
Nahme, Johannes ſehr glücklich. 116.
Nahmen, der heiligen geben die Papiſten ihren Kindern. 108. Aberglaube dabey. 109. ſind glücklich und unglücklich. 113. haben einige geändert. 117. inſonderheit die Päbſte. 118. ingleichen Schach Solymann. 119.
Nahmen GOttes, ſind von groſſer Kraft *498. was dadurch zu verſtehen *499.
Nativitat-ſtellen, iſt zweyerley. 153. wird ſehr hoch getrieben. 191.
Nebel, woher er entſtehet. 586.
Neben-Sonnen, und Monde. 342.
Necromantie, was ſie iſt. *525. iſt ſehr alt. *527. wird von einem Prieſter practicirt. *527. im Pabſtthum. *529. der heydniſchen Pfaffen war Betrügerey *532. was davon zu halten *530.
Neſſeln, vertreiben die Geſpenſter. 606.
Neue Dinge, werden noch immer entdecket. 443.
Nieſen. 241.
Nil-Fluß, hat 7. Ausflüſſe. 36. macht das Land fruchtbar. 221.
Nord-Licht. 350.

O.

Och, der Sonnen-Geiſt beſitzt die Schätze *539.

Odem,

Odem, in der Schöpffung eingeblaſen, was dadurch zu verſtehen. *394.
Oerter, vom Teuffel bewohnt. 608.
Ohr klingen. 241.
Omina, ſind gegebene oder genommene. 241. von GOtt begehrte, oder ſelbſt erwehlte. 244.
Oryx, eine Egyptiſche Ziege ſiehet in die Sonne. 207.
Otte Peter hat mit dem Teuffel einen Bund. 615. iſt ein Betrüger geweſen ibid.

P.

PAlladium. * 546.
Palmen, geweihete vertreiben Geſpenſter. 606.
Pappier-Regen. 364.
Petri Engel, oder Schutz-Geiſt. 527.
Pfirſinge, rothe zu zeugen. 427.
Phœnix, Vogel, deſſen Geſtalt und Bedeutung. 19.
Phosphorus. 589.
Pignora felicitatis. * 546. woher entſtanden * 546.
Planeten, ſind mehr als ſieben. 36. ihre Kräffte und Würckung. 160. ihr Stand und Aſpecten. 175. ob ſie beſeelte Cörper. 481. haben gewiſſe Nahmen. 482.
Platoniſches groſſes Welt-Jahr, was dadurch verſtanden werde. 1. 16. Hiſtorie davon. 30.
Plotinus, hat einen Geiſt. 522.
Politiſche Räncke gebrauchen die Römer. 240.
Polycritus, erſcheint nach dem Tode, und friſt ſein Kind. * 370.
Portulack, vertreibt Geſpenſter. 606.
Poſtellus, converſirt mit dem Engel Raziel. 523.
Prodigia, was ſie ſeyn. 214.
Propheceyungen, der Sternſeher treffen mannigmahl ein. 143.

Purgiren, ſoll man nicht in den Hunds-Tagen. 206.
Pythagoriſch-Platoniſche Philoſophie 488. richtet Schaden an. *493.

R.

Raab Fluß, den Türcken fatal. 95.
Raphael, ein Engel-Fürſt. 494. 502.
Ratzen, bedeuten nichts gutes. 222. Fänger, deſſen Prahlerey wird zu Schanden. *511.
Raum, was er ſey. 467. ſeqq.
Rebundus, ſpücket in der Dom-Kirche zu Lübeck. 264.
Regen. 352. wie er entſtehet. 581.
Religionen, wird die Nativitæt geſtellet. 194.
Reiſen, nach dem Mond. 407. ſeqq.
Ring, wird in der Wunde eines ermordeten Cörpers gefunden. *372.
Röhr-Waſſer, zu Dresden wird Blutroth. 323.
Rogge-Mühne, ein Geſpenſt. *433.
Rübezahl, ein Geſpenſt. 609. Hiſtorien davon. 610.
Ruthen, feurige erſcheinen in der Lufft. 348.

S.

Saiten, von Wolffs- und Schaafs-Därmen ſtimmen nicht. 438.
Sammael, Engel des Todes. 273.
Samuel, erſcheinet. 562.
Satan, plagt Hiob. 568.
Scaliger, hat einen geheimen Geiſt. 525.
Schatz-graben, dabey werden ſchändliche Dinge gebraucht *540.
Schatz-Gräber, wie ſie Leute betriegen *551. Jenaiſche *552.

Schätze, ſuchten die Alten zu verbergen *533. werden von Geiſtern und Schlangen bewacht. *533. 534. Wie aufzuſuchen *538. Sucht man mehr in der Erde als drinnen ſind *536. deren Wegweichung wie zu verhüten *538. werden in der Erde fortgerückt *548. in Kohlen verwandelt *548.

Scharf-Richter, vertreiben Geſpenſter. 607.

Schemhamphoraſch, dadurch zwingt Salomo den Teuffel *498.

Schiff, von Stroh, damit durch die Lufft zu fahren. 414. bedecket eine Biene mit ihren Flügeln. 429.

Schiffs-Flotte, erſcheinet in der Lufft. 348.

Schlange, im Paradies ein teuffeliſches Geſpenſt. 559. Schlangen halten eine Schlacht. 223. ob aus dem menſchlichen Cörper gezeugt werden. *473.

Schmatzen der Todten, ob es von GOtt komme *464. ob vom Teuffel *466. oder von Hexen ibid. ob von Schlangen und andern Thieren *472. ob es die vegetativiſche Seele würckt *467. kan Einbildung der lebendigen ſeyn *475.

Schnäutzen der Sterne. 343.

Schüſſeln, 1600. von Helffenbein in einem Pfeffer-Korn. 429.

Schuhe unrecht anziehen. 243.

Schuſter, zu Augſpurg flieget. 414.

Schutz-Engel, 512. Lutheri Meynung davon. 526. werden Sclaviſch tractirt. 530. ihnen dedicirt man Bücher. 531.

Schwalben, ziehen nach dem Mond. 407.

Schweffel-Regen. 358.

Schweiß, blutiger. 306.
Seele, ob ſie eine Krafft hat zu weiſſagen. 251. ob ſie ihren Cörper bewegt. 459. und Leib, wie miteinander vereinigt *380. Solches iſt ein philoſophiſches Geheimniß. *388.
Seelen, der abgeſtorbenen erſcheinen. 277. ob ſie erſcheinen können. 624. *372. wo ſie nach dem Tode bleiben. 625. der Juden Meynung davon. *371. treiben mit den Weibern das eheliche Werck *461. *485. wie ſie zu beruffen *527. Reinigung, dadurch kommt man zum Umgang mit den Geiſtern *495.
Seen, erſcheinen Blutroth. 301. 303.
See-Mann, ſtellt den Weibs-Perſonen nach. *442. Menſchen. *437. Weib, auf dem Trauer-See. *432. verheyrathet ſich an einen Mann *442. zu Harlem lernt ſpinnen. *441.
Sehen, wie es geſchicht. 603.
Servius Tullius, eine Flamme um ſein Haupt. 239.
Sieben-Geſtirn, hat mehr denn 7. Sterne. 37.
Siebenmahl, ſo viel als oftmahl. 39.
Siebenter Sohn, ob er könne Kranckheiten heilen. 72.
Siebente Zahl, ob ſie heilig. 33. ob voller Geheimniſſe. 37. ob ſie fatal. 58.
Sieben-Schläffer. 199.
Silber-Regen. 365.
Simon, der Zauberer ob er geflogen. 396.

Sire-

Sirenen, wo ſie ſich aufhalten. *436.
Sirius, oder Hunds-Stern, hat wunderliche Würckung. 204.
Socrates, hat einen geheimen Geiſt. 517.
Sonne, wird Blutroth. 299.
Sonntag, Lætare der Todten-Sonntag. 65. Judica der ſchwartze Sonntag. 67.
Sonntags-Kinder, können Geſpenſter ſehen. 602.
Spargis, macht die Leute ſchön. 427.
Spinoza, deſſen Meynung von den Weiſſagungen. 252.
Spiritus familiares. 532.
Spreng-Wurtzel. *549.
Spücken, bey lebendigem Leibe. 619. könte viel böſes ſtifften. 621. wird dem Aſtral-Geiſt zugeſchrieben. *406.
Städte, haben einen Schutz-Geiſt. 539.
Stanislaus, ruffet einen Verſtorbenen aus dem Grabe. *530.
Stein-Regen. 361.
Sterbende, ruffen ihre Verwandten mit Nahmen. 250.
Sterne, hielten die Heyden für Götter. 125. 127. ob ſie eine Seele haben. 127. ſchweben im freyen Raum. 128. ob ſie einen Einfluß auf der Erde haben. 129. können nicht Glück oder Unglück verkündigen. 164. treiben den Menſchen nicht an zum böſen. 166. formiren ein Alphabet. 199.

Steuchler, ein Spielmann reiſet durch die Lufft. 398.
Stöfler, ſtellt ſich die Nativitæt. 183.
Stockholmiſches Geſpenſt. *371.
Stoici, ihre Meynung von den Welt-Periodis. 18.
Störche, ziehen nach dem Mond. 407.
Striges, Vögel freſſen todte Cörper. *472.
Strumpf-Band, ſoll die Geſpenſter zurück halten. 606.
Stuffen-Jahr, das groſſe. 31. welche ſolche ſeyn. 52. 53. Sind Aberglaube. 54. werden von den Poeten unterhalten. 55.
Stunde, der Geburt glücklich oder unglücklich. 161.
Sturmwinde, eine Straffe GOttes. 217. aber keine Wunder-Zeichen. ibid. Sind den göttlichen Abſichten gemäß, und haben ihren Nutzen. 231.

T.

TAge, glückliche und unglückliche. 80.
Tantzen, wird von den Sternen hergeleitet. 512.
Taube, höltzerne fliegt. 428.
Tauff-Stein, qvillet helles Waſſer. 313.
Teich, in Blut verwandelt. 302.
Teuffel, kan ſchwere Dinge nicht durch die Lufft führen. 400. trägt eine Säule von Rom nach Prage. 404. Erſcheinet Chriſto in menſchlicher Geſtalt. 564. kan ihm keinen

Leib aus der Lufft bilden. 566. *416. kan nicht Wunder thun. 579. deſſen eigner Character der Hochmuth. 416. kan nicht todte Cörper beleben, und aus dem Grabe führen *485. ob ſie die Schätze in ihrer Gewalt haben *543. ſollen Allraunen machen, und unter den Galgen vergraben *569.

Teuffels-Banner, vertreiben die Geſpenſter. 607.

Teuffels-Inſul, 608.

Thales, fället beym Stern-ſehen in eine Grube. 146.

Theophraſtus Paracelſus, hat einen Spiritum familiarem. 533.

Theurgie, *492.

Thiere, ſtehen unter den Planeten. 154. unvernünftige haben geredet. 226. haben keine Erkänntniß zukünfftiger Dinge. 266.

Thor, ein Abgott der alten Teutſchen. 377.

Thränen, blutige. 306.

Thraſullus, ſtellet Tiberio die Nativitæt. 179.

Thür-Schwelle, daran den Fuß ſtoſſen. 243.

Tod, kan man nicht entlauffen. 104.

Todes-Engel der Mahomethaner. 274. Stunde zu beſtimmen iſt eine unmögliche Sache. 181. Vorbothen 256. ob ſie dem Teuffel zuzuſchreiben. 271. ſind ſehr ungewiß und betrüglich. 291. werden inſonderheit beym Abſterben groſſer HErren erdichtet. 293. gründen ſich auf hören ſagen. 295.

Todte Cörper, ob ſie Hunger haben. *476. tragen Trauben, Aepffel ꝛc. in den Sarg *483. Urſachen ihrer Unverweslichkeit. *488. Urſachen ihres lebhafften Anſehens *489. haben Blut bey ſich. *490. Woher ihnen Haare und Nägel wachſen. ibid.

Todten-Geruch bey Sterbenden. 267.

Todten ſchmatzende, was ſie ſeynd. *458. wann ſie ſich hören laſſen. *459. deren Bedeutung. *ibid. Mittel dawider *460. erwürgen die Leute *462. belecken die Leichen-Tücher *475.

Tonnhauſer, wer er geweſen, und was er bedeute. *449.

Türckiſchen Reichs Untergang wird prophezeyet. 200.

V.

Vampyren, was ſie ſeyn *477. 2. Berichte davon. ibid. In Iſtrien. *485. Pohlniſche. *486. Schleſiſche. ibid. wie ſie zu entdecken. *484. Urtheil davon *491.

Venus-Berg *448.

Verborgene Eigenſchafften 433. warum ſie ſo heiſſen. 438. Sind den Geiſtern bekannt. 443.

Verklärung, der menſchlichen Leiber. 476.

Verlohrene Wiſſenſchafften und Künſte. 445.

Verſtand, hieß bey den Alten ein Geiſt. 522.

Vertrauen, zu dem Artzt hilfft viel zur Geneſung. 76.

Um-

Umlauf, der Sonnen und des Monds iſt gegen einander incommenſurabel. 26.

Uhr, unaufgezogene ſchlägt, ein Todes-Vorbothe. 263. 265. Feder ihre Beſchaffenheit. 410.

Ungeheuer, in Geſtalt eines Hundes tödtet Menſchen. 260.

Unſterblichkeit, der Seele. 625.

Unterirrdiſche Geiſter. 489.

Vögel, frembde laſſen ſich ſehen. 224.

Vogt, ein Aſtralogus. 187.

Uriel, ein Engel-Fürſt. 494.

W.

Wadel, oder rechte Zeit zum Holtz fällen. 137.

Wagen, mit 4. Pferden von einer Mücke bedeckt. 429.

Walpurgis-Nacht, 91.

Waſſer-Fluthen prophezeyen Unglück. 221. haben ihren Nutzen. 232. Geiſter 489. Menſchen. *435. einer wird auf den Braſiliſchen Küſten gefangen. *437. Nixe. *429. zeigen an, daß ein Menſch erſauffen werde. *434. *Nymphe* in Dännemarck *440. von Roſen und Pomerantzen-Blüthe verlieret den Geruch. 437. Uber der Veſte. 383. wollen einige ſehen können. 384. Origenis Meynung davon. 386. die beſte Erklärung davon. 388. Hiſtorien davon. ibid.

Weh-Mutter, wird unters Waſſer zu einer 6. Wöchnerin geführet *444.

Weibliches Geſchlecht, deſſen Feind iſt der Teuffel *459.

Weiderich, ein Kraut zähmet die Ochſen. 426.

Wein, im h. Abendmahl wird zu Blut. 315. jähret in den Fäſſern, wann der Weinſtock blühet. 437. Reben verdorren beym Kohl. ibid.

Weiſſe Frau, zu Berlin. 280. ihr Urſprung. 282. Poſſenſpiel mit dieſem Geſpenſte. 285.

Weiſſagungen, der Aſtrologorum ſind zweydeutig. 186.

Welt-Gebäude, halten einige für unendlich. 22.

Welt-Cörper, können zuſammen nicht wieder in ihren vorigen Stand gerathen. 29.

Welt-Weiſen, Heydniſche halten die Welt für ewig. 18.

Weſen, was es ſey. 456.

Weyh-Waſſer, vertreibt die Geſpenſter. 606.

Wetter, ändert der Menſchen Gemüth. 162. Prophezeyungen 197. gründet man auf die Aſpecten der Planeten. 202. treffen ſelten ein. 209.

Wilkins Vorſchlag zur Mond-Reiſe. 408.

Wilßnackiſche Blut. 317.

Wind, hebt ziemlich ſchwere Sachen in die Höhe. 404. Büchſe ihre Krafft. 586.

Witt-

Wittgenſteiniſches Fräulein ahndet ihr Tod. 250.

Wolf, läuft über den Weg. 243.

Wolcken, woher ſie entſtehen. 581.

Woll-Regen. 364.

Worte ſollen groſſe Krafft haben. 430.

Wütendes Heer, *444. hat ſeinen Nahmen von dem Abgott Wodan. *446. was es ſey. *452.

Wunder-Kind zu Kehrberg. 71. Wercke der Welt. 34. Zeichen, was ſie seyn. 214. ſind von den Wunder-Wercken unterſchieden. 215. werden GOtt zugeſchrieben. 229. haben ihre natürliche Urſachen. ibid. ſind Buß-Wecker. 235. bedeuten nichts gewiſſes. 236. Ihre Bedeutung trifft ſelten ein. 237. kan der Teuffel nicht würcken. ibid.

Wurm-Schnee. 369.

Wurtzel, vertreibt den Teuffel. *558.

Z.

ZAhn, güldener, Betrug damit. 228.

Zauberer, erregen Ungewitter. 397.

Zauber-Laterne. 421.

Zeichen, im Angeſicht, die den Tod andeuten. 257.

Zeit, iſt unendlich klein und theilbahr. 26. was ſie ſey. 49. abergläubiſche. 78.

Zoroa-

Zoroaſter, Erfinder der Magie. 425.

Zungen von Gänſen, Enten und Fröſchen, machen die Menſchen ſchwatzhafft. 426.

Zwey Perſonen ſehen ſich niemahls gantz gleich und ähnlich. 621. warum. 621.

Zwölff Tage zwiſchen Weyhnachten und H. Drey Könige, Aberglaube davon. 198.

Ver-

Verbeſſerungen.

Man beliebe zu leſen:

Pag. 23. lin. 13. vor Ecliphic, *Ecliptic.*

24. lin. 12. vor Eliphic, *Ecliptic.*

42. lin. penúlt. vor Polyt. *Polyb.*

59. lin. 30. vor Sůders, Sůdens.

61. lin. 22. vor Grobendonek, *Grobendonck.*

114. lin. penult. vor omnibus, *ominibus.*

133. vor Digbus, *Digby.*

197. lin. 26. vor Tyberius, *Tiberius.*

240. lin. 19. vor Strauſiacæ, *Arauſiacæ.*

247. lin. últ. *De morte ejusque præſenſione cap. 6. § 5.*

281. lin. penult. poſt Balbinus adde gehöret.

294. in fine, adde * *v. Amphith. Mag. Univerſæ Sect. 9. pag. 389.*

363. lin. 28. vor Browe, *Brown.*

383. lin. 15. vor στερείυμα, στερέωμα.

391. lin. 2. & 15. vor ἀιδροβάτης, ἀιθεροβάτης.

396. lin. ult. vor perfectione, *profectione.*

436. 2mahl vor Browe, *Brown.*

455. pag.

Pag. 455. lin. ult. adde poſt Theſ. 56. des 4ten Hauptſtücks.

* 383. poſt lin. ult. adde, Theſ. 2. des 5ten Hauptſtücks.

* 425. lin. 2. vor Browe, *Brown.*

Weil wegen Kürtze der Zeit nicht alles hat können gantz genau durchgeſehen werden, ſo überläſt man das übrige dem geneigten Leſer zum billigen Urtheil: Und erinnert uur noch, daß poſt pag. 200. aus Verſehen einige paginæ wiederholet worden. Poſt pag. 637. fangen ſie ſich wieder von 368. an, welches bereits vor dem Regiſter gemeldet worden.

XXXX (1-3) XI,83
XXXX (1+2) VII,86

A. Schedl

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wegner, Georg Wilhelm, 1692-1765

Schau-Platz Vieler Ungereimten Meynungen und Erzehlungen Nebst einem Register der vornehmsten Materien

Bd.: Erster Band

Berlin 1736

Phys.m. 296-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10133059-3
VD18 80034209